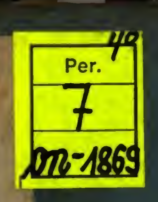


Digitized by Google

Per. 7 on (1869
4º

Franconia



Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 2. Mittwoch den 6. Januar. 1869.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Trente et quarente!

Trente et quarante! erschallts von grünen Tischen,
In heißem Wahnsinn tobt der Geist der Wette,
Hier rollt die goldne Kugel der Roulette, —
Oft fährt auch eine bleierne dazwischen.

Trente et quarante! erschallts vom grünen Tische,
Es naht ein Weib dem Hochaltar der Lügen,
Sie lächelt mit so unschuldvollen Zügen,
Wie das Madonnenbild aus seiner Nische.

Vertrauensvoll hängt sie am Arm des Gatten,
Der toll verliert; — die Gegner häufen Schätze;
Unsichtbar stellt der Wüstling seine Netze,
Wird ihre Tugend hier nicht bald ermatten?

Und dort der Jüngling, werth des besten Weibes,
Vielleicht ein Stab, auf den sich Aeltern stützen,
Sollt er nicht eine treue Braut besitzen,
Im Mai der Kraft des Geistes und des Leibes?

Schweißtriefend sieht er hier sein Geld verschwinden,
Vielleicht gehört es gar dem Prinzipale,
Dann freilich spielt er heut zum letzten Male,
Der Morgen wird ihn nicht am Leben finden!

Und dort der Mann, — noch gestern band er Garben —
Des Sonntagsspielers Hand ist leicht zu leeren,
Sein Weib muß nun den Wochenlohn entbehren,
Und mit den Kindern bis zum Samstag darben.

Trente et quarante! erschallts von grünen Tischen,
Ringsum nur Wahnsinn, Laster und Verbrechen,
Die Menschheit in der Agonie, ihr Sprechen:
Des Opfers Röcheln und der Schlange Zischen.

Trente et quarante! erschallts von grünen Tischen,
— Der Schande Deutschlands, — trotzend seinem Hasse.
Macht Niemand hier der Menschheit eine Gasse,
Und fährt gleich einem Blitzesstrahl dazwischen?

Aus den Bergen.

(Fortsetzung).

Der Ehrgeiz ist nicht blos in Pallästen daheim. Auch in dem bescheidenen Hause des Bürgers und Bauers hat er häufig sein Standquartier. Der Müller hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Mit Beiden hatte er weitgehende Pläne. Der Sohn sollte studiren und was Rechtes werden.

Jakob wurde zum Pfarrer in die Vorbereitung geschickt. Dann brachte ihn der Vater nach der Hauptstadt und sorgte für eine anständige Unterkunft.

Jakob studirte brav. Die Ferien verstrichen im elterlichen Hause. Er war in der siebenten Schule, als die Mutter zu kränkeln anfing und einem vorzeitigen Tode entgegeneilte.

Der Müller mußte seiner Frau auf dem Todtenbette versprechen, daß Jakob ein Geistlicher werden sollte. Die fromme Frau glaubte nur in dieser Weise Ehrgeiz und christliche Demuth in Einklang zu bringen. So war es auch längst im Vorhinein ausgemacht und auch der Sohn hatte nie einen anderen Gedanken.

Als er die achte Schule hinter sich hatte, trat er in das geistliche Seminar. Dort zog er durch Frömmigkeit, fleißige Studien, gefälliges Benehmen, die Aufmerksamkeit des Fürsterzbischofs auf sich, der ihn nach geendeten theologischen Curs als Hofcaplan zu sich nahm, und eine reiche Pfründe stand ihm für die nächste Zukunft in Aussicht.

Der Hofcaplan war ein feiner, blasser Mann geworden, von jenen ansprechenden Formen, wie sie dem gebildeten und höheren Clerus eigen sind und ihre Wirkung nach unten nie verfehlen.

Der alte Müller war immer voll stiller Seligkeit und ein verklärter Zug ging um sein Angesicht, wenn seines Sohnes Erwähnung geschah. Es war die einzige schwache Seite, bei der er leicht zu packen war. Ja man erzählt, daß Leute, die etwas von ihm haben wollten, in kluger Weise nur ihre Bewunderung für seinen Jakob an den Tag zu legen brauchten. Wer sich seinem Sohne zu empfehlen wußte, oder auch nur vorgab, sich um dessen Schutz und Rath in der Hauptstadt zu bewerben, hatte auch den Alten für sich gewonnen.

Dabei war er im Besitze seiner Tochter nicht minder glücklich.

Das Mädchen war das schönste in der Gegend, frisch wie eine bethaute Rose, brav sittsam, häuslich.

Der Alte war streng und ging in den Begriffen, von dem was sich schickt und nicht schickt,

229 A

Digitized by Google

viel weiter, als man in der Gegend die Dinge zu nehmen pflegte. Der Verkehr zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte ist in diesen Gebirgsgegenden ein sehr wenig beschränkter und kommt erst die Liebe ins Spiel, so wird manche Freiheit gegönnt, die anderswo weit über die Grenzen des Erlaubten reichen würde.

Der alte Müller dachte hier anders und wurde darin von dem geistlichen Sohne unterstützt, der von der Hauptstadt einen fleißigen brieflichen Verkehr unterhielt und in allen wichtigen Fragen des Hauses und der Familie zu Rathe gezogen wurde, aber auch des Jahres wenigstens einmal oder zweimal nach der Heimath kam.

Dafür wollte der Vater auch hoch hinaus mit dem Mädchen. Seine Tochter sollte die Mühle erben mit allem Zugehör und einen reichen Eidam ihm zubringen. Sein künftiger Eidam sollte entweder ein tüchtiger Gewerbsmann sei, der selber einige Schock harte Thaler in die Haushaltung mitbringen könnte, oder ein Beamter, aber kein kleines Schreiberlein, sondern schon was Rechtes, der Ansehung habe, oder ein reicher Landwirth und Viehzüchter mit großem Anwesen, vollen Ställen und Vorrathskammern. Er sollte die benachbarten Grundstücke an sich kaufen, das Anwesen mehren und verbessern. Dann wollte sich der Alte zur Ruhe und in den Auszug begeben, wozu er bereits ein kleines Nebenhaus außersehen hatte, um der neuen Wirthschaft mit Rath und That zu Handen zu sein.

So dachte der Vater und fand in den Gesinnungen seiner Tochter in so fern eine Unterstützung, als diese sich wenig um die Männer zu kümmern schien und außer ihrer Hauswirthschaft, die sie aus dem Fundamenet verstand und musterhaft besorgte, mit Niemand verkehrte.

Sie hatte das zwanzigste Jahr erreicht. Einige Freier hatten sich gemeldet, aber das Herz des Mädchens hatte geschwiegen und den strengen Anforderungen des Vaters hatte Keiner genügt und entsprochen.

Da war der Krämer im Badeorte, ein reicher Mann, aber roh und ungeschlacht; er konnte nur schlecht lesen und schreiben und die schöne Müllerstochter, die zwei Jahre im Kloster der Ursulinerinnen in der Hauptstadt in Schule und Erziehung gewesen, eignete sich vortrefflich, was ihm mangelte, zu ersetzen.

Aber der Alte zeigte keine Freude über die Besuche des Krämers, er war mürrisch, solange er zugegen war, er kehrte ihm nur immer eine Seite zu und das Ohr, das er von der Natur an dieser Seite mitbekommen; niemals würdigte er ihn der vollen Scheibe seines Gesichtes, er zuckte stumm die Achseln, wenn der Handelsmann seine Wünsche und Anträge zu verstehen gab, und brachte durch seine einsilbigen und unbestimmten Antworten den Liebhaber nach und nach in gelinde Verzweiflung, so daß er endlich von seinen Bewerbungen abließ.

Da war der Kanzelist auf dem Pfleggerichte, er zählte ungefähr vier und dreißig Jahre, trug einen braunen Frack und lichtgraue Beinkleider, sein Leib vom Sitzen und Schreiben etwas vorgeneigt und er mußte seinen schwachen Augen mit Brillen zu Hülfe kommen.

Er war kahlköpfig, blaß vom Gesicht, übrigens ein ganz verständiger Mann, spielte die Violine und sang Bariton.

An jedem Donnerstag kam er Nachmittags in die Mühle, um mit Martha zu singen, welche Solo- und Chorsängerin in der Kirche war. Bei dieser Gelegenheit versuchte er das Herz der schönen und reichen Müllerstochter zu gewinnen.

Der Alte kam eben dazu, als der neue Abälard noch die Violine in der linken Hand und den Fiedelbogen mit der Rechten schwingend zu seiner Heloise von Liebe stammelte, die ihn ruhig und unbefangen an ihren Vater verwies. Der Alte maß den kühnen Freier von der Sohle bis zum Wirbel, rümpfte Mund und Nase, zwinkte mit den Augen, schüttelte den Kopf, erhob die Arme und machte so unzweideutige Geberden, daß es der Betroffene für gerathener fand, ehe er noch an das väterliche Herz mit seiner Werbung appellirte, sich so schnell als möglich mit hüpfenden Beinen durch die Thüre zu entfernen.

Auch der Oberförster war nicht blind für die schöne Martha. Er war ein schöner stattlicher Mann von dreißig Jahren, war Wittwer und hatte ein Kind, man rühmte seine Einsicht und Kenntnisse und sprach von seiner nahen Beförderung. Aber er hatte nicht gut gelebt mit seiner ersten Frau und sein Herz und seine Liebe waren von der unendlichen Ausdehnung eines Goldschlägerhäutchens, und von den Schönen des Gebirgs war vielen ein solches zerissenes Flitterchen seines Herzens zu Theil geworden.

„Der Oberförster hat seiner ersten Frau viel Kummer gemacht," mahnte der besorgte Vater, „und er wird es auch seiner zweiten machen, liebe Martha. Besser ist es, wenn du auf ihn nicht hörst. Der Rechte wird sich noch finden."

Martha hörte die Mahnung und blieb kalt. Sie hatte keine Romane gelesen, aber sie forderte von dem Manne, dem sie ihre Hand geben wollte, treue, warme Liebe, welche ihr der Charakter des Oberförsters nicht verbürgte.

Je reiner ihr eigenes Herz, desto mehr stieß sie die bekannte Lebensweise ihres Freiers zurück; der Freier selbst blieb einige Zeit beharrlich,

Digitized by Google

aber da auch seine Versprechungen und Betheuerungen, sich zu bessern, nichts fruchten wollten, zog er sich endlich verdrießlich von seiner undankbaren Werbung zurück.

Martha lebte wieder wie sonst; ruhig und einförmig vergingen die Tage.

In der Nachbarschaft lebte eine alte Frau, die Wittwe eines Oberhutmanns vom Bergwerk, die eine kleine Pension genoß und von dieser, von Nähe- und Strickarbeit und von Aushilfe bei den Kranken lebte. Sie hatte manche Lebenserfahrung durchgemacht. Martha kam von Zeit zu Zeit zu ihr und hörte gerne auf ihre Erzählungen.

Zuweilen fand sich auch ein entfernter Vetter bei ihr ein. Es war ein hübscher Bursche von vierundzwanzig Jahren, brav, aber blutarm, aus Böhmen zu Hause, der Sohn guter Eltern, aber der Vater hatte Unglück und war frühzeitig gestorben.

Der Knabe mußte als Leuchtknabe seinen selbstständigen Verdienst suchen, lernte die Bergarbeit und kam als wandernder Bergknappe auf das kaiserliche Bergwerk, wo er bald durch gutes und anständiges Benehmen zum Steiger vorrückte. —

Er war voll Eifer und Lernbegier, aber es fehlte noch in vielen Stücken.

In seinen freien Nebenstunden suchte er mühsam nachzuholen, was er in frühern Jahren versäumt hatte, da er vorerst auf Brod und Erwerb denken mußte.

Er spielte die Zither und blies das Clarinett, und verdiente sich bei der Musikbande, welche Bergleute unter sich bildeten, manchen Groschen. Wenn eine Hochzeit war, oder sonst ein feierlicher Aufzug, so fehlte der schmucke Franz nicht. Er gefiel den Mädchen, aber er schien das nicht zu wissen, oder kümmerte sich nicht darum. Sie hielten ihn für stolz, während er demüthig und bescheiden war.

Franz hatte eigenes Geschick, die Volksweisen auf der Zither gut vorzutragen.

Das versparte er sich auf seine Besuche bei der alten Base, wohin er auch gerne seine Zither mitbrachte.

Dann ging ein freundliches Lächeln über sein sonst ernstes Gesicht. Martha strickte an ihrem Strumpfe, die Alte spann am Spinnrocken, Franz sang seine Lieder, zuweilen erzählte er auch von seiner Heimath oder seiner Mutter. Eine Stunde war vorüber. Martha mußte nach Hause, Franz begleitete sie, meist still und einsilbig neben ihr herschlendernd und eilte wieder an seine Arbeit oder auf sein Stübchen, wo er las oder musicirte.

Der Hofcaplan kam auf Ferien nach dem väterlichen Hause. Der Vater hatte eine neue Einrichtung auf seiner Wirthschaft getroffen, wobei er den Rath seines Sohnes wünschte. Auch hatte er für mögliche Fälle sein Testament gemacht. Der Sohn war den Tag über mit seinem Vater, oder beschäftigte sich mit seinen Büchern, am Abend saß er mit Martha im Haingarten oder ging spazieren, er im langen schwarzen Talare, Martha in der landesüblichen Tracht, denn nie hatte der Vater erlaubt, sie abzulegen, obgleich sich andere, minder bemittelte Mädchen schon nach der städtischen Mode kleideten. Zwar hatte der kurze Rock einem langen Kleide Platz gemacht, aber ihr blühendes Gesicht steckte unter einem spitzen Hut, von dem die breiten Bänder rückwärts hinabflatterten. Das Kleid ging hoch herauf über die jungfräuliche Brust und über das Kleid schmiegte sich der dunkle Spenser, der noch immer ihre schönen Formen abprägte.

Der geistliche Bruder, seinen Studien und dem beschaulichen Ernste seines Berufslebens in der Hauptstadt entrückt, fand in dem Umgang mit seiner Schwester und in dem Austausch ihrer Empfindungen einen Ersatz für die Lücken, die seine Verhältnisse ihm selber unbewußt in seinem Gemüthsleben zurückließen.

In sittenreichen Menschen, denen ihr Beruf auf der einen Seite Entsagung und Aufopferung auferlegt, und welche in treuer Pflichterfüllung längst gelernt haben, alle Regungen ihres Herzens zu prüfen und zu überwachen, findet eine gewisse Art von Schwärmerei einen willigen Boden, die sich so gerne dafür mit erhöhter Wärme auf Alles wirft, was ihnen erlaubt, edel und gut dünkt.

So hatte seine brüderliche Neigung, der Ausdruck seiner Worte, die er an Martha richtete, etwas Fromminniges.

Der junge Caplan ergieng sich offen, ohne Rückhalt in seinen Gedanken und Gefühlen vor seiner treuen Schwester, und schmeichelte sich durch seine Milde in ihr volles Vertrauen, das ihm so gerne entgegenkam.

Sie fragte ihn und lauschte seinen Erzählungen. Er sollte ihr die Welt vermitteln, die sie so wenig kannte und die ihr auch der Bruder nur von seinem Standpunkte aus schildern konnte.

In alle seine Gespräche mischte er, fern von salbungsreicher Phrasenmacherei, seine frommen Anschauungen, die bei ihm aus dem innersten Gemüthe flossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Untergang der Welt.) Ein deutscher Gelehrter veröffentlicht folgende Kunde: Der

Digitized by Google

Kern der Erde zieht sich immer enger zusammen, und zwar in Folge des fortwährenden Erkaltens; dadurch wird kommen der Tag, wo er die Kontinente nicht mehr zu tragen vermag, die über dem allgemeinen Meeresspiegel vorspringen. Diese vorspringenden Theile: Asien, Afrika, Europa und Amerika werden plötzlich in die Erde versinken, und zwar durch ihre eigene Schwere, und vom Meere verdeckt werden. Die Menschenracen werden nur an den wenigen Punkten verschont bleiben, die der Ueberschwemmung entgehen, sie werden sich ändern und physisch in andere Gattungen umgestaltet, und zwar durch die neuen Gestaltungen, die an dem organischen Leben durch die Aenderung der Atmosphäre bewirkt worden sind. Um unsere Zeitgenossen nicht zu erschrecken, beeilen wir uns hinzuzusetzen, daß nach den Berechnungen dieses Gelehrten diese Ereignisse in 500 Mill. Jahren eintreten.

(Ein heldenmüthiger Bräutigam.) Der amerikanische „Evansville Demokrat“ schreibt: „In einem Landstädtchen in einem benachbarten County spielte dieser Tage eine Geschichte, die wirklich zu gut ist, als daß sie für die Nachwelt verloren gehen sollte. Ein junges Paar, dessen Herzen sich gefunden hatten, kam nämlich nach dem Städtchen, um sich durch das heilige Band der Ehe fesseln zu lassen. Der Geistliche, welcher den Knoten schürzen sollte, war bereits erschienen, als plötzlich die Braut bemerkte, daß ihr die bei einer so feierlichen Gelegenheit „unbedingt“ nothwendigen Glacéhandschuhe fehlten. Schleunigst wurde der Bräutigam mit dem Auftrage entsandt, den fehlenden Artikel im nächsten Store zu kaufen, und die Braut bemerkte drohend, daß er sich sputen möge, weil sie sich sonst „anders besinnen“ könne. Der Bräutigam ging, aber eine Viertelstunde nach der andern verfloß und er kam nicht wieder. Schließlich wurde der wartenden Braut angst und bange um's Herz und in ihrer Noth entsendet sie den Geistlichen, um den Vermißten aufzusuchen. Gutmüthig trollte der Pastor ab und fand den säumigen Bräutigam schließlich im Hotel sitzen, die Beine am Ofen emporgestreckt und gemüthlich Tabaksjauche in die knisternden Flammen spritzend. Auf die verwunderte Frage des Geistlichen, weßhalb er in aller Welt so lange ausbleibe, antwortete der hoffnungsvolle Bräutigam, daß er nur einmal sehen wolle, ob seine Braut sich „anders besinnen“ werde. Davon scheint bei der jungen Dame keine Rede gewesen zu sein, denn eine Viertelstunde darauf fand die Trauung statt. Der junge Mann hatte wahrscheinlich einmal von erfahrenen Leuten gehört, daß man eine Frau beim ersten Laib Brod ziehen müsse, und sich die Lehre gemerkt.

(Eine der seltsamsten Münzen) ist der preußische Thaler von 1751, welcher in Breslau geprägt wurde. Ein bei der dortigen Münze angestellter Oesterreicher, ein heftiger Gegner Friedrichs des Großen, theilte die Devise: „Ein Reichsthaler“ folgendermaßen ab: „Ein Reich stahl er.“ Natürlich wurden diese Thaler sofort bis auf wenige Exemplare eingezogen, die jetzt zu den größten Raritäten der numismatischen Sammlungen gehören.

Ein Mediziner wurde über Verletzungen durch Explosionen examinirt. „Was würden Sie thun,“ fragte ihn der Examinator, „wenn Jemand durch Pulver in die Luft gesprengt worden wäre?“ — „Ich würde warten, bis er wieder herunterkäme,“ war die Antwort.

Ein Arzt mit ausgedehnter Praxis hatte die Gewohnheit, seine Patienten stets sehr eilig zu bedienen. Als er einst einen Kranken besuchte, und diesen bat, die Zunge zu zeigen, sagte derselbe: „Unter einer Bedingung, Herr Doktor!“ — „Die wäre?“ — „Sie dürfen nicht eher weggehen, bis ich die Zunge wieder hereingezogen habe.“

Ein Böhme ging auf der Straße, ein Lastträger, der hinter ihm kam, schrie: „Aufgeschaut!“ Der Böhme blieb stehen und sah in die Luft hinauf. Da ward er plötzlich vom Lastträger über den Haufen geworfen. Aufstehend rief er: „Lumpe! Dumkupp vermaledammte! was schreit e aufschaut, schreit e liebe umschaut!“

Den Brief-Verkehr Europa's schätzt man gegenwärtig auf mehr als 2000 Millionen Stück im Jahre, da derselbe 1865 schon 1700 Millionen betrug. Von dieser ungeheueren Summe (5 Mill. per Tag) treffen auf England circa 720 Mill., Frankreich 334 Mill., auf die deutschen Staaten 228 Mill., auf Oesterreich 123 Mill., Italien 96 Mill., Spanien 70 Mill., die Schweiz 39 Mill., Belgien 34 Mill., die Niederlande 24 Mill., Rußland 17 Mill., Schweden 11 Mill., Dänemark 7 Mill., Norwegen 3 Mill., die Türkei 2 Mill., Portugal 2 und Griechenland 1 Mill.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 3. Samstag den 9. Januar. 1869.

Herbst und Frühling.

Alle Blättchen sind gefallen,
Traurig schlummert die Natur,
Und die grauen Nebel wallen
Ueber die bereifte Flur.

Lächelnd wandelt nicht die Sonne
Ihre weite große Bahn;
Traurig blickend, ohne Wonne
Schauet sie die Erde an.

Regen schauern hin und wider
Peitschen Blättchen gelb und fahl
Nimmer tönen Lenzeslieder
Und der Sang der Nachtigall.

Wäldchen, wo sind Deine Sänger?
Wo ist Deine Lenzespracht?
Warum wird in Dir mir bänger?
Was hat Dich so kahl gemacht?

Erde, wo sind Deine Blumen?
Hat sie all' der Nord verweht?
Wirst Du Bienchen nimmer summen
Um das liebe Blumenbeet?

Wäldchen's Schmuck ist längst verdorben;
Seine Sänger sind entflohn;
Erde Blümchen sind gestorben
Und die Bienchen all' davon.

Röslein nur hab' ich gegeben
Traute Erd' Dir in den Schoos
All' mein Denken, all' mein Leben
Decket Dein bescheid'nes Moos.

Sinnend steh' ich hier und weine;
Herbsteschauer rauscht um mich,
Und im stillen Friedhofhaine
Fallen Blättchen schauerlich.

Geister schweben hin und wider
In des Abends Dämmerlicht;
Thräne fällt zur Erde wieder
Und mein Röschen seh' ich nicht.

Nur ein leises süßes Flüstern
Klingt mir in das Herz hinein:
„Weg mit Gram dem ewig düstern
Einmal wird es Frühling sein."

Ja, o komm, Du Frühling, wieder
Mit dem sanften Wonnegruß,
Bring' mir Deiner Lerche Lieder
Gieb' mir Deinen Blüthenkuß.

Pflanz' die Blümchen Deine bunten
Auch auf unsres Friedhofs Plan
Sprich: „Euch Schläfern all' da unten
Brech einst Himmels Frühling an."

Georg Stubenrauch jun.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung).

Es konnte nicht fehlen, daß der Bruder nebenher nach den Herzensgeheimnissen seiner Schwester forschte. Das Herz des Mädchens war ein Wiesenwässerchen, dem man bald auf den Grund sah. — Sie hatte hier nichts zu vertrauen und nichts zu verschweigen. Dennoch war manches zu errathen, was sich in keine Worte bringen ließ.

Der Steiger Franz war dem Geistlichen mit seiner Schwester einigemal begegnet und hatte schüchtern und freundlich gegrüßt. Martha war roth geworden und ihre Blicke suchten den Boden. Der Geistliche fragte und Martha erzählte unbefangen von ihren unschuldigen Zusammenkünften.

„Und wie gefällt Dir der Franz?" fragte einmal der Geistliche dazwischen.

Martha schwieg.

„Sei offen, liebe Martha, mir darfst du es schon sagen."

„Er gefiele mir recht gut," sagte Martha, „es ist ein guter vortrefflicher Mensch, er erhält seine Mutter von seinem kargen Lohn, dabei ist er verständig, ja er liest selbst in Büchern, aber es ist nichts, es kann nicht sein. Er ist arm und der Vater ist stolz. Du weißt es lieber Bruder. Ich muß mir die Sache aus dem Kopfe schlagen, und will es auch — — "

Mit diesen Worten war vieles gestanden und mehr als der Geistliche zuvor von der Sache gehalten hatte. Der Bruder fühlte, daß seine Schwester wahr spreche und bekräftigte sie in ihren Vorsätzen. Er meinte, sie sollte ihre Besuche bei der alten Frau gänzlich aufgeben und jeden weiteren Gedanken fahren lassen.

Digitized by Google

Der alte Müller hatte eine Geschäftsreise nach einem nahen Gebirgsorte vor. Er war sein eigener Kutscher. Niemand führte die Pferde sicherer. Der Wagen war eingespannt, der Knecht reichte ihm die Peitsche, der Geistliche und Martha standen am Wagen.

„Ich bin frühzeitig wieder zurück" sagte der Alte und gab seiner Tochter noch einige Aufträge, ließ dann die Peitsche leicht über den Rücken seiner Pferde hinfliegen und fuhr dann mit einem: „B'hüt Gott" von dannen.

Der Müller machte seine Geschäfte im Dorfe ab und war früh wieder auf der Heimkehr.

Es war ein schöner Frühlingsnachmittag, die Sonne brannte warm und schwül zwischen den Bergen.

Der Müller lehnte sich bequem im Wagen zurück und ließ die Zügel durch seine Hand fallen. Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt. Die Berge verengten sich hier und der Weg lenkte in einen schmalen Gebirgspaß ein, rechts eine Felsenwand, die fast senkrecht niederstarrte, weiter oben gipfelte sich steil ansteigend Lehnen und Abhänge übereinander, auf denen im Hochsommer das weidende Vieh sein Futter suchte.

Einzelne Fichten und Föhren stacken windschief im Rasen oder neigten sich kühn über einen Absturz hinaus, mit ihren nackten Wurzeln in den Rissen eines Felsblockes sich festhaltend. Noch weiter oben, dem Auge unsichtbar, waren hohe Bergeskuppen, auf der zugewandten Nordseite noch tief in Schnee verhüllt, und auch in den Mulden und Schluchten lag noch hoher Schnee, schmutziggrau und in kleinen Körnern sich ablösend, und reichte hie und da an den Schattenstellen weit vorwärts die Lehnen herab, hart bis zum Rande schon üppig ergrünter Flächen, die mit zahllosen Schmalz- und Schlüsselblumen bedeckt waren. Linker Hand vom Wege ging es sehr abschüssig in einen tiefen steinigen Graben, in welchem ein Wildbach auf kiesigem Bett dahinlärmte, hie und da noch von einer Schneedecke überwölbt, gleichsam als weitest vorgeschobener, verlorener Posten gegen den anrückenden Frühling aufgestellt, während an den sonnigen Stellen schon die grünen Lenzesboten an Bäumen und Sträuchern hinausflatterten und das fette, frische Grün saftig hervortrat auf der Folie des Himmels und dem Grau der Felsen. Ein durchsichtiger, feiner Duft, so unnachahmlich dem geschicktesten Farbenkünstler, schien die Luft zu durchweben und umhauchte alle Gegenstände, sie wie mit einem glänzenden Firniß umhüllend.

Der Müller schmauchte seine Pfeife mit Knaster gefüllt, und ließ die Pferde den sacht abfallenden Weg hinab langsam dahin traben.

Da knisterte es anfangs leise und imer vernehmlicher hoch über ihm, ein dumpfer Donner, wie der Fall oder das Anprallen einer gewaltigen Masse, folgte dem Knistern. Die Schläge wiederholten sich rasch, die Luft erfüllte sich mit weißen Stäubchen, im Nu zu einer ungeheuren Masse anschwellend, es wurde dunkel um ihn und er fühlte sich von einem unbekannten Gegner mit Roß und Wagen ergriffen und fortgeschleudert; eine Lawine war abgegangen, das Bewußtsein hatte ihn verlassen und als er wieder zu sich kam, lag er zusammengekrümmt, finstere Nacht um ihn, und umhertappend mit den Händen erkannte er, daß er unter einem Berg von Schnee lebendig begraben sei, der einen kleinen Bogen über ihn bildete, so daß er noch Athem schöpfen und seinen schrecklichen Zustand recht begreifen konnte.

Er schrie, seine Stimme verhallte wie in einem Sarge, er wühlte mit den Händen umher, aber sein Kampf mit dem kalten Element drohte die Masse aufzurühren und vollends über ihn hereinzustürzen; verzweifelnd ließ er ab von seinem fruchtlosen Bestreben, sein Kopf verwirrte sich und er sank aufs Neue in Bewußtlosigkeit.

So mochte er einige Zeit gelegen haben, er hatte für das Maß der Zeit kein Gedächtniß. Als er zu sich kam und sein Auge sich wieder zum Erstenmale erschloß, war es Nacht und finster um ihn wie ehe, nur war es ihm, als ob er außer dem melancholischen Rauschen des Wassers einen unbestimmten Ton, ein fernes Rufen vernähme.

Der Ton ober seinem Haupte drang näher und näher, der Müller wollte sich aufrichten, aber er war starr und steif, und der hereinstürzende Schnee zwang ihn auf's Neue, in seiner Stellung zu verharren, um sein Leben nicht noch mehr zu gefährden. Da lichtete es sich plötzlich ober ihm und ein Stückchen blauer Himmel erschien, wie durch ein Wunder, ober seinem Haupte, er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm, stumm und sprachlos blickte er aufwärts, als das freundliche Antlitz des Knappen Franz, wie die Erscheinung eines Engels, über der lichten Oeffnung auf ihn niederblickte.

Franz war dieser Tage nach dem Bergwerk unterwegs. Er befand sich in dem entscheidenden Augenblicke auf der entgegengesetzten Seite des Gebirgspasses unten an der Wendung. er hatte die abstürzende Lawine mit angesehen und war ihrer Gewalt selber mit genauer Noth entkommen. Er hatte Roß und Wagen noch erblickt und sah sie eben so schnell vor seinen Augen verschwinden, denn die Lawine riß sie mit sich über das hölzerne Geländer, das sie an mehreren Stellen zu Boden drückte, in den tiefen Graben, wo sie unter der Schneemasse verschwanden.

Dem armen Jungen sträubten sich die Haare empor, als er das Unglück erschaute; einige

Digitized by Google

Augenblicke stand er vor Entsetzen wie eine Bildsäule, aber er hatte sich rasch gefaßt, er wußte den Müller unterwegs, er hatte seinen Wagen erkannt, das spornte doppelt seine Thätigkeit.

Aber was sollte er anfangen, allein hilflos, ohne Werkzeuge? Der Schnee lag mehrere Klafter hoch aufgehäuft, die Straße und die ganze Breite des Grabens ausfüllend, in einer langen Strecke von dreißig bis vierzig Schritten.

Er übersah die ganze Größe der Gefahr, er wußte, daß nur die schnellste Hilfe retten konnte, aber allein wie er war, vermochte er nichts. Er erinnerte sich zum Glücke, daß Holzknechte in der Nähe waren, um Baumstöcke auszuroden. Er sprengte nach dieser Richtung, traf hier die Knechte und forderte sie auf, ihn schnell zu begleiten. Sie nahmen Hauen und Schaufeln und folgten ihm an die Stelle. Keine Spur verrieth, wo der Wagen mit den Pferden und Müller lag, über Alles breitete sich der hohe, wirre Schneehaufen. Sie untersuchten mit Stangen den Sneeboden, und als sie auf diese Weise einmal den Weg erforscht hatten, war ihnen dies ein Wegzeiger, daß hier auch der Müller in der Nähe sei, der aus dem Wagen herausgeschleudert, wahrscheinlich nur einige Schritte noch weiter entfernt von der Straße ab, liegen mußte.

Mit verdoppeltem Eifer und vereinten Kräften beschleunigten sie ihre Arbeit, der Schnee wurde bei Seite geschafft, bald lag er nur mehr einige Schuhe tief bis zum Bachesrand. Noch einige kräftige Schaufelstöße und siehe da, unter ihnen zeigte sich eine freie Wölbung. Franz trat hinzu, schaute hinunter und sah hier den Müller in gekrümmter Stellung, der an die Schneewand gelehnt, mit geschlossenen Augen, von dem Lichte geblendet sein blasses Antlitz zu ihm empor wendete. Einige Bewegungen zeigten ihm sogleich zu seiner höchsten Freude, daß er noch lebe.

Franz war nun mit einem Sprunge neben dem Müller, er schickte die Knechte an die Stelle wo der Wagen lag, um dort rasch einige Stricke herauszuholen. Mit dem einen Ende wurde der Müller festgemacht, das andere Ende um einen Pfosten des Geländers geschlungen und auf diese Weise der lebendig Begrabene aus seinem kalten Sarge emporgehoben. Oben wurde schnell aus Baumästen eine Bahre zugerichtet, und da der Müller unfähig war sich selbst zu regen, so trugen ihn Franz und einer der Holzknechte vorwärts, bis sie nach einer halben Stunde zu dem nächsten Hause gelangten.

Unterdessen blieben die zwei Andern zurück, um auch den Wagen mit den zwei Pferden auszuschaufeln. Der Wagen war in Trümmer, die Pferde waren todt.

Ein Leiterwagen wurde herbeigeschafft, um diese stummen Zeugen des Unglückes weiter zu bringen.

Unterdessen ward nach dem Arzte geschickt; der Müller hatte sich in so weit erholt, daß er im Stande war, in einer Kutsche nach Hause geführt zu werden.

Martha und der Geistliche hätten keine Ahnung von dem, was vorgefallen war. Wer beschreibt ihre Empfindung, als sie von dem Unglücke hörten, und der Vater gerettet und wohlerhalten in ihren Armen lag. Franz war zurückgeblieben, um sich jedem Danke zu entziehen.

Martha hatte eine schlaflose Nacht. Der gräßliche Vorfall verfolgte sie in ihrer Einbildung, aber mitten hinein mischte sich das Bild des Knappen Franz als rettenden Engels.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gehalte der englischen Minister.) Die „Engl. Korresp." schreibt: Beim ersten Anblick scheinen die Gehalte englischer Minister sehr beträchtlich, allein die Kosten vielfacher Parlamentswahlen und andere Ausgaben, welche eine politische Laufbahn mit sich bringt, sowie die Repräsentationskosten sind so bedeutend, daß ein Minister in pekuniärer Beziehung nur schlecht remunerirt ist. Im Ganzen beläuft sich der Gehalt der 15 Cabinets-Minister auf 64,000, oder (mit Abrechnnng des Lordkanzlers, der in diesem Amte 6000 und als Präsident des Oberhauses 4000 Pfd. St. erhält) es vertheilen sich 54,000 Pfd. St. auf 14 Minister, und zwar in folgender Weise: Premier 5000 Pfd. St., Conseils-Präsident 2000 Pfd. St., Lord Geheimsiegel 2000 Pfd. St., die Staatssekretäre des Innern, des Aeußern, für die Kolonien, für Krieg und für Indien je 5000 Pfd. St., Marineminister 4500 Pfd. St., General-Postdirektor 2500 Pfd. St., Sekretär für Irland 4000 Pfd. St., die Präsidenten des Handels- und Armenamtes je 2000 Pfd. St. Siebzehn andere Minister und Unter-Staatssekretär erhalten zusammen 27,000 Pfd. St.; Minister für Bauten 2000 Pfd. St., Vize-Konseilspräsident 2000, die beiden Schatzsekretäre je 2000, der dritte Lord, sowie die andern beiden Lords des Schatzes je 1000 Pfd. St., der Kanzler des Herzogthums Lancaster 2000 Pfd. St., fünf Unterstaatssekretäre je 1500 Pfd. St. und von drei parlamentarischen Sekretären der für die Admiralität 2000, der für das Handelsamt 1500 und der für das Armenamt 1000 Pfd. St. Von sonstigen Besoldungen sei noch erwähnt die

Digitized by Google

Lord-Statthaltersstelle in Irland 20,000 und die Lordkanzlerstelle daselbst 8000 Pfd. St., Oberst-Stallmeister 2500 Pfd. St., Oberstkämmerer 2000 Pfd. St., Oberst-Jägermeister 1700 und Oberst-Hofmeister 2000 Pfd. St. Die erste Hofdame erhält 500 Pfd. St. jährlich.

(Geschichte der Briefcouverts.) Der „Stationer", englisches Organ für Schreibmaterialienhändler, erzählt über die Entstehung der Briefcouvert-Fabrikation: „Vor etwa 40 Jahren lebte zu Brighton ein Buchhändler, der zugleich mit Schreibmaterialien handelte und F. K. Brewer hieß. Derselbe pflegte in dem Schaufenster seines Ladens Papier stoßweise zierlich auszulegen, und zwar vom größten Formate bis zum kleinsten, den 16⁰; ja, er schnitt sogar dieses noch in Kartenform, um die Reihe dieser Papierstöße zu vervollkommen. In Folge dessen erhielt er einen starken Zulauf von Damen, welche von diesem „herzigen kleinen Papiere" verlangten. Und nun entstand bald die Schwierigkeit wie man aber auch die auf solches Papier geschriebenen Billete adressiren könne. Dieß führte den speculativen Mann darauf, Einschlagpapiere zu erfinden, zu deren Anfertigung er sich metallener Platten von verschiedener Größe bediente, nach denen er sie ausschnitt. Das gefiel den Damen erst recht und Aufträge hierauf kamen von allen Seiten. Der Bedarf stieg bald so sehr, daß er es gar nicht mehr vermochte, demselben zu entsprechen, und nun alle Couverte bei Dobbs und Comp. in London für sich machen ließ. So entstand aus einer Spielerei der Damen ein für die gesammte correspondirende Geschäftswelt äußerst praktischer und nützlicher Artikel und wurde ein Industriezweig geschaffen, der Hunderten von ärmeren weiblichen Wesen Gelegenheit gibt, sich ihren Lebensunterhalt verdienen zu können."

(Mittelalterliches) Aus Veszprim vom 26. Dez. wird geschrieben: „In einem Dorfe des Devecser Bezirkes wurde eine Bunda entwendet. Der Verdacht fiel auf ein armes Bauernmädchen. Der dortige Stuhlrichter B. nahm das Mädchen in's Verhör; sie gestand nicht. Er ließ ihr die Hände auf den Rücken binden und sie dann prügeln; sie gestand nicht. Er ließ sie bei den Haaren in die Höhe heben und auf die Erde fallen; sie gestand nicht — das Mädchen verfiel vor Angst und Peinigung in eine gefährliche Krankheit und am Ende stellte sich heraus, daß die Arme ganz unschuldig war. Diese haarsträubende Procedur bildete nun den Gegenstand einer aufgeregten Comitats-Ausschußsitzung, in welcher besonders die Herren Stephan v. Rosos und M. v. Papp die Unmenschlichkeit dieses unconstitutionellen Verfahrens verdammten. Es wurde der Beschluß gefaßt, den betreffenden Stuhlrichter nicht nur von seinem Amte zu entheben und in Anklagestand zu setzen, sondern denselben für immer von der Bekleidung eines Amtes auszuschließen.

(Gelehrtenzerstreutheit.) Von dem verstorbenen Professor Schleicher erzählt Dr. E. Aulle in einem Nekrologe (in der „Weser-Ztg.") folgende belustigende Anekdote: Eines Tages erschien Schleicher im Colleg nicht wie gewöhnlich in seinem grauen, bis an den Hals zugeknöpften Anzug, sondern in schwarzem, offenem Oberrock; als er aber seine Hefte aus der Tasche ziehen wollte, waren sie nicht darin. Er entschuldigt sich, bittet einen Augenblick zu warten: er werde in zehn Minuten wieder da sein, und eilt weg. Zu Hause angekommen, nimmt er zunächst die Hefte aus der Tasche des grauen Rockes und steckte sie in den schwarzen; dann aber denkt er: du kannst nun auch in Eins die Röcke wechseln, zieht den grauen an, läßt aber natürlich die Hefte in dem schwarzen sitzen. So erscheint er zum zweiten Male ohne dieselben im Colleg, bemerkt hier mit großer Bestürzung keine Zerstreutheit und entläßt dann, nachdem er den tragi-komischen Hergang erzählt hat, seine Zuhörer, deren Heiterkeit man sich denken kann, bis zum folgenden Tage.

(Chicago's Wachsthum.) Die Königin des Westens nimmt neuerdings nach einem so colossalen Maßstabe zu, daß sie ihre ältere Schwester im Osten fast überflügeln zu wollen scheint. Im Laufe des mit dem 1. November abgeschlossenen Jahres wurden daselbst nicht weniger als 8000 neue Gebäude im Werthe von 25,000,000 Doll. errichtet, worunter 25 Kirchen zu 2,000,000 Doll. Die Proportion der letzteren scheint uns ziemlich stark zu sein und muß um so mehr in Erstaunen setzen, als die Bewohner Chiacago's doch sonst eben nicht ihrer Gottseligkeit wegen berühmt sind.

(Eine Münze besonderer Art) führen die portugiesischen Besitzungen in Afrika: Angola, Benguella, Mossamedes und Ambriz. Zur Vermittlung des Geldverkehrs in diesen Provinzen, welche als Landesmünze den Makuta à 50 Reis im Werthe von etwa 8 kr. führen, dienen außer den Kupfermünzen noch 5 Fuß lange Negerschürzen, welche ebenfalls Makuta genannt werden.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 4. Mittwoch den 13. Januar. 1869.

Und sie bewegt sich doch!

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
Forscht Galilei dem Sternenlauf nach,
Strebt zu entziffern die Räthsel da droben;
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.
Ob auch die Satzung spricht:
„Erde, du regst dich nicht!“
Lauter und stärker in deutlicher Klarheit,
Mit unumstößlicher, ewiger Wahrheit
Ruft es der Himmel noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Und der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein großes, unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ist ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn, zu stürzen veralteten Trug.
Wer es auch immer spricht:
„Tellus bewegt sich nicht!“ —
Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden!
Brechet des Irrthums Joch!
„Hört's! Sie bewegt sich doch!“

Aber des tödtenden Buchstabens Knechte
Scheuen des Geistes lebendiges Licht,
Und, mit dem Bannstrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergericht:
„Sprich, wie die Schrift es spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht! —
Oder Du mögest Dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachteten Wänden,
Glaubst Du es immer noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Als durch der Kerkernacht fressende Uebel
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geschändeter Bibel —
Bebend und stammelnd den Peinigern nach,
Wie es der Buchstab spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!“
Doch weil die Schrift, an dem Himmel geschrieben,
Tief in dem Herzen ihm stehen geblieben,
Knirschen die Zähne noch:
„Und sie bewegt sich doch!“

Wahrheit! Du mußt Deine Märtyrer haben;
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg!
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeisterte, schwieg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!“ —
Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —
Thörichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!“ —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!
Hindert und hemmet noch —
„Und sie bewegt sich doch!“

Aus den Bergen.
(Fortsetzung.)

Der Muth und die Geistesgegenwart, die er bewiesen, das Gefühl des Dankes über die Rettung des Vaters fachten nie entschlummerte Empfindungen wieder an und die Liebe entflammte mächtiger als je in ihrem Herzen empor. Zugleich begann sie zu hoffen, — sie hoffte auf ihren Vater, der Franzen sein Leben schuldete, und auf ihren Bruder, der diese Stimmung zu ihren Gunsten benützen würde.

Franz selbst ließ sich nicht blicken. Er zog am andern und überächsten Tag Erkundigungen ein, er selbst blieb ferne. Martha sprach zu ihrem Vater, der sich bei seinem kräftigen Naturell vom Schreck und körperlichen Unwohlsein schnell erholt hatte, viel und häufig von der letzten Begebenheit; sie war froh, den Namen Franz dabei nennen, sein Benehmen dabei rühmen und hervorheben zu können.

Der Vater selbst wünschte ihn zu sehen, um ihm seinen Dank zu beweisen. „Er ist arm, — was kann ich für ihn thun? Wenn er sich nur blicken ließe — er soll sich was ausbitten von mir“ — Martha erröthete und senkte die Augen. Der Geistliche blickte auf Martha und errieth ihre Gedanken.

Er wollte das Eisen schmieden, so lange es warm war und meinte:

Digitized by Google

„Nu, Vater, ich wüßte schon, was er sich von dir ausbitten würde."

„Und das wäre?

„Kannst du es nicht errathen?"

„Laßt mich mit eurem Rathen aus," sagte der Alte, „rund heraus, so lieb ich es."

„Frage die Martha," sagte der Sohn.

„Die Martha, wie soll die das wissen — — ?"

„Und ob sie es weiß!„ antwortete der Geistliche.

„So soll sie es sagen," war des Vaters Antwort.

„Hörst Du? sagte der Geistliche, „nun, Martha!"

„Martha stand wie mit Purpur übergossen.

„Nun, Vater, was würdest Du sagen," begann der Geistliche, „wenn er sich deine Martha selbst ausbitten wollte."

„Wie? Was? —" sagte der Alte und horchte auf.

Er hat schon lange ein Auge auf sie geworfen, aber er war zu schüchtern, auch fürchtete er dir mißfällig zu sein, und Martha selbst hat sich jedes Gedankens entschlagen, denn sie weiß um deine Pläne und besorgte deine Mißbilligung. —"

„Hm," sagte der Alte, „daraus wird nichts — ein Stückel Feld kann er haben — eine Kuh aus meinem Stall, wenn ihm damit gedient ist, einen Sack harter Thaler, wenn er Geld braucht, aber meine Tochter nun und nimmermehr — das ist meine Meinung, einmal für immer, und ich will, daß mir Niemand weiter mit dieser Sache komme."

Er drehte den Rücken und ging unwillig aus dem Zimmer.

Martha weinte, auch der Geistliche besorgte, daß es dabei bleiben werde, denn er kannte den unbeugsamen Sinn seines Alten. Zwar versuchte er noch einigemale, ihn bei der weichen Seite zu packen, ihm zu schildern, daß das Mädchen selbst ihm wohl wolle, daß es ein braver, wackerer Bursche sei — aber der Alte erwiederte darauf kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen begegnete der Müller dem Knappen Franz. Er ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und dankte ihm.

„Franz" sagte er, „Ihr seid ein wackerer Bursche, ich möcht' Euch meinen Dank beweisen und wünschte, daß ich etwas für Euch thun könnte, aber da hat mir mein Sohn gesagt, daß ihr an meinem Mädel Gefallen habt; seht, ich bin ein gerader Mann, und da sag' ich Euch offen, daraus wird nichts, das thuts nicht. Ihr seid ehrlich und brav, aber ihr seid arm, es ist keine Schande, aber es thut's nicht, mein Eidam muß ein Landwirth sein und muß selbst was in's Haus bringen; also wir verstehen uns, und darum keine Feindschaft. — Braucht Ihr sonst etwas? Benöhigt Ihr Geld? Kann ich euch helfen in was immer für einer Sache? Ihr unterstützt Eure Mutter? —"

Franz sagte nichts, — das Blut floß ihm in die Wangen, er blickte mit großen Augen den Müller an. „Ich danke Euch Müller", sagte er kurz, und um seine zusammengekniffenen Lippen spielte ein wehmüthiger Zug, der fast etwas Ironisches hatte. — Dann fragte er nach seiner Gesundheit, grüßte noch und ging vorüber.

Mit dieser Begegnung schien alles abgethan und auch der letzte Faden gerissen. — Martha kam nicht mehr zur alten Frau und Franz ließ sich selten im Dorfe blicken.

Sonst war Alles dem äußern Anschein nach im alten Gange. Nur mit Franz war eine auffallende Veränderung vorgegangen.

Er war recht schwermüthig geworden. Man errieth die Ursache, aber seine Kameraden getrauten sich nicht, ihn damit aufzuziehen. Ohnehin hielt sie sein Wesen, das ihn weit über seinen Stand emporhob, immer in einer gewissen Entfernung.

In dieser Zeit war ein Unglück geschehen.

Ein Bergknappe hatte sich nach dem Abkehren am Samstag auf den Heimweg gemacht, der ihn über einen Gletscher führte. Er war aber nicht nach Hause gekommen. Man verfolgte seine Spur und fand ihn in einer Eiskluft abgestürzt; der Nebel war unversehens eingebrochen und der Arme abgeglitscht. Man zog seine Leiche starr und erfroren aus der Tiefe.

„Ich wollt', ich wäre an seiner Statt", klagte Franz, und seine Augen füllten sich mit Thränen, „was würde an mir liegen? — Der Arme hat ein Weib, hat Kinder, an mir hat Niemand etwas zu verlieren." Ein Alter verwies ihm diese Rede, er nannte sie gotteslästerlich und den Himmel herausfordernd.

So verstrichen wieder mehrere Wochen.

Der Geistliche auf der Mühle schickte sich zur Abreise an und der Tag war festgesetzt. Die Schwester nahm sich seinen Abschied mehr als je zu Herzen.

Er war der Freund und der einzige Vertraute, der sie in dieser traurigen Zeit verlassen sollte. Zwar hatte sie nichts mehr mit ihrem Bruder in ihrer Herzensangelegenheit gesprochen. Beide vermieden dies Capitel, aber die Gegenwart des Bruders, der sie verstand und ihre Gedanken errieth, der mit ihr gefühlt hatte und wußte, was in ihr vorging, war schon allein für sie tröstend und erhebend. Mit einer eigenen Angst sah sie daher den Tag der Abreise immer näher rücken, und weinte still in ihrer Kammer.

Digitized by Google

Seit mehr als 14 Tagen war Franz nicht mehr vom Berge gekommen.

Ein neuer Erbstollen war angeschlagen und wurde mit größtem Eifer betrieben. Sechs Bergleute arbeiteten darin in wechselnden Schichten.

Man war auf ungefähr zwanzig Klafter im festen Gestein vorgedrungen. Der Fels mußte Schritt für Schritt gesprengt werden.

Eines Morgens fuhr Franz mit zwei andern Bergleuten zur Morgenschicht im Berge ein.

Man hatte in den vorhergehenden Schichten nur vorwärts getrachtet und wollte die gehörige Breite erst später nachnehmen. Eine Klafter vor dem Feldort — so heißt das Ende eines betriebenen Stollens — ragte an der rechten Seitenwand ein mächtiger Felsblock in den Stollen, der ihn verengte und heute weggesprengt werden sollte. Das Sprengloch war schief gebohrt, die Zündröhre wurde eingelegt, der Schwamm daran befestigt.

„Das wird heute knallen und ein tüchtiges Trumm wegreißen" sagte der eine Arbeiter.

„Mit dem heutigen Bohrloche ist doppelt Arbeit erspart," sagte der Andere.

„Nun fertig," rief der Erste, und gab das Zeichen sich zurückzuziehen.

Die Kameraden sprangen nun bei Seite, der Erste und Zweite liefen einige Schritte in der Richtung gegen Tag zu, wo sie sich hinter einer Latte, die zu diesem Zwecke aufgerichtet war, verbargen, um dort den Schuß abzuwarten. Franz hatte sich verspätet und sprang nun auch bei Seite, aber in der entgegengesetzten Richtung um eine kleine Wendung, die hier der Gang machte, am äußersten Ende des Stollens, dort lehnte er sich an der Felswand in eine Ecke.

Kaum dort angelangt — ging der Schuß los. Es war ein furchtbarer Knall, dann prallten einzelne Trümmer an die entfernte Lattenwand und flogen noch weit hin durch den Gang, die Lampe verlöschte und zu gleicher Zeit vernahm man den dumpfen Lärm einer gewaltigen Masse, die zu Boden stürzte. Alles war in Nacht und Dunkel begraben und von der Erschütterung waren die Knappen eine kleine Weile wie betäubt.

„Das hat gut gepackt," rief Franz zuerst von seiner Stelle.

„Mache Licht, Martin!" rief Andreas, „damit wir sehen, was wir ausgerichtet."

Andreas greift nach seinen Zündhölzchen, um Licht zu machen; er konnte die Lampe nicht gleich finden, endlich erhaschte er sie am Boden, zündete sie an und allmälig erhellte sich das Dunkel. Andreas leuchtete umher, noch geblendet von der Finsterniß.

„Mache Licht, Andreas, was flunkerst du so lange herum," rief es aus einer Ecke.

Es war Franzens Stimme — aber sie klang so dumpf, so sonderbar, wie aus einer Gruft oder weiter Entfernung.

„Wo bist du, Franzl!" riefen Martin und Andreas.

„Hier, hier!" rief es wieder. Der Klang war derselbe.

Die beiden Andern leuchteten mit der flackernden Grubenlampe umher und standen vor dem Felsstück.

„Wo bist du?" riefen die Kameraden ängstlicher werdend und blickten sich um, als ob sie wünschten, sich in der Richtung, von woher der Schall kam, geirrt zu haben.

„Hier, hier!" rief es, „warum kommst du mit dem Lichte so lange nicht zu Stande?"

Martin und Andreas sahen sich an und der Schreck malte sich auf ihren Gesichtern.

„Um Gotteswillen, Franz! Du wirst doch nicht —" riefen sie, wie aus einer Kehle.

„Macht nur — ich bin hier — aber ich kenne mich nicht aus — ein Felsstück liegt mir im Wege — macht nur, daß es bald hell wird — was pfuscht Ihr so lang mit dem Anzünden? —"

Den Beiden wurde nun Alles klar, das Felsstück hatte sich mitten in den Weg gelegt und ihn gänzlich abgesperrt.

Sie leuchteten vorerst an den Wänden umher, aber hier war nicht auf Handbreite Raum, das Felsstück erfüllte die ganze Stollenbreite.

Andreas stieg nun auf Martins Schulter und tappte und leuchtete an der Firste hin und wieder, aber das Felsstück reichte auch hier bis ganz hinauf und nur ein schmaler Spalt, eine kleine Oeffnung, kaum genug, um einen Arm durchzustecken war übrig geblieben.

Franz war abgesperrt in einem engen Raum von kaum einer Klafter im Gevierte, ohne Licht, auf das kleinste Maß von Luft beschränkt, lebendig eingemauert in einem steinernen Sarge. Nur ein schmaler heller Streifen zog sich oben am Rande hin.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Chemischer Humbug.) Die Amerikaner leisten bekanntlich Starkes in allen Zweigen des Humbugs; fast erheiternd ist aber eine Probe von humbughafter Popularisirung der Wissenschaft, welche die „Amerikanische Post" mittheilt: „Steele, sagt dieses Blatt, erzählt in seinem „14 Wochen in der Chemie" folgenden haarsträubenden Prozeß aus der organischen Chemie, der uns so recht an die Vergänglichkeit alles

Irdischen erinnert und von dem ewigen Kreislauf des Stoffes eine schmackhafte Probe gibt. Um dem Gründer des Staates Rhode-Island, Roger Williams, ein passendes Monument zu errichten, wurde die Familiengruft nach seiner und seiner Gattin Leiche, resp. Skelett, durchsucht; doch war absolut Nichts zu finden, als die verrosteteten Nägel und Sargbeschläge in dem einen, und ein Stück Haarflechte im andern Grabe. Die Außenlinien der Särge konnte man an einem stark kohlenstoffhaltigen Niederschlage erkennen. — In der Nähe der Gräber aber stand ein Apfelbaum, dessen beide Hauptwurzeln mitten in die Ruhe der Todten hinabgestiegen waren. Die größere derselben hatte sich genau an dem Platze durchgearbeitet, wo Roger Williams Schädel einst lag, und zeigte eine Krümmung, als ob sie sich erst um denselben herumgeschlängelt hätte und dann der Wirbelsäule gefolgt wäre bis an die Hüftknochen. — Beim Ansatze des Kreuzbeins theilte sich die Wurzel, und beide Enden liefen an den Beinknochen bis an die Ferse fort, von wo sie sich aufwärts wandten mit der Lage der Füße; eine dieser Wurzeln bildete da, wo das Knie hätte sein sollen, eine leichte Krümmung, so daß die Form eine täuschende Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gerippe annahm. — Da waren die Gräber; aber die Bewohner derselben waren verschwunden bis auf den kleinsten Knochen; da stand auch der Leichenräuber, der schuldige Apfelbaum, auf frischer That ertappt. Die Beweise waren unumstößlich; die organischen Substanzen Fleisch und Bein von Roger Williams und Gattin waren in den Apfelbaum übergegangen. Die Elemente waren durch die Wurzel aufgesogen, in Holzfasern verwandelt und zur lachenden Frucht umgeschaffen worden. Roger Williams kann als duftende Blüthe die Vorübergehenden entzücken, als saftiger Apfel den Gaumen erfreuen, als geschnitzter Pagode auf dem Kaminsims stehen oder als prasselnder Holzklotz angenehme Wärme verbreiten. — Daher die nicht unberechtigte Frage: Wer hat Roger Williams verspeist?" — So weit das amerikanische Blatt. Wäre besagter Aepfelbaum auf der Sachsenhäuser Markung gewachsen, so hätten die irdischen Reste der selig Entschlafenen wohl noch eine weitere Metamorphose durchmachen müssen, und man hätte die Frage auch so stellen können: wer hat die armen Todten — getrunken?

~~~

(Neupreußische Allwissenheit.) In einem kürzlich in der „N. Fr. Pr." erschienenen Feuilleton von Moritz Hartmann heißt es unter Anderm: „Von Kirchen nennen wir nur noch die Nikolaikirche, um daran zu erinnern, daß sich die bekannte und tiefsinnige Inschrift:

> Ich leb', ich weiß nicht wie lang?
> Ich sterb', und weiß nicht wann?
> Ich fahr', und weiß nicht wohin?
> Mich nimmt Wunder, daß ich so fröhlich bin &c.

die sich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, unbedeutend variirt, an Häusern und Hütten findet, in ältester Zeit hier gefunden und von da aus in die weite Welt verbreitet haben soll." Diese alte Zeit und ihre Kirchen-Inschrift findet keine Gnade beim preußischen Cultusminister und seinen Räthen; denn im norddeutschen Lesebuche, welches im Auftrage des Ministers für die Bedürfnisse der einclassigen Volksschule redigirt wurde und im Oktober vorigen Jahres erschienen ist, heißt es: Das Weltkind spricht:

> „Ich leb', ich weiß nicht wie lang &c. . . . ."

Dagegen der Christ:

> „Ich leb', und weiß wohl wie lang;
> Ich sterb', und weiß wohl wann;
> Ich fahr', und weiß wohl wohin;
> Mich wundert's, daß ich noch traurig bin."

Was bei einer derartigen Verarbeitung von den köstlichsten Perlen der deutschen Poesie übrig bliebe, daß weiß wohl auch Jeder!

~~~

Bei einem Schulexamen wurde ein Knabe über die Wirkung der Kälte und Hitze befragt. „Die Kälte zieht zusammen, und die Hitze dehnt aus," erwiderte er, wie es ihm gelehrt war und fügte aus eigener Veranlassung hinzu: Darum sind auch im Winter die Tage kurz und im Sommer lang."

~~~

Ein amerikanisches Blatt gibt folgende Charakteristik von Mainz: Die Festung Mainz ist großpreußisch, die Regierung ist darmstädtisch, die Post ist nordbündisch, das Militär ist polnisch-preußisch, die Landesfarben sind hessisch, das Gesetz ist französisch und die Sprache der Mainzer ist deutsch.

~~~

Ein Hasenfuß in H. war in der Nacht beim Nachhausegehen beraubt worden. Als man ihm rieth, für die Zukunft Pistolen zu sich zu stecken, antwortete er: „So, damit mir die auch weggenommen werden? Ich bedanke mich." —

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 5. Samstag den 16. Januar. 1869.

Herbstlied.

Nun strömet klar von oben
Der Tag ins Land hinein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenschein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze schließet
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabathstille fließet
Im Thale weit und breit.

Nur von den Felsenstufen
Verblutend quillt der Most,
Und gährt in Faß und Kufen
Zur geist'gen Feuerkost,

Als wollte noch für Zeiten,
Die nicht so freudig sind,
Ein tröstend Mahl bereiten
Natur dem Menschenkind.

Was will dichs Wunder nehmen
O Freund zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkst,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh versenkst?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lied sich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Versöhne mit Gesang.

Der Sonne heb entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heischt der Trunk den Segen,
So wünsche segnend eins:

Daß, wenn nach Freud und Leide
Dein Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheide
So heiter, groß und still.

Aus den Bergen.

(Schluß.)

Es war der Schimmer der Grubenlampe, der durch den schmalen Spalt drang, zugleich wie der letzte Hoffnungsschimmer von Rettung.

Das erste Gefühl und Bewußtsein seiner Lage war für den armen Franz ein schauderhaftes, und doch ermaß er noch nicht den ganzen Umfang der Gefahr in der er schwebte. Er tappte in der Finsterniß umher, er strengte seine Kraft an, er hoffte irgend einen Stein zu bewegen, sich einen Ausweg zu verschaffen; bald zeigte sich, daß er umsonst gehofft hatte.

Aber auch jetzt verlor er den Muth nicht gänzlich. Die Cameraden sprachen ihm Trost zu, er solle Geduld haben, sie wollten ihn jetzt verlassen, um draußen Rath und Hilfe zu schaffen. Bald würden sie zurück sein.

Der helle Spalt an der Firste verschwand. Gänzliches Dunkel umhüllte den Armen. Er war den peinlichsten Gedanken preisgegeben, — hilf- und rathlos auf den fremden Beistand beschränkt, der ihm von außen kommen würde.

Zwei, drei Stunden verstrichen, man hörte Tritte schallen und verwirrte Stimmen und oben am Rande erschien aufs neue der helle Streifen. Die Kameraden waren mit dem Bergschaffner und andern Knappen zurückgekommen, um nun zu berathen, was zu thun sei.

Aber die Lage zeigte sich nur noch trostloser, als man sie gedacht; der Fels, der sich in den Stollen eingezwängt, war wohl mehr als eine starke Klafter dick, von festestem Gestein und keine Hoffnung, ihn sobald zu bewältigen. Der einzige schnelle Ausweg: den Fels zu sprengen, mußte vor der Hand außer Betracht bleiben, da eine solche Sprengung für den eingesperrten Franz mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft war. Ohne ihn zu sprengen brauchte es mehrere Tage, um ein solches Loch darein zu schlagen, daß der arme Franz hindurch kommen konnte. Der Raum war zu eng und unbequem, als daß mehr als zwei Mann zugleich daran arbeiten konnten; wie langsam ging eine solche Arbeit! In der Zwischenzeit konnte der arme Franz verhungern und in seinem engen Verließe verschmachten.

Seine Lage war auch sonst die peinlichste,

Digitized by Google

die man nur denken kann. Franz konnte weder sitzen noch liegen, sondern nur stehen und lehnen; allenfalls sich auf den Knieen zusammenkauern, und in dieser Stellung sollte er vielleicht viele Tage ohne Speise und Trank andauern. Die Luft war in dem beschränkten Raum eingeengt und schlecht und kaum genügend, ihn bei Athem zu erhalten.

In dieser Rathlosigkeit wurde die kostbare Zeit vergeudet. Endlich wollte man sich doch an den Versuch machen mit Schlägel und Eisen eine Oeffnung durchzuschlagen, wozu sich oben am Spalt die beste Gelegenheit bot.

Das Eisen klapperte rüstig an dem Gestein, man ermunterte sich gegenseitig zur Ausdauer, und da einmal begonnen war, so überließ man sich allzugerne der Hoffnung und bestärkte sich wechselnd darin, in kurzer Zeit so weit zu kommen, um dem Gefangenen durch den vergrößerten Spalt an einer Stange Lebensmittel zuzustecken, und mit dieser Stärkung konnte er vielleicht die Zeit seiner Gefangenschaft überdauern und den Augenblick seiner Befreiung abwarten.

So waren mehr als vier und zwanzig Stunden verstrichen, als sich eine neue Gefahr dazu gesellte, welche alle andern überbot und zu einem geänderten und raschen Entschluß drängte.

Durch den weggesprengten Felsen war in dem übrigens trockenen Stollen ein Wasser-Aederchen entblößt worden, auf das Niemand anfangs achtete. Am zweiten Tag aber war in dem schmalen Raum, auf den der arme Franz beschränkt war, so viel Wasser zugesickert, daß er bereits bis an die Waden im Wasser stand, und die Quelle, nachdem sie sich einmal einen Weg gebahnt, floß von nun an immer reichlicher.

Die Gefahr war auf dem höchsten Gipfel angelangt. Man konnte wohl auch von unten einen Abzugskanal versuchen, aber dies brauchte neue Kräfte und neue Weile, und dazu war nicht mehr Zeit.

„Es ist nur mehr ein Weg der Rettung", sagte der Bergschaffner, „und wir müssen es dem armen Franz überlassen, ob er ihn wagen will. Jeder Augenblick Zögerung vergrößert die Gefahr und bringt uns zuletzt um die einzige Möglichkeit der Rettung! — Mit der Arbeit, wie wir sie jetzt versucht, ist nichts mehr auszurichten, alles das währt zu lange und kein Ende ist abzusehen. Wir müssen den Felsen sprengen oder Franz ist verloren. — Der Felsen muß gesprengt werden. — Möglich, daß er den armen Franz bei der Sprengung unter seinen Trümmern begräbt, aber besser ein schneller Tod von einem losgerissenen Felstrumm, als der lange Tod des Verhungerns oder des Erstickens im Wasser nach langer Todesangst."

„Das allein kann noch retten, wenn's der Himmel nicht anders beschlossen hat."

Eine Pause stummen Schweigens begleitete diesen Vorschlag. Die Arbeiter theilten die Ansicht ihres Vorstandes. Niemand täuschte sich über die Größe des Wagnisses — es war ein Loosen um Tod und Leben mit fünf schwarzen und einer weißen Marke — aber es war der einzige Weg möglicher Rettung. Man rief Franz, man theilte ihm den Vorschlag mit und mit muthiger Stimme gab er seine Einwilligung.

Mittlerweile hatte sich die Kunde auch nach dem Thale verbreitet, und war bis in das Gebirgsdorf gedrungen, wo der Müller hauste.

Der Müller war schweigsam und in sich gekehrt, — Martha wurde aus ihrer stillen Traurigkeit emporgerissen. Sie rang die Hände, ihre Augen rötheten sich und füllten sich mit Thränen, aber sie weinte nicht.

Bald nach der ersten Kunde von dem Unglücke auf dem Berge brachte ein Knappe die Nachricht, daß Franz eingewilligt habe, daß das Felsstück gesprengt werde. Er wollte sich aber zuvor christlich zum Tode bereiten und begehrte daher nach einem Beichtvater. — Sein Wunsch war, daß Martha's Bruder das christliche Werk thue. Der Caplan nickte mit dem Kopfe und säumte nicht, sich zu seinem geistlichen Geschäfte anzuschicken.

Martha nahm diese Nachricht ruhig hin, sie schien von nun an auf Alles mit Ergebenheit gefaßt zu sein. — Sie schritt im Zimmer auf und ab, dann trat sie rasch aus der Thüre und hinaus vor's Haus. Der Vater ging ihr nach und schaute verwundert, was das werden solle.

Draußen aber eilte sie auf ein Kreuz zu, welches den Heiland trug und wenige Schritte entfernt an einer Stelle stand, wo sich zwei Fußwege trennten. Dort warf sie sich auf den Betschemel.

Der Vater stand unter der Hausthür und sah ihr zu. „Du hast gebetet," sagte er, als sie aufstand und zurückkehrte.

„Ja, sagte sie ruhig, „für Franz, für mich, für Dich, er mög' unsern Hochmuth und unsere Sünden verzeihen, und uns glücklich machen."

Der Alte wandte sich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Und nun, Vater," sagte Martha, „komm, Du und ich, wir müssen den Bruder nach dem Knappenhaus auf den Berg geleiten."

Der Vater ließ sich überreden, er spannte selbst seinen Wagen an und alle Drei fuhren nach dem Berge, bis zur Stelle, wo nur ein Fußweg steil aufwärts führte, und der Wagen an der Knappenschenke, die dort stand, halten mußte.

Dann stiegen sie aus und machten sich den Berg hinan.

Vater und Tochter blieben im Knappenhaus, der Geistliche, von einem Steiger begleitet, fuhr

Digitized by Google

im Stollen ein. Er traf hier mehrere Arbeiter versammelt, die Neugierde und Mitleiden hierher gezogen hatte.

Die Bohrarbeit war so weit vorgeschritten, daß nur mehr das Zündrohr eingelegt zu werden brauchte.

„Glück auf“ riefen sie, diesmal mit traurigem Tone, als der Geistliche kam und machten ihm ehrerbietig Platz. Dann zogen sie sich zurück. Der Caplan näherte sich dem Felsen, kündigte seine Ankunft dem armen Gefangenen an und vernahm an den Felsen gelehnt, seine Beichte, die dieser in Demuth, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines Mannes ablegte, der dem Tode in's Antlitz zu sehen gewohnt ist.

„Te absolvo,“ sagte der Geistliche nach vernommener Beichte, „in nomine patris et filii et spiritus sancti,“ und betete leise.

„Ich habe nun noch einen weltlichen Auftrag,“ sagte der Geistliche. „Mein Vater und meine Schwester Martha lassen Sie grüßen, Franz.“

Franz schluchzte hinter dem Felsen.

„Und nun entschlagen Sie sich aller andern Gedanken und richten Sie diese nur auf die Ewigkeit. Ich werde mich zurückziehen — die Knappen werden kommen, in wenigen Minuten ist Alles entschieden. Was auch geschehen möge, Alles kommt aus der Hand des Himmels.“

Als der Geistliche sich entfernte, kamen ihm die Knappen entgegen und baten ihn, sie bei ihrem Werke zu segnen. Sie knieten nieder, beteten andächtig ein Vater Unser und empfingen den Segen des Priesters.

Dann zog er sich zurück. — Die Bergleute looßten um die glückliche Hand, die das Zündrohr und den Schwamm anlegen sollte; das Loos fiel auf Martin.

„Glück auf!“ riefen die Andern dreimal und entfernten sich, um Martin nicht zu beirren, der nun allein hinzu trat und die letzten Vorbereitungen zum Schlusse traf.

Dann zog sich auch dieser zurück und lautlos warteten Alle in der Entfernung mehrerer Schritte auf den Erfolg.

Man hörte einen dumpfen Knall, ein weißer Rauch züngelte durch das dunkle Gestein, dann fielen einige Trümmer zu Boden, dann lautlose Stille ringsumher.

Niemand wagte das Stillschweigen zu unterbrechen und nahe hinzu zu treten.

„Er giebt kein Zeichen des Lebens,“ sagte Andreas, „er ist todt!“

„Er ist todt!“ wiederholte ein Anderer.

Man nahm die Grubenlampen und trat näher hinzu. Der Schuß war tief und gut gebohrt, und hatte seine Wirkung gethan; ein gewaltiger Riß ging von oben nach unten und kreuzte sich nach mehreren Richtungen, einzelne Trümmer waren herausgefallen, die übrigen Stücke lagen gelockert übereinander.

„Lebst du, Franz?“ rief Andreas — keine Antwort. „Er ist todt!“ sagten Alle zu einander.

Nun wurden die Krampen angesetzt, um die Trümmer wegzureißen. Die obersten Trümmer waren bereits abgeräumt, man konnte an den Rest des Felsstückes hinaufsteigen, wie an eine erstürmte Bresche und leuchtete nun mit der Grubenlampe nach dem engen Verließe.

Welche Scene bot sich nun dem Auge! Franz lag auf den Knieen mit gefalteten Händen, das Antlitz an den Fels gelehnt, todtenblaß und starr, ohne Zeichen des Lebens.

Das Wasser war bereits bis an die Brust des Knieenden aufgestaut, aber war unverletzt, hart neben ihm war ein Felsstück niedergerollt, den geringen Raum zwischen seiner Fußsohle und der Felswand ausfüllend, und hatte ihn von unten bis oben mit dem Gischt des aufspritzenden Wassers besudelt.

Man hob Franz in die Höhe, man rüttelte ihn, man fühlte an seine Pulse — bald überzeugte man sich, daß ihn nur eine Ohnmacht umfangen hielt.

„Ein schützender Engel hat dieses abgerissene Stück in seinem Sturze gelenkt,“ sagte der Geistliche tief bewegt, als auch er herzukam, und Alle verwundert und gerührt ihm zeigten, was ihnen wie ein Wunder vorkam.

Der aus seinem Grabe Wiedererstandene erholte sich in kurzer Zeit so weit, daß er, auf die Arme seiner Kameraden gestützt, weggeschafft werden konnte. Im ernsten, aber freudigen Schweigen folgten ihm die Uebrigen.

Im Knappenhaus erwarteten sie der Müller und seine Tochter. — Ein Knappe war vorausgeeilt und brachte die frohe Kunde der Rettung. Der Müller weinte wie ein Kind. Er nahm seine Tochter bei Seite und sprach nur die wenigen Worte:

„Martha, wenn du noch desselben Sinnes bist, ich habe nichts mehr einzuwenden. Hier ist eine Fügung des Himmels.“

„Ich habe mich verlobt,“ sagte Martha ruhig. „Als ich an dem Kreuze betete, habe ich es der heiligen Jungfrau Maria geschworen, entweder dem Franz zu gehören, oder in's Kloster nach Seben zu gehen, wo man auch der Mutter Schwester, die gute Katharina einkleidete. Von meinem Gelübde konnte mich nichts mehr abbringen. — — Vater, ich bin noch desselben Sinnes. Mache nun, was dir gut dünkt!“

Die Thüre öffnete sich, Franz, noch schwach und sich mühsam fortschleppend, trat herein. Ihm nach die Andern. Franz erröthete, als seine Augen auf Martha fielen, von deren Ankunft er noch nichts wußte. Zögernd blieb er an der Schwelle.

Digitized by Google

Der Müller trat ihm entgegen, die ersten Begrüßungen waren vorüber.

„Franz," sagte der Müller, „ich habe ein Unrecht an Dir gut zu machen. Schon einmal hat mir der Himmel einen Fingerzeig gegeben, das zweitemal soll er mich nicht so starrköpfig und hartherzig treffen."

Franz glaubte ihn zu verstehen. Ein freudiger Zug ging über sein blasses, leidendes Angesicht.

„Für Dich soll gesorgt sein," fuhr der Müller fort. „Du ziehst vom Berge und kommst zu uns. Ich übergeb' Dir die Wirthschaft und Alles, was ich habe. Du nimmst deine Mutter zu dir — und schreibst ihr heute noch. Sie soll uns wirthschaften helfen. Was du aus der Martha machst, das überlaß ich Dir. Jetzt schau auf Dich und Deine Gesundheit, und wenn's Gott will, ist in drei Wochen Hochzeit."

Und so geschah es auch. Franz zog von dem Berge in des Müllers Haus, wo er nach wenigen Tagen vollends erstarkte. Der Geistliche blieb noch so lange, bis er nach ein paar Wochen die Hände der Liebenden am Altare zusammenfügte.

Franzens Mutter wurde aus Böhmen verschrieben und wohnte dem Feste bei. Sie blieb bei ihrem Sohne. Franz und Martha sitzen nun auf der Mühle und betreiben die Wirthschaft.

Aus dem Knappen ist ein tüchtiger Müller und Landmann geworden, der den Fremde, wenn sie zuweilen aus dem nahen Badeorte auf ihren Ausflügen zu ihm kommen, sein Schicksal erzählt, und denen er dann überglücklich seine Martha zeigt, zu der ihm das Unglück auf dem Berge verholfen hat.

Ein Abenteuer mit Indianern.

„Der „Grand Rapids Eagle", ein im Staate Michigan erscheinendes Blatt, liefert eine interessante Erzählung über eine Begegnung mit Indianern, bei welcher der Leser sich unwillkürlich an Cooper's Lederstrumpferzählungen erinnert fühlt: Mr. Michael Tammany aus Tyvone hatte mit einem Daniel Jonas aus Jackson County, Ohio, und einem Buben eine Reise nach dem fernen Westen angetreten, um Hausirgeschäfte zu betreiben. Vom Fort Sedgwick aus reisten sie den Plattefluß hinauf und legten 30 Meilen per Tag ohne Unterbrechung zurück, bis sie um 11 Uhr am dritten Morgen auf die frische Spur einer großen Anzahl berittener Indianer stießen. Eine genaue Rekognoszirung des Gebietes durch ein Fernrohr führte zu der Entdeckung von 4 Indianerhütten am Flußufer in der Entfernung von kaum einer halben Meile. Vorsichtig lenkten die Reisenden ihr Gefährt nach Osten, bis sie gegen 5 Uhr am Ausgange eines Wäldchens sich in unmittelbarer Nähe eines Indianerhaufens befanden, welche inmitten ihrer kreisförmig aufgestellten Pferde Rath zu pflegen und der Rede Eines von ihnen zu lauschen schienen. Mr. Tammany lenkte seinen Wagen zur Rechten, um unbemerkt zu entkommen, als er 50 berittene Indianer, mit großen Pistolen bewaffnet, unter schrecklichem Kriegsgeheul heransprengen sah. Als seine beiden Gefährten unter den Kugeln der Wilden todt zu Boden stürzten, sprang er auf sein Pferd und jagte mit größter Eile in der einzigen ihm offen gelassenen Richtung, nach Norden zu, fort. Diese Richtung war ihm bald abgeschnitten, und von sieben Indianern verfolgt, wandte er sich gegen Südosten, auf Sedwigck zu. Ueber fünf Meilen Wegs waren die Verfolger nicht weiter als 9 bis 10 Ruthen hinter ihm her. Zuletzt langte er mit seinem Pferde, einem guten Traber, an einem steilen Abhange an; das Thier machte einen verzweifelten Sprung in die Tiefe, und sank mit dem Reiter in einen Morast, welcher letzteren bis an den Hals bedeckte. Die Indianer feuerten mehrere Salven ab, stellten indeß bald das Feuer ein, offenbar, weil sie den Feind für todt hielten, und vier von ihnen mit langen Messern bewaffnet, versuchten über den Abgrund zu klettern. Der Verfolgte, dessen Pferd sich nicht aus dem Schlamme losarbeiten konnte, entledigte sich seiner Stiefel und erreichte nach langen Anstrengungen festen Boden. Von hier aus lief er etwa 2 Meilen, was seine nackten Füße ihn zu tragen vermochten, bis er den Plattefluß erreichte. Obwohl todtmüde, stürzte er sich ins Wasser, da die Indianer noch immer heulend hinter ihm drein eilten, und schwamm etwa 2 Meilen, bis er an eine scharfe Biegung kam, unweit deren er drei kleine Inseln gewahrte. Auf einer derselben, mit dichtem Gesträuch bewachsen, gelang es ihm, sich von den Strapazen zu erholen und die kommende Nacht abzuwarten. Dann schwamm er über den Fluß und machte sich auf den Weg nach dem Fort Sedgwick. Nach etwa 11 Meilen Wegs kam er an die oben erwähnten vier Indianerhütten. Im Zickzack kehrte er zum Flusse zurück, und da der Tag heraufdämmerte, schwamm er auf eine Insel los, wo er die Nacht abwartete. Dann trat er seine Reise wieder an, mit geschwollenem Gesicht und wunden Füßen, bis er sich bei Tagesanbruch wieder auf einer Insel versteckte. Kaum hatte er seinen Schlupfwinkel erreicht, als er einen Schuß fallen hörte, doch zu seiner Freude entdeckte er, daß es nicht Indianer, sondern zwei Soldaten der Unionsarmee, welche vom Fort Sedgwick auf die Jagd gegangen waren; diese schafften ihn in ihren Wagen und brachten ihn nach dem Fort, wo er zwei Wochen im Hospitale zubringen mußte, ehe er von den Strapazen völlig wieder hergestellt war.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 6. Mittwoch den 20. Januar. 1869.

Größe meiner Liebe.

Wie Meeresgrund nie aus der Nacht
Der Tiefe kommt zum hellen Morgen,
So tief in meine Liebe auch
In meines Herzens Grund geborgen.

Und wild, wie sturmbewegtes Meer,
Durchbraust sie mich in mächt'gem Glühen;
Sie treibt mich ruhlos in die Welt,
Und läßt mich wieder heimwärts ziehen.

Doch, wie das Meer sich Perlen weint
In seiner Tiefe dunklem Sehnen,
So kenn' auch ich der Perlen Glanz,
So hat auch meine Liebe — Thränen.

Und wild beweget rauscht die See,
Wie meines Herzens wilde Triebe;
Und ewig unvergänglich bleibt
Das große Meer, wie meine Liebe.

Am Ziel.

Von
Ludwig Habicht.

Zwei Jünglinge stiegen vor dem Hause des Hüttenbesitzers Günther in den leichten Reisewagen, um die geliebte Heimath auf lange Zeit zu verlassen und in die fremde Welt hinauszuwandern. Ein alter, finster aussehender, hochgewachsener Mann stand ungeduldig am Wagen und trieb mit gewohnter Rastlosigkeit zur Eile, während das Mütterchen geschäftig noch immer das Eine oder das Andere einzupacken hatte.

Endlich war Alles in Ordnung, und die beiden jungen Leute beugten sich noch einmal hinaus. Heinrich umarmte seine Mutter zärtlich, die ihre Rührung nicht länger beherrschend in Thränen ausbrach, während der Alte nur derb des Sohnes Hand schüttelte — und kurzweg sagte: „Halte Dich brav! — und dann dem Kutscher ein: „Vorwärts!" zurief. Dieser gab den Pferden einen Schlag, daß sie munter in's Zeug fielen, der Wagen rückte an — da rief Heinrich ängstlich zurück: „Meine Geige, meine Geige!" Gerade weil man sie als unentbehrlichstes Reisestück obenauf gelegt hatte, war sie vergessen worden.

„Den Bettel brauchst Du nicht, Du hast dort Anderes zu thun, als zu geigen!" polterte sogleich der Alte heraus.

„Vater, — ich kann nicht ohne sie fort!" bat der Sohn.

„Nichts da, — nur fort! —

Die Mutter war aber schon zurückgeeilt, hatte glücklich die Geige erobert und brachte sie eben in dem Augenblick, wo der Kutscher dem Befehl des Alten gehorchen wollte. „Tausend, tausend Dank, lieb' Mütterchen!" jubelte Heinrich.

„Du verhätschelst nur den Jungen,, brummte Jener, „er soll dort Bergmann werden und nicht Bierfiedler."

„Aber in seinen Feierstunden kann er doch üben, — gönne ihm nur diese Erholung —" warf die sanfte Frau ein.

„Ich hab' genug darüber gescholten," entgegnete der Alte ärgerlich, „mir ist das Gefiedel stets ein Gräuel gewesen."

Ueberglücklich schaute Heinrich die geliebte Mutter an, noch ein Lebewohl — der Vater winkte von Neuem zur Abfahrt, und bald waren die jungen Reisenden dem Auge der alten Leute entschwunden.

Heinrich, der Sohn des reichen Hüttenbesitzers Günther, sollte nach seines Vaters Willen mit seinem Jugendfreunde Robert Greiner in Freiberg den Bergbau studiren, um einen gründlichen Einblick in das Hüttenwesen zu gewinnen und hoffentlich mit größerer Lust und Liebe für das Werk des Vaters zurückzukehren.

Der Alte hatte seinen Sohn Anfangs in ein größeres Hüttenwerk schicken wollen, doch endlich auf die Bitten seiner sanften Frau darein gewilligt, daß Heinrich das Studium des Bergbaues ergreifen könne. Und wie fern auch dem wunderlichen Knaben diese Welt lag, erschien ihm doch ein Bergwerk so fremd und zauberisch, daß er wenigstens nicht mit entschiedenem Widerwillen dahinzog.

Der alte Günther war ein rauher und wohl auch harter Mann; um den Betrieb seines Hüttenwerks drehten sich alle seine Gedanken, er ging in seinen Arbeiten völlig auf. Alles, was sich nicht auf Kohlen, Eisen und Maschinen bezog, war ihm nicht nur gleichgültig — es existirte nicht für ihn.

Er hatte, kaum majorenn geworden, das Hüttenwerk von seinem wenig praktischen Vater

Digitized by Google

in einem trostlosen, jämmerlichen Zustande übernommen. Von dem üblen Beispiele seines Vaters zum schroffsten Gegensatze angetrieben, hatte sich der junge Mann mit einem Eifer und einer Rastlosigkeit in den Betrieb seines Geschäftes gestürzt, die ihm alle Ehre machten, die aber auf die Länge der Zeit ihm auch das Herzblut aus den Adern saugten. Sein Hüttenwerk war durch seine Anstrengungen wieder in Flor gekommen, und alles bei ihm war jetzt in schönster Ordnung. Keine Schlacke durfte müßig herumliegen, kein Arbeiter feiern, denn Günther war wie ein Argus dahinter her, und wehe dem, der sich vor seinem immer offenen Auge ein Versehen zu schulden kommen ließ, er jagte ihn ohne Barmherzigkeit fort.

Ueber dem Wachen und in Ordnunghalten seines Hüttenwerks hatte er freilich nicht Zeit gefunden, der Erziehung seines Sohnes große Aufmerksamkeit zu schenken; ja der ewig arbeitende Mann würde vielleicht nicht Zeit gefunden haben, eine Frau zu heirathen, wenn nicht eine weitläufige, arme Verwandte mit ihrer Tochter zu ihm zum Besuch gekommen wäre, und er das Brautwerben so recht bequem im Hause gehabt hätte.

Clara Herrmann war ein zartes, liebliches Mädchen, mit natürlicher Bildung und dem weichsten, frömmsten Herzen verband sie die weiblichste Anmuth; sie gab dem Drängen ihrer Mutter nach und reichte dem schroffen, eckigen Vetter die Hand. Die Mutter sah ihr Kind damit versorgt und beruhigte die Furcht ihrer Tochter vor einer unglücklichen Verbindung mit den Worten: „daß eben eine Frau den Mann weicher und freundlicher stimmen müsse". Leider war dies hier nicht der Fall gewesen; die zarte Pflanze verwundete sich nur zu tief an der rauhen, harten Rinde des beinahe gefühllosen Mannes. —

Musik hatte schon von Kindheit auf Clara's ganze Seele erfüllt, und als glückliche Braut war ihr auf Anstiften ihrer Mutter von dem sich gerade in seinem Brautstande gefügig zeigenden Günther ein Flügel angeschafft worden. Bei diesem Instrumente suchte die arme verlassene Frau Trost und Erholung, wenn sie bei ihrem Manne nichts weiter gefunden als den Kummer um Dresch- und Siedeschneidmaschinen und die ewigen Klagen über die Kohlentheuerung und das Steigen der Löhne. Selbst als der Himmel ihnen einen Sohn und dann ein Töchterchen schenkte, wurde das Verhältniß der beiden Eheleute kein wärmeres. Der alte Günther sah nur in dem Knaben den künftigen Erben und Hüttenmann, der ihm einst tüchtig unter die Arme greifen sollte. Nun, und für das Mädchen würde sich wohl auch mal ein Werkbesitzer finden, so dachte er.

Je mehr sich sein Hüttenwerk vergrößerte, je weniger Ruhe konnte sich Günther gönnen, weil er überall selbst Hand anlegen und sich rastlos abquälen mußte. Da blieben freilich die Kinder ganz der Sorge der Mutter überlassen, die mit unendlicher Liebe sich dieser süßen Pflicht unterzog und sich die beiden Kinder so recht an's Herz wachsen ließ. Und dies nur allein von Frauenhand aufgezogene prägte sich auch in dem ganzen Wesen der beiden Kinder aus.

Zwar lebte in Heinrich etwas von dem kräftigen, rastlosen Geist des Vaters, aber es war durch den Einfluß der sanften Mutter in andere Bahnen gelenkt worden und hatte sich endlich in einer begeisterten, stürmischen Liebe für Musik concentrirt. Die Schwester, nach der Mutter Clara genannt, theilte diese Neigung des Bruders; auch sonst war sie ganz das Ebenbild ihrer Mutter, — still, weich und fast träumerisch.

Die Mutter hütete ihre Kinder ängstlich vor dem Umgang mit der wilden Dorfjugend; nur einem einzigen Knaben, dem Sohn einer armen Häuslerswittwe, hatte sie den Zutritt gestattet. Robert Greiner war ein bescheidener ernster Junge, dessen gesunden Verstand Noth und Sorge früh ausgebildet hatte und der deshalb mit seinem nüchternen, klaren Denken auf den mehr phantastisch-träumerischen Heinrich den wohlthuendsten Einfluß ausübte.

Die beiden Freunde wuchsen mit einander auf, lernten dann zusammen auf dem Hüttenwerk, — und nun begann des Alten unbeschreiblicher Verdruß und Aerger. Während Robert rasch und leicht begriff und sich in Kurzem zu einem tüchtigen Hüttenmann ausbildete, wollte es mit Heinrich trotz alles Unmuths seines Vaters nicht vorwärts gehen, und oft, wenn er Heinrich in bester Arbeit glaubte, fand er ihn bei seiner geliebten Geige, die schönsten Stücke spielend. Das gab dann stets einen fürchterlichen Sturm, der zum Aeußersten geführt hätte, wenn nicht immer die besorgte Mutter dazwischen getreten wäre.

Zwar wurde dann aller Groll und Zorn auf die arme Frau ausgeschüttet, die den Jungen „verzogen" und mit ihm Klavier geklimpert habe, statt ihn in's Hüttenwerk zu schicken; aber Heinrich war doch dadurch gerettet.

Er mochte wohl Recht haben, der gute Mann, denn Heinrich betrieb sein Geigenspiel mit einem Eifer, die Arbeiten im Hüttenwerk aber mit einer Nachlässigkeit, daß selbst der Gutmüthigste die Geduld verloren haben würde.

Trotz allem Wettern und Schelten wurde es doch mit Heinrich nicht anders, — und so entschloß sich der alte Günther, ihn in eine strenge Schule zu schicken.

Digitized by Google

Heinrich hatte selbst einmal davon phantasirt, Bergmann werden zu wollen: das griff der Alte auf, denn es war ihm gerade Recht, ein bischen Bergwerkskunde konnte seinem Sohne nicht schaden, und dort unter der Erde, unter strenger Controle, so hoffte er, würde ihm schon das Fiedeln vergehen. Heinrich mußte einwilligen, und er that es gern, kam er doch nun fort von der verhaßten schmutzigen Hütte und dazu in ein Bergwerk. Welche Poesie — dort aus dem dunklen Schacht das edle Metall heraufzuschaffen, welch' ganz anderes bedeutungsvolleres Leben!

Der junge Günther bestürmte so lange seinen Jugendfreund Robert, bis dieser einwilligte, ihn zu begleiten. Und konnte nicht dort der ernste strebsame Jüngling am ehesten sein Glück machen? Der alte Günther hatte hiergegen nichts einzuwenden, denn Robert hatte sich durch seinen hervorstechenden Fleiß die besondere Gunst des Hüttenbesitzers erworben, und dieser glaubte, daß der Umgang des ordentlichen Menschen dem verzogenen Söhnlein von ganz besonderem Nutzen sein möchte. Auch die Mutter sah die Begleitung Roberts gern; nur Eine hörte mit blassen Wangen und fliegendem Athem von diesem Entschluß — die junge Clara; in diesem Augenblicke fühlte ihr junges Herz, was es verlor. Sie war mit Robert freundlich und traulich umgegangen, weil ihn der Bruder liebte und weil ihr sein ernstes, stilles Leben gefiel; aber jetzt sollten all' die trauten, lieben Stunden zu Ende gehen, und mit dem Bewußtsein der ersten Liebe kam auch schon ihr erster Schmerz.

Dem jungen Burschen hatte sich längst Clara's freundlich sanftes Wesen tief in die Seele gelebt, nur hatte sein schüchtern aufkeimendes Gefühl nicht zu hoffen gewagt; aber als er sie einst allein im Garten getroffen, da hatte er doch sich ein Herz gefaßt und gefragt, ob die Spielgefährtin auch manchmal in der Ferne an ihn denken würde? und die hellen Thränen des armen Mädchens hatten ihm Alles zugeflüstert, was der schüchterne Mund verschweigen mußte. Das war ein Glück und eine Seligkeit! — Die beiden jugendlichen Herzen zimmerten sich ein prächtiges Traumschloß, unter dem sich's herrlich ruhen ließ. Robert wollte ein tüchtiger Bergmann werden, womöglich Obersteiger — einen neuen reichen Schacht entdecken und dann — reich und angesehen heim kommen und vor den alten Günther mit den Worten treten: „Gebt mir Euer Töchterlein!" Was derselbe für große Augen machen, nach Hab und Gut fragen und dann freudig „ja" sagen und die Mutter rufen würde, wenn er Alles gehört. Welch' ein unbeschreiblich Glück, das jetzt nicht auszuträumen und auszudenken war, aber es machte die Herzen voll und weit, als wäre Alles schon blühend volle Wahrheit, und doch war Robert noch der arme Sohn der Häuslerwittwe und Clara die Tochter des reichen, dünkelhaften Hüttenbesitzers Günther.

So war der Tag der Abreise endlich herangekommen, aber die junge Clara hatte nicht die Kraft gefunden, Bruder und Geliebten scheiden zu sehen, denn die Tiefe ihres Schmerzes zu zeigen, hätte sie doch vor dem strengen Vater nicht gedurft. Sie setzte sich deshalb in den Garten, und ein Strom von Thränen machte ihrem gepreßten Herzen Luft. Es war jetzt recht still in dem Hause des Hüttenbesitzers. Der Alte ging ruhig, als ob nichts geschehen, seinen Geschäften nach, ja er schien recht erleichtert zu sein, daß sein träumerischer Junge aus dem Hause gekommen und gewiß auf dem besten Wege war, ein anderer: tüchtigerer Mensch zu werden. Die beiden Frauen dagegen fühlten um so tiefer die Lücke und hielten mit zartem, liebenden Sinn das Andenken der Geschiedenen desto lebendiger fest.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Dresdener Nachrichten" erzählen folgende, „wahre Geschichte" über einen Tyroler und Kaiser Ludwig Napoleon: Einem Tyroler aus Mittersiel, der als Teppichhändler nach Paris gekommen war, wurde dort ein großer Theil seiner Waare gestohlen. Sogleich suchte er beim Kaiser Audienz zu erlangen, und als er vorgelassen wurde, überreichte er dem Kaiser, der bekanntlich sehr gut deutsch spricht, eine Bittchrift, welche also lautet: „Hans Sterz aus Mittersiel thät di bitten, daß Du ihm die Kotzen zahlst, die ihm d' Franzosen erst neuli g'stohlen hom, weil Du ihr Kaiser bist und die Schand auf Dir nit sitzen lossen derfst. 'S macht grad 19 Gulden aus, wie Du in der beigelegten Rechnung siehst. Scheer Die nit Herr Kaiser und mach mir ka Kränkung. Wannst Du es schon mir nit z' Lieb thun willst, so thues wegen mein Vater, vor dem Alles, selbst der Kaiser in Wean (Wien) Regard hat, anno Neune hat er allein sechzig Stück Franzosen z'ammpfeffert, daß schun a Freud war." Ludwig Napoleon, dem dieser originelle Schriftsteller gefiel, beeilte sich, ihm 19 Napoleonsd'or zu geben worauf der Tyroler sagte: I kann nach dem Geld a rechnen, Herr Kaiser, 's ist weit z'viel!" „Nimm nur das Geld" sprach der Monarch, „ich zahle hiermit deinem Vater zugleich das Schußgeld." „I nimms," sprach der Tyroler nach kurzem Sinnen. „Die sakerischen Franzosen

Digitized by Google

haben so nit übel g'wirthschaft, als sie bei uns in Tyrol waren. So gleicht sich die Sach' wenigstens aus zwischen uns." Der Kaiser fand immer mehr Vergnügen an dem stattlichen, hübschen, offenen Burschen. Er dachte vielleicht daran, ob die streng monarchischen Tyroler sich nicht besser zu Schweizern verwenden ließen, als die republikanischen Schweizer. Er richtete also die Frage an den Mann, ob er nicht in seine Dienste treten möchte. „Warum denn nit," antwortete der Tyroler, Du bist a guter Herr, bei dir kinnt mais nit schlecht ham." „Ich mache dich zu meinem Thürhüter!" sagte der Kaiser. „Das haßt ma bei uns Viechhalter; dös ließ i mir g'fallen, wenn's saubere Viecher san." „Die Thür meines Zimmers sollst Du hüten!" erklärte Napoleon lächelnd. „Dos thue i nit," rief der Tyroler auffahrend. Vor zehn Jahren war i schon a Gasbu; was saget'n dann die Tyroler, wenn's mi jetzt Thür hüten segeten! I dank schön! Wünsch guten Nachmittag!" Der Tyroler eilte fort als würde er gejagt. Der Kaiser, herzlich über die seltsamen Begriffe von Rang und Würde lachend schickte ihm seinen Adjutanten nach; der gekränkte Tyroler war nicht mehr zur Umkehr zu bewegen und der Kaiser, dem so große Dinge gelungen, mußte den schlichten Sohn der Berge aufgeben."

(Eine neue Methode zur Heilung der Rachenbräune.) Der „Magd. Ztg." schreibt man aus der Altmark: „Von der Bekämpfung der unsere altmärkische Stadt- und Landbevölkerung seit ungefähr 4 Jahren fast decimirenden Seuche, der Rachenbräune, ist ein gesegneter Fortschritt zu melden. Trotz der verschiedenen dagegen angewandten Mittel, sowohl Medicamenten als Operationen, starb nicht blos eine verhältnißmäßig große Menge der davon ergriffenen kleinen Wesen, sondern auch viele Erwachsene mußten daran ersticken, da die sich in den Luftwegen bildenden Häute nicht immer zu entfernen waren. Endlich scheint es einem Arzte, dem Dr. Frick zu Arneburg, gelungen zu sein, diese festansitzenden Häute zur Lösung zu bringen. Der genannte Arzt hat vor 4 Jahren selbst ein Kind an dieser Krankheit verloren und vielleicht hat derselbe gerade deshalb die Bekämpfung dieser schrecklichen Seuche zu seinem Hauptstudium gemacht und seine Erfahrungen und Untersuchungen, sowie die gegen die Seuche angewandten Mittel in einer Broschür zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Dr Frick hat eine Dampfmaschine konstruiren lassen, welche den bereits im Kehlkopfe, in der Luftröhre und in den Lungen leidenden Patienten die Einathmung erweichender Medicamente erleichtert. Die Häute werden augenscheinlich dadurch gelockert und leichter ausgeworfen. Auch ein Instrument zum Einblasen von staubförmigen Medikamenten in den Kehlkopf und in die Luftröhre wendet er in verzweifelnden Fällen an und wirklich finden seine über alles Erwarten glücklich vollendeten Kuren dieser schrecklichen Krankheit weit und breit volle Anerkennung. Von vielen Gemeinden, wo dieser Arzt segensreich wirkte, nennen wir nur das Dorf Baben, wo so viele Eltern dankbar seine glücklichen Erfolge bezeugen werden." Der Cor. theilt der „Magd. Ztg." noch die Namen von sechs Pastoren, drei Schulzen und zwei Kantoren mit, welche die Richtigkeit seiner vorstehenden Angaben über die neue Heilmethode der Rachenbräune bestätigen wollen.

(Eine Rechtsfrage.) Eine verheirathete Dame legte ihrem Rechtsanwalte folgende Frage vor: Meinen Gemahl heirathete ich nur seines Vermögens wegen; dies Vermögen ist durchgebracht — bin ich nun nicht Wittwe, der es frei steht, wieder zu heirathen?

Im neuesten Rhein. Curier findet sich folgende amüsante Annonce:

An das weibliche Geschlecht:

Der Zufall ist ja so oft Ehestifter, auch ich baue auf ihn. Ich bin jung, gebildet, von seinem Aeußern, welches nicht das Aeußerste ist, aber auch Niemand in die Flucht jagt und suche eine Lebensgefährtin. Bedingungen sind: Alter zwischen 20 und 32 Jahren; Aeußeres anmuthig, keine falschen Haare! Von Gemüth treu, von Charakter sanft; in der Küche nicht lärmend, kein beständiger Krieg mit den Dienstboten! Bälle werden in der Ehe nicht besucht, dagegen die Sommerabende gemeinschaftlich bei einem Glase Bier. Mein Einkommen beträgt 1000 Thlr. 2c.

Ein dicker Schlächter ließ auf einem Schild sich selbst abkonterfeien, wie er eben einen Ochsen todtschlägt. Er zeigte das fertige Schild seinem Hausnachbar mit der Frage: „Ob er auch gut getroffen sei." Dieser antwortete: „I, nun ja, Herr Gevatter, Ihr seid gut getroffen, aber wer soll denn der Mann sein, der neben Euch steht?"

Man fragte einen Irländer: warum er seine Strümpfe verkehrt angezogen habe? — Auf der andern Seite waren Löcher, entschuldigte er sich.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 7. Samstag den 23. Januar. 1869.

Bergschloß Königsberg.

Historisch.

Wand'rer, willst Du Frankens gold'ne Auen
In der schönsten hehren Pracht erschauen
O so komm' und folge meiner Bahn
Wandle mit mir jenen Berg hinan.

Wo die Burgruine laubumkräuselt,
Zephyr leis durch Rebenblätter säuselt,
Vöglein wiegen sich in reiner Luft,
Bienchen schwirren in der Blüthen Duft.

Komm! welch' herrlich reiner Frühlingsmorgen!
Dort vergessen wir des Lebens Sorgen:
Wenn der Thau auf zarten Hälmchen blitzt
Und in Lauben sich's so traulich sitzt.

Vor uns liegt ein Blatt der Chronik aufgeschlagen.
Laß' uns träumen von den alten Tagen:
„Wärtels Ruf vom hohen Thurm noch tönt',
Und das Thor in rost'gen Angeln dröhnt.“

Nieder zu des Obstwald's blüh'nden Hainen
Schimmern Fenster gleich den Edelsteinen,
Hinter denen heller Jubel klingt
Und der Schloßherr seinen Nectar trinkt.

Vor dem Geiste schwebt die Brücke nieder
Eimer in dem Brunnen hin und wieder
Und vom Heidenthurme bis zur Rhön
Feuerzeichen glänzen hell und schön.

Allhier waltetete ein frei Geschlechte,
Deutsch von Sitte und mit starker Rechte.
Von dem stolzen majestät'schen Bau
Sah es blühen seinen Hennegau.*)

Unaufhörlich rollt das Rad der Zeiten,
Menschen werden, blühen, leben, scheiden;
Und auch Henneberges letztem Sproß
Fiel des Schicksals unerbittlich Loos.

Neue Mauern stiegen in die Lüfte,
Leben kam in des Gemäuers Klüfte,
Auf der Schloßkapelle Säulenhall
Wölbt' bald glänzend sich ein neuer Saal.

Weimars Fürstin sahen diese Räume,
Als der Herbst entblättert schon die Bäume
Und der Winzer froher Jubelklang
Tönte an des Schloßberg's Rebenhang.

Bald kam aus des Kaisers Kerkermauern,
In des Winters kalten Eisesschauern,
Auf der Reise in das Heimathland
Weimars Herzog in das Frankenland.

Gastlich winken Königsberges Zinnen,
Seiner Keller volle Ströme rinnen,
Und des heil'gen Mahles Wundermacht
Labt ihn hier nach langer Kerkernacht.

Manch' Jahrhundert ist dahin geflogen
Auf des Zeitenstromes Sturmeswogen
Doch alljährlich um dieselbe Zeit
Denket sein der Glocken Festgeläut'.*)

Furchtbar hat Vergänglichkeit gewaltet,
Anders ist die stolze Burg gestaltet
Und die Rebe an des Berges Hang
Hörte ihrer Mauern Grabgesang!

Längstverklungen sind die alten Lieder,
Nimmer sinkt die Brücke rasselnd nieder,
Nimmer stampft der muth'gen Rosse Huf,
Nimmer tönt des Wärtels Hornesruf.

Nur ein Thurm zeugt von vergang'ner Schöne,
Der der großen Zeiten edle Söhne
Und der Frauen glänzend bunte Reih'n.
Führte zu des Saales Kerzenschein.**)

Dem Beschauer glänzt ein Mann entgegen,
Oft genannt in Deutschland allerwegen.
Achtungvoll naht man der schweren Thür',
Schreibt ihn ein als Reise-Souvenir.***)

---

*) Muß eigentlich Haßgau heißen. — Das Wort Hennegau hat Verfasser blos deshalb in Anwendung gebracht, weil Königsberg sammt den meisten umliegenden Ortschaften den Grafen von Henneberg gehörten. Auf manchen Kirchthürmen sieht man noch die Henne.

*) Am 27. Jan. jeden Jahres wird das sog. „Schloßfest“ in Königsberg gefeiert zur Erinnerung an die Anwesenheit des Herzogs Wilhelm von Weimar.

**) Dieser Thurm war früher der Haupteingang des Schlosses

***) Der Name des jetzigen Besitzers Herrn Ronge aus Königsberg.

Digitized by Google

Auf der Treppe ausgetret'nen Steinen
Steigt man zu den renovirten Räumen.
Uns erfaßt ein heimlich süßes Grau'n
Bei des Alterthumes still Beschau'n.

Fremdenbuch liegt vor uns aufgeschlagen.,
Bald wird es auch uns're Namen tragen.
Der Natur noch einen Liebesblick
Und dann abwärts wieder froh zurück.

Noch beschau'n wir uns des Kellers Tiefen,
Wo die inhaltschweren Fäßer schliefen.
Und der Gang, vereinend Burg und Stadt,
Welt und Kloster einst verbunden hat.

Keines Menschen Füße je mehr wandern
In das Reich von Molchen, Salamandern,
Keines Lichtes Strahl den Weg uns zeigt,
Doch manch' Pfaffe noch im Finstern schleicht.

Schutt und Staub wird alles mit den Zeiten
Niemals werden wir das große Wort bestreiten,
In der Wahrheit Tempel eingeweiht:
„Erdenloos ist die Vergänglichkeit.

G. Stubenrauch.

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Die besorgte Mutter Heinrich's hatte sich mit einem Obersteiger des Freiburger Bergwerks in Verbindung gesetzt, der weitläufig mit ihr verwandt war und die Aufnahme der beiden Jünglinge zugesagt hatte, was jetzt auch geschah. Zwar war das Stübchen, das ihnen eingeräumt worden, klein und bescheiden, aber es hatte doch die Aussicht auf einen Garten, und das genügte dem anspruchslosen Sinne der beiden Freunde.

Der Obersteiger war ein trockener, nüchterner Mann, pünktlich in seinem Berufe und an die größte Ordnung und Ruhe in seinem Hauswesen gewöhnt. Seine Frau, war eine kleine fortwährend hüstelnde und über ihre schwachen Nerven klagende Person. Das schwächste Geräusch, das Zuwerfen einer Thür, lautes Reden und Singen war ihr ein wahrer Greuel. Darum ging auch alles in dem Hause so geisterhaft still zu, als würde es nur von Schatten bewohnt. Diese Nervenreizbarkeit sollte indeß für Heinrich bald die erste Quelle des Verdrusses und bittern Aergers werden.

Die Jünglinge waren in das Bergwerk eingeführt worden, und ihr erstes Tagewerk lag heute hinter ihnen; Robert war mit keinen Illussionen gekommen; harte Arbeit, Mühe und Plage konnten ihn deßhalb nicht überraschen; aber Heinrich wurde schon am ersten Tage enttäuscht. Das Hinabfahren in den Schacht war anders, als er erwartet hatte: es begann mit einem mühsamen fast gefährlichen Klettern anstatt einer lustigen Fahrt.

Das „Glück auf" da unten von den Bergleuten klang ihm lange nicht so hell, als er sich's geträumt. Was lag nicht in diesem Worte für ein Leben, wie mußte es nicht wogen und stürmen in Denen, die sichs ermunternd zuriefen und er hörte kaum ein dumpfes Murmeln. Die schwere, harte Arbeit macht den Bergmann nüchtern.

Heinrich hatte für ihren Beruf begeisterte Arbeiter erwartet und er fand nur Leute, denen die Sorge Herz und Seele wund gedrückt hatte; das verstimmte schon sein weiches, den eisernen Gang des Alltaglebens wenig kennende Herz.

Wieder an's Tageslicht gekommen und mit dem Freunde in seinem Stübchen, griff Heinrich zur Geige um sich dort Trost und Beruhigung zu holen. Der Obersteiger hatte ihn zwar mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt gemacht und ihm namentlich das Vermeiden alles Geräusches an's Herz gelegt, aber Musik war doch kein Geräusch, und deshalb spielte sich Heinrich mit der größten Sicherheit in ein recht klagendes Stück hinein und wiegte sich bald die Außenwelt vergessend, frei und glücklich auf diesem Melodienmeer. Er sollte nur zu bald daraus aufgerüttelt werden, denn plötzlich stürzte der Vetter Obersteiger, ganz gegen seine gelassene Art, wie ein Verzweifelter herein und keuchte hervor: „Um Gotteswillen halten sie ein, meine Frau liegt schon in Krämpfen von dem verteufelten Spiel!" Heinrich blickte verdutzt auf und begriff noch nicht, was der Alte wollte; da packte ihn der Obersteiger, außer sich gebracht, beim Arm und rief, so laut es seine an ein ewiges Gedämpftsein gewohnte Stimme vermochte: "Hören Sie nicht: Wollen Sie denn meine Frau ermorden?

„Ihre Frau? behüte!" entgegnete Heinrich.

„Nun, dann lassen Sie das Geigen. Die arme Frau hat so feine Nerven, sie kann solchen Höllenlärm nicht ertragen."

„Aber das ist ein ganz liebliches Adagio —" warf Heinrich ein.

„Ach was Adaschio, solcher Lärm ist uns noch nie in's Haus gekommen," und er setzte dann ruhiger geworden hinzu: „Sie können ja sonst Alles thun, nur geigen dürfen Sie nicht mehr, lieber Vetter, meine arme Frau leidet einmal an zu großer Nervenschwäche."

Als er das Zimmer verließ, sah ihm Heinrich mit einem halb verwunderten halb schmerzlichen Blicke nach, daß der ernste Robert laut auflachen mußte.

„Wo sind wir hingerathen?" seufzte Heinrich und stützte jetzt schmerzlich bewegt das Haupt in seine Hand. „Ich fühlte mich hier so glück-

Digitized by Google

lich, träumte mich allem Zwang enthoben und bin nun gefesselter als je! Wie schön habe ich mir meine Mußestunden ausgemalt, schwelgen zu können im ungestörten behaglichen Spiel, vielleicht die alten ehrlichen Vettersleute oft den Tönen lauschend und sich wundernd, was das kleine Instrument Alles sagt und weiß, und nun muß zum Unglück die alte Muhme so feine Nerven haben, daß sie nicht einmal die göttliche Musik verträgt".

„Ja, das ist eine Täuschung mehr, lieber Heinrich; male Dir niemals die Zukunft so glänzend und rosenfarbig aus, dann wirst Du nicht bittere Erfahrungen machen."

„Das kann ich nicht, Robert, — nur dies Träumen, dies Schwelgen in phantastischen Zukunftsbildern läßt mich die Gegenwart vergessen und ertragen, ohne sie rüttelte ich ganz anders an meinen Fesseln!„

„Fesseln? Du Glücklicher, der Du Alles hast, eine sichere Zukunft, sorgenfreie, glückliche Tage!"

Ein bitteres Lächeln flog über das Antlitz Heinrich's. „Wie gern würf ich das Alles weg, dürft' ich nur meine Wege gehen — war seine Antwort, mich lockt es in ganz andere Bahnen," fügte er begeistert, mit glänzenden Augen hinzu, „aber ich wage nicht den alten breitgetretenen Weg zu verlassen, denn noch fehlt mir die rechte Kraft;„ — doch sie wird kommen, Robert und dann —" er vollendete nicht und strich mit der Hand über die glühende Stirn.

„Du träumst wieder, Heinrich, laß das nur, — das muß Dich nur unglücklich machen. Ich weiß nicht, welch' milder Geist in Dir lebt, aber ich fühle, wie Du Dein ruhig schönes Glück mit Füßen trittst. Glaube mir, vielleicht ist die Nervenschwäche der alten Frau Dein Glück; Du mußt dann Deine unbegränzte Vorliebe für die Musik aufgeben, lebst Dich in das Bergwesen ein und kehrst zur Freude Deines alten Vaters als ein ganz anderer heim.„

„Nimmer!" entgegnete Heinrich mit trübem Lächeln.

„Du kannst ja deßhalb immer noch spielen, nur nicht mit so blinder Leidenschaft."

„Ich hab die Lust dazu nicht in mir geweckt, sie ist von selbst gekommen. Aber was nun beginnen?" fuhr Heinrich fort, „ich bliebe nun nicht in diesem kalten todten Hause, ich muß fort."

„Und wohin? — Willst Du sogleich Deinem Vater diesen Verdruß machen? Du kennst seinen Starrsinn; was er einmal bestimmt, das ist gut, daran darf Niemand rütteln. Du erbitterst ihn, und machst Deiner armen Mutter schwere Tage."

„Ja ja, sie bekommt dann wieder den Vorwurf über den „verzogenen Sohn". Du hast Recht; ich will bleiben, aber es ist doch schrecklich, daß ich nicht mehr spielen soll."

„Versuche es so leise wie möglich zu spielen," rieth der Freund.

„Thorheit!" war Heinrich's Antwort. „Denkst Du, man kann die Geige zähmen und zügeln nach Belieben? Wenn wir uns ihr einmal hingeben, dann hat sie uns in ihrer Gewalt, dann jubelt sie so laut, so himmelstürmend, daß wir ihr folgen müssen ohne Zögern."

„Nun dann müssen wir das Freie suchen, so oft und viel wir nur können," bemerkte Robert.

Heinrich stimmte diesem Vorschlag lebhaft bei, und es wurde nun zum Gesetz erhoben, wenigstens allsonntäglich Ausflüge in die Umgegend zu machen. Bergleute lieben Musik und so hatte es gar nichts Auffälliges, wenn auf diesen Wanderungen die geliebte Geige Heinrich begleitete. Eines Tages waren die Freunde weit herumgestrichen, und der Abend brach an, der zur Heimkehr mahnte. Es war nur noch das letzte Dorf zu durchwandern, dann war die Stadt erreicht, als sie plötzlich ein verworrenes Geräusch hörten und dann am Ufer Kinder hin und her laufen sahen. Sie eilten näher und hörten, daß ein Knabe in's Wasser gefallen sei. Heinrich wie Robert waren beide gute Schwimmer. Die Röcke waren im Nu abgeworfen, und dann ging's hinein in den Fluß, auf den noch an der Oberfläche treibenden Jungen zu. Heinrich erreichte den Verunglückten zuerst, und das ängstliche Festhalten desselben würde ihm vielleicht gefährlich worden sein, wenn nicht schon in diesem Augenblick Robert zu Hülfe gekommen wäre. Man brachte jetzt den Kleinen ans Ufer, der zwar tüchtig Wasser geschluckt hatte, aber noch athmete und jedenfalls dem Tode entronnen war.

Die beiden Jünglinge würden sich noch weiter mit dem Kleinen beschäftigt haben, sie wurden aber durch eine Menge Leute, unter denen die Angehörigen des Kleinen zu sein schienen, aller weiteren Sorge überhoben, und da Heirichs' scheues Gemüth Erörterungen und etwaige Danksagungen nicht liebte, zog er seinen Freund rasch mit sich fort, um solch lästigem Zusammentreffen zu entschlüpfen.

Der alte Obersteiger war nicht wenig erstaunt über die nassen Kleider der Kommenden. Seine Frau war einer Ohnmacht nahe. Die Tollköpfe, wie leicht konnten sie ertrinken! Da sie sich selbst fortwährend krank glaubte, hatte sie auch eine große Sorge, Andere gern krank zu machen aber nicht etwa durch Zaubertränke, sondern ganz einfach durch Ueberreden, daß sie krank, sehr krank wären. Dies Ereigniß war ein ganz besonders günstiger Fall für ihre nervenschwache Seele. „Ja, ja," seufzte sie, „der Tod steht darauf. Sie müssen sich sogleich in's

Bett legen, Fliederthee trinken und schwitzen und dürfen mir sobald nicht wieder heraus."

Wirklich war hier ihre Sorge ganz am rechten Orte. Heinrich bekam von der Erkältung und dem Gange in den nassen Kleidern ein Fieber, das ohne die Aufmerksamkeit der alten Frau gewiß eine ernstere Gestalt angenommen hätte. —

Diese freundliche Seite der Obersteigerin versöhnte Heinrich doch ein wenig mit ihrer Nervenreizbarkeit.

Wochen waren verstrichen, der Vorgang fast vergessen, da wanderten die Freunde eines Sonntags wieder durch das Dorf, in dessen Nähe sie den Knaben gerettet hatten. Sie schlenderten recht behaglich Arm in Arm durch das Dorf. Es war am späten Nachmittag. Die Sonne schien warm und glänzend und leuchtete in die sonntäglich aufgeräumten Hütten. Mancher Alte schaute behaglich, seine Pfeife dampfend, zum niederen Fenster heraus, während sich die Jugend des Dorfes lärmend auf der Straße herumtummelte. Plötzlich hielten mehrere Jungen in ihrem Spiele inne und riefen dem Einen zu: „Siehst Du, das sind die Beiden, die Dich aus dem Wasser gezogen haben." Der Junge blickte wie erschrocken hin und nahm dann plötzlich Reißaus, als ob er sich vor seinen Rettern fürchte, daß diese unwillkürlich lachen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Lumpensammlerin.) In einem Pariser Feuilleton wird folgende Carnevalsgeschichte aus Paris erzählt: „Der Carneval bringt immer eine Menge Verwechselungen, Intriguen und häusliche Eifersuchtsscenen mit sich; einer solchen Verwechselung hat Mlle. Paméla ihr Glück, oder besser gesagt, ihre neue Lebenslaufbahn zu verdanken; hören Sie ihre Geschichte. Bei der reichen und schönen Marquise S. ist Paméla erste Kammerjungfer; zu einem costümirten Balle bei der Gesandtschaft eines mächtigen Staates wollte die Marquise mit einem originellen Costüm erscheinen, und nach langem Nachdenken hatte sie das einer griechischen Lumpensammlerin gewählt, selbstverständlich einer eleganten Lumpensammlerin. Das Costüm war am Tage vor dem Balle fertig, und an Paméla zur Aufbewahrung übergeben, die nebstbei gesagt, jung, schön, geschickt, fleißig, kurz mit allen Vorzügen, die man von einem Kammermädchen wünschen kann, ausgestattet war; eine einzige Leidenschaft hatte sie, das Tanzen ging ihr über Alles. — Und, o Unglück, gerade heute war der erste Maskenball in der großen Oper, Paméla hatte kein Costüm, sie konnte ihn nicht mitmachen; vor ihr lag ausgebreitet, vollendet, verlockend, der Anzug der Marquise, das war zu viel für ein weiblich Herz — ich glaube, einem Kleide zu Liebe wäre Eva viel leichter gefallen, als wegen eines Apfels — und unsere Paméla fiel. Schnell war Toilette gemacht und husch hinaus zum Thor und auf den Ball. Die Nacht ward durchgetanzt, noch nie hatte sich Paméla so erquickt, wie an diesen verbotenen Früchten. Des andern Tags ging die Marquise, nicht ahnend, was vorgefallen, im selben Costüm auf den Ball bei der Gesandtschaft. Im anstoßenden Salon stand der Marquis, und da geschah es, daß er das geheimnißvolle Gespräch zweier Bedienten vernahm. „Sieh' einmal, Jean, da ist unsere griechische Lumpensammlerin vom gestrigen Opernball; obwohl sie gestern maskirt war, so erkenne ich sie doch, das Costüm ist zu originell, ein zweites gibt's in ganz Paris nicht." Den Marquis überlief es eiskalt; doch nicht genug, es sollte besser kommen. „In die Tasche ihres Rockes habe ich ihr ein Briefchen gesteckt mit einem Rendezvous für den nächsten Maskenball, im Theater Châtelet." Mit einem Satz ist der Marquis bei seiner Gemahlin, unversehens fährt er in ihre Tasche und ein Streifen Papier bleibt in seiner Hand. Madame folgen Sie mir," sagte der Marquis, „wir verlassen den Ball." Erstaunt gehorchte sie, doch zu Hause löste sich bald das Mißverständniß. Paméla gestand reuig, doch sie wurde unerbittlich ihres Dienstes entlassen. Heute ist Paméla die erste Vortänzerin am Opernball und Königin des Cancan, mit dem sie sich zehnfach mehr verdient, als ihr ihre Nadel getragen."

Nach einer neueren Statistik werden auf der ganzen Erde mittelst Eisenbahnen täglich 27 Millionen Centner Fracht und 3 Millionen Menschen befördert; mittelst Telegraph täglich 58,000 Depeschen versendet und durch Briefträger 4 Millionen Briefe ausgetragen. Sämmtliche Eisenbahnen in der Welt vereinnahmen täglich 5 Millionen Thaler, sie besitzen 40,000 Lokomotiven und 1,200,000 Wagen und beschäftigen 1 Millionen Menschen. Die Drähte sämmtlicher Telegraphen sind lang genug, um eine doppelte Verbindung mit dem Monde herzustellen. (Wenn nur einstweilen eine einfache Verbindung vorhanden wäre!)

(Feuerwehrmanns-Toast) „Den Damen, deren Augen die einzigen Flammen schüren, die wir nicht löschen können und gegen welche es keine Versicherung giebt."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 8. Mittwoch den 27. Januar. 1869.

Nachruf an 1868.

Eingegangen ist das Jahr
In den Schooß der vielen Väter
Was es für ein faules war,
Sagt ausführlich Klio — später.

Daß es faul war, will ich brevi
Mann nur der Welt verkünden:
Keiner unsrer Staatsgelehrten,
Kann es auch nicht anders finden.

Viel Soldaten, Nothstandsjammer,
Kleines Brod und Nahrungssorgen,
Deficit in Haus und Kammer.
Ew'ges Steuern, ew'ges Borgen!

Nichts, was freudig konnte reizen,
In dem Ausland, in dem Inland;
Nur der Börse blühte Waizen
Von Credit- und Anglo-Austriabank.

Oben, Unten, Alter, Jugend:
Alles schwächlich und bestechlich;
Manneskraft und Mannestugend
Oberflächlich und gebrechlich!

Ja, es war ein Jahr der Noth und
Sorge für die Völkermassen;
Gott sei Dank, das Jahr ist todt, und
Es — kann sich begraben lassen!

(Oesterr. Oekon.)

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Die Freunde erreichten das Ende des Dorfes, das an die Stadt anstieß, und wollten eben das letzte Haus passiren, als sie daraus eine rüstige Frau, von dem davongelaufenen Knaben geführt, heraustreten sahen und noch hörten, wie der Kleine rief: „Siehst Du, Mutter, das sind sie!“ In diesem Augenblick trat schon die Frau an sie heran und bat in erzgebirgischer Treuherzigkeit um Verzeihung, wenn sie die jungen Herren aufhalte, aber sie wollte wenigstens für die Rettung ihres Kindes ihren recht tiefen Herzensdank sagen. Ihre Bitte, bei ihr einzutreten, würde Heinrich in gewohnter Verschlossenheit ausgeschlagen haben, wenn ihn nicht plötzlich eine andere Erscheinung gefesselt hätte. Ein junges Mädchen stand in der Thür und schien mit seinen freundlichen, lichten Augen ihn erwartend anzublicken; dem konnte er nicht widerstehen, und ohne weiteres Zaudern, folgte er der Einladung zur nicht geringen Verwundenung seines Freundes, der den fesselnden Zauber nicht bemerkt hatte.

Es war die Schwester des Kleinen. Heinrichs Augen ruhten mit unaussprechlichem Entzücken auf der lieblichen Erscheinung, die von dem ganzen Zauber der Jugend übergossen, mit den blauen Augen, den blonden Haaren und der leichten, beweglichen Gestalt, einen angenehmen Anblick bot.

Bei dieser kindlichen Natur wich Heinrichs Befangenheit, und er hatte sich bald in ein recht lustiges Gespräch mit dem heiteren Kinde hineingeplaudert, während Robert von der Mutter in Beschlag genommen wurde.

In der Stube war Alles reinlich und hübsch; freilich kein Prunk schaute von den niederen Wänden, aber der alte Hausrath war doch ordentlich und geschickt aufgestellt, so daß die Sonne gern durch die hellen, von Weinlaub umrankten Fenster blicken mochte.

Die Frau schien ganz in diese Verhältnisse hineingewoben und am rechten Orte zu sein; je mehr aber Heinrich das junge Mädchen betrachtete, je tiefer er sich in recht lustiges Gespräch hineinplauderte, je mehr befremdete ihn die höhere Bildung, desselben, die für ein Landmädchen nicht passen mochte.

Ebenso wie das Mädchen schien der fein geschnitzte Spitzenklöppelstuhl nicht in diese Stube zu passen und recht vornehm auf die übrigen schlichten Möbel zu blicken. Robert fiel dies Stück auf und er gab sein Befremden darüber zu erkennen, besonders da in dieser Gegend das Spitzenklöppeln nur wenig betrieben wird.

„Ganz Recht,“ bemerkte die Mutter, „meine Louise ist auch in Annaberg aufgewachsen und dort von einer reichen Tante erzogen worden.“

Digitized by Google

„Und nicht wahr, dann hat ihr die Tante Alles hinterlassen? bemerkte Robert.

„Nein nein, junger Herr, sehen sie sich nur um, — wir sind arm geblieben. Freilich, das Mädchen hat dort schöne Tage gehabt —" fuhr sie fort, „Klavierspielen, Sticken, Spitzenklöppeln gelernt, Alles nur zum Zeitvertreib, und die Tante hat sie gehegt und gepflegt, als ob's ihr eigen Kind gewesen und ihr goldene Berge versprochen für die Zukunft.

„Ach Mutter, laß doch das Vergangene ruhen, unterbrach sie Louise. „Du ärgerst Dich jedes Mal, wenn Du von den alten Geschichten sprichst, und sind wir jetzt nicht auch glücklich genug?" Sie eilte auf die Mutter zu, kauerte zu ihren Füßen und schlug mit einem recht ruhigen beseeligenden Ausdruck die Augen zu ihr auf.

Die Mutter strich mit der Hand über das glänzende Haar der Tochter und sagte: „Ich weiß wohl, daß Du immer zufrieden bist und nicht ein einzig Mal klagst, daß Du so viel verloren hast, aber laß mich nur; meinem alten Herzen thut's immer wohl sich auszuplaudern, und die jungen Herren werden schon das Geplauder einer alten Frau nicht übel nehmen."

„Wir nehmen gewiß recht herzlichen Antheil an Ihrem Geschick," sagte Heinrich innig und ein freundlicher Blick Louise's belohnte ihn dafür.

„Die Tante hatte ihr Alles bei Lebzeit versprochen," fuhr die Alte eifrig fort, „zu einem Testament war sie aber nicht zu bringen. Ich ging manchmal n'auf nach Annaberg und redt' ihr in's Gewissen, da meint' sie stets, 's ist so gut, als wenn's schon ihr wär' aber von einem Testament dürft' man ihr nichts sagen, denn sie hatte Furcht und glaubte, wenn sie das Testament gemacht, würd' sie Augenblicks das Zeitliche segnen."

„Das ist wirklich eine rechte Thorheit —" bemerkte Robert.

„Ja und die Thorheit bracht' mein armes Kind um all das schöne Gut, denn als die Tante starb, hatte sie richtig kein Testament gemacht, und ihr Bruder nahm sogleich Alles in Beschlag."

„Und bekam Ihre Tochter gar nichts von dem Erbe?" fragte Robert.

„Den Stuhl dort, den ihr die Tante bei Lebzeiten geschenkt," sagte sie finster.

Die Tochter wollte die Mutter wieder beschwichtigen, aber diese fuhr eifrig fort: „Kind, das verstehst Du nicht, wenn Du älter werden wirst und Dich so recht die Sorge drückt, die Sorge um das tägliche Brod, dann wirst Du's wohl besser fühlen wie heute, wo das Herz nichts wie Himmel und Sonnenschein sieht."

Robert meinte auch, daß der Verlust der Erbschaft ein recht herber Verlust sei, denn er hatte von Jugend auf bei der armen Mutter der Noth in das düstere Auge gesehen, aber Heinrich stimmte mit jugendlicher, poetischer Frische Louise bei und sagte: „Ich tröst' mich mit dem Dichter: Und fällt der Himmel ein, kommt doch eine Lerche davon!" Er griff dabei in schwärmerischer Anwandlung nach seiner Geige und spielte ein lustiges, alle Sorgen und Qualen hinwegjauchzendes Stück, daß es förmlich wie Sonnenschein über die Gesichter zog und die alte Frau die Hände schloß und sagte: „Das ist prächtig, das räumt auf im bedrückten Herzen, als ob der Pfarrer seine schönste Predigt gehalten hätt'!" Louise aber sprang lustig auf wie ein schlankes Reh und schaute mit ihren hellen klaren Augen recht überseelig zu dem Spielenden hinüber. „O, das ist herrlich," rief sie jubelnd aus, „wie hab' ich mich nach Musik gesehnt, ich hab' auch bei der Taute gespielt, aber doch nur so obenhin, weil ich nicht die Ruh' dazu hatte, aber ihr Spiel, das ist ganz anders, das geht in's innerste Herz!"

Man schied in der heitersten Stimmung und die Jünglinge versprachen baldige Wiederkehr, — war doch der Weg nicht weit, daß sie ihn allabendlich hätten zurücklegen können.

Heinrich hatte beim Abschied Louise die Hand gedrückt und wollte einen leisen Gegendruck gespürt haben. Darum ging er heute schweigsamer als je an der Seite des Freundes, der zwar den tiefen Eindruck bemerkt hatte, den die Erscheinung des Mädchens auf Heinrich gemacht, aber dennoch schwieg, weil er sich in das Vertrauen seines Freundes nicht eindrängen wollte.

Welch' lange Zeit bis zum nächsten Sonntag! Heinrich mußte da unten im Schacht die Minuten nach den Schlägen seines Herzen zählen.

Der nächste Sonntag schon fand die Freunde auf der Wanderung. Die Augen des jungen Mädchens leuchteten freudig auf, als sie der Kommenden ansichtig wurde. Sie hatte noch nicht gelernt, ihr Fühlen und Denken unter einer dichten Hülle sorgfältig zu verbergen, und sagte deshalb den Freunden ein so herzliches Willkomm, daß sie wohl fühlten, es kam aus den Tiefen einer erfreuten Brust.

Die Mutter war nicht daheim. Die junge Welt wanderte in den Garten, und während Robert sich mit seinem Schützling beschäftigte, plauderte Heinrich sorglos und glücklich mit Louise. Dann griff er zu seiner Geige und spielte bald traurige, bald lustige Weisen, gerade wie sie in seinem erwärmten, von mannigfachen Gefühlen bestürmten Herzen aufperlten.

Louise war still geworden und heftete unverwandt ihr Auge auf den Spielenden. Es that ihr so weh, daß der seelengute freundliche

Digitized by Google

Mensch doch nicht glücklich sein sollte, und sie begriff es selbst nicht, warum gerade sein Schicksal ihr zu Herzen ging. Es war wie von selbst gekommen, dieser Seelenanschluß, dies Ineinanderfühlen und Träumen. Die Liebe war in ihr Herz eingezogen, wie der Frühling kommt, leise, unbewußt und wunderbar, und ihre Seele war glücklich, unbefangen genug, nicht darüber zu grübeln, sondern nur dem heimlichen Zug des Herzens mit kindlicher Unbefangenheit zu folgen.

Heinrich war bei der Rückkehr und an den folgenden Tagen nicht so schweigsam wie das erste Mal. Er sprach begeistert von der Schönheit Louise's, ihrer Anmuth, ihrem lieblich heiteren Wesen und schien fast ärgerlich darüber, daß sein Freund dieser Schönheit gegenüber so kalt und theilnahmslos bleiben konnte. Er sagte deshalb scherzend zu ihm: „Du bist und bleibst doch ein trockener nüchterner Mensch, den nichts entzündet und warm macht, selbst solch' ein göttlich Mädchen nicht!"

„Und ist dies nicht gut und preisenswerth?" entgegnete scherzend der Freund. „Was sollte daraus werden, wenn unsere Liebe auf einen Punkt zusammenträfe? Denn ich habe ja doch bemerkt, daß dies freundliche Zauberkind Dir's angethan hat, wenn Du's auch nicht gestehen wolltest."

„Robert; es ist wahr, es sieht ganz anders, freudeseeliger in meinem Herzen aus. Ich bin wie umgewandelt, mir ist's, als wenn die Sonne heller schiene und Alles sich purpurn färbte, sobald ich sie sehe; ich bin ihr gut, so recht von Grund des Herzens gut, in mir wohnt eine Seeligkeit, die Du nicht begreifen kannst!?

„Und wenn ich bereits kennte diese Seeligkeit?" entgegnete Robert.

„Du liebst auch? Das ist herrlich, wir werden glücklich sein?" rief Heinrich begeistert aus.

„Hoffst Du, daß Dein Vater mir seine Tochter geben wird?" fragte der längst wieder zweifelmüthig gewordene Robert.

„Ihr seid ein schönes Paar, das ist ein Glück, ein reiches, unendliches Glück, das darf kein Schicksal zerstören, und wäre es noch so grausam!" Und Heinrich zauberte mit seiner leichten, beweglichen Phantasie die dem nüchternen Robert schon halb eingefallenen Luftschlösser reicher und prächtiger hin als je, daß aus allen Fenstern wieder hell und glänzend Glück und Sonnenschein hervorblitzte.

Hätten sich nicht die Freunde so innig umschlungen gehabt, diese Entdeckung würde das Band noch fester geknüpft haben. Heinrich konnte nur nicht begreifen, daß das Alles so heimlich vor seinen Augen vorgegangen sei und daß der Freund damit so lange hinter dem Berge gehalten habe. „Da sollte ich eigentlich strafend dazwischen fahren und recht den zürnenden Bruder spielen," meinte Heinrich lachend, „aber nein, es ist zu komisch, daß ich dich trocken und hölzern nenne, während Du schon eine Liebe lichterloh im Herzen trägst, wo ich noch nicht daran dachte und jetzt erst zu glimmen beginne.

Robert mußte unwillkührlich in das Lachen einstimmen, und Heinrich fuhr fort:

„Nun begreif' ich, warum Du so ängstlich auf mein Schreiben hieltest und ein gar zierlich gefaltet Brieflein an die liebe Mama beischlossest, damit das Herzlieb' doch etwas von Dir erfahren sollt'."

„Leider darf ich nicht wagen, an Clara selbst zu schreiben," klagte Robert.

„Sieh, das ist die süße Frucht des Vertrauens, dem Freunde kann geholfen werden," rief Heinrich lachend. „Der Bruder fängt jetzt mit seiner Schwester eine lebhafte Correspondenz an, zwar sehr wunderlich von dem Schreibefaulen, — aber es ist doch immer die Schwester, der man so Manches anzuvertrauen hat. Nicht wahr?"

„O, Du köstlicher Junge, das ist prächtig von Dir!" rief Robert ganz belebt aus. „Nun ist heller Sonnenschein über unserer Liebe."

„Hättest es lange so gut haben können, Du zugeknöpfter, verschwiegener Mensch," eiferte Heinrich.

„Ja, jetzt weißt Du auch, was Liebe für eine Macht besitzt, daß sie frei und offen ausschaut, ohne Rücksicht auf Geld und Rang. Du hättest mich sonst für kühner und anmaßender nehmen können."

„Immer der Bedenkliche!" bemerkte Heinrich, „ja ich weiß es jetzt, wie das packt, wie man da gar nicht erst fragen und denken darf, wie es plötzlich die ganze Seele im Sturme erobert und uns weit hinweghebt über all' die jämmerlichen Anschauungen von Rang und Stand, wie das Herz gerade am liebsten recht niedrig langt und doch immer den fernen weiten Himmel in glücklicher Begeisterung heruntergerissen hat."

Und jetzt wurde es Frühling in dem Herzen des warmen, begeisterten Jünglings: ein neues Blüthenleben schien aus seinem Herzen zum Licht zu sprossen und alles Das zur Reife zu bringen, was lange und tief in ihm geschlummert hatte.

Wie oft wanderte Heinrich hinaus zu dem lieben, kindlichen Geschöpf, bald allein, bald in Begleitung seines, alten, treuen Freundes.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Nutzen der parlamentarischen Redseligkeit.) In Berliner Abgeordneten-kreisen circulirt folgende heitere parlamentarische Anekdote. Ein bekannter Abgeordneter aus dem Centrum des Hauses entgegnete auf die Frage, wie es komme, daß er ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten in dieser Session so oft das Wort ergreife: „Ja, früher schrieb ich täglich meiner Frau nach Hause; jetzt (nach aufgehobener Portofreiheit der Abgeordneten) erlauben mir das meine Mittel nicht, und da muß ich denn doch mindestens durch die Zeitungen den Meinigen die Nachricht zugehen lassen, daß ich noch am Leben bin, den Mund aufzuthun."

(Ein psychologisch interessanter Fall.) Georg Nickern, ein Deutscher zu New-Orleans, bildet zur Zeit ein Räthsel für Physiologen und Psychologen. Durch einen schweren Fall erlitt er eine Gehirnerschütterung und war sieben Wochen lang blind und taubstumm. Darnach kam ihm der Gebrauch seiner Sinne wieder aber sein Gedächtniß ist völlig verschwunden. Er erinnert sich keiner Sache, keines Namens, keiner Person, keines Wortes von früherem Datum, als das seines Unfalles. Er hat seine deutsche Muttersprache, sowie die englische Sprache, deren er sonst mächtig, völlig vergessen. Seine Mutter und seine Freunde sind ihm neue Bekanntschaften und er hat von neuem die Sprache wie ein Kind erlernen müssen, bei langsamen Fortschritt, obwohl seine Verstandeskraft nicht im Mindesten beeinträchtigt ist. Die Statistik der Psychologie weist einen andern, viel älteren Fall, den eines Studenten zu Philadelphia nach, dessen Gedächtniß an frühere Dinge durch ein Fieber verloren ging. Georg Nickern ist ein Mann, der zwanzig Jahre auf der Erde vor dem Bewußtsein, daß er gegenwärtig existirt, gelebt hat, ein Mann, der zwei getrennte Gedächtnisse sein eigen nennt. Der merkwürdige Fall erinnert an einen Satz Plato's, der da behauptet, die Seele gehe durch eine Reihe von Existenzen ohne Bewußtsein von jeder vorangegangenen Periode, aber alle durch eine Continuität des Willens und Charakters vereint, welche die Disciplin der einen Existenz zu einem Supplement der Disciplin der andern mache. Das Problem, welches Nickern bietet, erlaubt den Schluß, daß ein anderer Fall, oder ein anderes Fieber, das frühere Gedächtniß wieder herstellen könne.

(Die häusliche Stellung der türkischen Frauen.) Ueber ein oft besprochenes Sittenverhältniß der Türkei wird von dort geschrieben: „In den meisten Häusern leben nicht mehr als 2 bis 5 Personen; denn der Glaube, das jeder Türke ein ganzes Balletcorps luftzufächelnder Sclavinnen um sich versammelt halte, ist eine von den vielen Fabeln, die man dem leichtgläubigen Europa aufgebunden hat. Um nur eine Sclavin im Hause halten zu können, muß der Mann wohlhabend sein. Den meisten ist aber, wie bei uns, ihr einziges Weib Gattin, Köchin, Dienerin und Herrin zugleich. Denn auch das ist eine Fabel, was wir von der untergeordneten leidenden Stellung der türkischen Frau glauben. In der That ist sie so wenig gebunden, als es die Frau der antiken Welt war, und als dieses überhaupt bei irgend einer Frau möglich ist. Wo ist das Glied des weiblichen Geschlechts, das sich auf die Dauer und in den Hauptsachen das Regiment im Hause aus der Hand nehmen ließe? Und gar erst ein ganzes Volk von Weibern, das sich solcher Herrschaft unterwürfe? Der Gedanke ist so naturwidrig und Jeder sieht ihn so oft in seiner nächsten Nähe widerlegt, daß man wahrhaftig nicht erst hieher zu reisen braucht, um Zweifel gegen jene trübgefärbten Schilderungen der türkischen Frauenschicksale zu finden."

(Kindliche Aufopferung.) Einen rührenden Fall von der Aufopferung eines Kindes berichtet die „Amerikanische Post": In New-Brunswick verirrten sich vor Kurzem drei Kinder; das älteste, ein Mädchen, war sechs Jahre alt, die anderen drei und 4 Jahre. Es war eine wilde Gegend und rauhes, stürmiges Winterwetter, so daß das ältere bald zu dem Schluß gekommen zu sein schien, es sei vergebens, noch vor der einbrechenden Nacht auf Hülfe zu hoffen. Es machte daher Anstalten, die Kleinen zu schützen hieß sie an einem dem Wetter weniger ausgesetzten Orte sich niedersetzen und entledigte sich der meisten seiner eigenen Kleider, um sie darin einzuwickeln. Dann machte es sich an die Arbeit, trockenes Seegras und Reisig zusammenzulesen, mit dem es ein förmliches Nest baute und die Kleinen dann zudeckte. Als die Kinder am anderen Tage gefunden wurden, waren die jüngeren in ihrem Nest noch am Leben; die kleine Fürsorgerin lag erfroren auf dem Sande neben dem letzten Bündel Holz, welches sie zum Schutze der anderen zusammengeschleppt hatte.

Einen ergreifenden Eindruck machte neulich, meldet die „Grazer Tgspst.," bei dem Begräbnisse einer angesehenen Bürgersfrau zu Wien der gewiß sehr seltene Fall, daß von den sieben Söhnen sechs als Sargträger fungirten, der siebente, ein Priester, die geistlichen Funktionen hiebei versah.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 9. Samstag den 30. Januar. 1869.

Glaube.

Glaubet, Brüder, glaubt an Gottes Güte,
Fest, wie an der Horen sichern Schritt.
War ein Frühling jemals ohne Blüthe?

Jeder Sommer bringt die Garben mit,
Jeder Herbst die süße Frucht der Trauben.
Hinterm Winter her der Frühling tritt.

Niemand zweifelt, und ihr wollt nicht glauben
An den Herren, der den Lenz gesandt?
Euern Frühling lasset ihr euch rauben?

Euern Frühling in dem schönen Land,
In dem Land verklärter reiner Geister,
Wenn den Blick von Gott ihr abgewandt?

Dienern glaubt ihr, aber nicht dem Meister!
Wer gebeut des Lenzes Wiederkehr?
Und auf wen in seinen Blumen weist er?

An die Sonne, an der Sterne Heer
Glaubet ihr, wie die bethörten Heiden,
Aber weiter blicket ihr nicht mehr?

Nicht auf immer wird die Sonne scheiden,
Wenn sie Abends sich im Westen senkt,
Wenn die Fluren sich im Dunkel kleiden, —
Weil ein Gott den Lauf der Sterne lenkt.

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Das ist eine schöne Zeit, wenn es im Herzen mai't und klingt, wenn jedes Gesicht, jeder Gedanke in Melodien sich verwandelt und es in der Brust so warm und voll wird, daß sie all' die Seligkeit nicht auszujubeln vermag, auch wenn das glückliche Herz nur noch in Tönen denkt.

Heinrich's ganze Seele wurde Musik, und da war es kein Wunder, daß bald in kleinen Liedercompositionen die Fülle seines Glückes und Träumens ausklang. Hatte er doch bei seinen Compositionen nicht mehr nöthig zu seiner Geige zu greifen, wenigstens in dem stillen Hause seiner nervenschwachen Wirthin nicht, und gerade das Entbehren mußte ihn auf einen Weg drängen, den zu betreten er sonst gewiß noch nicht gewagt hätte, den der Composition.

Er las Gedichte, und dann fand sich unwillkürlich eine Melodie dazu, die er aufschrieb und seiner Louise vorspielte. Oft, wenn er in einsamer, trauter Stunde neben ihr gesessen und sich in seinen bunten Träumen gewiegt hatte, kehrte er heim, das Herz voll Klang und Poesie, und dann kamen begeisterte Worte über seine Lippen, sie rundeten sich zu Versen und diese selbst erhielten wieder Melodie. Das war die erste Seligkeit des Schaffens und eine von der Sommerwärme der Liebe gezeitigte Knospe.

Wie hatte plötzlich das dumpfe harmlose Drängen seines Herzens Form und Gestalt erhalten! Er fühlte jetzt, daß ein neuer lebendiger Geist in ihm seine Flügel schwang, und er wiegte sich mit unendlicher Seligkeit in dieser reinen, ätherischen Luft.

Wie freute sich Louise, das lustige harmlose Kind über seine Lieder, die so hübsch waren und Alle nur für sie gemacht zu sein schienen. Wenn er wieder eine neue Composition brachte und ihr dieselbe vorspielte, dann legte sie gewöhnlich die Hände in den Schoß, sah ihn mit den großen blauen Augen verwundert an und sagte gutmüthig: „Ei, das ist recht hübsch, ich höre Dich so gerne spielen, aber ansehen darf ich Dich dabei nicht!“

Die jungen Herzen hatten das „Du“ bequemer und freundlicher gefunden, als das fremde „Sie“. Freilich durfte es die Mutter nicht wissen die zwar allem Anschein nach der Annäherung der jungen Leute kein Hinderniß in den Weg legte, denn sie fand es gar nicht so unrecht, wenn sich Marie „verthun“ konnte, und der junge Bergmann war gewiß ehrlicher Leute Kind, ein recht braver, anstelliger Mensch, obwohl ihr der erste Robert noch besser gefallen hätte, aber ein „Du“ zuzulassen, soweit hätte sich gewiß ihre mütterliche Nachsicht nicht erstreckt.

„Und warum magst Du mich nicht ansehen?“ fragte Heinrich verwundert.

„Weil Du dann ganz anders aussiehst, mir ist's dann immer, als wärst Du recht wildfremd und als hätt' auch ich Dich nicht sicher, als hättest Du immer eine rechte Sehnsucht, mit Deiner Geige in die weite Welt hinauszuwandern,

Digitized by Google

um auch ein berühmter Mann zu werden, wie die großen Musiker, die mir mein alter Lehrer immer gar wichtigthuend auf das Klavier legte. Das ist von Mozart, das von Haydn! Ach wie der die Namen so feierlich aussprach, gerade wie Du!"

„Du magst Recht haben," meinte Heinrich, „wenn ich spiel' und träume, dann ist's anders bei mir, ich möcht' auch was schaffen, möcht' die Welt entzücken, mit meinen Gesängen hinreißen — und dann — sterben!"

„Aber dann hab' ich Dich ja nicht mehr, nein, das ist recht sündlich von Dir, und Du ängstigst mich nur mit Deiner Spielsucht. Gieb Acht, das wird nicht gut enden."

„Ei, Du Furchtsame! Und doch hast Du allein mich zu diesem Spiel begeistert," entgegnete Heinrich. „Nur in Deiner Nähe wird mein Herz zur Musik, daß es seine Melodien in kleinen Liedern ausklagen muß, bis ich alle meine Kräfte aufraffe zu etwas Großem!"

„Du bleibst schon ein wunderlicher Mensch," meinte Louise mit kindlichem Lächeln, „aber wenn ich auch all' Dein Reden nicht ganz verstehe, gut bin ich Dir doch, recht herzensgut wie mein Bruder zu Robert sagt; wenn Du nur glücklich wirst, dann mag es kommen, wie es will."

Heinrich drückte das junge Mädchen in überquellender Seligkeit an das Herz und sagte mit bewegter Stimme: „Auch ich will Dich glücklich machen und alle meine Kraft einsetzen. Noch ist der Himmel wolkenverhangen, noch seh' ich nirgends Licht, aber seit ich Dich besitze, lebt in mir die Hoffnung, daß ich an's Ziel gelangen werde.

Aber dies Ziel, das er sich in schwärmerisch-kühner Begeisterung gesteckt, das hoch und unerreichbar vor seiner glühenden Seele stand, wagte er der Geliebten nicht mitzutheilen, sie würde erschrocken sein und zurückgebebt haben vor dem Tollkühnen, der nur die Musik im Sinne hatte und für sie Alles, seine sichere Existenz aufgeben wollte, den Broderwerb, ohne den sich der praktische Sinn Louise's keine Zukunft denken konnte.

Je mehr sich Heinrich in seine phantastischen Träume hineinspann, je härter dünkten ihn die Fesseln des Alltagslebens; er fühlte sich mit all' den strebenden, kühnen Geistern verwandt, die unter dem tiefen Druck ungünstiger Verhältnisse, ja trotz eines augenscheinlich widrigen Windes rastlos auf das ihrer Seele vorschwebende Ziel losgesteuert und es doch endlich erreicht hatten. Er knirschte nur mit den Zähnen über den Druck, der auf ihm lastete, er fühlte ein titanisch Wogen und Drängen in sich, das Joch mit gewaltiger, kühner Faust abzuschütteln, und glaubte im Fluge die Palme der Kunst zu pflücken.

Eben weil es bei diesen Träumen blieb, kämpfte sich seine Seele rastlos selbstquälerisch ab. Erst sollten ihm die Fesseln gelöst, erst sollte er völlig frei werden, dann erst wollte er ein Werk schaffen das die Welt in Erstaunen und von dem Feuer seines Genius in Kenntniß setzen sollte.

Der junge Träumer bedachte nicht, daß der Genius zwar endlich Licht und Sonne haben muß, aber daß seine eigene, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen rastlos schaffende Kraft ihm am ehesten zum Licht den Weg bahnt.

Bei dieser schwärmerischen Begeisterung für die Musik, bei diesen auf und niedergaukelnden Hoffnungsträumen war es kein Wunder, wenn Heinrich mit der derben Wirklichkeit immer mehr zerfiel. —

Robert dagegen machte, von seiner Liebe angespornt, in seinem Berufe die glänzendsten Fortschritte und hatte bereits das erste Examen hinter sich, während Heinrich nicht einmal zur Prüfung zugelassen worden war.

Der alte Obersteiger, dem das Treiben Heinrich's längst zuwider gewesen war, hatte an den alten Günther geschrieben, daß sein Sohn durchaus keine Fortschritte mache, während Robert bereits das erste Examen hinter sich habe.

Das war ein vernichtender Donnerschlag für den alten Mann. Er wäre am liebsten sogleich hingeeilt, um die ganze Schwere seines Zornes über Heinrich auszuschütten; aber was wäre dann aus seinem Hüttenwerk geworden? Nein, das konnte nicht wegen dieses tollen, unvernünftigen Jungen zu Grunde gehen; aber seine Tochter mußte sich augenblicklich hinsetzen, und er dictirte ihr, mit langen Schritten in der Stube auf- und abgehend, einen Straffermon, der herb und schneidend den aufgeregten Seelenzustand des erbitterten Mannes verrieth.

Clara hatte zu mildern und wegzulassen versucht, doch der Alte sah ihr von Zeit zu Zeit scharf auf das Papier, und als sie statt „Dein niederträchtiges schändliches Treiben —" nur „unbesonnenes" hingesetzt, da ergoß sich auch der väterliche Zorn über den sanften schonenden Protokollführer, daß fortan Clara zitternd Alles nachschrieb, was der sich immer tiefer in seinen Zorn hineinredende Vater dictirte.

Außer dieser drohenden Note ging auch an den freundlichen Obersteiger eine Depesche ab, des Inhaltes: Doch gütigst auf den ungerathenen Sohn ein wachsames Auge zu haben, ihn streng zu halten, ihn zu ernsten, tüchtigen Studien durch alle nur möglichen Mittel zu zwingen, er würde sich damit den Dank eines alten, durch den Ungehorsam seines Sohnes tief gebeugten Vaters erwerben.

Und der stille, seiner nervenschwachen Frau völlig ergebene Obersteiger trat jetzt nach der erhaltenen Machtvollkommenheit mit eiserner Strenge auf. Freilich hatte er Heinrich seit dem

Digitized by Google

ersten unglücklichen Versuch nicht mehr spielen hören, aber er überwachte ihn doch auf seiner Stube unter irgend einem Vorwande fortwährend und trieb ihn mit unverdrossenem Eifer zum Studiren und Lernen an und war besonders auch im Bergwerk sein Hüter, so daß Heinrich mehr als je unter dem Druck eiserner unerträglicher Verhältnisse litt.

Der Obersteiger forschte Anfangs vergeblich nach, was dem jungen Mann das Bergwesen verleidet haben möge, die Liebe zur Musik konnte es nicht sein, meinte er, denn Heinrich spielte ja nicht mehr; aber so schnell auch dieser seine Compositionen unter seinen mathemathischen Arbeiten versteckte, einmal hatte er es doch gesehen, und zog er, als er ihn auf der zum Schein aufgelegten Algebrarechnung zurechtweisen und ein anderes Papier noch benützen wollte, eine Composition hervor.

Der Alte lächelte fast gutmüthig, Heinrich ertappt zu haben, und gerade dies Lächeln schnitt jenem tiefer ins Herz als selbst ein tadelndes Wort, da sah ihn der Alte mit einem hochmüthigen Blick stolz an, den man von dem ruhigen Mann nicht erwartet hätte, und sagte: „Lieber Vetter, Sie werden mit diesem Treiben unserem Bergwerk keine Ehre machen.

Heinrich erröthete; er fühlte sich beschämt, wollte wenigstens nicht so schülerhaft vor dem Alten stehen und entgegnete: „Sie haben Recht, ich tauge nicht zum Bergmann, weil sich in mir etwas anderes regt, das zum Licht dringt, wie sehr mich auch äußere Verhältnisse unterdrücken."

„Und welches Licht soll Ihnen denn aufgehen?" fragte der Alte ironisch.

Heinrich beachtete dies nicht und fuhr begeistert fort: „In meiner Brust liegt ein reicher noch nicht angebrochener Schacht. Die Musik ist das Bergwerk, dem will ich meine ganze Seele opfern, deshalb will und mag ich nicht länger in Euren schmutzigen Gruben vertrauern, — zum Licht, — zum Licht! ruft es unaufhaltsam in meiner Brust."

Ein blauer Streifen zeigte sich plötzlich auf der glatten Stirn des Alten. Er war im Innersten seines Herzens getroffen. Der Gelbschnabel hatte es gewagt den Bergbau anzugreifen! Das brachte jeden Faser seines Herzens in Wallung, und doch war die Macht der Gewohnheit so groß, daß die Worte in gewohnter tonloser Ruhe über die von Zorn erbleichenden zitternden Lippen kamen. „Sie sind ein Phantast, junger Mann, der Spinnengewebe in seinem Kopf hat und meint, es seien höhere Schicksalsfäden. Sie sehen mit solcher Herablassung auf unser Bergwerk und bringen's doch darin über den erbärmlichsten Stümper nicht hinaus. Spotten sie nicht über eine Sache, die zu erlernen Sie zu träge und unbeholfen sind."

„Weil ich —" wollte Heinrich antworten, aber der Alte unterbrach ihn augenblicklich.

„Weil sie ein Schwärmer sind, der Wunder glaubt was mit ihm los ist, und der froh sein wird, wenn er, nachdem all' die Seifenblasen verpufft, bei uns ein ehrlich Unterkommen finden kann." Mit diesen Worten ging der Alte zur Thüre hinaus, das Thürschloß kräftiger in die Hand nehmend; aber er besann sich noch zur rechten Zeit und drückte die Thür wie gewöhnlich leise zu.

„Ich Thor! Was hab ich gethan?!" seufzte Heinrich, als sich die Thür hinter dem Alten geschlossen hatte. „Mein innerstes Seelenleben enthüllt, diesen rohen ungeschlachten Händen meine liebsten Träume überliefert, daß sie dieselben zerreißen und unter die Füße treten können. O Gott, jetzt bin ich verloren — wenn ich dennoch irre ging und mich getäuscht hätte!"

Noch völlig aufgelöst in Qual und Verzweiflung fang ihn Robert, der heute die Tagesschicht gehabt hatte. Heinrich klagte ihm seine Unbesonnenheit, und der ernste, treue Freund warnte ihn noch einmal, wie er es so oft gethan, vor der Gefährlichkeit seines Treibens.

„Du wanderst an einem Abgrunde, und beim geringsten Straucheln bist Du rettungslos verloren. Denke an Louise! Welche Existenz kannst Du ihr als Musiker bieten? Werde ein tüchtiger Bergmann, und Du bist ein glücklicher Mensch!"

„Du magst Recht haben, Robert," entgegnete Heinrich mit zitternder Stimme, „doch jetzt ist es damit zu spät, — ich kann nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück."

Als der Freund eine abwehrende Geberde machte, fuhr Heinrich fort:

„Ich will's noch einmal versuchen, will all' mein künstlerisches Drängen und Träumen niederkämpfen, arbeiten, nichts als arbeiten, — mag dann Gott entscheiden. Kann ich den Sturm nicht mehr beschwören, dann, Robert, rathe mir nicht mehr ab, ich vermöcht' Dir doch nicht zu folgen, ich müßte auch Dich hassen wie all' die Anderen, die mir die Flügel zu binden suchen." —

Da sollte in dies Schwanken und Träumen ein kleines Ereigniß entscheidend eingreifen.

Heinrich hatte sich beim Aufheben einer schweren Last die Hand verstaucht und mußte für ein paar Tage vom Dienst entbunden werden. Zufällig las er in dem Wochenblättchen, daß am nächsten Sonntag in Dresden „Mozart's Don Juan" gegeben würde. Die Nachricht zuckte wie ein Blitz durch seine Seele. Er mußte hin, — dort in der Welt der Töne neues, frisches Leben holen, war doch sein Herz dieses ewigen Kämpfens mit den Fesseln des Alltagslebens müde, die er nicht abzustreifen

Digitized by Google

vermochte, und bedurfte er doch eines Zauberspruches, der ihm wieder Welt und Leben im Sonnenlicht zeigte.

Als er Louise seine beabsichtigte Reise erzählte, freute sie sich darüber und meinte, das würde ihn recht aufheitern. Sie plauderte weiter, daß sie auch schon in Dresden gewesen, und wie prächtig es dort sei, die Bildergallerie und besonders das grüne Gewölbe sei himmlisch; da funkele es von Perlen und Diamanten, sie seien alle „echt", wie die Leute sagten. „Das mußt Du Alles sehen, Heinrich, damit Du Dich erheiterst."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ball-Abenteuer.) Auf einem großen Hausball — so erzählt das „Wiener Fremdenblatt" — fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbittert. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei diesem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur hinter den Schaufenstern unserer ersten Delikatessen-Händler sah, Fasane, seltene Seefische u. s. w., sie lagen und schwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student, dessen Begriffe von Delicatesse sich höchstens zum Kuchentische der „Schmauswaberl" verstiegen, schwamm in einem Meere des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen, und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein Bischen zu viel. Endlich wollte er aufbrechen, der Champagner hatte ihm aber so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als einen solchen Silberhelm sein eigen nennen zu können. Die Weinkanne ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Buffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Frackes und suchte mit der süßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnet er zu seinem Unglücke der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage anhält, ob er sich denn nicht unterhalte, daß er schon den Ball verlassen wolle. Der Student, in der größten Verlegenheit, stottert einige Entschuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubte, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn gekümmert, und in einer Anwandlung von Großmuth sagt sie: „Nein, mein lieber Herr Studiosus, Sie dürfen mir nicht früher fort, bevor Sie nicht mit mir ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits den Galopp begonnen, also vorwärts, junger Mann," schließt das schöne Fräulein die Anrede, „stürzen Sie sich mit mir in den Strudel." Ehe sich der Champagnerräuber besinnen kann, befindet er sich mitten im Gewoge der tanzlustigen Paare und stürmt durch den Saal. Urplötzlich erdröhnt ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht figürlich, sondern in Wirklichkeit „begossen" dasteht. Die Champagnerflasche im Frackschoße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren schon früher durchschnitten gewesen und durch die heftige Bewegung war der Wein ins Brausen gerathen. Mit einem gehörigen Knalle war der Stöpsel heraus- und der nachfolgenden Dame in's Gesicht geflogen, während das moussirende Getränk in schäumenden Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete und unfreiwillige Taufe verschaffte. Der Student mit dem Hinterlader neuester Konstruktion in der Fracktasche, stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach diesem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrschte.

Mr. Gilmore, ein in Boston beliebter Kapellmeister, gedenkt mit nächsten ein Monstreconzert zu veranstalten, von dem man kühn behaupten kann, daß es „noch nie dagewesen" ist. Dasselbe soll im kommenden Juni auf einem freien Platze bei Boston stattfinden, mit einem Orchester von 1000 Instrumenten und einem Chor von 10,000 ausgewählten Sängern und Sängerinnen aus allen Theilen des Landes. Zur Unterstützung der Chöre soll der Kanonendonner verwendet werden, indem eine zu diesem Behufe aufgestellte Batterie durch Elektrizität abgefeuert wird. —

Man zeigte dem General X. eine kleine Schrift über geringfügige militärische Gegenstände mit einem langen vielversprechenden Titel und fragte ihn, als er sie gelesen, was er davon halte? „Es ist ein 48 Pfündner vor der Thüre eines Schweinstalles," gab er zur Antwort.

Ein Buchhändler pries einen neuen Roman in der Anzeige desselben durch die Worte an: „Jedermann wird dieses Buch mit Vergnügen aus der Hand legen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 10. Mittwoch den 3. Februar. 1869.

In der Nacht.

Der Regen schlägt gepeitscht vom Sturm die Scheiben;
Es flieht der Schlaf die müden Augenlieder.
O armes Herz, dein sturmbewegtes Treiben,
Es spiegelt sich in diesem Sturme wieder.

Wann kommt der Morgen, der mein Trauern endet?
Wo bleibt die Hand, die trocknet meine Thränen?
O Herr, mein Gott, der allen Jammer wendet,
Besprich den Sturm in mir, still' Du mein Sehnen!

O laß zum Schlummer meine Augen sinken,
Laß träumen mich von Deinem ew'gen Frieden,
Damit, wenn mir die Morgensterne winken,
Sei Trost und Kraft in's wunde Herz beschieden!

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Heinrich hörte kaum darauf. er schwelgte schon im Vorgefühl des ihn erwartenden Tönenmeeres, — die Plaudereien der Geliebten kamen ihm heute ein wenig abgeschmackt vor.

Sonntags in aller Frühe kam er in der Residenz an. Der junge Mann hatte kein Auge für die Merkwürdigkeiten Dresden's, er wartete in fieberhafter Unruhe auf den Abend. Welch' herrliches Gebäude — das Opernhaus! In diesen weiten hohen Räumen konnten schon die Töne ausströmen in voller, herzbewältigender Kraft.

Er war mit einer der ersten Besucher, sein Auge schweifte rastlos von den sammetverzierten Logen zu dem prächtigen Vorhange und von dort zum blitzenden Kronleuchter. Nach und nach füllten sich die Räume. Wie festlich, sonntäglich sah das Alles aus; dem jungen Mann kam das Ganze so schön und zauberisch vor, als wäre Alles nur ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht.

Wie anders fühlte er sich hier, wie frei und gehoben, als sei er nicht blos ein müßiger Zuschauer in dem Tempel der Kunst, sondern auch ihr würdiger Diener

Die Overtüre begann, und ihm war's, als legte plötzlich eine weiche, fühlende Hand sich auf sein fieberndes Herz, — er wurde ruhig und athmete mit vollem, glücklichem Bewußtsein diese süßen, schmeichelnden Töne ein.

Endlich begann die Oper selbst und rollte alle Schönheit und Pracht vollendeter Musik vor ihm auf. Hienrich hatte selbst schon Partien aus Mozart'schen Opern auf seiner Geige versucht und sich dann so leicht und wohl gefühlt, wie in den klaren Wellen eines hellsprudelnden Baches, aber die Vorführung einer ganzen Oper ist doch etwas ganz anderes.

Heinrich saß dort wie in dem Traum der Musik tief eingesponnen, und doch hin und wieder rauschte es wie funkelnde Schaumperlen einer Cascade über seine Seele. Als ob ein Genius den Weihekuß auf seine Lippen gedrückt, fühlte er plötzlich ein neues Leben, das Blut in seinen Adern rollte heißer, alle Fesseln schienen gelöst und klar und deutlich stand es in seiner Brust: anche io! Auch meine Welt ist die Musik, ich muß etwas schaffen, das alle Qualen löst, mir den Tempel öffnet, nachdem allein nur meine Seele seit frühester Kindheit gerungen hat — oder untergehen. Er vergaß die eben noch so bewunderte Außenwelt, sein Auge, seine ganze Seele lebte sich hinein in die phantastische, klingende Welt; jede Faser seines Herzens fieberte, die Augen brannten, es war ihm, als ob die Musik wie ein großes, weites Flammenmeer zu seiner Brust schlug und ihn verzehrte. Er fühlte einen stechenden Schmerz in seiner Brust und doch eine unendliche Seligkeit.

Ja, das war nur eine starre kalte Felsenwand gewesen, die ihn bisher umgeben und das Herz so wund gedrückt, jetzt plötzlich hoben sich die Wände auseinander der Vorhang rollte auf und es begann das wirkliche Leben. — Jetzt erst klangen Melodien zu ihm herüber, es blitzte und funkelte ihm eine neue Welt entgegen.

Die Wirklichkeit und die Träume seiner Seele schwammen in einander, und wie aus der Ferne noch schlugen die Töne zu ihm herüber. Er war allein — aber die Töne rauschten fort, die Bühne blieb offen, nach und nach nahm Alles eine andere Gestalt an, aus seiner Seele strömten Gedanken und Traumbilder, und die Bühne schien nur ein Spiegel, der Alles auffing und hell und glänzend zurück strahlte. Immer größer, immer vollen-

Digitized by Google

deter, wurden die Bilder. Der Raum füllte sich wieder er saß allein in einer dunklen Loge und horchte dem verkörperten, klingenden Leben seiner Brust, und heiße Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Da fiel der Vorhang, die Menge strömte dem Ausgange zu — Heinrich erwachte aus seiner wachen Träumerei und taumelte, von tausend stürmenden, wogenden Gedanken trunken, in sein kleines Quartier.

Am andern Morgen schon wanderte er wieder aus der Stadt. Er hatte den zündenden Funken mitgenommen, der seine Seele zum wogenden Flammenmeer machen mußte, und mehr bedurfte es nicht — Heinrich kam als ein Anderer, völlig umgewandelter zurück, — dieser eine Abend hatte seine Zukunft entschieden, für immer entschieden. Er fühlte in sich das Auflohen jener Begeisterung, die nach dem einmal gesteckten Ziele mit ganzer Feuerkraft ringen muß, und mag auch darüber die Wirlichkeit zusammenbrechen.

Mit diesem Sturm und Drang in der Seele trat er vor Louise hin, die ihn noch nicht erwartet hatte und nun glaubte, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei.

„Du kommst gar nicht glücklich wieder," meinte Louise. „Als ich in Dresden war, da hat es mir so freundlich vor den Augen geflimmert, daß ich tagelang zu Hause nur singen und lachen konnte, und Du bist so verdrießlich, als kämst Du schnurstracks aus Deinem Schacht."

„Komme auch daher, aber aus einem, der von Diamanten funkelt," entgegnete Heinrich.

„So warst Du im grünen Gewölbe? Gelt, da ist's schön."

Nein, dort war ich nicht," war die ruhige Antwort.

„Aber doch in der Gemäldegallerie?" fragte Louise wieder.

„Auch dort nicht?" sagte Heinrich trocken.

„Auch dort nicht?" rief Louise erstaunt. „Nein, das ist zu arg. Du bist doch ein recht eigenthümlicher Mensch! Ich hatte mich recht gefreut, mit Dir nun darüber plaudern zu können, weil wir nun all' das Schöne zusammen gesehen, und Du gehst nirgends hin. Aber was hast Du denn in Dresden gemacht?" fragte sie weiter.

„Ich war in Mozart's Don Juan," entgegnete Heinrich mit leuchtenden Augen.

„Das konnt' ich mir denken," bemerkte Louise, „das hat Dich wieder so konfus und unglücklich gemacht."

„Nein, Louise, unendlich glücklich," begann jetzt Heinrich, dem bei der heraufbeschworenen Erinnerung das Blut heißer durch die Adern rollte, „denn ich kenne jetzt den Weg, den ich gehen muß, und sollt' ich ihn mit meinem Herzblut erkämpfen."

„Und der Dich mir entführen wird, Heinrich", entgegnete Louise ängstlich. „Wenn Du in Deinen Musikträumen schwärmst, fühl' ich, daß Du mich doch nicht so innig liebst wie Dein Spiel, — das nur allein geht Dir über Alles. Und ach — ich hänge doch mit meiner ganzen Seele an Dir, und Niemand wird Dich wieder so zärtlich und innig lieben als ich."

Heinrich war betroffen; er fühlte die Wahrheit von Louisens Worten und erstaunte über den unerklärlichen Scharfblick, der entdeckt hatte, was er ihr bisher sorgfältig verhüllt.

Auf ihren freundlichen Vorwurf, daß er niemals glücklich werden würde, weil in ihm etwas lebe, das nicht ruhen und rasten wolle, wurde Heinrich freundlicher und heiterer als gewöhnlich. Er erzählte ihr von seinen neuen Träumen, daß er eine Oper schreiben und sich dadurch berühmt machen und aus all' dem Druck und Zwang befreien wolle.

„Aber der Vater hat Dich zum Bergmann bestimmt," warf Louise besorgt ein.

„Er muß mir die Freiheit geben, wenn er sieht, daß die Musik allein meine Welt ist'" entgegnete Heinrich.

„Du hast mir aber immer gesagt, daß er gar hart und eigensinnig ist," meinte Louise.

„Sorge nicht," entgegnete Heinrich ermuthigend. „Er ist auch stolz, und seinem von der Welt bewunderten Sohne wird er die Arme nicht verschließen; dann bin ich völlig frei, und auch Du, Louise, sollst glückliche Tage sehen!"

Aber Träume zerflattern so rasch und leicht, und vollends die Träume einer jungen Künstlerbrust, die so gern ahnungsvoll den ganzen Himmel der Erfüllung zur trunkenen Seele zaubert, wenn Alles sich noch in Nacht und Nebel hüllt.

Heinrich versuchte noch einmal mit gutem Willen das Bergwesen und seinen Beruf von einer freundlichen Seite aufzufassen und sich mit größerem Eifer in seine mechanischen Arbeiten zu versenken; aber es gelang ihm nur schlecht. Immer kehrten die alten Traumbilder verlockend zu seiner Seele zurück, daß er sich ihrer doch nicht erwehren konnte, und dazu kam, daß jetzt der alte erbitterte Obersteiger einen ganz anderen Ton anschlug und ihn mit Spott behandelte, der Heinrichs eben gefaßte Entschlüsse wieder über den Haufen warf.

Hatte ihn der Druck des Alten gequält, so brachte ihn jetzt das neue, höhnische Benehmen zur Verzweiflung. Wenn Heinrich irgend einen Fehler oder ein Versehen gemacht hatte, dann sagte der Alte mit anscheinender Gutmüthigkeit und gewohnter sanfter Stimme: „Lassen Sie nur, einem verkannten Genie kann man das schon nachsehen, — geben Sie Acht!

Digitized by Google

Sie schreiben doch noch einmal eine Oper, wenn auch nicht gleich, und dann werden wir uns alle vor Ihnen im Staube beugen." Und mit dem Obersteiger verspotteten Heinrich auch seine Kameraden; er sah sich überall von hämischen tückischen Menschen umgeben, die mit plumper Frechheit roh und gefühllos in sein innerstes Seelenleben griffen und verhöhnten und verspotteten, was sie nicht begreifen konnten.

Gerade dieser Spott und Hohn stachelte Heinrich von Neuem auf und ließ ihn um so entschlossener seinen eigenen Weg gehen.

Robert gewahrte bald mit tiefem Schmerz, daß Heinrich wärmer und inniger als je die Welt der Musik erfaßte, daß er von Neuem die weggelegten Lieder durchsah und darüber die Wirklichkeit und seinen Beruf aus dem Auge verlor. — Er beklagte sich darüber bei dem Freunde, der ihm düster entgegnete: „Ich kann nicht anders, unsichtbare Hände drängen mich unaufhaltsam fort, es war zu spät. Sieh, der Hohn und Spott, den ich täglich einschlucken muß, das ist das brennende Scheidewasser, das mich für immer von diesem kalten, dumpfigen Berufe trennt! Es ist jetzt entschieden, — ich muß all' das Gerede zu Schanden machen, ich muß ihnen zeigen, daß ich nicht fehlgegriffen habe, daß ich Recht that, ihr elendes Treiben zu verachten."

Vergebens war das Bemühen des Freundes, den Feuerstrom noch einmal einzudämmen, vergebens, daß er mehreren Kameraden, selbst dem Obersteiger die ernstesten Vorstellungen machte, ihr höhnisches Wesen zu ändern, es war bereits zu spät: der Stachel war zu tief in das weiche Herz des Unglücklichen gedrückt, Heinrich Günther konnte nur noch ein tüchtiger Musiker werden, oder ein an allem Lebensglücke bankerotter Thor!

Unter diesen Bestrebungen und Kämpfen hatte das kindlich harmlose Herz Louise's am meisten zu leiden. Ihr klagte Heinrich Alles, — seine Leiden, seine Schmerzen und auch seine heißen, unseligen Hoffnungen.

Manche Sorgenfalten riefen diese Geständnisse auf die Stirn des heiteren, unschuldigen Kindes, es konnte das Träumen und Streben nicht begreifen, aber es fühlte den Schmerz, wenn Heinrich bleich und düster den Kopf in die Hände stützte und in den blauen Himmel hinausstarrte, der klar und durchsichtig sich über die Erde ausspannte und doch seinem gequälten Herzen ferne lag. Sie suchte ihn dann aufzuheitern, ihn auf den lieben Gott hinzuweisen, der ihn und sie nicht verlassen würde, und daß es recht gottlos sei, immer mit dem Schicksale zu hadern und ihm Alles abzutrotzen, statt darum zu bitten. Heinrich lächelte dann bitter, fast trostlos, als fände ein frommer Zuspruch nicht mehr den Weg zu der Brandung seines stolzen Herzens.

Der junge Mann ging jetzt mit Feuereifer an sein Werk; zwar störte ihn dabei sein Alltagsberuf, und oft, wenn er sich kaum in seine Melodienwelt hineingelebt hatte und er begeistert Zauberklänge, die ihn erfüllten, verkörpern wollte, rief ihn die Glocke hinunter in den Schacht.

Alle Qualen eines in falsche Bahnen gelenkten Menschen kämpfte seine Brust durch. Jetzt, wo er an das Componiren eines Werkes ging, fühlte er seine Ketten doppelt, die ihn hinderten, gerade dann zu schaffen, wenn ihn die Stimmungen am meisten dazu befähigten, und wenn er endlich aus dem Schacht erlöst, dann war seine Brust müde und hohl von dem düstern Ringen und Kämpfen, und es bedurfte langer Zeit, ehe die gebundenen Flügel sich lösten und die Seele ihre ureigene Sphäre suchte.

Seit Heinrich's ernstlichem Schaffenstriebe war eine merkliche Kälte in seinem Benehmen gegen Louise eingetreten. Er fühlte wohl das Behagen, das Louise um ihn zu bereiten suchte, aber er wußte, daß die Musik seine ganze Seele fordern würde, und daß er ihr oder der trauten, lieben Wirklichkeit entsagen müßte, und dieser sich in seiner Seele vorbereitende Kampf machte ihn noch zerrissener und unzugänglicher.

Unter diesen Qualen, diesen tausendfach widerstreitenden Empfindungen, wurde sein Erstlingswerk vollendet. Bald träumte er, damit den Gipfel seines Glückes ersteigen zu können, bald betrachtete er es muth- und hoffnungslos als eine verfehlte, jämmerliche Arbeit, der er sich schämen müsse. Zweifel und Vertrauen an seine Kraft wechselten in Fieberhast in seiner Seele ab. Er mußte endlich zur Ruhe kommen und eine Entscheidung erhalten, wenn ihn diese Unruhe nicht vernichten sollte, und eine solche Entscheidung sich zu verschaffen, war jetzt sein Bestreben. Heinrich hörte von der Anwesenheit eines berühmten Musikers in der kleinen Residenz des Nachbarstaates, und augenblicklich erwachte der Gedanke in ihm, sich an diesen großen Mann zu wenden und sein Urtheil zu hören. Er nahm augenblicklich auf acht Tage Urlaub, und mit seiner Oper in der Tasche wanderte er dorthin.

Der berühmte Tonkünstler empfing ihn freundlich, ließ sich das Werk übergeben und erbat sich nur eine Frist von drei Tagen um die Arbeit sorgfältig durchzusehen.

Welch' langer Zeitraum voll quälender Ungewißheit und banger Erwartung! Endlich waren die bestimmten Tage verronnen, und mit pochendem Herzen ging Heinrich von Neuem zu seinem Richter.

Er wurde diesmal mit großer Theilnahme empfangen, und der große Meister sagte zu ihm mit offener Herzlichkeit: „Es liegt viel Phantasie in Ihrer Arbeit, viel Duft und Glockenlaut, aber kein markiges, kräftiges Leben. So

Digitized by Google

mancher Diamant blitzt mir aus Ihrem Werk hervor, ihm fehlt aber noch Schliff und Politur Sie müssen Studien machen, ernste, gediegene, denn jetzt läßt sich mit dem begeisterten, jugendlichen Herzen allein kein Kunstwerk mehr schaffen. Bewahren Sie die Frische ihres Geistes," fuhr der Meister fort, „dann studiren Sie und ich verspreche Ihnen eine Zukunft."

„Aber wie studiren?" stammelte Heinrich bestürzt.

„Ich will Ihnen einen Empfehlungsbrief an einen italienischen Meister in Wien geben, ein sonderbarer Kauz zwar, aber ein ausgezeichneter Musiklehrer. Sein Unterricht und das bewegte Leben in der Hauptstadt wird Ihren Geist zur Reife bringen."

„Und Sie glauben, daß ich eine Zukunft habe, daß ich der Musik mein Gewerbe zum Opfer bringen kann?" fragte Heinrich, und seine Augen ruhten in ängstlicher Spannung auf den Lippen des berühmten Künstlers. Dieser zögerte und schien zu überlegen; endlich sagte er langsam: „Ein solches Urtheil läßt sich niemals mit Bestimmtheit fällen, und ich würde damit zu entscheidend in Ihr Leben eingreifen; aber wenn in Ihnen der rechte Genius lebt, dann können Sie doch nicht anders und müssen alle Fesseln sprengen. Ich werde Ihnen auf jeden Fall den Empfehlungsbrief mitgeben." Er schrieb einige Zeilen und entließ den jungen Componisten mit einem ermunternden, herzlichen „Glück auf!"

„Das ist ja Ihr Bergmannswort," setzte er lächelnd hinzu, „halten Sie es auch jetzt noch fest."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Historische Lumpen.) Im Schatzamte der Ver. Staaten wurde neulich eine Kiste geöffnet, deren Inhalt seiner Zeit große Aufregung verursachte und als Reliquie neben Napoleons Kanonenstiefel und dem blutigen Hemde Gustav Adolphs in irgend einem Antiquitätenmuseum aufbewahrt zu werden verdient. Die Kiste trug die Aufschrift: „Von der Person des Jefferson Davis genommen zur Zeit seiner Gefangennahme durch Colonel Prittchard", und förderte zu Tage: Ein altes zerlumptes Calikot-Kleid, einen Frauenshawl und einen leichten wasserdichten Mantel, die Kleidungsstücke, in welchen der Expräsident der südlichen Conföderation zu entfliehen suchte, als ihn die Nemesis in Gestalt eines schweren Cavaleristen der Ver. Staaten ereilte und nach dem kurz zuvor von General Shermann eroberten Savannah ablieferte. Wie man in Amerika aus Allem Capital zu machen sucht, bemächtigte sich auch dieser Offenbarung der Speculationsgeist, und zwar in ganz eigenthümlicher Weise. An demselben Nachmittag, als die Thatsache in Washington bekannt wurde, telegraphirte eine Dame aus Philadelphia an General Spinner und erbat sich die Erlaubniß, die erwähnten Gegenstände in einer „Fair" zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes ausstellen zu dürfen. Der General verwies die Bittstellerin an das Kriegsdepartement, da der Vorgänger des jetzigen Kriegsministers, Stanton, die Kiste in den Gewölben des Schatzamtes deponirt hatte. —

(Großes Geschäft.) Das neue, von A. T. Stewart in New-York gebaute Schnittwaaren-Magazin hat eine Länge von 300, eine Breite von 200 Fuß. Es hat acht Stockwerke, jedes von einem Flächeninhalt von 2 Acker. Vier breite Treppen führen vom Parterre nach den oberen Stockwerken, deren 1., 2. und 3. als Verkaufsräume, die anderen als Fabrikräume dienen. Im Parterre sind Schnittwaaren, im 2. Stock, dessen Wände nach und nach ganz mit Spiegeln bedeckt werden sollen, sind Mäntel, Shawls und Polsterwaaren, und im 3. Stock Teppiche. Der interessanteste Theil des Gebäudes ist die Rotunde, eine 1000 Fuß hohe, von 60 weiß angestrichenen eisernen Säulen getragene Kuppel. Die Außenseite der Rontunde dient für das Handschuhdepartement. 1200 Personen werden im Gebäude beschäftigt, davon 600 im Detail-Departement. Die Kronleuchter werden vermittelst des elektrischen Funken angesteckt.

Der „Badischen Landeszeitung" wird aus dem badischen Oberlande vom 25. Jan. geschrieben: „Von einem Leichenschauer wurde nachstehende eigenthümliche Sterbefallsanzeige an einen Notar eingeschickt „An ein Großherzögliches Badisches Herr Notar. Diesen Morgen um 1/2 4 Uhr starb die Leiche des verstorbenen Ursula Kratzert aus Mangel an Impressen, was mir ein großherzogliches badisches Notar nicht übel nehmen werden. Nachdem sich alle Zeichen eines Todes gezeigt haben, kann somit übermorgen um 1/4 Uhr Kaplan Vogel beerdigt werden."

Der kleinste Mann auf Erden lebt in Tennesse und heißt Charles Decker. Er ist 20 Jahre alt, blos 31 Zoll hoch und wiegt nur 45 Pfd. Sein Körper ist gut ausgebildet. Er ist intelligent und ist eine Hauptstütze seiner verwittweten Mutter, indem er Photographien von sich selbst verkauft.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 11. Samstag den 6. Februar. 1869.

So Du ein herzig Lieb' gewannst!

So Du ein herzig Lieb' gewannst,
Das Du Dein eigen nennen kannst,
Das Dir im Glücke Kränze flicht,
Im Unglück steht voll Liebesmuth,
So halt' es gut; —
Doch vor der Welt, da zeig' es nicht!

Kehrt Glück und Freude bei Dir ein.
Nimm still sie in Dein Kämmerlein,
Ehr' sie durch Uebung frommer Pflicht,
Hilf mit dem Gut, das Du gewannst
So viel Du kannst!
Doch vor der Welt verrath' Dich nicht.

Wenn des Geschickes Hand Dich faßt,
Dir auflegt banger Sorgen Last,
Wenn auch des Kummers schwer Gewicht,
Das kranke Herz Dir brechen will,
Ertrag es still,
Doch vor der Welt da zeig' es nicht.

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Es hatte wie ein Orakel geklungen, das Wort des Meisters, und anfangs fühlte er sich unruhiger als je vorher; dann aber raffte er sich auf, — er hatte ja den Brief in Händen und der berühmte Mann würde ihn nicht geschrieben haben, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß ihn der Genius dennoch vorwärs drängen würde. Es war jetzt entschieden — er mußte hinaus.

Nach seiner Rückkehr erzählte er Louise das Resultat seiner Reise, ohne ihr seinen gefaßten Entschluß mitzutheilen. Sie war ernster und ruhiger als je, mit der kleinen Hand über seine heiße Stirne fahrend, sagte sie warm und herzlich: „Du kommst hier doch nicht zur Ruhe, ich hab' es wohl gefühlt, Dich zieht es hinaus in die Welt — und wenn Du auch hier bleiben und ein tüchtiger Bergmann werden wolltest, glücklich würdest Du doch nicht mehr, weil Du einmal nur für Deine Kunst lebst.

„Und wenn ich untergehe, und all' mein Sehnen und Träumen nur ein toller Wahn wäre?" entgegnete Heinrich schmerzvoll ergriffen. „Wenn ich nie wiederkehren darf, weil nur Schmach und Elend mir im Gefolge, wenn Du vergeblich auf Deinen Heinrich harrst, der nichts gekonnt, als Dich zu täuschen, wenn Du dies Alles bedenkst, kannst Du mir dann noch rathen, meinen Weg zu gehen?"

„Du wirst nicht untergehen, Heinrich, versicherte Louise.

Lange schwiegen die Beiden, endlich fragte Louise: „Und wann willst Du reisen?"

„Morgen," sagte jetzt Heinrich entschlossen.

Louise erbleichte, aber sie faßte sich, und ruhig, als ob sie diese Antwort erwartet hätte, sprach sie jetzt über die nöthigen Reisevorkehrungen.

Einen anderen hartnäckigeren Wiederstand traf Heinrich bei seinem ruhigen Freunde. Robert fuhr erschrocken auf, als ihn Heinrich mit seinem Plan bekannt machte. Er versuchte noch einmal ihn davon abzubringen, alle seine Bemühungen waren jedoch vergeblich.

Die Reisesachen waren am anderen Tage bald gepackt; zum Glück hatte Heinrich's Vater vor Kurzem eine kleine Summe geschickt, die zur Reise und für die ersten Wochen des Aufenthaltes in der Hauptstadt ausreichen mußte. Heinrich theilte seinem Vater den kühnen Entschluß in einem Briefe mit, den Robert am folgenden Tage erst auf die Post geben sollte. Und so wanderten die beiden Freunde zu dem Thore der Stadt hinaus. Es war nichts auffälliges dabei, — wie oft hatte schon Heinrich seine Geige mit hinaus in's Freie genommen.

Die Freunde richteten zuerst ihre Schritte zu der Wohnung Louise's.

Das arme Mädchen sah bleich und verweint aus. Louise's Mutter konnte nicht begreifen, daß der junge Herr so plötzlich fort wolle, da es ihm gewiß hier an nichts gefehlt habe. Heinrich mochte oder wollte der guten Frau nichts auseinandersetzen, was ihn in die Fernee trieb, sondern versprach, die Sache leicht nehmemd, bald wieder zu kommen und dann weit lustiger und glücklicher zu sein als jetzt.

„Das gebe Gott!" meinte die Alte.

Digitized by Google

Er drückte ihr die Hand und schritt hinaus begleitet von Louise und Robert bis ans' Ende des Dorfes, wo der Wagen hielt. Alle drei schritten schweigend und langsam neben einander her. Das Ende des Dorfes war bald erreicht, und der Kutscher wartete schon. Es galt zu scheiden. Heinrich drückte zuerst dem Freunde warm die Hand, der dafür ein kleines Paket in die seine gleiten ließ. „Für den Fall der Noth," sagte Robert leise. Heinrich ahnte dessen Inhalt und war edel genug, die großmüthige Gabe nicht zurückzuweisen, wußte er ja doch daß er den Freund mit der Annahme der von ihm ersparten Summe glücklich mache.

Louise, die sich solange beherrscht hatte, weinte wie ein Kind und warf sich schluchzend an Heinrich's Brust. „Ich werde Dich nicht wieder sehen, Heinrich, Du wirst uns Alle vergessen," klagte sie schmerzvoll ergriffen. „Warum mußt Du gehen? Wie schön war es hier!" fuhr sie fort.

„Und doch warst Du gestern selbst so stark und fest, mir es zu rathen!" entgegnete Heinrich

„Gestern, da war mir's, als dürft' ich Dich nicht zurückhalten, als beging ich damit eine Sünde, — aber heut', heut' fühl' ich's, daß ich Dich verlieren soll auf immer!"

„Quäle Dich nicht mit solchen trüben Gedanken," bat Heinrich. „Gott wird mir Kraft geben, meine Aufgabe zu vollenden, und dann komm ich wieder, und dein Vertrauen ist reich belohnt!

„Ich kann's nicht glauben, heute nicht, weil ich einen zu großen Schmerz fühle!"

„Macht euch das Scheiden nicht schwer," bemerkte jetzt Robert, der gerade seine Rührung unter der Maske von Gefühllosigkeit verbergen wollte. „Die Würfel sind einmal gefallen — steige auf, das ist das Beste."

„Aufsteigen!" wiederholte Heinrich sinnend, drückte seine Lippen an Louise's Augen und sagte: „Sieh, ich küß Dir Deine Thränen hinweg, könnt' ich es immer, damit Du nur glücklich und heiter blicken darfst!

Ein letzter Händedruck, ein letzter Kuß — und Heinrich sprang in den Wagen. „Auf Wiedersehen!" sprachen die Drei fast aus einem Munde, und dann senkte Heinrich seinen Kopf auf die Brust und fuhr davon, ohne ein einziges Mal zurückzublicken.

Schweigend, wie sie gekommen, wanderten die Beiden zurück. „Auf Wiedersehen" hatten sie ja alle drei ausgerufen. Wann und wie wurde es sein? Wer doch den dunkeln Schleier der Zukunft lüften könnte! — — —

Heinrich war glücklich in Wien angekommen und hatte augenblicklich seinen neuen Lehrer aufgesucht, bei dem er Anfangs eine kühle und unfreundliche Aufnahme fand, die allmählig einer größeren Freundlichkeit wich.

Der Maestro war ein kleiner hagerer Mann voll Künstlerschrullen und Eigenheiten, dennoch fand Heinrich's offenes, kunstbegeistertes Wesen bald Eingang in sein Herz, und er liebte den jungen Mann, freilich auf seine Weise, indem er das Treiben und Schaffen Heinrichs fortwährend tadelte, um wie er meinte, durch das Abschneiden der niederen Schößlinge die Krone immer höher zu treiben.

Für das Opfer, das Heinrich der Kunst gebracht, hatte der Maestro vollends keinen Sinn. Das verstand sich ja von selbst, daß wer den Genius in sich fühle, die Flügel schwingen müsse, gleichviel, ob sie erst aus starren Fesseln gelöst werden mußten oder schon frei waren.

Dagegen fand Heinrich an Anunziata, der Tochter des Maestro, ein theilnehmendes Herz. Es war fast nur ein Kind, das blasse, feine Mädchen mit den dunklen, leuchtenden Augen und der weiten hohen Stirn, doch lag ein Ernst über diesem Wesen ausgebreitet, der es weit über seine Jahre hob. In Anunziata sollte Heinrich alles finden: seine Muse, die ihn immer wieder aufrichtete, wenn er verzweifeln wollte, denn das ätherische Wesen lebte nur für die Kunst. Sie hatte vom Vater all' die Begeisterung für die Musik geerbt, aber sie verband damit noch die Liebeswärme eines jugendlichen Herzens.

Und Heinrich bedurfte eines solchen anschürenden, immer wieder auf das glänzende Ziel hinweisenden Menschen, denn das Schicksal hatte seinen vollen Köcher auf ihn ausgeleert. Seines Vaters erster Brief wirkte vernichtend auf ihn. „Treib' jetzt, was Du willst, mich soll's wenig kümmern, — aber sag' nie, wenn Du Dich als Bierfiedler im Lande herumtreibst, daß Du einen Vater hattest, der aus Dir etwas Tüchtiges machen wollte." Für Heinrich war dieser Brief ein harter Schlag; wenn er auch einen Sturm erwartet hatte, doch nimmermehr einen solchen, der ihm für immer das Elternhaus verschloß.

Noch einmal schrieb Heinrich zurück und bat in den flehendsten Ausdrücken um Verzeihung. Er erhielt keine Antwort, und nur Robert schickte ihm ein paar Zeilen von der Schwester. Sie enthielten eine Andeutung von dem Kampfe, den es im Elternhause gegeben, von dem Schmerz der Mutter, und Heinrich fühlte aus Allem die Qual heraus, die er seiner Mutter durch diesen Schritt bereitet habe. Es war geschehen und der kecke Schritt durch nichts mehr gut zu machen, vielleicht nur durch ein rastloseres Ringen nach dem einmal gesteckten Ziele.

Heinrich hatte geglaubt, nachdem er die Fesseln des Alltagslebens endlich abgestreift, frei

Digitized by Google

und unabhängig schaffen zu können. Aber er hatte zu lange unter dem Joch geschmachtet, und die Luft der Freiheit wirkte nur anfangs schwächend, nicht belebend auf ihn. Er hatte nur wenige Stunden, in denen sein Kopf völlig frei war, und immer ferner, nebelhafter erschien ihm das Ziel, das er einst leicht und spielend zu erreichen gehofft.

Darum erhielten seine Briefe an Louise und Robert eine so düstere, trostlose Färbung, daß diese immer besorgter um das Schicksal Heinrichs wurden.

Louise hatte sich nie zu Heinrich's Künstlertraum aufschwingen können, — sie hatte ihn endlich seinen Weg gehen lassen, weil ihr gesunder Verstand ihr sagen mußte, daß Heinrich ohne diese Freiheit nie zur Ruhe kommen würde; doch jetzt, da der entworfene Traum seine goldene Färbung verlor, kehrte sie auch zu einer nüchternen Anschauung zurück, und ihre Briefe enthielten manche leise Klagen über Heinrich's vorschnellen und unglücklichen Entschluß.

Vorwürfe munterten Heinrich nicht auf, sie entfernten vom Bild der Geliebten die Zauberfrische, und er gelangte zu der Einsicht, die Briefe nüchtern und gewöhnlich zu finden, und das im Leben bewegliche und anmuthige Kind erschien in seinen Briefen hölzern und ungeschickt.

Das waren traurige und entmuthigende Zeiten, — grauer, farbloser als die in seiner früheren vermeintlichen Gefangenschaft, und doch — wie hatte er davon geträumt, geschwärmt und gejubelt, als wüßten sie sein ganzes Herz mit Allgewalt erfassen. Die Freiheit war sein und sie fand jetzt eine schwache, entkräftete Brust.

Die Ironie, die ewige unterdrückende Kritik des Maestro war nicht geeignet, Heinrich von dieser drückenden, qualvollen Stimmung zu befreien; er bedurfte des Trostes, der Aufmunterung, und Jener träufelte nur das siedende Oel des Spottes in seine Wunde und belächelte mitleidig jeden Compositionsversuch Heinrich's, der ihm in glücklicher Stunde gelungen war.

„Sie müssen etwas ganz Anderes schaffen, wenn in Ihnen der rechte Genius wirken soll. Jedes Werk muß die Stütze zu einem vollendeten höheren bilden; jedes Ausruhen, und wäre es nur auf eine Secunde, schleudert sie schon um Jahre zurück. Sie müssen mit Ihrem Genius ringen und sich nicht von ihm faul und müssig tragen lassen, das macht nur müde und entnervt."

Wenn ihm Heinrich dann seine unglückliche, verzweifelte Stimmung klagte und ihn um Rath fragen wollte, entgegnete der Maestro stets: „Schleichen Sie nicht um Ihre Stimmungen herum, füttern Sie diese launenhaften Quälgeister nicht mit Zuckerbrod, sondern packen Sie dieselben an der Brust, daß sie Ihre Knechte werden."

Alle diese Rathschläge wollten jedoch bei Heinrich's weicher, träumerischer Seele nichts fruchten; er bedurfte einer zarten Hand, die sich versöhnend auf die heiße, mit seinem Schicksale ringende Brust legte, und diese fand er bei Anunziata. Wenn er müde und verzweifelt Alles aufgeben und zurückkehren wollte, richtete sie ihn mit bewunderungswürdiger Festigkeit auf, und das junge Mädchen zeigte dabei einen Scharfblick des Herzens, der die dunklen Vorgänge seiner Brust zu durchleuchten und freundlich aufzuhellen wußte.

„Sie müssen nicht an sich selbst verzweifeln," meinte sie stets, und ihre großen, dunklen Augen ruhten belebend auf dem jungen Mann. „Gerade dies Auf- und Abwogen zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Muth und Verzweiflung, wird in Ihnen den Keim zu Höherem und Besserem legen. Sie werden dann nicht ruhen und rasten, wenn Sie irgend etwas geschaffen, das Ihnen groß und vortrefflich dünkt, sondern muthig weiter streben."

Heinrich mußte dies Mädchen anstaunen, das so wohlthuend in sein Seelenleben einzugreifen vermochte, und er neigte sich mit an Liebe grenzender Dankbarkeit zu Anunziata; aber auch diese hing mit schwärmerischer Verehrung an Heinrich. Sie sah in ihm die Verkörperung ihrer Ideale und schönsten Träume. Der Vater hatte ihr immer mit glühender Phantasie ein Bild ihrer Zukunft vorgemalt, — sie sollte gefeiert, bewundert werden, die Welt durchfliegen, überall Kränze des Ruhmes erndten. Diese Träume schienen sich alle verwirklichen zu wollen. Sie war mit acht Jahren schon eine Virtuosin auf dem Flügel; aber der kunstbegeisterte Vater hatte in der Seele des Kindes eine Flamme geweckt, die dieses langsam aber sicher verzehren mußte — die des Ruhmes. Er hatte ihr so lange begeistert von der Größe und Beseligung des Ruhmes gesprochen, daß dies kleine Herz nur nach diesem trügerischen, verführerischen Trugbilde langte und kein höheres Glück kannte, als berühmt zu werden und ihren Namen jubelnd von allen Lippen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Selbstmord bei Kindern.

Man hört mitunter die Behauptung, daß ein Selbstmord in so jungen Jahren doch etwas sehr seltenes sei. Leider ist dies aber nicht der Fall, vielmehr haben die Selbstmorde bei Kin-

Digitized by Google

dern unter 16 Jahren noch im höheren Grade zugenommen als der Selbstmord im Allgemeinen. Durand-Fardel hat schon vor 13 Jahren bezüglich Frankreichs eine statistische Aufstellung gemacht und gefunden, daß unter den 25,760 Selbstmorden, welche 1835 — 44 in Frankreich vollzogen wurden, 192 in das Alter unter 16 Jahren fielen, davon 132 wegen schlechter Behandlung durch die Eltern. Durand-Fardel hat selbst 26 Fälle gesammelt! es waren darunter 1 Knabe unter 5 Jahren, welcher wegen Mißhandlung durch seine Mutter sich umbrachte; 2 Knaben von 9 Jahren, wo bei dem einen Kummer über den Verlust eines Vogels das Motiv war; 2 Kinder von 10 Jahren, 5 Kindern von 11 Jahren, darunter ein Mädchen, weil es seine Schularbeit nicht vollendet hatte; 7 Kindern von 12 Jahren, darunter ein Knabe, weil er der 12. in seiner Klasse war, ein anderer wegen Ungerechtigkeit der Eltern; 7 Kindern von 13 Jahren, darunter ein Mädchen wegen des Verlustes seiner Schwester, und ein Knabe, weil er Schläge bekommen hatte; endlich 2 Knaben von 14 Jahren, einer wegen ungerechter Beschuldigung eines Diebstahls, und der andere, nachdem er die Leiche eines kindlichen Selbstmörders begleitet hatte.

Unter 22 von diesen 26 Fällen, wo genauere Angaben vorliegen, waren 17 Knaben und 7 Mädchen; 10 haben sich ertränkt, 10 erhängt und 2 erschossen.

Aus der neuesten Zeit sind folgende Fälle, meist aus Deutschland, zu unserer Kenntniß gelangt. Am 9. März 1855 erschoß sich zu Kassel ein kaum 16jähriger junger Mensch in der Tanzstunde aus Eifersucht.

Im März 1858 erschoß sich ein 18jähriger Gymnasiast, der vergebens darauf gerechnet hatte, aus Untersecunda nach Obersecunda versetzt zu werden, zu Danzig. In ebendemselben Jahre hat zu Thorn ein Mädchen von 15 Jahren, welches auf einem Spaziergange seine Mantille verlor und dem seine Eltern sagten, es solle ihnen nicht ohne dieselbe vor die Augen kommen, im August sich in die Weichsel gestürzt. Am 24. November vergiftete ein 9 jähriges Mädchen zu Kleinschlag in Steiermark wegen häuslicher Züchtigung sich mit Arsenik.

Im Dezember 1858 ereignete sich auf einer Mühle bei Rottweil (Württ.) ein schauerlicher Unglücksfall. Der Besitzer derselben stellte einen Jungen wegen Veruntreuung ernstlich zur Rede und drohte mit Strafe. Aus Furcht vor derselben eilte der 16jähr. Bursche in die Wasserstube und ließ sich von einem Rade erdrücken, man fand ihn unter demselben todt mit zerbrochenem Brustkorbe.

Im Juni 1861 erhängte sich zu Kusel in der Pfalz der 11 jährige Sohn eines Metzgers, weil ihm die Eltern den Ankauf eines Eichhörnchen verweigerten.

Aus Klapping (Steiermark) wurde im März 1863 berichtet: „Im Hause des Gemeindevorstehers wurde davon gesprochen, daß das Aufhängen ein sehr angenehmes Gefühl erregen und der Erhängte eine schöne Musik hören soll. Der 16jährige Knabe, der diesen Gesprächen zuhörte. entfernte sich und erhängte sich auf dem Boden mit einem Strohband. Er wurde bald nachher abgeschnitten, starb aber nach 15 Stunden.“

Im Oktober 1864 vergiftete sich der Lehrling eines Metzgers in Berlin mit Schwefelsäure. Der 15jährige Junge hatte schon seit längerer Zeit das elfjährige Mädchen eines Nachbars mit Liebesanträgen und Briefen verfolgt und war trotz aller Bemühungen des Meisters von seiner Leidenschaft nicht zu kuriren. Als er wegen seiner Zudringlingkeit zur Rede gestellt wurde, kaufte er sich Schwefelsäure und trank sie.

Im Dezember 1868 hat der 8jährige Sohn eines Schuhmachers wegen strenger Behandlung Seitens seiner Mutter sich bei Weimar in der hochangeschwollenen Ilm ertränkt.

Diese Fälle sprechen für sich selbst und bedürfen keiner psychologischen Erläuterung; nur die Bemerkung möchten wir hinzufügen, daß das Alter von 14 bis 16 Jahren, wo das Selbstgefühl der Sinnlichkeit erwacht, am meisten zu diesem verderblichen, raschen Entschlusse der Selbstzerstörung zu disponiren scheint.

~~~

Gegen den Hausschwamm hat Hr. Fabrikdirektor Junker folgendes Mittel angewandt: In dem Zimmer des Laboratoriums zeigte sich Hausschwamm in so hohem Grade, daß Schwellen, Balken und Bretter fast zerstört waren. Nach Wegnahme derselben ward unter Beseitigung der Füllmasse Sodakalk eingeschüttet, festgetreten und neues Holzwerk eingelegt. Nur einige der alten Bretter verwendete man versuchsweise von Neuem. Seit 5 Jahren ist jede Spur von Schwamm, auch von den bereis inficirt gewesenen Brettern verschwunden.

~~~

Die Pariser Journale brauchen pro Tag 600 Ctr. Papier, die Londoner Times pro Tag 150 Ctr.

~~~

Ein Bär, welcher nahe an 1000 Pfund wog, wurde kürzlich von einem Indianer am Caß Fluß geschossen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause.)

Digitized by Google
~~~

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 12. Mittwoch den 10. Februar. 1869.

Was ist Dir, Lieb?

Was ist's mit Dir, Du trautes Lieb?
Die Augen sind Dir matt und trüb!
Die weiße Stirne ohne Glanz,
Im Haar den falben Blumenkranz?

Was ist's mit Dir, Du zartes Kind?
In Deinen Locken spielt der Wind;
Was liegst Du da so blaß und kalt,
Wie man den Todesengel malt?

Was ist's mit Dir, Du stolze Maid!
In Deinem langen, weißen Kleid?
Was ist Dir Lieb? Mein Gott! mein Gott!
So starr und stumm! Mein Lieb ist todt!

Leopold Falkner.

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Anunziata war sehr früh in Concerten aufgetreten und hatte die Bewunderung der Welt erregt; aber die Aerzte hatten ganz entschieden gegen ein ferneres Concertiren Einspruch erhoben, weil dies den zarten Organismus Anunziatas völlig zerrütten würde. Mit schwerem Herzen hatte sich der Vater darein gefunden; — mit noch schwererem Anunziata. Sie hatte ihren Vater auf Knieen angefleht, sie spielen zu lassen, so lange ihre Kräfte reichten, denn das wäre schön und herrlich, und man würde sie als eine Märtyrerin der Kunst feiern, doch der besorgte Vater, der sonst seinem Kinde jeden Wunsch an den Augen absah, verweigerte dies hartnäckig und suchte ihren Feuereifer zu dämpfen, indem er sie auf eine noch glänzendere Zukunft verwies. Er kannte ja nicht seine Tochter und wußte nicht, daß er in ihrer Seele ein Feuer angeschürt, das zu vollen Flammen ausbrechen oder gewaltsam zurückgedrängt sie selbst verzehren mußte. Sie erstarkte nicht in der Unthätigkeit wie die Aerzte versichert hatten; sie welkte langsam aber sicher dahin. Der Maestro dagegen war voll Hoffnung, er bemerkte nicht die immer blasser werdenden Wangen des jungen Mädchens, die erloschenen, lebensmüden Augen, er träumte nur von baldiger Erlösung. — von einer glänzenden Zukunft, dann umspielte wohl ein Hoffnungslächeln die feinen, blassen Lippen Anunziata's — aber nur auf Augenblicke. Anunziata ahnte, daß ihre Kraft erloschen sei, daß die Erlösung zu spät komme, und wenn ihr der Vater endlich das Zauberwort — „Du bist befreit“ zurufen konnte, der Lebensdocht wohl leise aufflackern, aber auch dann für immer verlöschen, würde. Für dies von Flammen der Ruhmsucht zu früh versengte Herz war es ein unendlicher Genuß an Heinrich einen Wahlverwandten zu finden, der von denselben Träumen gewiegt, jetzt von ihr aufgemuntert und neu belebt, sicherer zum Ziel kommen würde. Für ihn baute Anunziata die goldenen Traumpaläste auf, die ihr selbst auf immer zusammengestürtzt waren. Heinrich sollte all' den Ruhm erndten, dessen süßen Vorgeschmack sie schon in ihrer Kindheit gekostet hatte. —

Je mehr Anunziata wie ein belebendes Zauberkind in seine halb verstorbene Welt trat, je freundlicher er sich von ihren phantastischen Träumen umsponnen fühlte, je mehr trat das zwar freundliche, aber doch jetzt so nüchterne Bild der ersten Geliebten in den Hintergrund. Das Verhältniß mit Louise wurde ihm zur Fessel, denn diese hoffte schon ihn bald als Kapellmeister versorgt zu sehen.

Ich möcht' um ihretwillen schaffen und vorwärtskommen“ seufzte er „und doch bedarf ich völliger Freiheit und Muße. Ich kann mich nicht an Jahre binden lassen, vielleicht bedarf ich noch ein halbes Leben, ehe nur die Palme winkt.“

Seine Briefe wurden immer kürzer und einsilbiger; nur seine Versprechungen, sein Wort gegen sie einzulösen, wiederholte er öfter als je, daß es dem guten Kinde fast zur Kränkung wurde. Man versichert nicht ewig, etwas zu halten, wenn man fest dazu entschlossen ist, und oft ist dies nur der Angstruf eines schwachen Herzens, das sich gegen den eigenen Wankelmuth zu schützen sucht.

Ehe noch Anunziata's belebender Einfluß seine volle Wirkung üben und ihn aus seiner

Digitized by Google

dumpfen, verzweifelten Stimmung herausreißen konnte, sollte ein großer Schmerz plötzlich in Heinrich's Brust greifen und ihm eine tiefe Wunde schlagen, die gerade in ihrer Unheilbarkeit ihn wach rütteln und zu neuem, unermüdlichen Streben aufstacheln mußte.

Heinrich bekam plötzlich von seiner Schwester einen Brief; sein Herz zuckte freudig auf, vielleicht brächte er Versöhnung, ein mildes Wort von dem Vater; aber welche Todesangst starrte ihm aus diesen Zeilen entgegen. Die Schwester schrieb: „Unsere gute Mutter ist krank. Sie hat eine rechte Sehnsucht, Dich zu sehen und Dich noch einmal in die Arme zu schließen, eile, — eh' es zu spät ist!"

„Mein Gott!" jammerte der Unglückliche, „sie stirbt, ohne mich zu sehen, ich habe ihr das Herz gebrochen!" und in wahnsinniger Hast reiste er von der Hauptstadt ab.

Aber der Brief war fünf Tage gegangen, und wie langsam schleppte sich die Post hin, während doch seine Mutter im Sterben lag und jede Minute Verzögerung sie ihm entreißen konnte. Und er kam zu spät, — die geliebte Mutter ruhte bereits im Schoß der kühlen Erde. —

Still und öde war es in dem großen Hause. Sein Vater war verreist, um nicht den „verlornen Sohn" zu Gesicht zu bekommen —; er hatte der Sterbenden nicht wehren mögen, daß sie nach dem Sohne verlangte, aber er wollte selbst nicht mehr mit ihm in Berührung kommen. Die Schwester empfing Heinrich weinend an der Thür und warf sich schweigend an seine Brust. Kein Klagelaut kam über seine Lippen, das Blut schien ihm erstarrt und trocken, stieren Auges blickte er auf die trostlose Schwester. Sie führte ihn an den frischen Hügel, und auch jetzt gingen die Geschwister schweigend Hand in Hand. Erst hier löste sich der starre, stumme Schmerz, und die ersten, heißen Thränen rollten brennend über seine Wangen.

„Mutter, Mutter! Du mußtest sterben!" rief er schmerzlich erregt aus, „und ich durfte nicht mehr in Dein mildes Auge blicken, konnte mir nicht Verzeihung holen für den Dir zugefügten Schmerz. Das ist die bittere, vernichtende Strafe meiner Schuld! Du hättest mir verziehen — mir Deinen Segen gegeben auf meinem schweren, dunklen Wege. Du mußtest sterben, eh' mir die Sonne aufging, eh' es Tag wurde, eh' ich das heiß ersehnte Ziel erringe! Mein rascher Schritt hat Dir das Herz gebrochen — ich weiß es, denn Deine weiche Seele konnt' dieses Sturmeswehen nicht ertragen. O, ewiger Gott — laß dies kein trügerischgaukelnd Irrlicht sein, das mir vorgeleuchtet und mich ruhelos fortgeführt — laß nicht Alles Lüge und Täuschung sein! Laß mich nicht den Fluch des Vaters auf mich geladen, die theure Mutter getödtet haben um eines thörichten Wahnes willen — gib mir heute in dieser Stunde, an diesem Grabe die Weihe und laß mich das Ziel erreichen, das ich mit dem Theuersten erkauft, was eine Menschenbrust nur opfern kann!"

Heinrich warf sich in höchster Aufregung über den Hügel und ruhte lange auf der noch grauen Erde, die sein Theuerstes, die Gebeine seiner Mutter umschloß. Als er wieder aufstand, schien er ein Anderer geworden zu sein. Eine Art Verklärung lag über seinem Antlitz: die freudige ermuthigende Gewißheit, daß er das Ziel erreichen würde, nach dem er mit ganzer Seele rang.

Der Nebel war gefallen und Heinrich frei. — Mit anderen Kräften begann er jetzt sein musikalisches Schaffen und von neuen Hoffnungen getragen, lebte er sich tiefer und inniger ein in die wunderbare, reiche Welt der Töne. Sein dumpfes Ringen und Streben erhielt endlich Leben und Bewegung und gestaltete sich zu plastischen Tongemälden. Mit welch' glühender Begeisterung hing jetzt Annnziata an dem jungen Componisten; sein Glück, sein Ruhm war mit der ihre, und die schon halb der Erde entrückte Schwärmerin zog in um so längeren Zügen diese Seligkeit ein. Heinrich lebte nur noch für sie; in ihr fand er Alles — das Ideal seiner Träume, seine Muse, die ihn allein zu dem Höchsten begeistern konnte. Es war ein eigenes wunderliches Verhältniß. Sie sprachen nicht mit einander von Liebe, versicherten sich nicht Zuneigung und Treue, und doch lebte Eins nur für das Andere, jeder Schmerz, jeder Klageton klang in der gleichgestimmten Seele wieder. Wie hätte auch Heinrich von Liebe sprechen können bei diesem ätherischen, nur durch die Goldfäden der Musik an die Erde gefesselten Wesen.

Heinrich ging jetzt ruhig an die Arbeit. Die Töne perlten reich und blühend aus seiner Seele, um sich zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten. Es war eine Oper, an die sich der junge Tonkünstler zuerst gewagt hatte, und Anunziata sah sie förmlich vor ihren Augen erstehen, — sie lebte sich wieder mit hinein in die langen, schmerzlich entbehrten Töne, und heißer als je erwachte in ihrer Seele der Drang nach Ausübung ihrer Kunst. Sie theilte ihren Wunsch dem Vater mit, der sich lange und entschieden dagegen sträubte, aber Anunziata wußte so dringend zu bitten und die anfängliche Weigerung wirkte so nachtheilig auf ihren Gesundheitszustand, daß der Maestro, wenn auch mit Widerstreben, nachgab.

Digitized by Google

Der krankhaften Sucht nach Ruhm hatte ein anderer, edlerer Beweggrund Platz gemacht. Anunziata fühlte zu tief, daß sich ihr Leben zu Ende neigte und jeder, selbst der glänzendste Triumph für sie eine flüchtige Schaumperle sein könne, aber sie wollte dem theuren Freunde den letzten Dienst erweisen und durch ihr Spiel zur Verherrlichung seines ersten Werkes beitragen. —

Ihren unermüdlichen Bestrebungen war es gelungen, daß die Oper des jungen Componisten angenommen wurde, und nun war sie rastlos bemüht, alle Hindernisse hinwegzuräumen und eine rasche Aufführung zu ermöglichen.

Die Zusicherung Anunziata's, daß sie in dieser Oper mitwirken würde, war für die Direktion zu verlockend, das Erstlingswerk des jungen Künstlers wurde angenommen.

Anunziata hatte als Kind schon durch ihr Spiel und ihren Gesang entzückt; man sprach in der Residenz davon, daß dies Mädchen die wunderbarste Stimme habe, und allgemein war das Bedauern, daß Anunziata durch ihre Krankheit verhindert sei, als Stern erster Größe an dem Gesangshimmel der Residenz zu glänzen.

Es war ein eigener Geist über Anunziata gekommen. Sie lebte nur noch für die Oper ihres Freundes, der mit Zagen den Vorbereitungen zu der Aufführung seiner Arbeit entgegen sah.

Nur der Maestro sah auf das Treiben der Beiden mit düsterem Blick; er liebte seine Tochter mehr als seine Kunst, und die Sorge, daß der Kranken dies neue Auftreten unheilvoll werden könne, beschäftigte ihn viel zu sehr, um durch die Aussicht auf Erfolg erfreut zu werden. Er kannte sehr gut die Quelle von Anunziata's neu erwachtem Drange nach einem öffentlichen Auftreten, daß nur die Anhänglichkeit an Heinrich sie dazu bewogen, und er konnte einen Widerwillen gegen Heinrich nicht unterdrücken, der jetzt von Neuem sein geliebtes Kind an einen Abgrund reißen wollte. Während dieser Aufregungen wurden Heinrich's Briefe an Louise immer seltener und kürzer und blieben zuletzt ganz aus. Heinrich konnte sich darüber selbst keine Rechenschaft geben; er versuchte noch zuweilen zu schreiben, setzte die Feder an, um sie nach einigem Sinnen wieder wegzuwerfen. Es quoll ihm kein herzlicher Gedanke mehr aus der Feder, und leere, glatte Worte zu schicken, dazu war er doch nicht Heuchler genug. Robert ermahnte anfangs den Freund an seine Pflicht; aber auch dessen Briefe blieben plötzlich aus und damit waren die alten, lieben Fäden, die sich so fest um sein Herz gewunden, abgerissen.

Der Tag der Aufführung rückte immer näher, endlich waren es nur noch wenige Stunden bis zur schweren, verhängnißvollen Entscheidung, und Heinrich's Herz fieberte ihnen in schwankender Furcht und Hoffnung entgegen.

Jetzt so nahe der Entscheidung, begann sein Muth von neuem zu sinken, und zagend und hoffnungslos klagte er sich gegen Anunziata aus —

„Wenn nun morgen die stolzen Traumpaläste meiner Seele krachend zusammenstürzen? Was dann?! — Wenn mich nur Dämonen erfaßt und hämisch aus glücklichen, ruhigen Verhältnissen herausgerissen und in eine andere Bahn geworfen hätten, der meine Kräfte nicht gewachsen wären; wenn ich mich dennoch getäuscht und all' dies Wagen und Drängen nach künstlerischem Schaffen nach Vollendung eine Lüge wäre? — Dann bin ich elend, so unendlich elend, wie es nur ein Ikarus sein konnte, der mit erborgten Flügeln zur Sonne strebte und in die Tiefen des Meeres sank."

Das junge Mädchen blickte ihn mit ihren leuchtenden Augen wunderbar belebend an und entgegnete zuversichtlich:

„Das wirst Du nicht! — Glaub mir! Ich fühl' es hier in meinem Herzen, Du wirst morgen den ersten Schritt thun auf der Staffel des Ruhmes. Es leuchtet etwas in Deinen Augen, an das muß ich glauben."

„Anunziata, wenn Du wahr sprächst, wenn meine Hoffnungen erfüllt würden, wie wollte ich zu Dir aufschauen, wie zu einem prophetischen Engel, denn Dir schulde ich ja Alles, Glück, Name und Leben!"

„Vielleicht erblicke ich noch die Morgenröthe Deines jungen Ruhmes, dann will ich gerne und selig sterben," entgegnete sie leise.

„Das sollst Du nicht! Du bist ja meine Muse, die mich belebt und angefeuert hat, wenn ich zusammenbrechen wollte, Du mußt bald völlig gesund werden — man sagt, das Glück heilt." —

„Ja, es heilt," wiederholte Anunziata lächelnd.

Heinrich sah ihr liebevoll in die verklärten leuchtenden Augen und schwärmerisch ihre Hand ergreifend, zauberte er ihr mit glühenden Farben Traumbilder des Glückes vor. Wie sie dann Hand in Hand die Welt durchfliegen und das Leben in seiner Schöne und Tiefe auskosten wollten . . . .

Anunziata horchte, das Köpfchen gesenkt, auf seine Phantasien und ein seliges Lächeln spielte um ihre Lippen.

Wie glücklich waren die Beiden! . . .

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Dorfgeschichte.) Der „Karlsruher Ztg." schreibt man aus Heidelberg: In

dem Dorfe R. hatte ein hübsches Mädchen mit einem stattlichen Schäfer ein zärtliches Verhältniß, aber die Eltern zogen die Bewerbung eines reichen Müllers vor, und die Tochter war gehorsam. Da begegnet der Schäfer einmal dem neuen Brautpaar und schießt in toller Eifersucht Jedem eine, übrigens nur blind geladene Pistole in das Gesicht. Dafür erhielt er zwar wegen Körperverletzung eine zehnwöchentliche Kreisgefängnißstrafe, hatte sich aber das Herz der Geliebten zurückerobert, denn sie fand nach jener That, daß sie eben nur mit dem Schäfer glücklich werden könne, löste die Verlobung auf und will nun den Schäfer heirathen. Das ist eine „Dorfgeschichte," die den Vorzug hat, eine wirklich wahre zu sein.

(Arabische Schulstrafe.) Eine Reisegesellschaft, welche 1866 über Kairo die Pyramiden besuchte, kam auch in dieser orientalischen Weltstadt in mehrere arabische Volksschulen und fand dorten in beinahe allen Lehrsälen einen europäischen Cylinderhut aufgehängt. Ein Lehrer, von den Dolmetschern über die Bedeutung des Hutes befragt, gab die Antwort, daß dieses die größte Strafe für ungehorsame Schüler sei, wenn sie den Hut aufsetzen müssen.

(Scene aus einem Militär-Hospitale.) Oberarzt zu einem Unterarzte: „Ach, Herr Thomson, einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Da hat ein Mißverständniß obgewaltet; dem Higgin in Nro. 8 ist das gesunde Bein statt des kranken abgenommen worden." — Unterarzt: „Wirklich? Nun, thut nichts! Wir können ihm ja nun das kranke Bein kuriren, dann kommt's auf eins heraus."

In Rom (Staat Newyork) wurde kürzlich ein Mörder nach einer gänzlich neuen Methode durch den Strang hingerichtet. Man ließ den Deliquenten am Galgen Chloroform einathmen, und als Besinnungslosigkeit eintrat, riß ihm der Scharfrichter den Boden unter den Füßen fort, so daß der Tod ohne die mindesten Anzeichen von Schmerz eintrat und der Puls nach Verlauf von 12 Minuten zu schlagen aufhörte.

Die Todesstrafe ist in Louisiana durch folgende Maßregel ersetzt worden: Die Mörder werden in isolirte Zellen eingesperrt. Vor jeder Zelle ist ein kleiner Raum wo sie arbeiten dürfen. Der Verurtheilte wird als todt betrachtet für Bekannte und Verwandte, ja selbst für den Kerkerdiener, der kein Wort mit ihm wechseln darf. Seine Zelle ist schwarz angestrichen. Die Thür trägt in großen Buchstaben die Inschrift: „In dieser Zelle ist eingesperrt, um daselbst sein Leben in Einsamkeit und Reue zu verbringen, A. B., überführt des Mordes an C. D.

(Der norddeutsche Bund in der Küche.) Bei dem letzten Hoffeste in Berlin sollte, wie es scheint, die Politik am Büffet zu Ehren kommen, in den dort servirten Brödchen, welche, übereinandergeschichtet, mit Caviar, geriebenem Pöckelfleisch und Käse belegt, die Farben der Bundesflagge zu appetitlicher Erscheinung zu bringen hatten. Ein „Reptil" aus der Küche hatte jedoch statt des Schweizer scharf orleansgelben Chester gerieben und so machte sich, zu freiconservativem Entsetzen, das Farbenspiel der Barrikaden frisch, frech und frei auf fürstlicher Tafel breit. Die Sache ist faktisch und der Historiograph des „Fremdenblatt" wagt nicht, sie zu verschweigen.

(Ein poetischer Schuster.) Trotzdem, daß alle Welt schreit: „Schuster bleib' bei deinem Leisten," hat doch Hansen Zeckel, einer aus der Dichterzunft des Hans Sachs, dieses Sprüchwort unbeachtet gelassen, indem er über seine mit Pech gesegnete Lebensbestimmung nachstehendes drollige Verschen gemacht hat:

„Minister flicken am Staat,
Die Richter flicken am Rath,
Die Pfarrer am Gewissen,
Die Aerzte an Händen und Füßen, —
O Hansen, was flickest denn Du?
Du flickest an den Ministern,
An Aerzten, Richtern, Magistern
— Zerrissene Schuh'?"

(Bewährtes Mittel gegen verschiedene Flecke in der Wäsche.) Sehr oft sind unsere Hausfrauen über Rothwein-, Himbeer- Heidelbeer- und Moderflecken außer sich, in der Befürchtung, daß sie nicht wieder aus ihren heilig gehaltenen Wäschestücken herauszubringen seien. Kochsalz streuen und Citronensaft nehmen, ist immer ihr erstes Hilfsmittel, sie sind dadurch dem besten Mittel ziemlich nahe. Man löse in entsprechender Menge heißen Wassers eine kleine Quantität unterschwefligsaures Natron (sogenannter Antichlor) auf, benetze damit die befleckten Stellen der wo möglich schon nassen Wäsche und streue dann einige Messerspitzen pulverisirte Weinsäure, soweit als die Flecken reichen, auf, verreibe es und sobald der Fleck verschwunden ist (man kann erforderlichen Falls einigemale so verfahren), nehme man lauwarmes Wasser zum Nachwaschen und verfahre wie gewöhnlich beim Wäschereinigen. Die Flecken sind beseitigt. Auch kann man an Stelle der Weinsäure starken Speise-Essig verwenden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 13. Samstag den 13. Februar. 1869.

Festgruß

bei der

I. Stiftungsfeier des Wittwen- u. Waisen-Unterstützungs-Vereins zu Würzburg

am 2. Febr. 1869

den Gönnern, Freunden und Mitgliedern

gewidmet von

Th. Welzenbach.

Die Wittwen und die unschuldvollen Waisen
Nimmt Gott in seine heil'ge Vaterhut;
Vergeltung, reichen Lohn hat er verheißen
Jedwedem, der denselben Gutes thut.
Durch seinen allmachtvollen ew'gen Willen,
Nach welchem Welten ihre Bahnen geh'n,
Soll Jeder seinen Platz im All erfüllen,
Und Alle sollen für den Einen steh'n.
Gott will nicht selbst das Glück den Menschen bringen,
Sie sollen es durch eig'ne That erringen.

Ein treuer Vater sorget für die Seinen
(Gott Vater geht als Beispiel uns voran),
Die größte Freude sind ja seine Kleinen,
Wenn er für ihre Wohlfahrt sorgen kann.
Doch Manchem wird's, sie wacker zu erziehen,
Schon in gesunden Tagen oftmals schwer,
Und muß er aus dem ird'schen Leben fliehen,
Wacht ihnen seine Sorge nimmermehr;
Bei all seinem festen Gottvertrauen
Blickt er in ihre Zukunft wohl mit Grauen.

Was einem Einz'gen oft nicht will gelingen,
Zersplittert Wirken selten führet aus,
Vereinte Kräfte werden es vollbringen,
Denn Eintracht, wissen wir, erbaut das Haus.
Wir haben gleichsam auch ein Haus gegründet
Mit unserm kleinen, nützlichen Verein;
Durch viele Väter, die ihm sind verbündet,
Wird er fortan der Waisen Vater sein.
Kann er nicht durchweg helfen seinen Kindern,
Vermag er doch ihr hart Geschick zu lindern.

Dann ist der Waisen Vater nicht gestorben,
Sein Wirken lebt in dem Vereine fort;
Das Recht, das er den Kindern hat erworben,
Ist ihres Vaters selbstgeschaff'ner Hort.
Drum mögen dem Vereine alle Väter
Die treue Unterstützung freundlich leih'n,
Und ihren Frauen, ihren Kindern später
Damit ein freundlich Angedenken weih'n.
In Frieden werden sie dereinst entschweben,
Weil Gutes sie gewirkt in ihrem Leben.

So möge der Verein nunmehr erhalten
Viel edler Herzen thät'ge Sympathie,
Er möge segensvoll sich fort entfalten
In Eintracht und in steter Harmonie!
Und wer zu dem Gedeihen beigetragen,
Dem möge Segen dafür Gott verleih'n,
Er mög' an uns'rer Stiftung Jahrestagen
In Wohlergeh'n sich des Erfolges freu'n!
Denn Gönnern, Freunden und den Gliedern allen
Soll unser dreifach herzlich Hoch erschallen!

Am Ziel.

Von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Der Abend der Vorstellung nahte und ein zahlreiches, ausgewähltes Publikum war im Opernhaus versammelt. Es galt ja das Erstlingswerk eines jungen Mannes zu hören, und dann hatte Viele die Nachricht herbeigelockt, daß die am Himmel der Kunst so flüchtig vorüber geeilte Tochter des Kapellmeisters zum ersten Mal wieder öffentlich auftreten wolle.

Alles war auf das Beste und glänzendste arrangirt worden — denn so erbittert die Stimmung des Kapellmeisters gegen Heinrich war, duldete es doch seine Ehre nicht, daß die Aufführung scheitern dürfe; nicht allein, weil es seiner Tochter, sondern auch seinem Schüler galt, dessen bedeutendes Talent er stets gegen Andere gerühmt hatte.

Die Aufführung begann. — Schon die Ouverture wurde beifällig, die ersten Scenen mit Wärme und Begeisterung aufgenommen. Da erschien Annunziata, und ein rauschender Beifall empfing die wunderliebliche, ätherische Erscheinung.

Es war eine Zauberoper voll Duft und Poesie, in der sich aller Schmelz, aller Klang

Digitized by Google

eines träumerischen Herzens ausströmen konnte, und in immer rascheren Schlägen pochten die Herzen der Zuhörer. Immer reichlicher und blühender entrollte sich vor dem horchenden Publikum das anmuthige, melodienreiche Werk, daß es tief und leuchtend zum Herzen sank. Vielleicht hatte das Jugendwerk dennoch einige Lücken; aber das Spiel Annunziata's und ihr himmlisch reiner, sich immer höher und freier entfaltender Gesang mußte jeden etwaigen Mangel verdecken und selbst die Kältesten zur Bewunderung hinreißen.

Ein nie endenwollender Sturm des Beifalls tönte den Sängern am Schluß der Oper entgegen. Annunziata und der junge Componist wurden gerufen. Welch' eine Seeligkeit durchströmte Heinrich's Brust! . . . Der Augenblick schien gekommen, in dem sich nach all' den harten Kämpfen der blühendste Kranz des Glückes um die heißpochenden Schläfe wand.

Heinrich zögerte noch. Der Lärm und das Rufen wurde stürmischer und er wollte deshalb zu Annunziata eilen, um an ihrer Seite, voll überströmender Seligkeit, die Bühne zu betreten. Aber die Unglückliche hörte nicht mehr den Jubelruf; sie lag bleich und bewußtlos auf einem Divan des Nebenzimmers.

Er kniete vor ihr nieder, rief zärtlich ihren Namen und drückte seine Lippen auf ihre kalten Hände. Annunziata schlug noch einmal die Augen auf — ein inniger, eine Welt voll Liebe bergender Blick — ein leichtes Aufzucken des Körpers, und ihre dem Aether verwandte Seele hatte die schwache Hülle abgestreift und eine höhere Lichtwelt gesucht.

Annunziata hatte mit aller Anstrengung ihrer Kraft gesungen — ihre ganze Seele ausgeströmt im Gesange und dann das Glück die reiche, volle Beseligung, daß der geliebte Freund sein heiß errungenes Ziel erreicht, daß sie es ihm hatte erkämpfen helfen — das war zu viel für ihren zarten Organismus. Mit dem Fallen des Vorhanges sank auch sie bewußtlos zusammen und mußte in eine Seitenstube getragen werden.

Die Aerzte kamen zu spät; sie hatten Recht gehabt, ein nochmaliges Auftreten war ihr Tod gewesen. „Das Glück hat sie getödtet — sagten die Leute.

Heinrich klagte und jammerte wie ein Verzweifelter. Was galt ihm jetzt aller Ruhm der Welt? Er hörte jetzt nicht mehr das Rufen des Publikums; er lag noch immer zu den Füßen der Entseelten und bedeckte mit heißen Thränen ihre kalten, erbleichten Wangen.

Zu den Füßen Annunziata's stand der alte Maestro — bleich und düster wie ein Engel der Vergeltung. Heinrich hatte ihn in seiner Verzweiflung nicht einmal bemerkt. Keine Thräne ergoß sich aus den heißen brennenden Augen des Alten, kein Zug des Schmerzes verkündigte etwas von dem unendlichen Weh, das seine Vaterbrust durchwühlte, nur ein dämonisches Lächeln spielte um seine Lippen und die Hand griff von Zeit zu Zeit mechanisch an die Brust — als ob sie sich an das Dortsein eines theuren Gegenstandes vergewissern wollte. Man staunte über diese Kälte. Niemand ahnte, daß eine andere Leidenschaft den alten Mann bereits erfaßt und dadurch versteinert hatte.

Das Publikum mußte endlich das Opernhaus verlassen, nachdem es die traurigen Vorgänge erfahren hatte. Welch' wunderbares, seltsames Ereigniß — das sich dem Gedächtniß jedes Einzelnen für immer einprägen und damit auch den Namen des Componisten in Verbindnng bringen mußte! Wie glücklich konnte Heinrich sein! — Ein einziger Abend hatte ihm Alles gebracht; — aber auch Alles geraubt — den freundlichen lichten Genius, an dessen Seite allein noch Leben, Glück und Unsterblichkeit für ihn lag.

Als sich Heinrich von der Leiche erhob, gewahrte er den alten Maestro; er wollte an seine Brust sinken, ihm sagen, daß nur sie Beide wüßten, was sie verloren, aber der Alte stieß ihn kalt zurück. Er sprach kein Wort dabei, nur seine Augen funkelten unheimlich.

Heinrich fand dies Benehmen unbegreiflich, sein Schmerz war jedoch zu tief und groß, um jetzt darüber zu grübeln. In tiefster Verzweiflung trat er den Heimweg an. Halb bewußtlos, von tausendfach sich durchkreuzenden Empfindungen gepeinigt, wanderte er seiner Wohnung zu. Die Straßen, die er zu durchschreiten hatte, waren öde und leer, denn seine Wohnung lag in einer der Vorstädte und es war bereits Mitternacht. Ein feiner, kalter Regen rieselte nieder; der junge Componist achtete so wenig darauf, wie auf den Weg, und anstatt zur Vorstadt hinauszugelangen, befand er sich wieder in den Häusern der Altstadt.

Es liegt etwas unheimliches in der mitternächtlichen Stille einer großen Stadt; während es uns auf dem Lande in einer träumerischen Nacht wie das Geheimniß einer anderen Welt umweht, starren uns hier die kalten Steinmauern drohend an. Die Häuser schienen heute noch finsterer in die Höhe zu ragen; der Regen plätscherte so eintönig auf die Dächer, die vom Winde hin und her bewegten Lampen leuchteten nur wie einzelne rothe Punkte durch den dunklen Schleier der Nacht.

Heinrich gewahrte, daß er sich verirrt hatte und wollte bei einer Straßenecke den Namen der Straße zu entziffern suchen. Er hatte in seinem dumpfen Hinbrüten nicht bemerkt, daß ihm eine dicht verhüllte Gestalt fortwährend vorsichtig und langsam gefolgt war; jetzt als

Digitized by Google

Heinrich an der Ecke stehen blieb und auf die kleine Tafel blickte, die ihm den Namen der Straße sagen sollte, trat der Verhüllte ganz nahe an ihn heran.

Heinrich war es, als habe er bei dem unsicheren Licht der Straßenlaterne das bleiche Angesicht seines Lehrers gesehen. Er fühlte augenblicklich einen brennenden Schmerz in seiner Brust und griff mit der Rechten darnach, über die sogleich ein warmer Quell rieselte. Halb bewußtlos, die Hand fester auf die Wunde pressend, schleppte sich Heinrich fort, sank aber bald besinnungslos auf das Pflaster. Glücklicher Weise kamen noch Leute aus einem benachbarten Weinhause; sie gewahrten den dortliegenden, einer der Herren kannte den jungen Componisten und veranlaßte, daß er in seine Wohnung gebracht und der Arzt gerufen wurde. Die Wunde war gefährlich, aber nicht tödtlich. „Ein Dolchstoß im Finstern ist immer unsicher," meinte der Doctor trocken.

Man erschöpfte sich in Vermuthungen über den Thäter und bestürmte später den Verwundeten um Aufschlüsse, denn fast die ganze Stadt war von diesem wunderlichen Ereignisse ergriffen und in Aufregung gebracht worden; aber weder Heinrich gab irgend welche Andeutungen, noch vermochte selbst das Einschreiten der Polizei den Verbrecher zu ermitteln. An den Maestro konnte Niemand denken; er hatte schon am anderen Tage Wien verlassen; ein Entschluß, der nicht auffallen konnte, da ihn jetzt hier nichts mehr fesselte. Heinrich wußte, daß er der Rache eines unglücklichen Vaters diesen Mordanfall zu verdanken habe und er schwieg.

Es war freilich für ihn eine niederdrückende Empfindung, sich den Haß eines Mannes zugezogen zu haben, den er verehrt hatte; doch als er der Genesung wieder entgegenschritt, kehrte auch eine rechte Beruhigung in seine Brust. Hatte er Annunziata durch seiner Künstlereifer in den Tod getrieben, dann hatte er jetzt diese Schuld gesühnt, und der Schmerz um die Geliebte wurde zur Wehmuth, die verklärend sein ganzes Seelenleben umfloß. Das Drängen und Brausen in seiner Brust war vorüber und machte jetzt einem ruhigen, besonnenen Schaffen Platz. — Sein erstes Werk nach völliger Genesung war ein Requiem für die Verblichene.

Seines Bleibens war jetzt nicht mehr in Wien; seine Seele wandte sich dem Süden zu, um auf geweihtem Boden, in dem Lande des Gesanges vollends zu erstarken und sich die Flugkraft zu neuen Werken zu holen.

Heinrich durchwanderte Italien nach allen Richtungen, bald hier, bald dort weilend, je nachdem ihn Stimmung oder Jahreszeit trieb. Erst in Neapel weilte er länger. Auf seinen Reisen war ein Oratorium entstanden, das er hier glücklich zur Aufführung brachte und das einen ungewöhnlichen Beifall fand.

Bei seinem Requiem brachen die warmblütigen, beweglichen Neapolitaner in Thränen aus.

Nach dem Schluß stürzte sich ein Mann aus der Menge auf den in schmerzliche Erinnerungen versunkenen Componisten zu und drückte in stürmischem Jubel ihn an seine Brust.

„Ja, auch Du hast sie geliebt!" rief der Fremde begeistert aus, „ich fühle es jetzt, Du bist würdig, mit mir denselben Schmerz zu tragen!"

Heinrich blickte auf und sah in das bleiche, gramverzehrte Gesicht des alten Maestro. Er fuhr von dem verstört Aussehenden zurück.

„Erschrecke nicht!" bemerkte dieser leise — „ich habe diesmal keinen Dolch in der Hand. Ja, ich habe Dich gehaßt mit meiner ganzen Seele, und in wahnsinniger, verzweifelter Wuth stieß ich Dir den Dolch in die Brust!" Der Maestro zog den Erstaunten in eine Ecke und fuhr dann in seltsamer Erregung fort: „Ich glaubte Dich getödtet zu haben, und damit legte sich das tolle Fieber, ich wurde ruhiger, und jetzt erst kam der rechte Schmerz. — Auch ich wollte Annunziata ein Denkmal setzen, wollte sie durch das Reich der Töne verherrlichen, unsterblich machen, — doch ich konnt' es nicht, der Schatten meiner Tochter trat mir weinend entgegen und rief mir zu: „Du bist entweiht, wer nur die finstere Rache kennt, der hat kein Recht zur Trauerklage, und von Dämonen gepeitscht, kam ich nirgends zur Ruhe. Ich kam nach Neapel, las Deine Ankündigung. — Ein Requiem für Annunziata — ich mußte es hören. Und jetzt hab' ich Deine Klage vernommen — Du bist ein begeisterter Künstler! Reiche mir die Hand zur Versöhnung. Verzeihe mir, laß uns Freunde werden für's ganze Leben; wir Beide allein wissen, was wir verloren." Thränen perlten dem alten Manne aus dem Auge und tief bewegt, versöhnt drückte ihn Heinrich an seine Brust.

Der junge Componist kehrte in Begleitung seines alten Lehrers nach Deutschland zurück. Er hatte eine zweite Oper geschrieben, die einen noch größeren Beifall fand, und bald darauf wurde in einer norddeutschen Residenz ihm eine Dirigentenstelle angeboten, die er annahm. Das Glück schien ihn mit seinen reichsten Gaben überschütten zu wollen, aber auf einer anderen Seite erwarteten ihn Enttäuschungen. Das Gerücht, daß Heinrich Günther wahrscheinlich aus Künstlerneid ermordet worden, war auch zu Louise gedrungen. Längst hatte sie auf den Geliebten verzichtet, und auch Robert

Digitized by Google

hatte seiner Liebe entsagen müssen. Der alte Günther war in letzter Zeit erblindet und Clara mochte nicht mehr den tiefgebeugten Vater verlassen. Zwischen Robert und Louise war schon längst ein herzliches Verhältniß entstanden und bald nach den letzten Nachrichten über das traurige Geschick Heinrich's bot Robert Louise die Hand zum Ehebunde. Seine Schwester theilte ihm dies mit, kein Wort der Klage war ihr dabei entschlüpft; aber Heinrich las doch zwischen den Zeilen, wieviel Clara der Verlust des Geliebten gekostet haben mochte. Mehr noch als diese Nachricht betrübte ihn das Unglück des Vaters.

Als er seinem Lehrer davon berichtete, erklärte dieser sofort: „Wir müssen hin — jetzt hat ihn das Unglück gebeugt, er wird Dir verzeihen."

Beide reisten sofort ab. Der alte Günther hatte nie wieder etwas von seinem Sohne hören wollen; er gerieth schon in Zorn, sobald Clara das Gespräch auf Heinrich zu lenken suchte, und so hatte er auch nie erfahren, was aus ihm geworden sei. Am Arme des Maestro betrat Heinrich in größter Unruhe das elterliche Haus. Die Kehle war ihm zugeschnürt, er vermochte kein Wort hervorzubringen, lautlos hing Clara an seinem Halse. Der alte Günther hatte das Kommen der Fremden gehört.

„Wer ist das?" rief er mit rauher Stimme.

„Der königliche Musikdirigent Heinrich Günther," antwortete der Maestro in eigenthümlicher Betonung und in diesem Augenblick lag Heinrich schon zu den Füßen seines Vaters. Der alte Günther machte anfangs eine abwehrende Gebehrde, aber der Maestro fuhr mit fester, klangvoller Stimme fort: „Er ist zu Ehren gekommen durch die Musik und ein berühmter Mann geworden. Ihn werdet Ihr nicht von Euch stoßen dürfen."

Ueber das finstere Gesicht des Alten zuckte ein freudiger Schimmer — bei all' seinem Eigensinn war er doch stolz und diese Kunde mußte ihn mit vielem versöhnen. Noch einen Augenblick zögerte er, dann beugte er sich zu Heinrich hinab und sagte mit ungewöhnlicher Weichheit:

„Ich verzeihe Dir, mein Sohn!"

Heinrich stieß einen Jubelschrei aus; nun erst fühlte er sich frei und glücklich. . . .

Wenige Tage später erhielt Heinrich die Nachricht, daß seine zweite Oper auch in Dresden zur Aufführung kommen solle. Der Maestro ließ nun keine Ruhe, der alte Günther mußte mit seiner Tochter nach Dresden, um der Aufführung beizuwohnen. Er sträubte sich anfangs, aber der Italiener schien einen eigenen Einfluß auf den alten Mann gewonnen zu haben.

Als der alte Günther in der Loge saß, die prächtige Musik und den Beifallsjubel hörte, als er vernahm, daß sein Sohn mit einem Hervorruf beehrt wurde, da weinte er doch helle Freudenthränen, und er war es jetzt, der am begeistertsten das Talent seines Sohnes feierte und ihn pries, daß er es doch zu etwas Rechtem gebracht habe. — Und hier an dieser Stelle im Dresdner Opernhause hatte Heinrich einst von Glück und Ruhm geträumt; — jetzt war wirklich ein voller, blühender Kranz sein geworden und doch, die rechte Befriedigung, den Vollgenuß des Glückes hatte er nicht. — Zwei geliebte Wesen sahen nicht mehr seinen Triumph, seine Mutter und Anunziata. Nur eins hatte er wenigstens erreicht — es war jetzt Frieden in seinem Innern; — er war mit seinem Vater versöhnt — der Maestro und seine Schwester hielten treu zu ihm. Er kam sich nicht völlig verlassen vor und der ideale Schmerz, der ihm verblieb, erhöhte nur die Tiefe und Poesie seiner Schöpfungen. Ein Künstler darf nun einmal nicht völlig glücklich sein . . .

Der Sturm und Drang nach all' den glänzenden Schaumperlen von Ruhm und Glanz war vorüber und hatte einer wunderbaren Resignation und Beruhigung Platz gemacht. Neue größere Arbeiten entströmten seiner Seele, er war jetzt am Ziel.

Mannigfaltiges.

(Neue Heizungsart.) Dem Berliner Polizeipräsidium ist ein Projekt zur Begutachtung vorgelegt worden, durch dessen Ausführung ganzen Stadttheilen von einer Centralstelle aus Heizung zugeführt werden könnte, und zwar so, wie dieß bisher bei Gas und Wasser geschieht. Erwiese sich der Gedanke ausführbar und praktisch, so würde er eine höchst bedeutende, in seinen Folgen noch gar nicht zu übersehende Umwälzung herbeiführen.

„Denkst Du Schlingel," schalt ein Herr seinen Bedienten, „Du wärest mir gleich?" „O nein," antwortete dieser, „da müßte ich ja ein recht dummer Esel sein."

Ein Mitglied eines literarischen Kränzchens wurde von einem Bekannten gefragt; „Was haben Sie denn in der gestrigen Abendversammlung vorgenommen?" Der Gefragte antwortete in trockenem Tone: „Wir haben Rothwein getrunken."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 14. Mittwoch den 17. Februar. 1869.

Unsäglich.

Vielmals hab' ich Dir gestanden,
Daß ich Dich unsäglich liebe —
Schaute stets auf Deine Lippen,
Wo so lang die Antwort bliebe?

Schaute nicht in Deine Augen,
Die so selige Antwort brachten,
Auf die Grübchen Deiner Wangen,
Die so zärtlich dazu lachten,

Lachten, daß ich, was unsäglich,
Wolle doch mit Worten sagen,
Wolle doch vom schwachen Munde,
Was unsäglich ist erfragen. —

X

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

Nach der Vesper.

Gegen die Mitte des Herbstes des Jahres 1816 saßen in dem ersten Stockwerke eines auf dem Platze Saint Germain des Prés gelegenen, an die Kirche anstoßenden Hauses, über den Balkon gelehnt, zwei junge Leute, die sorglos mit einander schwatzten und rauchten. Es war Sonntag. Das Zifferblatt des Glockenthurmes deutete auf vier Uhr. Unsere jungen Leute warteten ohne Zweifel auf das Ende des Nachmittagsgottesdienstes, um die Damen, welche aus der Kirche kamen, an ihnen vorüber spazieren zu sehen.

Beide waren groß und schön, ihre Physiognomien aber bildeten den vollkommensten Gegensatz. Der ältere, dessen braunes Gesicht den Ausdruck einer seltsamen, mit eitlem Stolze und Gedankenlosigkeit gepaarten Herablassung zeigte, schien daran in jenen kitzlichen Zeitabschnitt zu treten, der die äußerste Grenzlinie zwischen Jugend und reifem Alter zieht. Er hatte sein fünfunddreißigstes Jahr zurückgelegt. Seit wann? diese Frage war schwer zu beantworten, denn seine Stirne zeigte keine Falten und seine schwarzen Haare, die zu kraus waren, um schön zu sein, bewahrten sogar, statt sich zu entfärben, unter dem wohlthätigen Einflusse der Pommade, welche sie zusammenhielt und ihnen Glanz verlieh, eine gewisse Jugendfrische. Seine Augen waren glühend, voll Feuer, doch senkten sich dieselben zuweilen unwillkürlich, wenn ein kühner, oder forschender Blick sie traf. Sein feiner Schnurrbart endlich war vorwurfsfrei und ohne das mindeste graue Härchen; nur zeigte sich unter dessen glänzenden, gedrehten Haarbüschchen zu beiden Seiten des Mundes eine tiefgezogene Falte, welche den Mundwinkel herabdrückte. Er mußte oft und bitter gelacht haben dieser Mund, bis diese charakteristische Furche gezogen war. Dieses Zeichen strafte auch das jugendliche Aussehen des Gesichts bedeutend Lügen und stimmte ganz mit dem bläulichen Ringe überein, welcher das Augenlid umgab und sich mit den Schläfen vereinigte, die stark gebräunt und mit kaum merklichen Fältchen durchfurcht waren.

Dieser Mann ließ sich Don Juan von Carral nennen. Er gab sich für einen spanischen Edelmann aus, sprach oft und viel von seiner Familie, welche nach seiner Angabe einer der ältesten und ersten Andalusiens war, und brüstete sich bei jeder Gelegenheit mit seiner edlen Geburt.

In diesem Stück ging es ihm wie den schönen Frauen, welche sich über ihr gekauftes Haar Complimente machen lassen. Juan von Carral war nämlich nicht mehr und nicht weniger als der Sohn eines Negers, ein Sclave von Geburt, der mit seinem wahren Namen Jonquille hieß.

Sein Kamerad, der sich ganz einfach Xavier nannte, war viel jünger. Seine breite und offene Stirne wurde von prächtigen blonden Haaren umflossen. Seine weiße Haut schien von Alabaster neben der sonneverbrannten Wange des Mulatten. Sein Blick war treuherzig, aber denkend. Eine unbestimmte Traurigkeit, ein melancholisches Zerstreutsein schien der gewöhnliche Ausdruck seiner Gesichtszüge zu sein. Er war zweiundzwanzig Jahre alt.

Um die beiden jungen Leute herum war die ganze Umgebung beinahe menschenleer und wie ausgestorben; nur auf der einzigen Stufe, welche die Stelle der zur Kirche führenden Treppe

Digitized by Google

einnahm, stand, auf einen langen Stock gestützt, ein Bettler, der ebenfalls ungeduldig das Ende der Vesper zu erwarten schien.

Dieser Bettler war ein Neger, ein prachtvolles Exemplar von einem Schwarzen, der 20 Jahre zuvor mit großem Glück Shakespeare's Othello hätte darstellen können. Sein breites Angesicht trat, schwarz wie das Ebenholz, aus den weißen, zarten Schneemassen seines dichten Barts und seiner Haare hervor. Seinen starken Körper hatte das Gewicht der Jahre nicht niederbeugen können; aufrecht stand er da und nicht ohne einen gewissen Stolz trug er die armseligen Lumpen, die seine Schultern bedeckten.

Im Jahre 1816 hätten wir den in Paris bekannten Lesern diese Beschreibung zu machen nicht nöthig gehabt; denn Jedermann kannte damals den „schwarzen Bettler," der an der Kirchthüre von Saint Germain des Prés um Almosen bat.

Er sprach gewöhnlich nicht. Seine ausgestreckte Hand jedoch redete eine stille, aber verständliche Sprache. Wenn er etwas empfangen hatte, verbeugte er sich ernst zum Zeichen seines Dankes für die erhaltene Gabe. Manchmal, aber höchst selten, wenn ein schönes Mädchen ihm ein Almosen darreichte, lächelte er leicht und legte die Hand auf sein Herz. Die kleinen Kinder der Straße und des ganzen Viertels fürchteten sich sehr vor ihm, und der Schenkwirth an der Ecke behauptete auf's Zuverlässigste, der schwarze Bettler sei der König der Wilden gewesen und vom Kaiser selbst seiner Zeit gefangen genommen worden. —

Wir haben bereits bemerkt, daß der Zeiger der Uhr die vierte Stunde andeutete. Während der Bettler unbeweglich dastand und wartete, setzten die beiden jungen Leute ihr Gespräch, das von Zeit zu Zeit durch lange Pausen unterbrochen wurde, fort.

„Xavier!" rief plötzlich Don Juan von Carral aus, indem er seine Cigarre wegwarf, „Sie sind verliebt, mein Freund! . . ."

Xavier fuhr zusammen und bemühte sich zu lächeln.

„Sind Sie es nicht selbst auch? murmelte er.

„Nicht in dem Grade wie Sie . . . Bei Gott, alle Welt ist verliebt, nur Jedermann auf seine eigene Weise . . . . Aber Sie sind sehr verliebt ... bejammernswürdig verliebt ... ein verliebter Thor!"

„Woraus schließen Sie das?"

„Nun, Sie läugnen es ja selbst nicht! ... Woraus ich das schließe . . . ha ha . . . aus einer Menge von Anzeichen. Wir Spanier, müssen Sie wissen, sind verteufelt scharfe Beobachter . . . Wahre Argus! . . . Ich habe bemerkt . . ."

„Was?" fragte Xavier lebhaft

Don Juan lachte laut auf.

„Nun," sagte er, „wie schön Sie sich selbst verrathen! Es wäre wirklich grausam von mir, Sie weiter zu treiben."

Das durch das Gelächter des Mulatten verursachte Geräusch hatte die Aufmerksamkeit des Bettlers erregt; er wandte sich um, nahm seinen Strohhut ab und streckte seine offene Hand nach dem Balcon aus.

Xavier zog seine Börse.

„Dieser Neger mißfällt mir!" brummte Carral, indem er gleichfalls seinen Geldbeutel zur Hand nahm.

Xavier warf seine Gabe hinab. Der Bettler entblößte, ehe er sich danach bückte, nochmals sein Haupt und legte seine Hand auf's Herz.

„Da hast du fünf Franken, Neger," rief Carral aus; „ich gebe sie dir unter der Bedingung, daß du jetzt zum Teufel gehst und dich nicht mehr blicken läßt."

Das Fünffrankenstück fiel in des Bettlers Hut. Statt dasselbe aber zu nehmen und einzustecken, warf er es weit von sich weg und nahm hierauf wieder seine frühere unbewegliche Stellung an der Kirchthüre ein.

„Sie haben ihn beleidigt," sagte Xavier.

„Einen Neger beleidigen!" entgegnete geärgert der Mulatte; „nun die Meinungen sind ja frei, und so werde ich doch auch für meine fünf Franken meine eigene haben dürfen . . . Aber da sehe ich Sie ja, mein Bester, schon wieder in Ihre alte schwermüthige Träumerei zurückversunken. Sie haben ganz sicherlich den Spleen."

Xavier entschlüpfte ein Seufzer.

„Das ist die Krankheit glücklicher Leute," antwortete er; „ich kann sie also nicht haben."

Er heftete auf seinen Gefährten einen traurigen, unentschlossenen Blick; aber das Bedürfniß nach Herzensergießung, welches allen jungen Leuten eigen ist, überwand jedes Mißtrauen. Er nahm die Hand des Mulatten, drückte sie herzlich und sagte:

„Carral, ich darf glauben, daß Sie mein Freund sind, ich setze Vertrauen in Sie. Da Sie einen Theil meines Geheimnisses errathen haben, will ich Ihnen Alles sagen . . . . Ich leide!"

„Da sieht man, Bester, aber . . . . warum leiden Sie?"

„Ich bin arm . . ."

„Das ist eine sehr allgemeine Unannehmlichkeit; ich bin in derselben Lage . . ."

„Mein ganzer Name ist Xavier."

„Das ist ein recht hübscher Vorname!" sagte Carral mit unendlich fader Betonung; „freilich sollte am Schluß desselben noch etwas stehen. Ich zum Beispiel habe mich in dieser Beziehung

Digitized by Google

nicht zu beklagen . . . . aber was wollen Sie, mein Bester, wenn Jedermann von hoher Geburt wäre, gäbe es ja keine Edelleute mehr!"

„Und dann . . . ." fuhr Xavier fort, der dieses folgerichtige Argument kaum gehört hatte.

Aber kaum hatte er seinen Satz angefangen, als die Thüren von Saint Germain des Prés aufgingen und die Menge der Gläubigen über den Platz strömte. Die beiden Freunde stellten ihre Unterhaltung ein.

Der schwarze Bettler hatte sein Almosensammeln begonnen. Unbeweglich und mit ausgestreckter Hand stand er da, wie eine Statue von Ebenholz, die hieher gestellt zu sein schien, um die Vorübergehenden zur Mildthätigkeit aufzufordern. Beinahe Jedermann gab ihm, denn er war bekannt, und die Berühmtheit hilft auch den Bettlern.

Xavier beugte sich über den Balcon, seine ganze Seele strahlte aus seinen Augen.

„War sie denn in der Vesper?" fragte Carral leise.

„Wer?" entgegnete Xavier, dessen Stirne sich über und über mit einer tiefen Röthe bedeckte.

„Immer noch dieselbe Zurückhaltung! . . . Doch meine Frage war eigentlich überflüssig, denn ich wußte ja, daß sie darin war: hier ist sie."

Xavier beugte sich noch mehr hinaus. Ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, mit jener aristokratischen Einfachheit gekleidet, die so unbeschreiblich reizend ist, schritt in diesem Augenblicke über die Schwelle der Kirchenthüre. Eine Gesellschaftsdame, in strenger Amtstracht, folgte ihr auf dem Fuße. Im Vorübergehen drückte das junge Mädchen dem schwarzen Bettler ein Stück Geld in die Hand, wofür dieser mit liebevollem Lächeln dankte.

Hierauf sandte das schöne Kind einen flüchtigen Blick nach dem Balcon; eine leichte Röthe überzog ihre Wangen.

„Sie liebt ihn!" . . . . dachte Carral.

Xavier legte unwillkürlich seine Hände zusammen.

Ihrer Seits richtete nun Mistreß Blowter, die Gesellschaftsdame, man muß wirklich stets mehr oder weniger eine Engländerin sein, wenn man Gesellschaftsdame ist — ihre Augen in die Höhe, aber um nur nach dem Wetter zu sehen. —

Der Himmel, welcher den Tag über rein gewesen war, bedeckte sich mit Wolken und schon fing es in kleinen Tropfen zu regnen an. Die Engländerin nahm eine ernstlich erschreckte Miene an und ließ ihren Blick über den Platz schweifen. Es war nur ein Fiaker da, und dieser Fiaker, dessen Kutscher auf dem Bock schnarchte, stand auf der entgegengesetzten Seite des Platzes.

„Das ist recht hübsch!" sagte Carral halblaut; während Fräulein von Rumhyne unter der Ehrenwache ihrer Dienerin in der Kirche ist, fährt die Frau Marquisin, ihre Stiefmutter mit der Equipage in den Wald, und Herr Alfred des Vallées spazirt in dem Cabriolet des Marquis, seines Stiefvaters, durch die Straßen. Vortrefflich! Ganz in der Ordnung! Der Marquis und seine Tochter gehen unter der Zeit zu Fuß oder fahren im Fiaker.

Es blieb auch in der That kein anderes Mittel übrig. Das junge Mädchen trat unter die Thüre zurück und Mistres Blowter setzte mit einer äußerst verdienstlichen Aufopferung ihre langen brittischen Füße über das bereits stark befeuchtete Pflaster, um in eigener Person den einzigen vacanten Wagen herbei zu holen.

„Bester," sagte Carral, „geniren sie sich nicht, ich gehe fort."

Er trat in das Zimmer.

Die Menge hatte sich verlaufen. Um die ganze Kirche herum sah man Niemand mehr, als den schwarzen Bettler.

„Helene!" . . . . . . lispelte ganz leise Xavier. —

Das junge Mädchen erhob die Augen, und da sie außer Xavier Niemand mehr auf dem Balkon erblickte, durfte sie den leisen Ausdruck der Freude nicht unterdrücken, dem sogleich die schnell ausgesprochenen Worte folgten:

„Kommen Sie heute Abend."

Aber schon rollte die Miethkutsche schwerfällig über das Pflaster des Platzes herüber und der unglückliche Xavier hatte Helene nicht verstanden. Er beugte sich über die Brüstung des Balcons und hielt lauschend das Ohr hin; aber umsonst. Helene war wieder stumm geworden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil Mistreß Blowter nahte. Die Kutsche wurde geöffnet, aber sogleich wieder zugeschlossen, und fort flogen in gestrecktem Trabe ihre keuchenden Rosse. Xavier's Lippen entschlüpfte ein Ausruf des Zornes. —

„Was hat sie gesagt?" rief er fragend aus.

„Kommen Sie heute Abend;" ertönte unter seinem Fenster die ernste und tief aus der Kehle kommende Stimme des Negers.

„Dank dir, Dank dir, wackerer Mann!"

„Zum Teufel, bei wem bedanken Sie sich denn da, mein Bester?" fragte Carral, der aus seinem Zimmer zurückkehrte. Xavier wandte sich um. Der Ausdruck von Traurigkeit, welcher kurz zuvor noch sein Angesicht umdüstert hatte, war gänzlich verschwunden, und ein heiteres Lächeln öffnete seinen hübschen Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Zweierlei Todesarten.) In der Provinz — lesen wir im Blatt „Gaulois" — geht Alles schneller, als in Paris; man macht dort wenig Federlesens mit den Spitzbuben, man verbrennt dort recht und schlecht die Menschen noch lebend! Vor ein paar Tagen erst erzählten die Blätter das Ende des Mörders Gobineau der, von der Gerechtigkeit verfolgt, sich in ein Haus flüchtete, darin sich verbarrikadirte, und die zwei ihn zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade auffordernden Gendarmen aus dem Fenster niederschoß. Ein paar Stunden nach dieser Unthat sah man um dieß in eine Festung verwandelte Gehöft einen General, einen Obersten einen Untersuchungsrichter, einen kaiserlichen Staatsanwalt, dreißig Dragoner und vierundzwanzig Gendarmen versammelt! Es wurde nun ein Kriegsrath gehalten und beschlossen, statt das Haus zu cerniren und den Mörder durch Hunger zur Selbstauslieferung zu zwingen, dasselbe anzuzünden und Gobineau zu verbrennen. Und so geschah es auch! wenn nun zwar dieser dreifache Mörder keine übertriebenen Sympathien verdient, so fragt es sich doch, ob diese summarische Radikal-Prozedur sich mit den Sitten der Gegenwart verträgt; die Journale fügen freilich mit ziemlich unschuldiger Miene hinzu, daß die Anzündung des Hauses erst nach eingeholter Erlaubniß des Eigenthümers erfolgte. Die Physiognomie des letztern bei Ertheilung dieser Genehmigung zu studiren, müßte eine interessante Beschäftigung gewesen sein; jeder andere Ausdruck, als der der gerechten Befriedigung müßte sich auf dem verdutzten Gesichte desselben wiedergespiegelt haben. Diese traurige Exekution durch Feuer findet aber ein heiteres Gegenstück in einer ähnlichen durch Wasser, nur war der Held des Dramas kein Mensch, sondern ein wüthender Hund, der kürzlich die Straßen von Paris unsicher machte, vor den Verfolgungen der Sergents de Ville sich in einen Keller zurückzog und das versammelte Publikum durch das vergitterte Kellerfenster zähnefletschend anglotzte. Auch hier wurde ein Kriegsrath gehalten und vor Allem wohlweislich die Kellerthüre fest versperrt, um das Entrinnen des Gefangenen, der zum Hungertodt verurtheilt wurde, zu verhindern. Einer der Umstehenden aber, dem diese Prodezur wahrscheinlich zu langweilig erscheinen mochte, wagte den Vorschlag das Ungethüm zu ersäufen, indem man Wasser in den Keller leiten sollte. Die Menge jauchzte Beifall; alle Wasserträger wurden requirirt, und kaum daß eine Stunde verrann, war der Keller bis an die Decke gefüllt und der Hund ersäuft. Unglücklicherweise aber vergaß man sich um die Erlaubniß des Eigenthümers des Kellers zu bewerben, der ein Spezereihändler ist und daselbst erst Tags vorher 200 Hüte Zucker provisorisch eingelagert hatte! Das erste Beispiel in der Weltgeschichte, daß ein Hund in Zuckerwasser ertränkt wurde.

Ein schauerlicher Polterabend, wie ihn in voriger Woche ein Bräutigam in der Gegend von Posen erlebt, würde man kaum mehr in Romanen schildern dürfen, ohne der Uebertreibung bezichtigt zu werden. Und doch ist's Wirklichkeit, die ich Ihnen berichte. Am Abend vom 26. und 27. vor. Mts. fuhr aus dem kleinen polnischen Städtchen Wielun ein Bräutigam mit einem Begleiter nach unserem Nachbarstädtchen Baranow, um daselbst Tags darauf seine Hochzeit zu feiern. Er fuhr ruhig durch die schneebedeckte Landschaft, als plötzlich die beiden Pferde unruhig wurden, ängstlich zu schnauben anfingen, und vor jedem Baum an der Straße scheuten. Die beiden Passagiere sollten über den Grund nicht lange in Ungewißheit bleiben. Sehr bald hoben sich in geringer Entfernung die Gestalten zweier Wölfe ab, die heulend dem Fuhrwerk nachkamen. Es war eine furchtbare Situation. Die beiden Reisenden sind nicht im Besitz von Waffen und die Wölfe in unabweislicher Nähe. In dieser fürchterlichen Lage fuhr dem Bräutigam blitzschnell ein rettender Gedanke durch den Kopf. Rasch sprang er vom Wagen und schnitt die Stränge des einen Pferdes durch, das er den Wölfen preisgab; mit dem zweiten jagte der Schlitten davon. Bald war das freigelassene Pferd, das in seiner Angst gar nicht die Flucht ergriffen hatte, sondern zitternd stehen geblieben war, von den Wölfen erreicht, die sich mit einem Freudengeheul auf die Beute warfen. Unser Bräutigam aber gelangte in angstvoller Flucht, aber unversehrt in dem Gränzstädtchen Boleslawice an. Für ein Pferd hatte er sein Leben eingetauscht; und mit doppelter Freude trat er am andern Tage vor den Altar. Im Gedächtniß aber wird ihm diese schauerliche Brautfahrt wohl sein ganzes Leben hindurch verbleiben.

Auf einer Puszta stürmten mehrere „Scegény legény" (Räuber) gegen die Thüre eines Lehrers, welcher gern dem Gott Bachus huldigte — er solle aufstehen und ihnen Geld geben. Der Mann erhebt sich gemüthlich aus dem Bette, öffnet das Fenster und ruft den nächtlichen Ruhestörern ganz gemüthlich hinaus: „Ihr Narren, wenn ich Geld hätte, wäre ich ja jetzt nicht zu Hause, sondern säße im Wirthshause." — Die Räuber waren mit dieser Antwort vollkommen zufrieden und entfernten sich.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 15. Samstag den 20. Februar. 1869.

'S thut mir leid!

Ein schönes Mädchen blond und zart
Und freundlich sehr nach Frauenart,
Kannt' ich und liebte es einst sehr;
Obschon sein Herz war liebeleer.
Nie fühlte sie ein Herzeleid
Und sprach kalt immer: 's thut mir leid!

Einstmal bei einer Waldpartie
Sah' ich schon in der Ferne sie,
Und dachte: Ei, wie schön bist du!
So denkend ging ich auf sie zu,
Sprach: Dürft ich Ihnen bieten heut
Den Arm? O nein, es thut mir leid!

Bald drauf kam wieder ich zu ihr,
Wir sprachen fast von Allem schier.
Ich lud alsdann zum Glase Wein
Sie freundlich und bescheiden ein.
Da sprach sie: Dieses hat mich g'freut,
Allein auch diesmal thut mir's leid!

Die Zeit verging, sie wurde alt,
Ihr Herz blieb, wie es war, stets kalt,
Sie müht sich jetzt in ihrer Noth
Allein ab um ihr täglich Brod;
Denn Niemand noch hat um sie g'freit,
Niemand wollt hören: 's thut mir leid!

Drum, liebe Mädchen, hört mich an:
Kommt her zu Euch ein junger Mann,
Der ernstlich Euch begehrt zum Weib,
Speißt ihn nicht ab aus Zeitvertreib;
Als alte Jungfer sonst Euch's reut,
Daß Ihr gesagt: Es thut mir leid!

J. A. M.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

„Ich spreche mit mir selbst,“ antwortete er. „Ei, da fällt mir gerade ein, daß ich Ihnen heute Abend nicht werde Gesellschaft leisten können; ich werde mich in das Hotel des Marquis von Rumbrye begeben.“

„So! . . .“ rief Don Juan erstaunt aus.

„Ich habe eine Einladung erhalten . . . . Sie wissen ja . . . . Neulich . . . . Ich hatte sie ganz vergessen.“

„Wie thöricht Sie sind; . . .“ sagte Carral mit anscheinend zärtlicher Gemüthlichkeit und herablassender Gönnermiene, „Sie geben sich schrecklich viel Mühe, sich vor mir zu verbergen . . . . Warum verstellen Sie sich denn? . . . . Wissen Sie nicht, daß ich Ihre kleinen Geheimnisse so gut kenne wie Sie . . . . ja besser vielleicht? Sie lieben ein Mädchen, welche ihre Stellung weit über Sie erhebt.“

Xaviers Stirne umwölkte sich auf's Neue; sein Mund verlor das frühere Lächeln.

„Sie sind kühn!“ fuhr Carral fort.

„Ein Narr wollen Sie sagen,“ bemerkte Xavier bitter.

„Nein, ich sage kühn. Ihr Wagniß ist nicht leicht, aber Sie können siegen.“

„Ach, wenn ich reich wäre!“ rief Xavier aus.

„Das wäre ein Trumpf weiter in Ihrem Spiel, sonst nichts, mein Bester. Was Sie durchaus nöthig hätten, wäre ein schöner Name . . . . Ein Name wie der meinige zum Beispiel?“

„Wie glücklich Sie sind, Carral!“ . . .

„Nun, so ziemlich . . . . Uebrigens dürften Sie den schönsten Namen in ganz Frankreich besitzen, Sie würden sich stets ein Hinderniß vor die Füße gewälzt sehen!“

„Welches Hinderniß?“

Carrals Stimme wurde ernst.

„Sie haben einen Todfeind, Xavier, einen mächtigen, furchtbaren Feind, der Ihnen nie vergeben wird . . . . Fragen Sie mich nicht um seinen Namen! ich kann und darf Ihnen denselben nicht sagen.“

„Ein Todfeind!“ wiederholte der junge Mann; „einen Feind, welcher mir nie vergeben wird? . . . So weit mich auch meine Erinnerung tragen mag, ich kann nichts finden, kann mir nichts denken . . . . Sie spassen, Carral! ich bin fest überzeugt nie in meinem Leben Jemand beleidigt zu haben.“

Don Juan schien bereits zu bereuen, daß er zu viel gesprochen, denn er fuhr, indem er eine unbefangene Heiterkeit heuchelte, sogleich fort:

Digitized by Google

„Ich bin zu weit gegangen, mein Bester, viel zu weit, und dieß hat Sie meiner Treu zu dem Glauben veranlaßt, es handle sich hier mindestens um einen Verräther, wie er in Lust- oder Trauerspielen vorkommt .... Nein; es lebt wirklich Jemand, der Sie nicht liebt, nicht leiden kann .... Dieß ist Alles."

„Und dieser Jemand ist ....?"

„Ich kann es Ihnen in der That nicht sagen ... was liegt auch am Ende daran?... Eine kleine Hilfe kann manchmal sehr viel nützen: Wollen Sie meine Dienste annehmen?"

„In einer Angelegenheit so zarter Natur," sagte Xavier zaudernd, „sehe ich nicht ein..."

„Mit was ich Ihnen dienen kann .... Nun, ich auch nicht. Aber man sieht mich gern im Hotel des Herrn v. Rumbrye, wie Sie wissen .... und wenn ich seit einiger Zeit nicht mehr hingehe, so ...."

Carral hielt einen Augenblick inne und fuhr mit einem gewissen Unmuthe fort:

„So begehe ich allerdings ein Unrecht, ... denn .... ich sehe den Augenblick voraus, wo ich gezwungen sein werde, mich daselbst doch wieder einzufinden. Ueberdieß findet sich wenn man Lust hat, wirklich Jemand nützlich zu sein, immer eine Gelegenheit ....

Xavier nahm seines Gefährten Hand und drückte sie herzlich.

„Sie sind ein guter Freund, Carral, sagte er; „ich danke Ihnen und nehme Ihr Anerbieten an ..... Um aber Jemand dienen zu können. muß man ihn vorher gründlich kennen lernen, und sie kennen mich noch nicht."

„Doch! doch!" rief Carral aus, indem er wieder in seinen alten schneidenden Ton verfiel; „ich weiß ihre Geschichte. Es ist die einer Menge von Romanenhelden ..... Sie wissen ihre Herkunft nicht; ihre Mutter, oder in Ermanglung derselben, irgend ein gefälliger Banquier schickt Ihnen jeden Monat den Betrag einer sehr bescheidenen Pension ....

„Das ist es nicht," unterbrach ihn Xavier.

„Nun so ist es doch etwas Annäherndes!"

„Es ist etwas Trauriges, Carral, sagte Xavier langsam. „Ich weiß freilich meine Herkunft nicht .... ich kenne weder meine Mutter noch meinen Vater ..... in der Schule wurde meine Pension mittelst Briefwechsels ausbezahlt .. und seither empfange ich jeden Monat dreihundert Franken."

„Nun, was sagte ich denn?"

„Wer aber giebt mir diese dreihundert Franken?"

„Das ist gleichgiltig"

„Werde ich sie immer erhalten?"

„Das ist schon eine ernstere Frage, aber Alles läßt die Fortsetzung der Baarsendung vermuthen. Durch wessen Hände empfangen Sie diese dreihundert Franken, Xavier.

„Ich weiß es nicht."

„Wie, das ist doch sehr stark! ... Sie müssen doch Jemand sehen?"

„Niemand."

„Seltsam"

„Ja, in der That seltsam und grausam zugleich, Carral! ...

O, glauben Sie meinem Worte, ohne jene unsinnige Liebe würde ich diese geheimnißvolle Gabe, welche einem Almosen auf ein Haar ähnelt zurückweisen; ich würde mit der Welt brechen, in der ich gewissermassen eine wiederrechtliche Stellung einnehme; ich würde arbeiten, um zu leben; ich ..."

„Nun, nun," unterbrach ihn Carral, „mit dem Arbeiten allein ist's nicht immer ausgerichtet, mein Bester; man muß Gönner und Beschützer haben, wenn man Maurer oder Schreiner werden will ... darum still davon, Sie fangen an, Phrasen zu machen. Wenn sie in zehn oder fünfzehn Jahren einmal ein berühmter Advokat geworden sind, dann ist es noch Zeit genug, eine Gabe zurückzustoßen, welche mir zum Beispiel an und für sich doch etwas recht Gutes zu sein scheint .... „Für den Augenblick, ob verliebt oder nicht verliebt, müssen Sie sie jedenfalls annehmen .... Aber ich komme noch einmal auf die Frage zurück: auf welche Weise erhalten Sie sie denn?

„Ich mag es Ihnen gar nicht sagen, denn Sie werden mir nicht glauben wollen."

„Sagen Sie es immerhin."

„Nun! zwischen dem ersten und fünften jeden Monats finde ich regelmäßig ein sorgfältigst versiegeltes Päckchen, das 15 Louisd'or enthält."

„Wo aber finden Sie dasselbe?"

„Hier, an der Stelle, wo wir uns befinden auf dem Balkon."

„Seltsam", erwiderte Carral. „Und Sie haben nie gesucht, hinter das Geheimniß zu kommen? .... Da wäre ich gewiß stets auf der Lauer gewesen."

„Ich auch. Wie manche Nacht habe ich wachend hinter meinen Vorhängen zugebracht. Ich wartete, ich lauerte ...."

„Und haben niemals etwas erfahren?

„Nie!"

Don Juan rieb sich die Stirne mit nachdenkender Geberde.

„Dahinter steckt eine Frau, murmelte er.

„Ich glaube nicht," erwiderte Xavier. „Ich habe zwar nie etwas Erhebliches bemerkt; das Geheimniß blieb mir bis jetzt unenthüllt, aber daß es ein Mann ist, der mir dieses Geld in's Fenster wirft, darf ich mit Gewißheit annehmen."

„Was verschafft ihnen diese Gewißheit?"

„In einer Nacht, es mag jetzt ein Jahr

Digitized by Google

her sein, war ich auf meinem Beobachtungsposten geblieben, bis der Tag zu grauen begann. Da hörte ich gegen vier Uhr Morgens ein leises Geräusch auf meinem Balkon; ich stürzte hervor und sah einen großen Schatten, der schnell hinter der Ecke der Kirche verschwand."

„Bei Nacht kann man sich leicht täuschen . . ."

„Das dacht ich auch. — Man hatte zu jener Zeit verschiedene Ausbesserungen an unserem Hause vorgenommen. Das Pflaster war unter einer dichten Staubschichte ganz verschwunden, und ein reichlicher Regen hatte diese während der Nacht ziemlich locker gemacht. Ich zündete eilends eine Kerze an und ging hinab: unter meinem Fenster fand ich in dem Staube nur einen einzigen gleichförmlichen Abdruck von Tritten, es waren die Tritte eines Mannes, der mit breiten Schuhen, welche je drei Reihen Nägel zeigten, bekleidet gewesen sein mußte."

„Die Schuhe eines Auvergnaten! . . . . . die Schuhe eines Commissionärs! . . . ." rief Carral aus.

„Glauben Sie?"

„Augenscheinlich!"

Xavier blieb einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken.

„Antworten Sie mir offen, Carral, fuhr er plötzlich auf. Finden Sie, daß ich das Aussehen eines Mulatten habe?"

Carral fuhr zusammen; er sah dem jungen Mann mit drohender Miene in's Gesicht. Die Frage kam ihm wie eine indirekte Beleidigung vor. Aber der sanfte und offene Gesichtsausdruck Xavier's beruhigte ihn bald wieder. Er suchte sich so gut als möglich wieder zu fassen und antwortete:

„Ich kann Ihnen hierüber keine Auskunft geben, denn ich verstehe nichts davon; aber Jeder macht sich gern eine Idee von Sachen und Gegenständen, die er nicht kennt, und so sind Sie zum Beispiel gerade das Gegentheil von der Vorstellung, die ich mir von einem Mulatten mache."

Xavier athmete wieder leichter auf.

„Jederman sagt mir dasselbe," murmelte er; „und doch . . . ."

„Warum haben Sie diese Frage an mich gerichtet?" unterbrach ihn Carral.

„Ich hatte eigentlich keinen Grund dazu . . . Es kommen mir so zuweilen grausame Gedanken . . aber derjenige, der mich zu jener Frage trieb, ist doch zu närrisch, als daß ich Ihnen denselben mittheilen könnte."

„Eine allgemeine Beichte! . . . . Sagen Sie mir Alles mein Bester."

„Nein wenn dieß der Fall wäre, würde ich zu unglücklich sein."

Xavier hätte vielleicht noch mehr gesprochen, aber in diesem Augenblick bog um die Ecke der Straße Saint Germain des Prés, ein von zwei schäumenden Rossen gezogener Wagen, der unter den Fenstern des Hauses hielt. Die Nacht war zwar noch nicht ganz hereingebrochen, aber die Gegenstände zeigten sich doch nur noch in einem zweifelhaften Halblichte.

„Herrliche Pferde!" rief Xavier aus, froh, eine Gelegenheit erwischt zu haben, die Unterhaltung abbrechen zu können.

Carral wischte, statt zu antworten, die Gläser seines Augenglases und richtete dasselbe auf den Wappenschild des Wagens.

„Rumbrye!" . . . . stammelte er.

„Es ist zu spät um noch zur Kirche zu gehen," fuhr Xavier fort, der seinen Cameraden nicht verstanden hatte. „Vielleicht irgend ein galantes Abenteuer für einen unserer Nachbarn!"

Don Juan wurde bleich; er zitterte.

„Am Ende gar für Sie, der Sie gar nicht sprechen, loser Vogel!" setzte Xavier hinzu.

Der Wagen wurde geöffnet. Eine Frau von elegantem und anmuthigem Aeußeren setzte ihre kleinen Füße auf das schlüpfrige Pflaster, und sah am Hause hinauf. Der schwarze Bettler, der bis daher unbeweglich auf seinem Posten gestanden und, geschützt von dem Vorsprunge des Portals, geschlafen zu haben schien, näherte sich, und streckte die Hand aus. Aber die schöne Dame schwand schnell an ihm vorüber und schritt über die Schwelle des Hauses.

„Ich hatte es, meiner Treu, errathen!" rief Xavier aus.

„Sie ist's!" dachte Carral, der sich entfärbte.

„In der That eine seltsame Aehnlichkeit!" brummte der Bettler, dessen schwarzes Gesicht Erstaunen und Verdacht zugleich ausdrückte, vor sich hin. „Ich muß erfahren, wer sie ist!"

Die Dame stieg unterdessen die Treppe des Hauses hinauf.

Xavier lehnte sein Ohr an das Schloß der Thüre, um seine kindische Neugierde besser befriedigen und erfahren zu können, welchem seiner glücklichen Nachbarn der Besuch der schönen Unbekannten gelte.

Der Bettler aber nahm ganz ruhig wieder seine Stelle auf den steinernen Platten vor der Kirchthüre ein.

Nach Verfluß einiger Secunden hörte man drei kleine Schläge an der Thüre des Zimmers, in welchem sich unsere beiden jungen Leute befanden.

„Immer besser!" rief Xavier freudig aus; „der Besuch gilt entweder Ihnen oder mir."

„Er gilt mir," erwiederte Don Juan mit erstickter Stimme.

Er öffnete. Eine Frau trat herein, deren Antlitz ein durch überladene Stickereien undurchsichtig gemachter Schleier verbarg.

„Ich will nicht beschwerlich werden, mein Freund," sagte Xavier leise; ich ziehe mich zurück

Digitized by Google

und begebe mich jetzt an den Ort, von welchem wir vorhin gesprochen."

Er grüßte die verschleierte Dame und entfernte sich.

Kaum war er aber fort, als mit Carral's Physiognomie eine plötzliche gewaltige Veränderung vorging; seine dünkelhafte prahlerische Dreistigkeit fiel wie durch einen Zauber. Er verbeugte sich tief und nahm die erniedrigende Haltung ehrfurchtsvoller und furchtsamer Unterwürfigkeit an.

„Gute Gebieterin," sagte er mit halblauter Stimme, was wollen Sie von mir?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der menschliche Körper enthält 165 Knochen, an Muskeln besitzt er 500. Die Länge des Verdauungskanals beträgt gegen 32 Fuß. An Blut hat ein Erwachsener etwa 30 Pfund oder den fünften Theil seines Gewichts. Das Herz ist gegen 6 Zoll lang und hat 4 Zoll im Durchmesser. Es schlägt 70 Mal in der Minute, 4200 Mal in der Stunde, 100,700 Mal am Tage, 36,772,000 Mal im Jahre. Wer 70 Jahre alt wird, hatte 2,665,740,000 Herzschläge. Jeder Schlag wirft etwa $2^1/_2$ Unzen Blut aus, also 175 Unzen in der Minute, 356 Pfund in der Stunde und $7^3/_4$ Tonnen den Tag. Die Lungen fassen 1 Gallone Luft. Durchschnittlich athmen wir in der Stunde 1200 Mal, wobei wir 609 Gallonen Luft oder 24,000 Gallonen am Tage aufnehmen. Das durchschnittliche Gewicht des Gehirns von einem erwachsenen Manne ist 3 Pfund 8 Unzen, von der Frau etwas weniger. Mit ihm sind die Nerven entweder direkt oder durch das Rückenmark verbunden; ihre Zahl, wenn man alle Abzweigungen zählt, übersteigt die Zahl der größten Armee, die je aufgestellt war. Jeder Quadratzoll unserer Haut enthält 3500 Poren welche in Wahrheit kleine Röhrchen sind von $1^1/_4$ Zoll Länge; alle zusammengenommen wären also 201,176 Fuß oder fast 40 Meilen.

(Ueber Geistesgegenwart und Muth) einer holzländischen Bäuerin schreibt das „Str. Tgbltt." Folgendes: In der Umgegend von Simbach bei Landau liegt ein Einödhof. Unter dem Hochamte des Lichtmeßtages war die Bäuerin allein zu Hause, eben mit dem Herausbacken der bräuchlichen Lichtmeßküchein beschäftigt. Da fand sich ein Krüppel vor der Hausthüre ein. Zwar das Gesicht und die breitschulterige Postur deuteten eher auf einen stämmigen Burschen. Doch trippelte er erbärmlich; die beiden Beine waren mit dicken Habern umwickelt, auch klapperte er mit den Zähnen vor Frost. So sprach er um Almosen und Einlaß vor. Die Bäuerin überwand ihren instinktartigen Verdacht, gab und wies ihm die Ofenbank an. Sie selbst wartete ihren Küchein ab. Plötzlich stand der vermeintliche Krüppel als wilder Raubmörder vor ihr, in der einen Hand ein gespanntes Doppelterzerol, in der anderen ein blitzendes Messer, mit der Drohung: Maustodt bist du hin, wenn Du nicht alles Geld hergiebst!" Die Bäuerin entgegnete mit Fassung: „O ja, ehe ich das Leben opfere, bringe ich dir gerne alles Geld; mehr haben wir ohnehin nicht zu Hause, als die Dienstbotenlöhne! Aber, fügte sie bei, „gedulde Dich einen Augenblick; ehe ich in die Kammer gehe, muß ich noch den Kessel vom Feuer heben, sonst könnte das Schmalz und mit ihm Haus und Hof brennend werden!" Der Räuber ließ es geschehen. Die Bäuerin den Kessel ergreifen, ihn emporheben, das siedende Schmalz dem nichts ahnenden Vagabunden in's Gesicht schütten, war das Werk einer wahren Blitzesschnelle. Der Gefährliche stürzte entwaffnet zu Boden, krümmte sich unter Feuersqualen; bis die andern nach Hause kamen, war er eine Leiche. In den Falten der Fußhabern fand man noch 2 Stilete.

(Alles im Verhältniß.) Ein Soldat wurde bei einem Bauer einquartirt. Um sich gehörigen Respekt zu verschaffen, zog er beim Essen seinen Säbel und legte ihn quer über den Tisch. Der Bauer, ohne das geringste Erstaunen an den Tag zu legen, stand auf, ging in die Scheune, holte die Heugabel und legte sie zum Säbel. Verwundert fragte der Soldat, was das zu bedeuten habe? „Zu einem großen Messer gehört eine große Gabel," sagte der Bauer ganz trocken.

(Der bestrafte Spötter.) Jemand erblickte ein ehelliches Weib, das mehrere Esel vor sich hertrieb, und sagte zu ihr in einem spöttischen Tone: „Gott befohlen, Eselsmutter!" „Leb recht wohl, mein Sohn!" war ihre Antwort.

„Schämen Sie sich, so vom Pferde herab auf die Erde zu fallen," sagte ein Stallmeister zu einem seiner Schüler. „Nun" erwiderte Jener, „ich kann doch nicht in der Luft hängen bleiben!"

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 16. Mittwoch den 24. Februar. 1869.

Freundschaft.

Die Liebe ist ein starkes Band,
Das Viele hier umgibt;
Doch eine echte Freundeshand
Und wär' der Freund im fernsten Land —
Nicht weniger uns liebt.

Nicht Jeder, der sich Freund uns nennt,
Ist uns ein wahrer Freund,
Nur der, dem Eigennutz ist fremd,
Von uns Gefahren schnell abwend't,
Als Freund sei er geeint.

Wer Dir beistehet in der Noth,
Vor Feinden Dich beschützt,
Wer mit Dir theilet noch sein Brod,
Dich rettet so vom Hungertod,
Hat Dir als Freund genützt.

Hast Du nach langer Probezeit
Gefunden einen Freund,
Glaub' seinem Rath und sei bereit
Zu geh'n mit ihm durch Glück und Leid
Des Lebens dann vereint.

J. A. M.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

Jonquille.

Die Person, welche hereingetreten, war eine Frau, von mittlerer Gestalt und wundervollem Körperbau. Ihr Antlitz hatte die Frische der Jugend verloren, aber immer noch war es schön und man durfte annehmen, daß die Blässe ihrer Wangen und der matte Glanz ihrer großen schwarzen Augen eher die Folgen der Abspannung als der Jahre waren. Es war eine jener Frauen, auf deren Alter man keine Wette eingehen darf wenn man nicht ihren Taufschein in der Tasche hat. Manche hätten sie für dreißig Jahre gehalten, während besser Unterrichtete von vierzig sprachen. Wenn letztere Vermuthung die Wahrheit war, so muß unsere Unparteilichkeit ihr das Zeugniß ausstellen, daß die Zeit ziemlich spurlos an ihrem reizenden Gesichte vorüber gegleitet war. Indessen, was machen überhaupt zehn Jahre jünger oder älter aus, wenn man nur schön ist? Parny oder Gentil-Bernard haben einmal irgendwo gesagt: „Die Schönheit hat kein Alter; die Liebe bekümmert sich nicht um solche Nebensachen; eine hübsche Frau ist immer eine junge Frau."

Was beim ersten Anblick an ihr auffiel, war die Langsamkeit ihrer Bewegungen, die reizende Nachlässigkeit ihrer Haltung und jene, den Südländerinnen eigene Weichheit des Ganges. Jede ihrer Geberde war zierlich abgerundet ohne gezwungen zu sein; jede ihrer Bewegungen enthüllte eine träge Grazie mehr. Ihre Muskeln schienen jede Anstrengung zu verschmähen und ihre geschmeidigen, die schönsten Formen zeigenden oder verrathenden Glieder, suchten instinktmäßig die Ruhe, und in der Ruhe das Wohlbehagen.

Wer kennt nicht die unendlich verführerischen Reize jener creolischen sorglosen Trägheit, unter deren Oberfläche meistens eine außerordentliche Thatkraft brütet und glüht? Jene Frauen mit ihrem Schlafleben, die, wenn die Leidenschaft erweckt, aufspringen können, schnell und gelenkig wie die Gazellen? Jene weißen Hände, für welche der Mouselin nicht zart genug ist, jene schwachen Hände, welche die Schwere eines Fächers ermüdet, und die dennoch, wenn sie sich zuweilen schließen, die starke Hand des Mannes beinahe zusammendrücken?

Die Frau Marquisin von Rumbrye war eine Creolin. Sie vereinigte mit ihrer heimathlichen Anmuth jene nicht weniger anziehende Grazie der Pariserinnen, jene angelernten verführerischen Reize, welche eine gelungene Mischung von Natur und Studium sind. Ein langer Aufenthalt in Frankreich hatte sie darin vollkommen ausgebildet.

Sie erwiederte Xavier's Gruß durch eine höfliche Verbeugung und warf den Schleier zurück, als er das Zimmer verlassen hatte.

„Was wollen Sie von mir, gute Gebieterin?" wiederholte Carral, welcher die Haltung eines seines Urtheils gewärtigen Schuldigerfundenen beobachtete.

„Erinnerst du dich doch noch, daß ich deine Gebieterin bin, Mulatte?" sagte Frau v. Rumbrye, indem sie mit dem Finger auf einen Lehnsessel deutete.

Carral beeilte sich, den Sessel vorzurücken.

Digitized by Google

„Ich habe es nicht vergessen, antwortete er. Frau von Rumbrye setzte sich, legte nachlässig die Falten ihres seidenen Kleides zurecht und brachte eine oder zwei Sekunden damit zu, die behaglichste Lage zu suchen. Als sie diese gefunden, neigte sie das Haupt auf ihre Schulter und schloß die Augen zur Hälfte.

„Man muß Euch selbst holen, Juan von Carral, fing sie wieder an; „seit wann ist nicht mehr ein einziges Wort von mir hinreichend, Euch zu mir zu rufen? . . . .

Der Mulatte öffnete den Mund, um sich zu vertheidigen, aber ein Wink der Marquisin legte ihm Stillschweigen auf. Dieser Wink bezeichnete ganz einfach einen am anderen Ende des Zimmes befindlichen Schemel. Carral holte ihn und setzte denselben zu den Füßen der Frau von Rumbrye nieder. Die Creolin vervollständigte dadurch die Bequemlichkeit ihrer liegenden Stellung kreuzte die feinen Füßchen über einander und lag nun ziemlich nach ihrer Behaglichkeit in dem Sessel.

Carral blieb stillschweigend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stehen.

„Ich habe Euch zwei mal geschrieben," sagte Frau von Rumbrye; „zweimal . . . Ich . . . Euch! Warum habt ihr mir nicht geantwortet?"

„Ich wagte es nicht . . ."

„Ihr wagtet es nicht! . . . Weil ihr mir nicht gehorcht habt? . ! ."

„Nein Gebieterin. Ihre Befehle sind vollzogen. —"

Die Stirne der Marquisin entwölkte sich.

„Du bist ein braver Junge, Jonquille," sagte sie mit jener helltönenden, singenden Stimme, welcher die Creolinnen eine so bezaubernde Lieblichkeit zu verleihen verstehen. „Nun, laß sehen, was hast du gethan?"

„Ich bin mit dem jungen Mann in Verbindung getreten," sagte Carral; „seit einem Monate verlassen wir uns nicht mehr. Sie sehen, wir leben wie die Brüder; ein einziges Zimmer genügt uns Beiden!"

„Das ist schön . . . ich wußte, daß du ein geschickter Bursche bist . . . . Weiter?"

„Ich kenne seine Geschichte und seine Geheimnisse."

„Vortrefflich! . . . Hernach?"

„Gebieterin," fuhr Carral in traurigem und bittendem Tone fort, „Xavier liebt mich . . . Lange schon hat mich kein Mensch mehr geliebt . . . haben Sie Mitleiden mit ihm! Thun Sie ihm Nichts zu Leide."

„Armseliger Jonquille!" murmelte die Marquisin, indem sie ihren Kopf auf die Lehne des Sessels zurücklegte.

In ihrem Lächeln spielte ein ruhiger aber unerbittlicher Hohn. Der Mulatte klapperte unwillkürlich mit den Zähnen. Eine Regung wüthenden Hasses bewegte sein Herz.

„Juan von Carral," fuhr die Marquisin fort, indem sie ihn mit ihrem festen und ruhigen Blicke durchbohrte, „ist das Alles was Ihr gethan habt?"

„Er ist noch so jung!" rief der Mulatte aus. Frau von Rumbrye machte ein Trotzmäulchen, das ein Kenner für allerliebst erklärt hätte, und ließ dann, indem sie ein leichtes Gähnen erkünstelte, folgende Worte fallen.

„Ihr macht Umschweife, mein guter Junge! . . Wir wollen vernünftig sprechen, wenn's beliebt. Ich habe Euch einen Befehl gegeben, und Ihr habt ihn bloß zur Hälfte ausgeführt. Das ist gefährlich, wißt Ihr das?"

„Ich weiß, daß ich Ihnen gehöre, meine Gebieterin; ich weiß, daß mein thörichter Stolz mich ebenso sehr und noch mehr, als wenn wir in keinem Land der Freiheit wären, zu Ihrem Sclaven macht . . . Es war ein unseliger Tag, als ich, meine Herkunft verläugnend, mich in einen Edelmann verkleidete, um Neid einzuflößen, nachdem ich so lange Mitleiden erregt hatte . . . Ich glaubte, in Europa sei der Mulatte ein von Allen verfluchtes Wesen, ein armseliger Gegenstand des Spottes, ein Paria! . . . Ich täuschte mich; Sie wußten es und ließen mich machen . . . Ich erinnere mich noch Ihres Lächelns, als Sie meine Verwandlung entdeckten . . . Sie hatten ein Recht zu diesem Lächeln, Gebieterin, denn der Zufall schenkte Ihnen dadurch einen Sclaven, einen Sclaven, dem menschliche Gesetze nimmermehr die Fesseln lösen können."

„Du bist beredt, Jonquille," bemerkte Frau von Rumbrye kalt.

„Immer diesen Namen!" rief der Mulatte zornig aus. „Vergessen Sie, daß der Tag, an welchem ich wieder Jonquille werden würde, Sie jeder Macht über mich beraubte?"

„Es ist wahr, edler Don Juan von Carral, und ich habe Euch zu nöthig, um mich diesem Verluste aussetzen zu können. Aber setzet nur Eure Rede weiter fort."

Der Mulatte erstarrte von diesem spöttischen Tone. Er fuhr aber nichts desto weniger fort: „Ich bin auf Ihrer Pflanzung geboren, Gebieterin, da kam die Freiheit; ich habe auf sie verzichtet und mich wieder zum Sclaven gemacht . . . . Aber die Sclaven empören sich manchmal, nehmen Sie sich in Acht!"

Die Marquisin hob den Kopf zur Hälfte in die Höhe; aber der Mulatte hielt dieses Mal ihren Blick wacker aus.

„Glaubt Ihr gegen mich ankämpfen zu können?" sagte Frau von Rumbrye ohne aus ihrer nachlässigen Sorglosigkeit herauszutreten.

Digitized by Google

„Verlangen Sie von mir Etwas, das ich leisten kann . . . Ich will Xavier nicht zu Grunde richten."

„Ihr wollt nicht!" sprach langsam und gedehnt die Marquisin, deren schwarzes Auge unter den gerunzelten Augenbraunen zornig hervorfunkelte.

Der Mulatte fühlte seine Kräfte schwinden.

„Gebieterin!" rief er aus. Noch einmal bitte ich Sie, haben Sie Mitleiden mit ihm! Er ist zweiundzwanzig Jahre alt; sein Herz ist edel und rein. Er weiß von nichts Schlechtem . . .

„Genug!" unterbrach die Marquisin. „Man könnte sich wirklich zu dem Glauben versucht fühlen, Ihr wolltet heute meine Geduld auf die Probe stellen, Herr von Carral! Ihr habt mir ja, meiner Treu, gedroht! . . . Ihr habt mir gesagt: ich will. Ihr habt alle Grenzen der Unverschämtheit überschritten . . ."

„Gebieterin! . . ."

„Still!"

Die Marquisin stieß mit dem Fuße heftig den Schemel zurück, und richtete sich Carral gegenüber auf, der, einem geheimnißvollen, siegreichen Einflusse unterliegend, zitterte und zurückwich.

„Du siehst wohl selbst ein, wie furchtsam du bist, Mulatte!" sagte Frau von Rumbrye mit vernichtender Verachtung auf den Lippen. „In deinen Adern rollt das Blut des Negers, und du gleichst den Männern in Europa nur in jener armseligen Eitelkeit, welche die beste Parodie auf ihren männlichen Stolz ist! . . . Du gehörst mein, du hast es selbst gesagt, und du hast die Wahrheit gesprochen; ich rechne aber noch mehr auf deine moralische Unterwürfigkeit und diese gründet sich nicht auf den Umstand, daß du der Sohn eines Schwarzen bist. Sie stützt sich auf deine eigene Jammerseligkeit, die ich erforscht; auf die heillose Niederträchtigkeit, sich deines Geschlechts geschämt und, statt deine Stirne wie ein Mann zu erheben, deine Geburt unter einem falschen Namen verborgen zu haben! . . . Ich kann jetzt ohne Furcht so zu dir sprechen, denn du kannst nicht mehr zurückkehren. Du mußt Don Juan von Carral bleiben, oder du läufst Gefahr, von der ganzen Gesellschaft verhöhnt und als eine feige Memme angespuckt und ausgeworfen zu werden."

„Welch ein Unglück! Welch ein Unglück!" rief Carral mit dumpfem Schmerz aus.

„Du fürchtest nicht, daß ich dein früheres Leben enthülle; du fürchtest dich nicht, daß ich sage: dieser Mensch ist gebrandmarkt; sein ganzes Leben verstrich mitten unter schmählichen Handthierungen; seine Kleider beschmutzte früher der Koth schimpflicher Schlupfwinkel, in denen er sich vom Morgen bis zum Abend wälzte . . . . Du fürchtest nur, daß ich dich Jonquille oder Mulatte heiße . . . Höre! ich kenne dich, und danach beurtheile ich dich. Nicht aus Mitleiden für Xavier vertheidigtest du eben dessen Sache. Nein, nur um den Versuch einer Empörung gegen mich zu wagen, nur um zu sehen, ob das Joch schwer abzuschütteln sei, geschah es . . . Ich verzeihe dir diesmal noch, aber glaube mir, es war das letztemal."

Während die Marquisin so sprach, hatte sich ihre Haltung, ihr Gesicht so sehr verändert, daß sie kaum wieder zu erkennen war. Ihr Haupt war gerade und stolz emporgehoben; ihr Hals hatte die frühere Weichheit seiner Umrisse verloren und war straff angezogen; alle die nachlässigen und anmuthigen wellenförmigen Bewegungen ihrer reizenden Gestalt waren verschwunden. Ihr Auge dessen Gluth seinen eigenen feuchten Glanz aufzehrte, hatte eine brennende Schärfe des Blicks angenommen. Ihre Augenbraunen hatten sich genähert, die Linien ihres Mundes waren in Winkeln gebrochen und hatten ihre harmonische Rundung verloren, und eine tief gehöhlte Falte durchfurchte ihre eben noch so reine Stirne. Alles an ihr mußte mithelfen die unüberwindliche und plötzliche Offenbarung ihres eisernen Willens zu unterstützen.

Kaum aber hatte sie die letzten Worte gesprochen, so erschlafften auch schon wieder die im vorhergehenden Augenblicke noch so straff angezogenen Muskeln. Sie ließ sich in den Lehnsessel zurückfallen und nahm ihre nachlässige und behagliche, frühere Stellung wieder ein.

Carral machte keinen Versuch, ihr zu antworten.

Einen Augenblick hatte ihm seine ohnmächtige Wuth den Gedanken eines Verbrechens eingeblasen. Seine Hände öffneten sich instinktmäßig, um das schwache und zerbrechliche Wesen zu erdrücken, das ihn mit Füßen trat. Aber er wagte es nicht, und von da an mußte er sich, zu Boden gedrückt von dem Gewicht seiner eigenen Schwäche, für überwunden erklären.

Carral hatte Xavier auf den ausdrücklichen Befehl der Marquisin aufgesucht. Es hatte ihn nicht viel Mühe gekostet, die Freundschaft des jungen Mannes zu gewinnen, und er hatte ihn, da ihm derselbe so zutrauensvoll und gutmüthig genaht war, wirklich liebgewonnen. Nichts desto weniger hatte Frau von Rumbrye bis auf den Grund seiner Seele geschaut, als sie ihm sagte: „nicht aus Mitleiden für Xavier, sondern um deines eigenen Interesses willen verfichst du deine Sache." Jedenfalls hatte der Mulatte nur den sehr untergeordneten Willen, seinen Freund zu retten, während er vor Begierde brannte, das Joch abzuschütteln, das so schwer auf ihm lag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Des nicht D!) Die „Darmst. Zeitung erzählt folgende drollige Geschichte: In der guten alten Zeit, wo es in unserem Darmstadt noch gewisse originelle Persönlichkeiten gab, die oft viel von sich reden machten, wirkte auch in dem Orchester des großherzoglichen Hoftheaters ein Musikus, der zwar sein Blasinstrument tüchtig zu handhaben wußte, aber daneben es auch nicht verschmähte, von Zeit zu Zeit ein Gläschen über den Durst zu trinken. Dies war denn auch geschehen, als er eines Abends sich in die Hauptprobe zum „Freischütz" begab. Alles ging vortrefflich, bis plötzlich der Capellmeister ihm zurief: „Des, nicht D!" Nichtsdesto weniger ertönte, da das musikalische Gehör des Herrn Musikus vielleicht durch den Genuß des Weines doch ein wenig verstimmt war, bei Wiederholung der Scene abermals D statt Des, und der Capellmeister sah sich zum zweiten Male genöthigt zu rufen: „Ei Herr . . . . ., Sie blasen ja doch wieder D statt Des!" Verwundert über diesen nochmaligen Zuruf stößt der betr. Herr Musikus seinen Nachbar, der mit ihm aus demselben Notenheft spielte, deutet auf die verhängnißvolle Stelle, wo durch einen Fehler des Copisten allerdings D statt Des stand, und fragt mit etwas schwerer Zunge im ächt Darmstädter Dialekt: „Ist des des Des, des des Des sei soll?" (Ist dieses das Des, das das Des sein soll?)

Folgende Anekdote von Auber, der am 29. Jan. seinen 87. Geburtstag feierte, erzählt Oscar Commettant im „Siècle": Der greise Tonsetzer besuchte in jüngster Zeit den Ball im „Hotel de Ville" in Paris. Der alte Herr war trotz des hohen Greisenthums in Gesellschaft der liebenswürdigste und frischeste Sprecher. Ein junger Elegant, der mit in dem frohen Herrn- und Damenkreise war, die Auber bei diesem Feste um sich versammelt hatte, war tactlos genug, zu dem Maestro zu sagen: „Das ist Alles recht gut; alleln alt zu werdeu, bleibt immer eine unangenehme Sache." — „Sie haben da vollkommen Recht" erwiederte mit gutmüthigem Humor ruhig der musikalische Urgreis, „Sie haben ohne Zweifel ganz recht; aber bis jetzt ist es doch das einzige Mittel, das man gefunden hat, um lange zu leben.

(Ein Illinoiser Patriarch.) Vor wenigen Wochen starb Johnson Harris, von Perry County, der älteste Mann in Süd-Illinois. Er hatte zwölf Kinder, einhundert und sechs Enkel, zweihundert und sieben und dreißig Urenkel und zwölf Ururenkel. Wäre der Verstorbene ein Israelit gewesen, so wäre er direkt in Abrahams Schoß aufgenommen worden, da nach orthodoxem jüdischen Glauben dessen, der noch lebend Ururenkel sieht, unmitelbar der Himmel harrt. —

Die Bäume in den Städten, deren Pflege aus Gesundheits- wie aus Schönheitsrücksichten gleich wünschenswerth ist, haben, wie ein Professor der Botanik in Philadelphia entdeckt hat, besonders von der beständigen Erschütterung zu leiden, welche die Fuhrwerke aller Art, die die Straßen passiren, dem Boden mittheilen. Diese Erschütterung lockert die Erde um die Wurzeln unablässig auf, und verhindert die Bäume, die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Stoffe so ungestört aus dem Boden aufzusaugen, als dieß zu ihrer vollkommenen Entwikelung nöthig ist.

Eine ganze Flotte eiserner Transportschiffe für die Getreide-Verfrachtung ist in Amerika im Entstehen begriffen. Sie werden ihrer Zeit in St. Paul Winona, Dubuque, Ruincy und au anderen Plätzen des oberrn Mississippi beladen werden, und ihre Frachten gehen in New-Orleans direct an Dampfschiffe über, welche dieselben theils nach New-York, theils nach Liverpool zu transportiren haben. Die Verfrachtung wird dadurch eine so billige, daß der schon so lebhafte Getreidehandel zwischen dem Westen der Union und den Neuenglandstaaten, sowie Europa, noch ganz andere Dimensionen anzunehmen verspricht, als er bereits jetzt gewonnen hat.

Ein Geistlicher, der die Jagd leidenschaftlich liebte, rühmte sich einst seiner unfehlbaren Geschicklichkeit, einen Hasen auszufinden. „Wenn ich ein Hase wäre," sagte ein alter Bauer, der ihm zugehört hatte, „ich wüßte wohl einen Ort wo er mich nicht finden sollte vom 1. Januar an bis zum letzten Dezember." — „Wo wäre denn das? fragte der Geistliche, der es gehört hatte. — „In Ihrer Studirstube.

„Thomas, was verbrennst Du mir denn von meinem Schreibtisch?" sagte ein Schriftsteller, zu seinem Diener. — „Nur das vollgeschriebene Papier, das weiße laß ich liegen," war die Antwort.

Duldung heißt, der Andere soll so denken wie ich, wenn er aber verlangt, ich soll so denken, wie er, so ist es entsetzliche Unduldsamkeit.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 17. Mittwoch den 27. Februar. 1869.

Diese Drei.

Ein Blick aus den Augen der Liebsten so rein,
Wie kann er nicht trösten, wie kann er nicht freu'n!
Er träufelt uns Balsam ins Herze hinein
Beschwichtigt viel Schmerzen und heilt Seelenpein.

Ein Wort aus dem Munde der Liebsten so zart,
Gesprochen in Milde nach echt deutscher Art,
Wie zündet dasselbe im Herzen so schnell,
Und öffnet die lange verborgene Quell!

Ein Kuß von den Lippen der Liebsten in Ehr',
Er wecket in uns von Gefühlen ein Meer;
Er kündet schon künftiges Ehegeschick;
Ich frage: Hat aber ein Jeder dies Glück?

J. A. M.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Der werthe Leser zweifle nicht. Dieses Joch war in der That vorhanden. Juan von Carral hatte Xavier belogen, als er ihm sagte, daß er arm sei. Sei es, daß er aus früheren einträglichen Intriguen einen ordentlichen Nutzen gezogen, er führte wenigstens in der Welt ein „ehrenvolles,“ seiner vorgeblichen Geburt angemessenes Leben. Er war nicht mehr der zwischen einer ruhigen Mittelmäßigkeit und gefährlichen Namens-Usurpation schwankende Mulatte; er war Edelmann, oder galt wenigstens für einen solchen, was ganz das Nämliche ist. Und wenn die wahren Edelleute schon so viel auf ihren Adel halten, warum sollen es nicht mit noch mehr Eigensinn die falschen thun? Zudem werden die falschen Edelleute, wenn sie entlarvt sind, wieder Bürger! man spottet eine Zeitlang über sie und vergißt sie dann wieder. Aber wieder Mulatte werden, den Namen Don Juan von Carral wieder mit dem bedeutungslosen Jonquille vertauschen, wäre seine Vernichtung gewesen, was nicht auffallend erscheinen wird, wenn man überdies noch die auffallende und wirklich knabenhafte Eitelkeit der farbigen Männer in Betracht zieht.

Ein langes Stillschweigen unterbrach das Gespräch unserer beiden Redenden; Carral, der seinen tiefen Groll unter der Maske erkünstelter Unterwürfigkeit verbarg, brach dasselbe zuerst.

„Gute Gebieterin,“ sagte er: „ich habe Unrecht gehabt, und ich bereue . . . In Zukunft werde ich Ihnen ohne Murren gehorchen.

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ antwortete Frau von Rumbrye mit dem äußersten Rande ihrer Lippen. „Du bist hie und da etwas närrisch, aber jeder Mensch hat seine Fehler . . . . Erzähle mir jetzt die Geschichte unsers jungen Mannes.“

Carral ließ sich dies nicht zweimal sagen, und theilte mit, was er von Xavier wußte. Die Marquisin hörte mit äußerster Aufmerksamkeit zu.

„Bastard!“ murmelte sie, als er geendigt hatte; „ich vermuthete es, aber ich hoffte nicht Alles das . . . fünfzehn Louisd'or jeden Monat! . . . fünfzehn Louisd'or, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen kann . . . Wir halten ihn daran!“

Sie blieb einen Augenblick nachdenkend, dann fragte sie, indem sie plötzlich ihre Blicke auf Carral richtete, ungestüm:

Wißt Ihr, warum ich diesen jungen Mann entfernen will?“

„Ich erlaube mir nicht, in die Geheimnisse meiner guten Gebieterin einzudringen! antwortete Carral heuchlerisch.

„Ich hätte Euch für scharfsichtiger gehalten . . . Xavier liebt Fräulein von Rumbrye.“

„Ich hatte vergessen, Ihnen dieß zu sagen.“

„Und Ihr errathet das Uebrige nicht?

Carral lockte den Ausdruck gänzlicher Unwissenheit und gespannter Neugierde auf sein Gesicht.

„Fräulein von Rumbrye,“ fuhr die Marquisin fort, „ist die einzige Erbin meines Gemahls, und mein Gemahl hat jährlich fünfmalhunderttausend Franken Renten.“

„Ein hübsches Vermögen!“ rief der Mulatte aus, und aus seinen Augen zuckte ein rascher Blitz.

„Mein Sohn Alfred würde ein noch weit schöneres bekommen, wenn San Domingo . . . Aber damit ist es vorüber und Alfred besitzt jetzt kaum ein leibliches bürgerliches Einkommen . . .

„Ich verstehe . . . eine Heirath? . . .

„Gerade das ist es . . . denn ich glaube,

Digitized by Google

Gott verzeihe mir die Sünde, die kleine Närrin Helene denkt mehr an diesen Xavier als nöthig . . . zum Ueberfluß hat Herr von Rumbrye der behauptet, durch das Dazwischenkommen dieses nämlichen Xavier während der hundert Tage einer großen Gefahr entgangen zu sein, eine unbegreifliche Zuneigung zu dem jungen Mann gefaßt."

„Das ist ein sehr verdrießlicher Zufall!"

„Auch wäre, an die gewöhnlichen Mittel zu denken, um die geheimnißvolle Waise aus dem Wege zu schaffen, die ausgemachteste Thorheit; der Marquis würde sich dagegen sträuben, und Fräulein von Rumbrye selbst könnte dabei ihre Ehre aufs Spiel setzen . . . wir müssen mächtigere Hebel in Bewegung setzen."

„Ich harre Ihrer Befehle," sagte Carral.

„Als ich Euch hieher schickte," begann die Marquisin wieder, „hatte ich meinen Plan; ich habe Euch denselben weitläufig auseinandergesetzt. Vergesset ihn jetzt, ich verzichte darauf."

„Um so besser!" rief der Mulatte aus; „einen jungen Menschen unvermerkt ins Laster stürzen, ihn Schritt für Schritt verfolgen, bis er zu Grunde gerichtet ist! . . ."

„Höret auf!" unterbrach ihn Frau von Rumbrye, Ihr seid im höchsten Grade ungeschickt, wenn Ihr Moral predigen wollt . . . Mein neuer Plan ist viel besser; zu seiner Ausführung soll ein einziger Abend hinreichen und Eure ehrliche Seele (Die Marquisin legte einen besondern Nachdruck auf diese Worte) wird hoffentlich keine Einwendung dagegen zu machen haben! Folget mir genau!"

Frau von Rumbrye legte jetzt ihre langsame creolische Sprache ab, um eine kürzere und bestimmtere anzunehmen, die viel tauglicher ist, wenn man von Geschäften spricht, und entwickelte nun mit einem außerordentlichen Scharfsinn und einer bewundernswerthen Klarheit des Vortrags ihren ganzen Plan, den der geneigte Leser zwar niederträchtig nennen wird, wenn er ihn erfährt, der aber von dem ausgezeichneten Verstande der Marquisin ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Carral hörte Anfangs seiner „guten Gebieterin" mit ruhiger, achtungsvoller Aufmerksamkeit zu. Je mehr sie aber sprach, desto mehr gefiel dem Mulatten, dessen eigene schlaue Natur damit übereinstimmte, der so fein ausgedachte Plan, und von Zeit zu Zeit machte er seinen gleichgesinnten innern Regungen durch bewundernde Ausrufe Luft.

Kaum aber hatte Frau von Rumbrye zu sprechen aufgehört, als Carral schnell in sich ging; er dachte an das Resultat und schrack vor der Ausführung zurück.

Es lagen in diesem Menschen immer noch Keime zu guten Handlungen. Sein erstes rasches Gefühl war stets besser, als die demselben nachhinkende Reflexion.

„Was sagst Du dazu? fragte die Marquisin nachdem sie mit ihrer Erklärung fertig geworden war. —

Carral zauderte.

„Gebieterin, sagte er furchtsam: „Sie können von mir nicht verlangen, daß ich Ihnen in dieser nichtswürdigen Verrätherei beistehe."

„Wer hat Dir gesagt, daß Du mir beistehen sollst?" rief die Marquisin von Rumbrye aus, und ihre Lippe hob sich leicht.

„Ich glaubte . . . ."

„Du täuschest Dich . . . . ich mische mich in nichts; du wirst allein handeln."

Bei diesem höchst unerwarteten Schlusse konnte sich der Mulatte nicht mehr zurückhalten.

„War meine Rolle nicht grausam genug, sagte er bitter," daß Sie es für gut finden, sie durch einen Gott noch erniedrigender zu machen . . . Nein, Madame, und sollten Sie mir auch all das Uebel zufügen, dessen Sie fähig sind, ich verweigere Ihnen meinen Beistand!"

„Dieser Mann fängt an, mir lästig zu werden!" murmelte die Marquisin und stand mit vollkommen ruhiger Miene auf. „Lebe wohl, mein armer Freund," fuhr sie fort; „ich werde mich nach einem anderen Sachwalter umsehen."

Sie näherte sich dem Spiegel und legte sorgfältig den um ihre Schultern geschlagenen indischen Cachemir-Shawl in zierliche Falten.

„Werden Sie heute Abend uns nicht mit Ihrem Besuche beehren, Herr von Carral?" fragte sie; „wir haben eine Zusammenkunft von Freunden."

Carral senkte den Kopf mit düsterer Miene und antwortete nicht.

„Wenn Sie kommen," fuhr die Marquisin fort, „werden Sie es gewiß nicht zu bereuen haben. Ich gedenke heute meine Gäste, mit der Geschichte des Mulatten Jonquille zu bewirthen . . . ."

„Das werden Sie nicht thun!" rief Carral aus . . . .

„Doch!"

„Gnade, Madame! . . . ."

Der Mulatte hatte sich auf die Knie niedergeworfen, aber Frau von Rumbrye gab ihrem Shawl den letzten Wurf, durchschritt das Zimmer mit ihrem langsamen und schaukelnden Schritte, öffnete die Thüre und verschwand.

Der Mulatte stand langsam auf. Sein Antlitz war leichenblaß, sein Blick stier und blutdürstig.

„Wird denn nie die Reihe an mich kommen?" sagte er mit hohler Stimme. „O wenn sie mir einst je die Gelegenheit darböte, wie würde ich mich rächen! . . ."

In dem Augenblicke, als die Frau Marquisin von Rumbrye die Hausflur verließ, trat der Bettler, welcher auf sie gewartet zu haben schien,

Digitized by Google

wieder vor sie hin und streckte die Hand aus.

„Wieder dieser Schwarze!" sagte sie mit Abscheu. Sie wandte den Kopf ab, und stieg in den Wagen.

Aber der Neger ließ sich dadurch nicht zurückschrecken, er trat näher und warf einen Blick in das Innere der Kutsche. Das Gesicht der Marquisin, auf welches in gerader Richtung ein Strahl der benachbarten Laterne fiel, war vollkommen erkenntlich.

Beim Anblick dieser beharrlichen Verfolgung runzelte sie die Augenbraunen und zog den Vorhang vor.

Der Bettler ging um den Wagen herum und stellte sich an den andern Kutschenschlag.

„Geh," rief Frau von Rumbrye zornig aus, „ich schenke nie den Schwarzen."

„Creolin! .... sagte der Bettler bitter.

Der Bediente näherte sich und bat um die Befehle der Marquisin. Der Neger lauschte begierig.

„In's Hôtel zurück," sagte die Marquisin.

Der zweite Vorhang wurde herabgelassen und der Wagen flog wie ein Pfeil im Galopp seiner flüchtigen Renner dahin.

„In's Hôtel!" dachte der zurückgebliebene Bettler; „aber in welches Hôtel? ... Ich muß sie wieder sehen .... Sie gleicht ihr! Es sind die gleichen Züge, nur haben ihre Haare eine andere Farbe. Auch ist sie eine Creolin, denn sie g bt nie den Schwarzen! .... Wenn sie es wäre? Großer Gott!" Als er unter dieser Betrachtung langsam seinen nächtlichen Rückzug antrat, bemerkte er am Boden, gerade unter dem Balcone, einen weißen Gegenstand; er kehrte eilends zurück, und hob ihn auf.

Es war ein gesticktes mit Spitzen besetztes Battistsacktuch von einer Feinheit, die es möglich gemacht hätte, es in einer hohlen Nuß aufzubewahren. Der Bettler hob es auf, und näherte sich der Laterne, um es näher zu betrachten.

„Das ist ihr Taschentuch," sagte er, indem er nach dem Zeichen suchte; „laß einmal sehen ... F. A.; .... Mein Gott! Mein Gott! so viele Umstände können unmöglich bloß zufällig zusammentreffen! ... Sie ist's! Es sind zwar seither mehr als zwanzig Jahre verflossen, aber sie muß sich noch daran erinnern! ... Ich werde sie auffinden!"

Er ging die Straße Saint Germain des Prés hinab, bog in die der Abbaye ein, und hielt vor der Thüre eines Hauses von äußerst ärmlichen Aussehen, das an der Ecke des Gäßchens Bourbon le Chateau lag. Im fünften Stockwerke dieses Gebäudes war unter dem Dach ein kahles, enges und niedriges Mansarden-Stübchen, dessen aus wurmstichigen Balken gebildete Decke zugleich zur Stütze der Ziegelwände des Daches diente. Es war die Wohnung des Bettlers.

Die Möbel bestanden aus einem schlechten Bette und einem kleinen Koffer; aber neben dem Loch, welches als Fenster diente, bildete eine Art von Trophäe einen seltsamen Gegensatz mit dem sonstigen Aussehen des armseligen Stübchens.

Zuerst fielen zwei goldene Hauptmanns-Epauletten, über welchen ein Soldatenhut mit dreifacher Cocarde prangte, wie die Offiziere der Infanterie unter der Republik sie trugen, in die Augen. Darunter hing zwischen zwei reichen Pistolen ein Degen, dessen Scheide mit Perlmutterschalen belegt war.

Als der Bettler in sein Stübchen trat, ging er sogleich auf den Koffer zu und machte dessen festes Schloß auf. Der Koffer enthielt eine hübsche, aus verschiedenen Münzsorten bestehende Summe Geldes und eine Brieftasche auf deren stählernem Schildchen ein Name eingegraben war. Der Neger fügte zuerst seinen Ersparnissen die Ernte des heutigen Tages, welche ziemlich beträchtlich war, bei und öffnete sodann schnell die Brieftasche. „Es ist so!" sagte er, nachdem er mehrere Papiere durchgegangen hatte; „F. A.! ... Dieß sind die beiden Anfangsbuchstaben ihres Namens!"

Seine Gemüthsbewegung war so lebhaft, daß seine Glieder unter dem Gewicht seiner Körpers zusammensanken. Er fiel auf sein Bett.

„Sollte ich nach zwanzigjährigem, geduldigem Suchen sie nun endlich gefunden haben? ... Ach, ich habe mich oft auf dem Punkte geglaubt, meinen Zweck zu erreichen! ... Wenn ich mich wieder täuschen würde!" ...

Sein Kopf senkte sich auf seine Brust, er blieb einen Augenblick unbeweglich, wie von einer trostlosen Entmuthigung niedergedrückt; aber bald hob sich seine hohe Gestalt wieder, sein Blick glänzte voll Vertrauen und Hoffnung.

„Nein, nein!" sagte er, „diesmal täusche ich mich nicht! ... Alles sagt mir, daß sie es sei, und meine Arbeit naht ihrem Ende."

Er stand auf. Sein schwarzes Gesicht, dessen stark ausgeprägten Züge moralische Kraft und Gutmüthigkeit athmeten, nahm einen Ausdruck erhabenen Schmerzes an. Er warf sich vor der Trophäe auf die Knie nieder, und drückte die goldenen Epauletten an seine Lippen.

Lange blieb er in entfernte Erinnerungen verloren liegen; dann stahlen sich zwei warme Thränen aus seinen Augen, die langsam auf die Brust von Ebenholz niederrollten.

„Gebieterin mein!" sagte er mit sanfter Stimme, die unwillkürlich wieder in das längst vergessene negerische Kauderwelsch verfiel; „guter Gebieter mein!"

Diese Worte schienen eine ganze Vergangen-

Digitized by Google

heit in ihm zu erwecken; er küßte die Epauletten mit Entzücken.

„Du bist da oben! Du siehst mich,“ rief er mit einer Stimme voll schöner Leidenschaft aus; „freue dich, denn dein letzter Wille naht seiner Erfüllung!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein schrecklicher Unfall hat sich auf der Pariser Gürtelbahn ereignet. Ein Güter- und ein Personenzug stießen am Freitag, Morgens 10 Uhr, in dem Tunnel, der unter dem Ostkirchhofe hinläuft, zusammen. Durch das Versehen eines neu angestellten Weichensteller brausten beide Züge, mit voller Dampfkraft auf dasselbe Geleise geschoben, gegen einander, ohne daß es möglich gewesen wäre, den Zusammenstoß zu verhindern. Die Verwirrung inmitten der völligsten Dunkelheit war schrecklich, bis endlich Rettungsmannschaft herbeieilte, die bei Fackelschein die Ordnung wiederherstellten und Hülfe brachten. Etwa 40 Verwundete wurden auf Tragbahren gelegt und in die nahen Hospitäler transportirt. Mehrere von ihnen waren in fürchterlicher Weise verstümmelt. Heizer und Zugführer des Personenzuges sind im wahren Sinne des Wortes zermalmt, während die des Güterzuges mit schweren Verwundungen davonkamen. Acht Waggons, durch den Zusammenstoß zertrümmert, füllten den Tunnel aus. Mehrere große Weinfässer waren eingestoßen, und der Wein bedeckte in schauderhaftem Gemisch mit dem Blute der Verwundeten den Boden, von welch Letzteren noch im Laufe des Tages fünf starben.

(Eine gemüthliche General-Versammlung.) Das Wiener „Fremdenblatt“ schreibt: „Bei Kranken- und Begräbnißvereinen war man in letzter Zeit gewohnt, Skandale zu erleben und nicht selten die unzufriedenen Mitglieder nach Polizei rufen zu hören. Eine angenehme Abwechslung bot die jüngst stattgefundene General-versamlung des „barmherzigen Samaritan“, bei der es äußerst gemüthlich herging. Die Versammlung, durchwegs von Mitgliedern des kleinen Gewerbestandes gebildet, fand in einem Gasthause nächst der Matzleinsdorfer Linie statt, wohin auch die Regierung einen Vertreter abgesendet hatte. Der Vorstand, ein ehrsamer Schuhmacher, eröffnete die Sitzung ohne ceremoniellen Firlefanz mit folgenden geflügelten Worten: „Meine Herren! Es hat sich jüngst das Gerücht verbreitet, der Vorstand sei mit der Casse durchgegangen. (Heiterkeit.) Da bin ich und hier ist die Casse, ich bitte das Geld zu zählen. (Große Bewegung.) Rufe: „Es wird schon recht sein!“ Andere Rufe: „Gezählt muß es werden, es können ja auch Käspapiere d'rin sein!“ Allgemeines Gelächter.) Die Mitglieder umringen mittlerweile den Direktionstisch und es beginnt die Skontirung unter feierlicher Stille, die nur unterbrochen wird durch das Gejodel eines kleinen Knaben, den sein Vater mitgebracht. Ein Witzkopf ruft: „No, wenn den der Dingelstedt hört, der losset ihn gar nicht mehr aus.“ (Heiterkeit.) Unter ähnlichen harmlosen Späßen, wird die Skontirung beendet und ein Mitglied verkündet, daß Alles in Ordnung ist. „No, so segen's, haben wir's nöt glei' g'sagt?“ rufen die Vertrauensseeligen und alles begiebt sich befriedigt auf die Plätze. Man schritt zur zeitgemäßen Aenderung einzelner antiquirter Bestimmungen der Statuten, darunter auch jener, welche den Irrsinn mit dem Säuferwahnsinn auf eine Stufe stellen und in solchen Fällen den Leichenbeitrag verweigern. Eine heitere Schlußscene bot die Wiederwahl der Vereinsleitung und des Centralausschusses. Letztere wurde durch Acclamation vollzogen. An die dießfälligen aufgerufenen Mitglieder richtete der Vorstand die Aufforderung: „Ich bitt', treten's nur vor und stellen's Ihnen unter's Maß, damit die Versammlung sieht, ob's tauglich sein. (Heiterkeit.)

Im Jahre 1868 haben in Bayern folgende Ausmünzungen stattgefunden: 312,772 Vereinsthaler, 122,096 Guldenstücke, 121,344 halbe Guldenstücke, Einkreuzerstücke im Betrage zu 42,109 fl., Zweipfennige im Betrag zu 1735 fl. Pfennige im Betrage zu 5809 fl. Dreikreuzer- und Sechskreuzerstücke, Zweiguldenstücke, Doppelvereinsthaler und Goldmünzen wurden im Jahre 1868 nicht geprägt.

In einer Gesellschaft fragte ein junger Mann einen Professor, was denn eigentlich der Unterschied zwischen einem Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele sei? Der Professor antwortete: „Daß Sie dieß nicht wissen, ist für mich ein Lustspiel, für die Gesellschaft ein Schauspiel, und für Sie ein Trauerspiel.“

(Eine hübsche Einleitung zu einem Neujahrs-Artikel) bringt die deutsch geschriebene amerikanische Zeitung „Bucks County Expreß“: „Der erst Jenner is en guter Dag for en Uebersicht zu halte von den vergangene Tag un Vorsätz zu fasse for die Zukunft.“

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 18. Mittwoch den 3. März. 1869.

Mein guter Engel weiche nicht!

Du schiedst von mir, ich stand auf kalter Erde,
Ein Flüchtling in der weiten Welt,
Da bat ich, daß Dein Schutzgeist werde
Ein Raphael mir zugesellt.
Noch scheidend sah ich Dir in's Angesicht:
Mein guter Engel weiche nicht!

Und Abend ward's, des Tages Lichter sanken
Die Welt — so todtenstill und leer;
Und in die Ferne zogen die Gedanken
Dir nach wie Wolken thränenschwer;
Sie suchten Deiner Augen frommes Licht:
Mein guter Engel weiche nicht!

Nun ist es Nacht; es gehen hoch die Wellen
Im wilden Sturm rings um mich hin,
Ich sehe Stück für Stück zerschellen
Von dem, was ich einst war und bin;
Die letzte Scholle meines Glückes bricht:
Mein guter Engel weiche nicht!

Mein guter Engel willst Du fliehen,
Da mich der wilde Sturm erfaßt,
Die Hand des Trostes mir entziehen,
Die Du mir einst geboten hast? —
Mein Herz hält betend Dich umfaßt und spricht:
Mein guter Engel weiche nicht!

G. Leo.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Der Ball.

Das Hotel der Marquisin von Rumbrye war ein geräumiges und schönes, zwischen Hof und Garten gelegenes Gebäude, dessen Hausflur sich gegen die Straße Grenelle öffnete. Die Wappenschilde, welche zur Zeit der Republik ausgehauen worden waren, hatten seither keine Umwandlung erlitten; doch sah man noch an den großen eisernen Balkonen die Umrisse des Rumbrye'schen Drachen und des Marschallstabs von Frankreich. Es war in der ganzen Bedeutung des Worts das Hotel eines großen Herrn, mit einem Stübchen für den Schweizer, mit weitläufigen Hintergebäuden und der Vorderseite eines Palastes. Um zur Hauptthüre zu gelangen, mußte man eine hohe, runde Treppe ersteigen, deren marmorne Stufen große Blumenvasen trugen.

Es war heute Abend ein Fest im Hotel. Die Hausflur wurde durch eine Menge Lichter außergewöhnlich erhellt. Livreediener sprangen die mit Teppichen belegten Stufen geräuschlos auf und ab, wie dieß jeder ordentliche Bediente von gutem Ton thut. Von außen betrachtet erschienen die Säle und Gallerien glänzend beleuchtet; hie und da bemerkte man hinter einem halb zurückgeschobenen Vorhange die ausgeschnitzten Karnieße der Decke oder die vergoldete Rahme eines hundertjährigen Familien-Portraits. Durch Gaze und Seide hindurchfunkelnd die Kronleuchter, und ihre krystallenen Prismen warfen auf die Mauern der benachbarten Häuser flüchtige Reflexe.

Dieß alles konnte man aber nur sehen, wenn das Hofthor seine beiden Flügelthüren öffnete, um irgend eine mit Wappen gezierte Equipage einzulassen. War dieselbe innerhalb des Hauses, so wurde die Thüre wieder geschlossen und man sah nichts mehr.

Denn die hohe Welt ist eifersüchtig auf ihre Freuden, und nur verstohlen darf der Uneingeweihte einen flüchtigen, neugierigen Blick in das Geheimniß ihrer prachtvollen Herrlichkeit werfen. Eine Menge Menschen umstand die Zugänge des Hotels: Bettler und Gaffer; die ersteren waren noch sehr zahlreich im Jahre 1816, die andern sind zahllos zu jeder Zeit. So oft das Hofthor geöffnet wurde, flogen mehr denn fünfzig durchdringende gierige Blicke in das Gebäude, durcheilten den Hof und fielen als eben so viele Pfeile in den Finsternissen der Hausflur nieder.

„Schöne Diamanten," sagte der Eine, der eine schöne Frau aus dem Wagen steigen sah.

„Es sind falsche!" antwortete ein Anderer und zuckte die Achseln.

„Welche frische Gesichtsfarbe!" rief der Lobredner aus.

„Schminke!" spottete der Eifersüchtige.

Digitized by Google

Die Bettler aber schrien alle zusammen, ihr Herzbrechens:

„Ein Almosen um der Liebe Gottes willen!"

Doch die schweren Thürflügel fuhren lärmend zu und Alles war wieder still.

Hie und da blieben einige Wirthshausstutzer, die zufällig des Weges kamen, stehen und betrachteten sich das lebhafte Schauspiel durch ihre Augengläser. Bald jedoch kam ihnen all der Prunk und die Pracht dieser Feste höchst bemitleidenswerth vor und sie setzten ihren Weg nach dem Prater fort. Denn einen Prater gibt es überall, sei es unter diesem oder unter einem andern Namen.

Gegen 10 Uhr wurde die Scene lebhafter. Wagen auf Wagen folgten einander mit solcher Schnelligkeit, daß der Schweizer das große Thor offen halten mußte.

Die Gaffer konnten nur ihre Neugierde zur Genüge befriedigen und kehrten, zufrieden mit dem Schauspiel des heutigen Abends in ihr Nachtquartier zurück, dem Himmel grollend, daß er ihnen nicht eine halbe Million Reuten verliehen. Nur die Bettler blieben festen Fußes stehen und ihr Haufen wurde durch eine beträchtliche Anzahl jenes industriösen Gesindels vermehrt, welches die Kutschenschläger der Fiaker öffnet und die Fußtritte herabläßt. Unglücklicher Weise waren die Stadt = Droschken nur in sehr geringer Anzahl vertreten und selten wagte es eine solche sich verschämt zwischen zwei glänzenden Equipagen durchzustehlen.

Im Innern begannen die Säle sich allmälich zu füllen. Es war kein großer Ball, den Frau von Rumbrye heute veranstaltete, sondern nur eine einfache Soirée, wenigstens legte sie es so aus. Was uns anbetrifft, so haben wir nie recht eigentlich einen bedeutenden Unterschied zwischen einem großen Ball und einer einfachen Soirée einsehen gelernt.

Zu einer Soirée ladet man allerdings nur seine Freunde ein, während man auf einem Balle alle seine Bekanntschaften versammelt; aber die Einladungsliste bleibt dieselbe. Ueberdieß müssen diejenigen Bekanntschaften doch etwas unheimlicher Art sein, die man selbst dann nicht in die Zahl seiner Freunde aufnehmen kann, wenn es sich lediglich darum handelt, seine geräumigen Säle zu füllen, die man vor dem Schrecken des Leerseins bewahren möchte, und die ihre vollkommene Wirkung nur mit einem zahlreich versammelten Publikum erreichen.

Wie dem aber auch sei, die Soirée der Frau von Rumbrye hatte, obgleich sie kein Ball war, doch eine fürstliche Pracht von Toiletten, lauter Personen vom feinsten Hoftone vereinigt. Streng genommen konnte man sich freilich fragen: „Was wäre es gewesen, wenn die Marquisin einen Ball gegeben hätte," gerade aber diese schmeichelnde Möglichkeit zeigt den Zweck und das Motiv der feinen Unterscheidung an, von der wir oben gesprochen haben.

Es war halb eilf Uhr; das Orchester hatte sein Spiel begonnen, aber die Gebieterin des Hauses war immer noch nicht auf ihrem Platze. Helene machte mit vollkommenster Grazie und jener feinen Weltkenntniß, welche Töchtern großer Häuser angeboren zu sein scheint, an der Stelle ihrer Mutter die Wirthin, und wußte diesem Ehrenamt auch zur vollkommsten Zufriedenheit der Gäste vorzustehen. Aber Jedermann fragte sich dennoch, wo die Marquisin bleibe und Herr von Rumbrye hatte bereits zwei- oder dreimal unruhige und ungeduldige Blicke nach der Thüre geworfen, die aus den Gemächern seiner Frau in den Saal führte.

Endlich erschien sie, alle Augen richteten sich nach ihr; die der Frauen mit Neid, die der Männer mit Bewunderung. Ein Murmeln durchlief den ganzen Saal.

Frau von Rumbrye war wieder ganz umgewandelt. Sie hatte zwar ihre angeborene Grazie nicht abgelegt, aber derselben eine andere, bestimmtere Gestalt gegeben. Ihr behagliches Sichgehenlassen hatte einer ungezwungenen Zurückhaltung Platz gemacht; ihre nachlässige Haltung war würdig geworden; die Creolin spielte jetzt die Rolle einer großen Dame. Sie durchschritt langsam den Saal, indem sie ihre Begrüßungen und ihr Lächeln unendliche Male veränderte, und ließ sich endlich neben Fräulein von Rumbrye nieder, die ihr allein in dieser glänzenden Versammlung den Preis der Schönheit streitig machen konnte.

Als die Frau Marquisin Don Juan von Carral verlassen hatte, war es bereits 9 Uhr vorüber, und in ihrem Alter macht sich, so reizend man sonst auch sein mag, die Toilette nicht aus dem Stegreife. Daher rührte ihr verspätetes Erscheinen. Bei ihrer Ankunft bewillkommte sie Helene mit einem zärtlichen Winke, den diese durch einen achtungsvollen Gruß erwiederte. Es war in diesem Gruß ein wenig Zwang und viel Kälte.

Der Ball nahm wieder seinen Fortgang. Unter der Zeit werden wir mit den untergeordneten Personen unseres Dramas Bekanntschaft machen.

Der Marquis von Rumbrye war ein alter Edelmann voll Ehrenhaftigkeit und Biedersinn. Er hatte früher seine Frau außerordentlich geliebt. Diese Liebe war erkaltet und böse Zungen behaupteten, daß dieses nicht ohne Grund geschehen sei Herr von Rumbrye habe, sagte man, seiner Gattin oft und vielmals zu verzeihen gehabt; auch jetzt noch mache er nur deshalb kein Aufsehen daraus, weil ein Mann von seiner Lebensart unter gewissen Umständen zu schweigen

Digitized by Google

wissen müsse. Aber die Welt, welcher der Herr Marquis das Aergerniß seiner ehelichen Zerwürfnisse ersparte, zeigte sich nicht besonders erkenntlich dafür, und er durfte, wenn er selbst den allerbesten Willen voraussetzte, kaum hoffen, daß der edle Name von Rumbrye vor verdrießlichen Anfechtungen unangetastet bleibe.

Diese Lage, welche uns die Moral und die Artigkeit als eine seltene, ausnahmsweise zu bezeichnen nöthigen, machten Herrn von Rumbrye kalt und wenig lüstern sich vor der Welt sehen zu lassen. Als ehemaliger Emigrirter, den die ältere Linie der Bourbons mit Würden und Ehrenstellen überhäuft hatte, mußte er sich zwar den äußeren Pflichten und Anforderungen seiner hohen Stellung unterwerfen und als Mann von Stand sich von Zeit zu Zeit zeigen; aber alle diese gezwungenen Feste belästigten ihn. Er errieth den geheimen Gedanken aller seiner Gäste in Beziehung auf seine Person; er las in jedem ihrer Blicke eine Beleidigung, in jedem Worte einen Hohn, und wäre gern der ganzen Gesellschaft seiner Standesgenossen für immer entflohen.

Obgleich indessen die Frau Marquisin früher die Gesetze der Ehe übertreten hatte (und dieß war eine offenkundige Thatsache), so hatte sie sich doch in ihrem Betragen schon seit langer Zeit nichts Strafbares mehr zu Schulden kommen lassen. Die Liebe war für ihr Herz eine Beschäftigung gewesen, jetzt hatte sie einen andern Zeitvertreib und gab sich daher keine Mühe mehr, Liebeshändel anzuspinnen. Sie liebte ihren Sohn mit leidenschaftlicher und grenzenloser Zärtlichkeit und dieß war vielleicht das einzige lobenswerthe Gefühl, welches die Tiefen des Herzens dieser Frau beherbergten, welche das Geschick mit allen verführerischen Reizen geschmückt zu haben schien, um darunter um so besser den schwarzen und zurückstoßenden Abgrund ihrer Seele verbergen zu können.

Herrn von Rumbrye's ganze Liebe hatte sich auf seine aus seiner ersten Ehe entsprossene Tochter übertragen, und er wünschte sich jeden Tag mehr Glück, kein Kind aus seiner gegenwärtigen Verbindung zu besitzen. Außer Helene liebte er Niemand, wenn wir nicht etwa den König und Xavier ausnehmen wollen, welchen Letzteren ein Zufall vor zwei Jahren, während der Reaktion der hundert Tage, zu seinem Beschützer gemacht hatte. Es war dieß übrigens einer jener Dienste, welche jeder Mann von Herz dem andern leistet. Xavier hatte nämlich, als junger, und aus natürlichem Drange den kaiserlichen Ruhm liebender Mann, Napoleon's Rückkehr mit Begeisterung begrüßt, und diese seine bekannten Gesinnungen hatten ihn in den Stand gesetzt, den alten Ausgewanderten gegen die Beleidigungen desjenigen Theils des Volkes wirksam vertheidigen zu können, welche jeder Zeit den Besiegten anspuckt und den Sieger lobpreist. Diese Gefälligkeit hatte Herrn von Rumbrye dem jungen Manne genähert. Trotz der Verschiedenheit des Alters und der Meinungen, trotz des großen Abstands, welcher sie in Beziehung auf ihre gesellschaftliche Stellung trennte, waren sie in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß getreten. Auch war der Marquis ganz der Mann, Xavier's edle und reine Seele schätzen zu können; er liebte den Jüngling.

Xavier dagegen liebte Fräulein von Rumbrye, welche ihn mit Gegenliebe lohnte.

Der geneigte Leser wird, wir sind überzeugt, keine nähere Erklärung und Begründung dieser Thatsache von uns verlangen. Xavier war schön; seine Rede war wohlgesetzt und warm. Helene schenkte ihm ihr Herz, ohne daß sie es wußte. Als sie ihre Liebe entdeckte war es zu spät; sie fühlte sich zu schwach, sich zu bekämpfen, und versuchte es auch nicht.

Helene war ein reizendes Mädchen von siebenzehn Jahren. Der Typus ihrer Physiognomie war ächt französisch. Ihre Schönheit bestand mehr in dem Ausdruck als in der vollkommenen Regelmäßigkeit ihrer Züge. Aus ihren großen, blauen Augen strahlten sanfte und feine Blicke; ihre ernste Stirne dachte; ihr beweglicher Mund bedurfte kaum der Sprache der Worte, um sich verständlich zu machen.

Zuweilen unterdrückt eine allzu strenge Erziehung die Seele und das geistige Wesen der Mädchen aus großen Häusern; der Errungenschaft von allem möglichen Wissen und Angelernten haben sie ihre Natürlichkeit zum Opfer gebracht; sie können nicht mehr anders lachen, gehen oder schweigen, als nach Regel und Vorschrift. Helene war dieser verkehrten Methode glücklicherweise entgangen. Ihr Vater hatte sie nicht ausschließlich der Sorge der Frau von Rumbrye anvertraut; er hatte ihr die Freiheit gelassen und die Marquisin ihrerseits hatte sich, um das Zutrauen ihrer Stieftochter auf feine Art zu gewinnen, stets als eine äußerst besorgte und gefällige Stiefmutter gezeigt, hatte ihr nie ein unschönes Wort gesagt. Aber die Frauen können nur die Männer täuschen; Helene traute Frau von Rumbrye nicht, das heißt, sie glaubte nicht an ihre Zärtlichkeit; sie mißtraute ihr namentlich in Allem, was Xavier und ihre Liebe zu ihm betraf. Zu verschiedenen Malen hatte die Marquisin auf jene einnehmende und unwiderstehliche Weise, in welcher die größte Beredtsamkeit der Frauen besteht, versucht, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie hatte zu diesem Zweck mehr Kniffe, mehr Verstellung, mehr List verschwendet, als nöthig gewesen wäre, um zehn Männer zu besiegen; aber Alles umsonst.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In Berlin hielt vor einigen Tagen Prof. Virchow für die dortigen Gewerkvereine einen Vortrag über „Affen- und Menschenschädel". Der gelehrte Redner trat den „geistreichen" Theorien seines Freundes Karl Vogt, wonach das Menschengeschlecht aus Affen entstanden sein soll und wieder zu Affen ausarten könne, mit gründlichen Abhandlungen über die Wirbelsäule entgegen und gelangte zu dem Resultate es sei positiv irrthümlich, daß der Mensch ein höher entwickelter Affe sei. Durch die Entwicklung des Affen könne nie ein Mensch werden; mit jedem Jahre der Entwicklung des Affen werde vielmehr sein Unterschied vom Menschen größer. Die Beweisführung Vogt's leide überhaupt an dem großen Mangel, daß er sich einseitig auf eine bloße Vergleichung des Schädels eingelassen habe. Virchow erklärte dann, daß es ebensowenig möglich sei, die Abstammung aller Menschen von einem einzigen Menschenpaare nachzuweisen, denn noch niemals seien von einem weißen Elternpaare schwarze Kinder geboren worden, und selbst dann, wenn Weiße in eine tropische Gegend gezogen, bekamen sie keine schwarze Nachkommenschaft. Wissenschaftlich betrachtet sei deßhalb die Frage der Einheit des Menschengeschlechtes ebensowenig bewiesen, ebenso in der Luft schwebend, wie die Deszendenz des Menschen und des Affen von einem gegemeinsamen Urahn.

(Ein Bonmot des Papstes.) Das Londoner kathol. Wochenblatt „Tablet" erzählt folgende Anekdote von Pius IX.: Eine Deputation der Bäcker von Rom machte kürzlich Sr. Heiligkeit ihre Aufwartung, um sich über eine jüngst in der ewigen Stadt etablirte Maschinenbäckerei zu beklagen, die, wie sie sagte, zu billigeren Preisen besseres Brod verkaufe, als sie zu liefern im Stande seien, ihnen mithin bedenklichen Schaden zufüge. „Heiliger Vater" sagte der Wortführer der Deputation, „das Geschick lastet schwer auf uns, die wir solange für das öffentliche Wohl gearbeitet haben." — „Sehr wahr, mein Sohn", erwiederte der Pabst mit dem ihm eigenen Humor, „es ist auch hohe Zeit, daß ihr ein wenig ausruht und andere Leute arbeiten lasset. —

(Kochgeschirr aus Papiermaché.) Bereits seit Jahren ist man mit der Herstellung von Gefäßen aus Papiermaché beschäftigt; die American-Papier-Mache-Manufacturing Compagny betritt jetzt den Markt mit Papiergefäßen, welche chemisch präparirt, ganz unempfindlich gegen die Wirkungen von Wasser oder Säure sind. Die Geräthe können in einen Ofen gestellt werden, bis das Wasser siedet, ebenso hat Sonnenhitze oder Kälte keinen Einfluß auf sie. Wo Holz reißt und Eisen rostet, bleiben sie unversehrt, dabei sind sie leicht und unzerbrechlich.

(Vor hundert Jahren.) Friedrich der Große schrieb in Bezug auf den Abt Hähn, Rektor der Schule Kloster Bergen, am 11. Juni 1770 auf den Rand einer Ministerial-Eingabe: „Man Mus Einen Andern in der Stelle haben Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken, weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist." Da hätte der alte Fritze heut zu Tage viele Randbemerkungen zu machen!

Wer einen wohlklingenden Titel wünscht, der gehe nach Wien und suche Mitglied des dort kürzlich constituirten „Kanalräumungskostenrepartitionsmodusregulirungscomites" zu werden. Das Aussprechen dieses Titels dürfte sich bei öfterer Wiederholung als heilsame Lungengymnastik bewähren.

Was doch das Heirathen für Schmerz macht. Im Dorfe Mailheim bei Windsheim hieb sich ein Mädchen die eine Hand ab. Und warum? Aus Gram und Verzweiflung, daß aus ihrer Heirath nichts geworden ist.

In alten Zeiten galt die berühmte Vorschrift: „Kenne dich selbst!" in unsern Zeiten ist dagegen der Grundsatz an die Stelle getreten: „kenne deinen Nachbarn und Alles was mit ihm zuzusamenhängt."

Gewissenlose Aerzte und habgierige Advokaten thun zusammen, was ein Räuber allein vollführt: der Arzt nimmt das Leben und der Advokat die Börse.

Daß bereits der alte Germane sich gern einen Haarbeutel trank, beweisen die Studien mehrerer deutschen Gelehrten. Unter Anderem findet man in Bibliotheken Werke mit folgenden Titeln: Hülzeden „Vom Durste der alten Deutschen;" Petersen „Geschichte der deutschen National-Neigung zum Trunke;" Vincentius Obsopäus „Ueber die Kunst zu saufen." Letztere Schrift erschien 1536 in Nürnberg.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 19. Samstag den 6. März. 1869.

Ruhe im Sturm.

Wie's Wetter draußen stürmt und tobt
Schon heut' den ganzen Morgen!
Wohl Jeder sich das Zimmer lobt,
Darin er ist geborgen.

Da brennt so hell das Feuerlein
Und alles ist so traulich,
Man läßt das Wetter Wetter sein
Und lebt den Tag beschaulich.

Das Herz, es ist dies Kämmerlein,
Und Stürme giebt's im Leben:
Laß es im Herzen ruhig sein,
Das and're wird sich geben.

Will Dich bedroh'n ein bös Geschick,
So darfst Du nicht verzagen,
Dann zieh' Dich in Dein Herz zurück
Bis schön're Zeiten tagen.

F. Th.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Helene war auf ihrer Hut. Im wahren Sinne des Wortes zu wohlerzogen, um je die der Gattin ihres Vaters schuldige Achtung außer Augen zu lassen, beobachtete sie doch gegen sie eine Zurückhaltung, welche dieselbe um so mehr in Verzweiflung setzte, als sie nie und nirgends den Anstand verletzte.

Als sich die Marquisin von dieser Seite besiegt sah, vermehrte sich ihre Unruhe. Sie fühlte, daß Helenens Stillschweigen bedeutsamer war, als ein Geständniß. Sie maß die Liebe des jungen Mädchens an den Schrecknissen ihrer eigenen Erfahrung und zitterte, als sie daran dachte, daß ein jugendlicher Eigensinn, eine Laune des frühesten Alters den ganzen Plan umstoßen könnte, auf welchen von nun an alle ihre Wünsche und Hoffnungen gebaut waren. Sie war ein Weib, sie war eine Creolin. Es ist allerdings anzunehmen, daß, im Prinzip wenigstens, ihre Befürchtungen übertrieben waren, und daß ihre fieberhafte Einbildungskraft sich, wie wenn sie ein Vergnügen daran finden würde, über einen Gegenstand über Gebühr erhitzte, welcher einen denkenden Mann kaum beschäftigt haben würde. Aber wer weiß nicht, wie oft in dergleichen Fällen das Vorgefühl den Sieg über die Berechnung davon trägt, und das Fieber selbst oft mehr taugt als die Vernunft? Als Mutter, die in diesem Augenblick Alles ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu opfern entschlossen war, wollte sich die Marquisin mächtiger Waffen versichern, um wirkliche oder eingebildete Gefahren siegreich niederzukämpfen. Sie sah in Xavier ein gefährliches Hinderniß und ihre stets lebendige Leidenschaft zeigte ihr dieses Hinderniß in einem solch furchtbaren Lichte, daß sie vom ersten Tage an beschloß, ihm einen erbarmungslosen Kampf zu liefern. Xavier versperrte ihrem Sohne den Weg und folglich auch ihr, die auf ihre mütterliche Liebe und all die heiße Gluth ihrer früheren geschlechtlichen Liebe übertragen hatte. Und wenn eine Frau wie die Marquisin von Rumbrye ein menschliches Hinderniß auf ihrem Pfade findet, so geht sie darüber hinweg und führte sie ihr Weg auch über einen Leichnam.

Herr von Rumbrye hatte übrigens selbst dazu beigetragen, die Furcht seiner Frau und deren Uebertreibungen zu vermehren, den Haß zu nähren, der aus dieser Furcht nothwendig entstehen mußte. Sie hatte ihn darüber ausgeforscht, nicht offen und ehrlich, sondern wie die Frauen beinahe alle fragen, durch Nachahmung der Kreisgänge einer Schneckenlinie, welche sich um den Mittelpunkt schlängelt und ihn sicher erreicht; und die Lust nach einer unschuldigen Rache hatte den Marquis veranlaßt, sie glauben zu lassen, daß Xavier ihm einst sehr nahe angehören könne. Was bedurfte es mehr, um Frau von Rumbrye zur Eröffnung eines rastlosen Kriegs, einer ruhelosen Verfolgung zu treiben? Nichts desto weniger wartete sie noch, denn ihr eben so aufbrausender als kluger Verstand wußte sich, wo es nöthig war, Stillschweigen aufzulegen und in Geduld zu fügen.

Es bleiben uns jetzt nur noch einige Worte über ihren Sohn zu sagen, die unschuldige Ursache dieses grausamen Kampfes, die unthätige und thatkraftlose Grundlage, auf welcher die

Digitized by Google

Marquisin das Gebäude ihrer ehrgeizigen Pläne aufbaute. Es war ein hübscher Junge, fünf Fuß sieben Zoll und darüber hoch, der die damalige neueste Mode der Backenbärte à la Guiche mit großem Erfolg pflegte und unter dem erstickenden Drucke seiner eng zusammengeschnürten Weste kaum zu athmen vermochte. Herr Alfred Lefevre des Vallees konnte als ein durch seinen Schneider vervollkommnetes Muster eines Elegant aufgestellt werden. Er sprach mit großer Ueberlegenheit über Pferde und trieb die Verwegenheit sogar so weit, daß er sich hie und da erlaubte, auf der Straße zu rauchen, was damals noch etwas unerhörtes war. Seine Mutter bestätigte, daß er sehr viel Verstand besitze, und da er dieß oft und viel hören mußte, glaubte er es endlich selbst. Im Uebrigen müssen wir ihm zu seinem Ruhme nachsagen, daß er nicht einfältiger war, als der große Haufen der Modegecken der damaligen Zeit.

Diesen achtungswerthen jungen Mann hatte die Marquisin zum Gemahl für Fräulein von Rumbrye auserkoren, und er selbst hatte nichts dagegen einzuwenden. Er fand Helene hübsch und hegte auch keinen eigentlichen Wiederwillen gegen die fünfmalhunderttausend Livres seines künftigen Herrn Schwiegerpapas. Nur die Zustimmung des Letztern war nichts weniger als leicht zu erlangen. Herr von Rumbrye nahm sich, so wenig er die schuldige Artigkeit zwischen Ehegatten außer Acht ließ, doch nicht die mindeste Mühe zu verbergen, wie wenig ihm an Alfred Lefebvre des Vallees gelegen sei und es war daher nicht leicht zu hoffen, daß er zu einer derartigen Verbindung die Hand bieten würde. —

Der erste Anstoß mußte also von Helene kommen, der ihr Vater nichts abschlagen konnte. Dieß war der wichtigste Punkt. Gott weiß wie lange her schon die Marquisin ihren Schlachtplan entworfen hatte und mit Vorpostengefechten und Kleingewehrfeuer den Feind ins Treffen nöthigen wollte. Sie hatte alle Mittel versucht Helene zu überlisten und ihr ein zärtliches Gefühl für Alfred Lefebvre des Vallees einzuflößen. Aber hier, wie bei den früheren Versuchen, ihr Vertrauen zu erschleichen, von denen wir oben gesprochen haben, waren ihre Bemühungen vergeblich. Alfred mochte sich noch so sehr in dem ganzen Glanze seiner äußerst sinnreich übertriebenen Toilette zeigen, er wurde von ihr nicht einmal eines Blickes gewürdigt.

Ein unbefangener Beobachter würde darüber nicht erstaunt gewesen sein. Junge Mädchen von natürlichem Verstande verabscheuen immer jene großen, in Schnürleiber gesteckten, ausgestopften, gleichsam in ihre Kleider eingenähten Knaben, wie deren Herr Alfred Lefebvre des Vallees einer war. Aber die Marquisin war und blieb, trotz ihres sonstigen ausgezeichneten Geschmacks auf ihren Leibeserben blind.

Helenens Gleichgültigkeit schien ihr nicht natürlich.

Sie wiederholte sich stets dieselben Gründe, welche sie glaubte muthmaßen zu müssen, und ihre Erfahrung als Frau, welche sich mit ihrem Stolze als Mutter verband, mußte ihr sagen und zwar jetzt nicht mehr in der Form eines Zweifels, sondern im Tone der Ueberzeugung:

„Um meinen Alfred zu verschmähen, muß sie einen Andern lieben.“

Hierauf begann sie, indem sie ihren gewandten Blick, der geläufig in dem Buche der Welt lesen konnte, auf Alles um sie herum warf, ihre Nachforschungen anzustellen.

Unparteiisch zergliederte sie ihre empfangenen Eindrücke, und richtete sowohl auf Xavier als auf jeden Andern ihr forschendes Auge. Die Aufgabe war nicht sehr schwierig. Wie man sich leicht denken kann, umschwirrten eine Menge Bewerber die fünfmalhunderttausend Renten des Fräulein von Rumbrye. Aber was macht die Anzahl aus? Unter allen diesen Nebenbuhlern errieth die Marquisin leicht, ohne lang im Finstern zu tappen, denjenigen heraus, welcher ihre Tochter um ihrer selbst, nicht um ihrer Erbschaft willen liebte und deshalb auch von ihr, — was sie mit mathematischer Genauigkeit schließen konnte, — wieder geliebt wurde.

Es war Xavier. Sie kam auf Xavier immer wieder zurück, wie ein Rechnungsführer auf die Zahl, welche bei einer zweifelhaften Addition sich nach der Probe als die richtige erwiesen hat. Xavier! Ein der Schule entlaufener Junge, der zwei Monate lang dasselbe Kleid trug! Xavier! Ein fader und schüchterner blondgelockter Jüngling, den Herr Alfred Lefebvre des Vallees durch sein Halstuch allein übertraf! Dieß war nicht allein entsetzlich, sondern im höchsten Grade erniedrigend.

Von da an begann die Marquisin ihre Feindseligkeiten. Carral, ihr Helfershelfer wurde als Plänkler in's Vortreffen geschickt. Er erhielt den ausdrücklichen Befehl, aus Xavier einen liederlichen Menschen oder im Nothfall noch etwas Schlimmeres zu machen.

Um das Verdienst dieses durch die Frau Marquisin ins Werk gesetzten Operationsplanes nach Gebühr würdigen zu können, muß man Folgendes wohl beherzigen. Die große Welt besteht aus zwei wesentlich unterschiedenen Klassen, aus rechtsgültigen und geduldeten Leuten. Die Ersteren sitzen fest, und wenn sie das Zuchthaus noch nicht gebrandmarkt hat, so kann sie Niemand aus ihrer Stelle vertreiben. Sie sind da durch das Recht ihrer Geburt. Die Andern dagegen sind durch die freie Wahl oder Gunst emporgehoben; sie sind nur Zugelassene.

Digitized by Google

Ihre Ausschließung würde nur ihnen selbst Kummer oder Verlegenheit bereiten; sie sind nicht wie die ersteren die Verwandten oder eng Verbündeten eines guten Drittheils der salonfähigen Welt. Sie haben keine Wurzeln in ihr.

Xavier gehörte unter die Klasse der Letztern. Hätte die Frau Marquisin diese ihre List gegen einen Herrn von *** oder gegen den jungen Herrn Baron von *** gebraucht, sie hätte jämmerlich fehlgeschlagen; sie würde diese Herren dadurch vielleicht gerade in die Mode gebracht haben. Gegen Xavier geschleudert nahm sie eine furchtbare Macht an, denn den geduldeten Leuten verzeiht man Nichts. Würde also auch' Frau von Rumbrye diesen Plan gegen einen andern ausgetauscht haben, so hätte dieser andere um so unfehlbarer gelingen müssen.

Eine Geschichte beim Nachtisch.

Beim Eintreten in den Ballsaal ließ die Marquisin ihren Blick schnell durch alle Gemächer gleiten, ohne auch nur die kleinsten Winkel zu vergessen. Carral war nicht da. Eine vorübergehende Wolke umdüsterte die Stirne der Frau vom Rumbrye.

„Sollte er wirklich seine Fesseln zerbrochen haben?“ fragte sie sich.

Herr von Rumbrye, welcher mit Xavier in einer Fenstervertiefung schwatzte, ging seiner Frau entgegen, und verbeugte sich höflich.

„Wir waren unruhig, Madame,“ sagte er. Diese Worte enthielten eine Frage.

Ehe aber die Creolin antwortete, begrüßte sie Xavier, der dem Marquis folgte, mit einem reizenden, huldvollen Lächeln.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr,“ sagte sie hierauf. „Sie erinnern mich, daß ich unserer lieben Helene Dank schuldig bin, welche unter der Zeit ohne Zweifel meine Stelle versehen haben wird.“

„Meine Tochter ist zu Hause, Madame und Sie sind ihr deshalb keinen Dank schuldig . . . Ich hoffe nicht, daß ein Unwohlsein die Schuld Ihres späten Erscheinens war?“

„In meine Abendandacht versunken, hatte ich mich ganz vergessen,“ erwiederte die Creolin, und ihr glänzender Blick ruhte auf dem ernsten Antlitz ihres Gemahls.

Ein bitteres Lächeln schwebte auf den Lippen des Marquis; er verbeugte sich höflich und machte Herrn Alfred Lefebvre des Vallées Platz, welcher seiner Mutter die Aufwartung machen wollte.

Unter der Zeit hatte Xavier Helene seine Hand zum Contre-Tanze angeboten.

„Haben Sie Herrn von Carral nicht gesehen, Alfred?“ fragte die Marquisin.

„Auf Ehre, Madame, ich beschäftige mich sehr selten mit Herrn von Carral,“ antwortete Herr Lefebvre des Vallées. Wie finden sie meine Weste, ist sie nicht äußerst geschmackvoll?“

„Gewiß.“

„Sie kömmt nicht aus Staub's Werkstätte, Madame, Sie dürfen mir's auf's Wort glauben . . . Ich habe da wirklich einen kleinen Schneider, den ich heranbilde . . . Der wird's noch weit bringen!“

„Ich glaube es,“ murmelte die Marquisin zerstreut.

„Sie hören mich ja gar nicht an!“ rief Alfred Lefebvre des Vallées aus; „das ist sonderbar!“

„Alfred,“ begann Frau von Rumbrye wieder, „ich möchte gern Herrn von Carral sprechen, haben Sie die Güte ihn aufzusuchen und zu mir zu schicken.“

„Das ist sonderbar!“ wiederholte Herr Lefebvre des Vallées, „auf Ehre, sehr sonderbar!“

Und er trug seine Weste, welche nicht aus Staub's Werkstätte kam, unsere Leser dürfen es ihm auf sein Wort glauben, durch alle Säle. Nirgends fand er Herrn von Carral.

„Zum Teufel, wenn meine Mutter nur den Kopf nicht verliert!“ sagte er; „ich will einstweilen ein Kartenspielchen machen.“

Der Contre-Tanz nahm seinen Fortgang. Helene und Xavier hatten sich so weit als möglich von Frau von Rumbrye entfernt aufgestellt und schwatzten mit einander ohne irgend eine andere Störung als die Obliegenheit, in den betreffenden Tanzfiguren nicht zu fehlen. Helene hatte Xavier gesagt: „Kommen Sie heute Abend!“ aber weder die Eine noch der Andere spielten auf diesen Umstand an: Helene aus Scham, Xavier aus Schüchternheit. Ihre Unterhaltung war eine jener geheimnißvollen Plaudereien, welche, wörtlich wiedergegeben, Lachen erregen, so unbedeutend scheinen sie, von denen aber jedes Wort seine tiefe Bedeutung, jede Beugung der Stimme ihren Reiz, jeder Augenblick des Schweigens sein süßes Glück hat. Es liegt etwas äußerst Zartes und ungemein Liebliches in diesem Gedankenaustausch zweier liebenden Herzen, welcher mit Hilfe derselben Worte bewerkstelligt wird, welche in der gewöhnlichen Sprache meistens einen geregelten, bestimmten und nicht besonders zärtlichen Sinn haben. Die Grammatik erscheint wie umgewandelt; das Lächeln giebt der Rede eine ganz eigene Betonung und nimmt ihr ihre Bedeutungslosigkeit; ein einziger Blick in die gewöhnlichste, herkömmlichste Antwort Feuer und Leidenschaft: die reine Liebe hat auch ihre geheime „Diebssprache.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Zwei nützliche Erfindungen.) Der Lieutenant Ph. Rossander in Schweden hat, wie das „Mil. Wochenblatt“ erzählt, zwei Instrumente erfunden, die bald allgemein in Anwendung gebracht werden dürften. — Die eine, die er „Schritt- und Schlagzähler“ nennt, und einer Taschenuhr ähnlich sieht, hat den Zweck, beim Ausmessen von Wegen und Feldern oder bei der Berechnung der Arbeit von Mühlen und anderen gehenden Werken von allem Kopfzerbrechen dabei zu befreien. Das andere Instrument, das er Bathometer oder Tiefenmesser nennt, ist ein Apparat, der die Tiefe des Wassers angiebt, ohne die Länge der Senkleine auszumessen. —

(Sprachenreichthum.) Den Reichthum unserer deutschen Sprache können uns selbst unsere Nachbarn nicht streitig machen, seitdem sie entdeckt haben, daß wir eine Literatur besitzen, und dies ist noch nicht so lange her. Als ein Beweis, wie auch das noch nicht abgestorbene Feudalkastensystem auf die deutsche Sprache gewirkt hat, möge folgende Abstufung der Wortform für einen und denselben Begriff dienen.

Die Thiere fressen, der Bürger und Bauer ißt, wenn das Essen auf dem Tische steht. Der Aristokrat speist, wenn die Speisen aufgetragen sind. Der Monarch geruht zu speisen, sobald die Tafel servirt ist; denn Alles was er thut, geruht er zu thun, d. h. er thut Alles ruhend, um seine Verdauung nicht zu beeinträchtigen. Im Betreff des Essens zu verschiedenen Tageszeiten, so frühstücken die Bürger, essen ihr Mittag- und Abendbrod; die Vornehmen aber dejeuniren, diniren, und soupiren. Bei den magengesunden Wienern tritt noch der Jausen (Nachmittagsgenuß) ein; bei den Engländern der Luncheon vor dem Diner, und bei den Russen die Sakuska, ehe man sich zur Tafel begiebt.

Solche „Brüder“ müssen wir haben, heißt's in einem alten Studentenliede und als Text zu dem Refrain läßt sich die „Schles. Ztg.“ aus Gnadenfrei mittheilen: Gestern, am 15. Febr. trank ein Stammgast im Gasthause der „Brüdergemeinde“ aus Veranlassung einer Wette drei Kuffen voll Brandwein und starb einige Stunden darauf.

Ein Gutsbesitzer führte einen ihn besuchenden Freund in seinem Landgut herum, das er erheirathet hatte, und verfehlte dabei nicht, seine Besitzungen und Anlagen, auf die er sich viel einbildete, nach Gebühr herauszustreichen. Gegen Abend röthete sich der Himmel. „Was mag diese Röthe bedeuten?“ fragte der Freund. „Je nun,“ antwortete sein Wirth, „das ist der Widerschein von meinen Erdbeeren.“

Zwei Matrosen winden ein Thau an Bord. „Na, was ist denn das?“ sagt der Eine, „das Ende will ja gar nicht kommen?“ — „Das hat wohl Einer abgeschnitten,“ erwiederte der Andere.

Ein Pfarrer fragte einst einen Bauernknaben: „Was hast Du mit Deinen Sünden verdient?“ — „Herr Pfarrer, ich verlange nichts dafür;“ erwiederte der Junge treuherzig.

Beim Kaufmannsstande in Frankfurt ward für die von der schlesischen Ueberschwemmung Betroffenen eingesammelt und als die Liste zu einem alten jüdischen Bankier, der sehr reich war kam, zeichnete dieser einen Thaler. Der Commis, welcher die Liste präsentirte, staunte über diese geringe Gabe und zeigte dem Israeliten den Namen seines Sohnes, welcher fünf Thaler unterschrieben hatte. Als dieß der Papa sah, erwiederte er lächelnd: „Wenn ich zu beerben hätte einen so reichen Vater, wie er, würde ich gegeben haben Zehn Thaler!“

„Weshalb,“ fragte in einer Gesellschaft Jemand einen jungen Lieutenant, der gern seinen Witz leuchten ließ, „weßhalb sagt man wohl, das Militär liegt im Quartier und nicht, es steht im Quartier?“ „Weil stehende Heere zu viel Geld kosten,“ war die Antwort.

In einer Gesellschaft kam die Rede darauf daß die Wiener sehr musikalisch seien. „Ei,“ sagte eine junge Dame, „ei, da muß mir mein Vater etwas vorgelogen haben; denn er behauptete, die Wiener seien fast alle katholisch.

In einer kleinen Stadt war durch einen Ausrufer der Befehl des Magistrats bekannt gemacht, bei Glatteis vor den Häusern mit Sand zu streuen; der Mann setzte hinzu: „Im Winter um 8, im Sommer um 7 Uhr.

Ein feuriger Liebhaber liebte so heiß, daß seine Kleider zuweilen in Brand geriethen und er mit den Fingerspitzen seine Pfeife anzünden konnte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 20. Mittwoch den 10. März. 1869.

Lieder und Blüthen.

Der Frühling streuet Blüthen
Und Blumen rings umher,
Er beut aus seiner Fülle
Uns täglich mehr und mehr.

Im Lenze meiner Liebe
War ich dem Frühling gleich,
War stets an frohen Liedern
Wie er an Blüthen, reich.

Nun sinken Winterflocken
Wo einst die Blüthe fiel —
Der Frühling und die Liebe
Ach! Alles hat ein Ziel.

Wenn Frosthauch über Blumen
Und über Liebe zieht:
Dann bleichen ihre Farben
Und dann verstummt das Lied.

Die Blüthen sind verwehet,
Verweht der Lieder Spur —
Denn frohes Lied und Blüthen
Beut Lieb' und Frühling nur.

M. C.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Aber diese Sprache wird nicht gelernt, und an dem Tage, wo man sie vergißt, liebt man nicht mehr; der Greis, der sie nicht gekannt, wird sie nicht mehr verstehen lernen. Es ist eine auserlesene Sprache, welche nur das Herz versteht und spricht; eine Sprache, deren ganze geheimnißvolle Syntax uns der erste Blick erschließt, und offenbart, der unsere Seele entflammte; eine Sprache endlich, welche Viele nur ein einziges Mal in ihrem Leben sprechen, und welche Alle ihr Lebenlang sprechen möchten.

Helene und Xavier grübelten nicht über ihre Liebe nach. Helene namentlich ließ sich über den sanften Abhang ihrer reinen und natürlichen Zärtlichkeit hinabgleiten, ohne nachzudenken, ohne einen bestimmten Zweck zu verfolgen; aber auch ohne Gewissensbisse und ohne Furcht. Sie liebte den Mann, welchen ihr Vater hochachtete, den Mann, welchen Herr von Rumbrye oft und gerne seinen Retter nannte, und wer weiß, — der Widerspruchsgeist hat sein Plätzchen auch in den reinsten Herzen — vielleicht auch ein wenig den Mann, den die Frau Marquisin haßte. Was Xavier anbelangt, so liebte er und dieß war Alles. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, jeder seiner Träume war ein Lächeln, und die Erinnerung an einen Ball machte ihn auf mehrere Tage glücklich.

Bei der letzten Figur erst erinnerte sich Helene, daß sie Xavier etwas zu sagen habe. Sie warf einen scheuen Blick auf ihre Umgebung, um sich zu überzeugen, daß kein Neugieriger sie störe, und nahm eine ziemlich ernste Miene an.

„Herr Xavier,“ lispelte sie ganz leise, „ich habe Sie gebeten, heute Abend zu kommen.“

„Wenn sie wüßten, wie glücklich mich dieses Wort gemacht hat! . . .“ begann Xavier in leidenschaftlichem Tone.

„Lassen Sie mich ausreden,“ nahm das junge Mädchen wieder das Wort; jetzt, da ich darüber nachdenke, glaube ich, daß ich Unrecht gehabt habe. Ich wollte Sie bitten, gegen eine Person auf der Hut zu sein . . . . aber ich habe keine Gewißheit . . . . jedenfalls, Herr Xavier, seien Sie vorsichtig!“

„Seltsam! auch Carral hat mir gesagt, daß ich einen Feind habe.“

„Herr von Carral? . . . und hat er Ihnen denselben nicht genannt? . . .“

„Nein, er wollte nicht.“

„Nun, Herr Xavier“, sagte das junge Mädchen zaudernd, „so will ich Ihnen denselben nennen . . . Trauen Sie der Frau von Rumbrye nicht.“

Kaum hatte sie diesen Namen ausgesprochen, als sie sich leicht berührt fühlte. Sie wandte sich um und fuhr zusammen. Die Marquisin stand hinter ihr.

„Mein Kind, sagte sie mit zärtlicher Freundlichkeit. „Sie versäumen die Figur.“

Helene trat verwirrt und zitternd in die Reihe. Frau von Rumbrye verfolgte sie mit mütterlichem Blicke.

„Wie schön und anmuthig sie ist!“ rief sie

Digitized by Google

etwas laut aus, damit sie von Xavier gehört werden konnte.

„Helene täuscht sich“, sagte dieser zu sich selbst, und trat nun auch in die Reihe.

Jetzt wurde das Auge der Marquisin finster.

„Ich bin errathen“, dachte sie! „Sie muß ihn sehr lieben, um so über ihn zu wachen!... und dieser elende Jonquille kommt nicht! . . .“

Xavier führte Helene wieder an ihren Platz und stellte sich in einer Ecke auf, von wo aus er sie beobachten und ruhig abwarten konnte, bis die Schicklichkeit es ihm erlaubte, Helene auf's Neue einzuladen. Helene war weniger glücklich; sie wurde genöthigt, Alfred's des Vallées Hand anzunehmen, welcher ihr mit den ungestümsten Complimenten zusetzte und sie auf seine Ehre versicherte, daß seine Weste nicht aus Staub's Werkstätte komme.

Gegen zwei Uhr Morgens erschien endlich Carral unter der Thüre des Hotels. Es war bleich und angegriffen. Als er hineintrat, schlug er die Augen nieder; er wagte es nicht, seinen Freunden in's Angesicht zu sehen, so sehr fürchtete er sich, mit höhnischem Lächeln empfangen zu werden. Er wußte, daß die Marquisin nicht die Frau war, die leicht leere Drohungen machte.

Als er sich aber wie gewöhnlich aufgenommen sah, wurde seine Brust von einem zermalmenden Gewichte erleichtert. Er gewann daher bald einen Theil seiner Fassung wieder und schlich sich in eine Fenstervertiefung, in der Hoffnung, hier den Blicken der Marquisin zu entgehen.

„Ich will beobachten, vielleicht wagt sie es nicht . . . . . Erst wenn sie spricht, werde ich mich zeigen.“

Herr von Carral täuschte sich. Frau von Rumbrye hatte ohne Unterlaß auf ihn gewartet und die Eintrittsthüre in den Saal auch nicht einen Augenblick außer Acht gelassen. Sie hatte ihn daher sogleich bemerkt und sich alsbald zurückgezogen, da sie nun ihres Sieges gewiß war. Vielleicht hätte sie nicht gesprochen, wenn er nicht gekommen wäre.

Allmälig ließ die Tanzlust nach und bereits hatte sich ein ziemlich großer Kreis um die Gebieterin des Hauses gebildet. Die Zeit des Abendessens nahete. Frau von Rumbrye war heute die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst; die schönen Worte und geistreichen Bemerkungen wollten ihr nicht ausgehen, und zwei 60jährige Akademiker hatten sie bereits mehreremale mit Madame du Deffant verglichen.

Ein Diener kündigte die Abendmahlzeit an. Die Marquisin nahm mit reizender Nachläßigkeit Xavier's Arm und führte ihn zu der Gallerie, woselbst die Tafel aufgestellt war. Als sie an der Fenstervertiefung vorüber kam, in welcher sich Carral verborgen hielt, fing sie laut zu lachen an, wie wenn eine plötzliche Erinnerung in ihr aufgetaucht wäre und diese lebhafte Heiterkeit veranlaßt hätte.

„Herr Xavier,“ sagte sie mit lauter Stimme, „kennen Sie die Geschichte eines gewissen Jonquille?“

Xavier antwortete verneinend. Carral fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen, der Athem drohte ihm auszugehen.

„Und Sie, meine Herren?“ fuhr Frau von Rumbrye fort, indem sie sich an diejenigen wandte, welche ihr folgten.

„Jonquille!“ wiederholte der Marquis, „das ist ein seltsamer Name!“

„Das ist ein sehr gewöhnlicher Name unter den Mulatten, mein Herr.“

„Auf Ehre, das wird drollig werden,“ sagte Lefebvre des Vallées.

„Erinnern Sie mich gefälligst daran, der Gesellschaft diese Geschichte vorzutragen,“ bat Frau von Rumbrye, indem sie sich wiederholt an Xavier wandte.

Der junge Mann verbeugte sich. Die Menge zerstreute sich langsam.

Als Niemand mehr zu sehen war, schlich Carral aus seinem Versteck hervor. Sein Angesicht war fürchterlich anzusehen.

„Sie wußte, daß ich da war,“ rief er zähnefletschend aus. „Sie spielt mit meinen Qualen!... und ihn... ihn! hat sie dazu auserkoren, diese Erzählung hervorzurufen.“

Er suchte seine Züge so gut als möglich wieder in ruhige Fassung zu bringen und betrat nun ebenfalls die Gallerie.

Um eine längliche mit Gerichten besetzte Tafel zog sich ein glänzender, von Gold, Diamanten und Seide strahlender Kranz von Frauen. Hinter ihnen standen die Männer, welche sie bedienten oder selbst aßen, je nach Geschmack und Neigung. Herr Alfred Lefebvre des Vallées aß zum Schaden seiner äußerst geschmackvollen Weste, deren Nähte krachten und zu zerspringen drohten.

Es war wirklich ein feenhaftes Schauspiel. Die glänzenden Tafel-Aufsätze, welche allerhand seltsame Formen blicken ließen, warfen das Licht der Kronleuchter in gebrochenen Strahlen farbig wieder zurück, und die weißen lebhaft beleuchteten Gesichter der Damen nahmen von all diesem Glanze eine künstliche, aber blendende Frische an.

Es versteht sich von selbst, daß Carral nicht in der Laune war, diesen Anblick zu bewundern. Da er es aber unter seiner Würde hielt, sich ferner zu verbergen, näherte er sich dreist der Marquisin.

„Glauben sie mir's auf's Wort, Madame, sagte Herr Alfred des Vallée's,“ hier ist Herr von Carral, welchen ich den ganzen Abend umsonst gesucht habe!“

Digitized by Google

„Wirklich?" rief Frau von Rumbrye aus, indem sie sich an den neu Angekommenen wandte; „es ist ja ein ganzes Jahrhundert, daß ich nicht mehr das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen!"

Carral grüßte stillschweigend.

„Aber Sie sehen recht leidend aus," nahm die Marquisin mit unbarmherziger Ungezwungenheit wieder das Wort; „sind Sie krank gewesen?"

„Ich bin in der That etwas leidend," antwortete Carral.

„Der Teufel soll mich holen, wenn er nicht aussieht, wie ein dem Grab Entstiegener", brummte Alfred Lefebvre des Vallees, den seine Weste drückte und der überhaupt übler Laune war.

Frau von Rumbrye stieß ihren Lehnsessel auf die Seite.

„Einen Stuhl dem Herrn von Carral!" gebot sie mit einem kaum bemerkbaren Hohn, dessen verwundende Pfeile nur er bemerken und fühlen konnte; „setzen Sie sich neben mich," fuhr sie fort; „den Kranken und den Damen ist man dieselben Rücksichten schuldig."

Carral gehorchte mechanisch, setzte sich und blieb unbeweglich.

Die durch diesen Vorfall auf einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung wurde bald wieder allgemein.

„Die Frau Marquisin", sagte Xavier nach einiger Zeit, „hat mich beauftragt, ihr ein Versprechen in's Gedächtniß zurückzurufen, welches sie uns zu machen die Güte hatte .... Die Geschichte eines Jonquille ..."

„Beim Nachtisch!" unterbrach die Frau von Rumbrye, indem sie Carral mit dem Blick zu fragen schien.

Dieser aber rührte sich nicht, seine Gesichtsmuskeln schienen von Erz zu sein.

„Auf Ehre, Madame," rief Herr Alfred Lefebvre des Vallées aus, „das heißt unsere Geduld mißbrauchen!"

„Unverzeihlich von Ihnen, die Sie so gut zu erzählen wissen," sagte eine Gräfin.

„Und auf eine so äußerst ergötzende Weise!" unterstützten mehrere Barone.

Die Marquisin zögerte einen Augenblick und sah sich während dieser Zögerung langsam nach Carral um, der ihr fest in's Gesicht schaute.

Frau von Rumbrye hielt diesen Blick für eine Herausforderung, und da die ganze Versammlung fortfuhr, in sie zu bringen, rief sie endlich ein grausames Lächeln auf ihre Lippen und sagte:

„Man würde mir es wenig Dank wissen, noch länger zu zögern, darum hören Sie die Geschichte des Mulatten Jonquille."

„Seien Sie um Gottes Willen stille!" rief ihr Carral mit herzzerreißender Stimme zu.

„Zu San Domingo lebte," begann die Marquisin, ohne im Mindesten gerührt zu werden, „ein Mulatte Namens Jonquille. Er war der Sohn einer Negerin mit Namen Pasiohas und eines weißen Bedienten ..."

„Genug," röchelte Carral, „ich will ihn zu Grunde richten, ich will ihn tödten, wenn es nöthig ist!"

Die Marquisin fuhr in ihrer Erzählung fort, aber nicht ohne vorher auf des Mulatten Bitte mit einem bezeichnenden Blicke geantwortet zu haben.

Der Bund zwischen ihnen war auf's Neue geschlossen und fester als je.

Dieser Vertrag hinderte indessen Frau von Rumbrye nicht, Carral's Geschichte mit allen ihren Einzelnheiten zu erzählen. Sie hatte angefangen, sie konnte jetzt unmöglich abbrechen. Sie änderte daher nur den Namen des Helden! damit aber diese Veränderung ihre Macht über den Mulatten nicht schmälere, traf sie Sorge, ihr Publikum davon in Kenntniß zu setzen, indem sie zum Schlusse noch beifügte:

„Die meisten unter Ihnen, meine Herren und Damen, kennen mehr oder weniger diese possirliche Person. Ich will heute deren Namen verschweigen, dürfte mich aber vielleicht später einmal weniger verschwiegen zeigen."

Nachdem sich Carral der Furcht, sich entlarvt zu sehen, entledigt fühlte, nahm er auch sogleich wieder seinen unverschämten Charakter an. Wir wollen nicht sagen, daß, während er seine eigene Geschichte auf eine solch komische, mit beißendem Spotte ausgeschmückte Weise erzählen hörte, sein Zorn nicht mehr als einmal hell aufgelodert wäre, er hatte jedoch seiner Aufregung vollkommen Herr zu werden gewußt. Jetzt aber, nachdem dieselbe beendigt war, war er der Erste, der darauf bestand, den Namen des frechen Mulatten zu erfahren, der die Dreistigkeit gehabt habe, sich für einen Edelmann auszugeben. Nur Herr Alfred Lefebvre des Vallées schrie noch lauter als er.

„Mein Ehrenwort", sagte dieser junge Herr, „ich gäbe 50 Louisd'or, wenn ich den Namen dieses erbärmlichen Wichts erfahren könnte."

Die Marquisin blieb indessen unerschütterlich und kam bei dieser Gelegenheit noch überdieß in den vortheilhaften Ruf, eine Beobachterin strenger Verschwiegenheit zu sein.

Als sie die Tafel verließ, nahm sie Carral's Arm. —

„Ihr seid ein eigensinniger Narr", sagte sie, „und ich hoffe, daß ihr mir Dank wissen werdet, Euch nicht gestraft zu haben."

„Ich danke Ihnen, Gebieterin," erwiederte Carral.

„Nehmt Euch also in Zukunft in Acht! .... Ihr habt mir jetzt blindlings zu gehorchen; Ihr kennt ohne Zweifel einige dieser Häuser?" ..

Digitized by Google

„Ich kenne deren mehrere."

„Wählet das verdächtigste, das besuchteste."

„Ich werde Das thun."

„Ueberhaupt vergeßt nicht, die einleitenden Schritte zu thun."

„Ich werde nichts vergessen."

Die Marquisin schlug zufällig die Augen auf. Ihr Blick fiel auf eine Quadrille, an der Helene und Xavier Antheil nahmen. Sie schwatzten leise mit einander, aber die Liebe sprach laut und verständlich aus ihren Augen.

„Blicket dorthin", fuhr Frau von Rumbrye fort; „die Zeit drängt . . . Bis wann werden meine Befehle vollzogen sein?"

„Bis morgen, denke ich."

Die Marquisin konnte eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken.

Schon vom Beginn dieser Scene an hatte Herr von Rumbrye Beide nicht aus dem Auge verloren, und als die Marquisin beim Abschiede Carral mit einem äußerst gemessenen höflichen Gruße entließ, welchen dieser durch eine achtungsvolle Verbeugung erwiederte, schüttelte er den Kopf.

„Die Beiden haben ein Geheimniß mit einander!" sagte er zu sich; „bei Tische habe ich auf der einen Seite einen bittenden, auf der anderen Seite einen drohenden Blick bemerkt . . . . Es war ein Tag der Schande und des Unglücks, an welchem diese Frau unter Rumbrye's Dach einzog."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Breslau meldet das „Breslauer Handelsblatt" von einer wichtigen Erfindung für Lebensrettung bei Feuersgefahr. Dieser sehr einfach und sinnreich konstruirte (Galibertsche) Apparat besteht aus einem aus luftdichtem Stoffe angefertigten Sack, welcher vermittelst eines kleinen Blasebalges mit Luft gefüllt wird. Zwei mit einem Mundstück verbundene Schläuche führen der Person, welche in einen mit Rauch gefüllten Raum eindringen muß, Luft zu und ermöglichen es ihr vollständig, in diesem so lange zu verweilen, als der Luftvorrath in dem Sacke ausreicht. Der Betreffende trägt eine Brille mit Kautschuckeinlage um die Gläser, um zu verhindern, daß die Augen vom Rauche leiden. Außerdem hängt am Gurt eine Pfeife mit Guttaperchablase, welche vermöge eines Druckes auf diese Blase einen Ton von sich giebt, wenn die eingeschlossene Person das mit Rauch erfüllte Lokal verlassen will.

Ein Prozeß, der fast einzig dasteht, begann am 4. ds. M. vor den Assisen in Montauban. Es handelt sich dabei um ein wahres Gemetzel unter unschuldigen Kindern und um eine „Menschenfresserin", so nennt die Bevölkerung hiesiger Gegend die Hauptangeklagte Jeanne Delpech, — für welche der Mord von Kindern zur Beschäftigung und Erwerbsquelle geworden war. Ein Kind tödten war für diese Person fast so Alltägliches, daß sie die Zahl ihrer Opfer kaum bestimmt anzugeben vermag. Aus einem der Häuser, in denen sie in Montauban wohnte, hatte sie fast ein förmliches Gebeinhaus gemacht. Man fand dort unter der Stiege eine ganze Menge von Kindergebeinen, mit denen man ohne Mühe sieben Kinder-Skelette zusammengestellt hat. Jeanne Delpech tödtete ebenso gleichgültig ihre Kinder, die ihrer Tochter oder fremder Leute; das geringste Interesse reichte für sie hin, um einen Mord zu begehen; die von ihr dabei am liebsten angewendete Methode war die Erstickung. Sie tauchte die Kinder in ein Gefäß mit Wasser, dann zerschnitt sie die kleinen Leichen in Stücke, die sie sohin vergrub. Die Geschichte dieser Verbrechen greift bis in das Jahr 1857 zurück, wo sie das Kind ihrer eigenen, von ihr zum liederlichen Lebenswandel angeeiferten Tochter einen Tag nach der Geburt ermordet hat. Zwei Jahre später begann sie dann den Kindesmord gewerbsmäßig zu betreiben. Sie übernahm Kinder, angeblich um sie in Findelanstalten oder bei Ammen unterzubringen, in Wahrheit, um sie zu morden, und den Betrag, den sie für dieselben in der Anstalt erlegen sollte, für sich zu behalten. —

(Strafe für einen Verbrecher in China.) In der asiatischen Gesellschaft in London theilte ein Herr Linton folgende Thatsache mit: Ein chinesischer Kaufmann in der Hafenstadt Amoy war überwiesen, daß er seine Frau ermordet habe. Die Richter verurtheilten ihn zu einer eigenthümlichen Strafe: er sollte nämlich so lange er lebte nie wieder schlafen. Er wurde in ein Gefängniß gesperrt, in welchem drei Gerichtsdiener darauf achteten, daß er kein Auge zuthuen durfte. Der Unglückliche litt entsetzliche Qualen und war am achten Tage dermaßen in Verzweiflung, daß er die Wächter dringend bat, ihm den Tod zu geben. Erst am neunzehnten Tage starb er.

Friedrich der Große dekorirte einst einen Offizier; Ew. Majestät, sagte dieser, nur auf dem Schlachtfelde kann ich einen Orden annehmen. Ah ba, erwiederte der König, sei Er kein Narr und hänge das Ding an, ich kann doch um Seinetwillen keinen Krieg anfangen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 21. Samstag den 13. März. 1869.

Morgenlied.

Ich stand auf Berges Halde
Als früh die Sonn' aufging,
Und sah, wie über'm Walde
Der Thau wie Perlen hing.

Ich hörte Ave-Läuten,
Es tönte in mir fort;
Was dieses soll bedeuten,
Das lehrt mich Gotteswort.

Ich sprach: O Herz empfinde
Der Schöpfung Herrlichkeit,
Freu Dich gleich einem Kinde
Des schönen Morgens heut.

Es kommt hervor der Käfer,
Wiegt sich auf einem Blatt;
Die Heerde sammt dem Schäfer
Verläßt die Lagerstatt.

Die Lerche in den Lüften
Singt Gottes Lob so schön;
Und Blumen spenden Düften
Zu ihm in Himmels Höh'n.

Die nahen Eichenwälder,
Sie schauern voller Lust.
Ich eilte über Felder
Und sang aus voller Brust.

J. A. Mangold.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Die Creolin.

Im Jahre 1792 lebte in der Cap-Stadt (San Domingo) eine sechszehnjährige junge Waise, die Florence Angèle des Vallées hieß. Sie war nicht nur das schönste Mädchen, sondern auch die reichste Erbin der Colonie. Man schlug ihr Vermögen auf mindestens zehn Millionen Livres an. Wenn man von ihr sprach, geschah es mit der Liebe und Achtung, mit der man von einem Engel spricht; denn sie war eben so rein als schön, wenigstens glaubte man es.

Ein alter Einwohner der Stadt von nicht allzugroßem Verstande, aber strenger Rechtlichkeit, ein sehr ernster Mann, jedoch großer, etwas allzu pedantischer Freund eines geordneten, geregelten Lebens, war ihr Vormund, der sie unablässig bewachte, und ihr gar keine Freiheit ließ. Florence wußte in einem Alter, wo junge Mädchen, und namentlich die Creolinen sich bereits leidenschaftlich dem Vergnügen hingeben, von der Welt so gut wie nichts; ihr Leben floß einsam und traurig im Hause des Herrn Duvivier, ihres Vormunds dahin.

Zu Anfang desselben Jahres hatte Herr von Duvivier seinen ersten Handlungsdiener entlassen und dessen Stelle mit einem Engländer besetzt, dessen Namen uns entfallen ist. Dieser Engländer war eine jener zähen, kalten und steifen Naturen, von blasser Gesichtsfarbe und flachem weißlichem Haare, welche Großbritanien im Ueberfluß erzeugt. Sein Herz war eben so eiskalt, wie sein Gesicht; es war ein tiefer Abgrund von Egoismus und unermüdlicher Berechnung.

Kurze Zeit nach seinem Eintritte in das Haus des Herrn Duvivier zeigten sich in Florences Charakter bemerkenswerthe Veränderungen. Sie war bis daher sanft, geduldig, zurückhaltend gewesen; diese Eigenschaften verschwanden jetzt ganz und gar. Ihre wahre Natur brach sich mit einer gewissen Heftigkeit Bahn; sie wurde herrsüchtig und jähzornig, und lehnte sich zum Oeftern gegen den Willen ihres Vormundes auf. Da aber ihre Bestrebungen an Herrn Duviviers Festigkeit entschlossenen Wiederstand fanden, legte sie sich von nun an auf die Heuchelei, und begann zu täuschen.

Es ist sicher, daß, wenn eine solche Veränderung in so kurzer Zeit vor sich gehen konnte, das Herz der Creolin zum Voraus verdorben und zum Bösen geneigt gewesen sein mußte; eben so gewiß aber ist, daß irgend ein äußerer Umstand die Entwicklung dieser schlimmen Keime beschleunigt haben mußte. Es war auch so. Der Engländer hatte mit jener kalten und leidenschaftslosen sittlichen Verdorbenheit, die nur in einer englischen Seele herrschen kann, Florence mit Netzen umstrickt, alle etwaigen guten Früchte ihrer Erziehung vernichtet und sie verborben, um sie dadurch eher seiner würdig, zur Seinigen zu machen.

Digitized by Google

Das junge Mädchen hatte sich in dieses neue Leben mit leidenschaftlichem Ungestüm gestürzt und ihr hitziges Temperament war zu derselben Zeit in all seiner Heftigkeit erwacht, wo bereits jeder Funke von Scham und Tugend in ihrer Seele erstickt war.

Der erste Handlungsdiener freute sich im Stillen seines Sieges. Er betrachtete sich schon als Gebieter und Herr der reichsten Erbin der Insel. —

Zu jener Zeit herrschte eine dumpfe Gährung unter den Schwarzen. Die Colonisten hatten schon mehr als einmal ihre desfallsigen Befürchtungen laut werden lassen und mehrere der Hellsehendsten unter ihnen argwöhnten, daß England verrätherischer Weise das Feuer des Aufstandes schüre. Die Regierung des Caps bat das Mutterland um Beistand und hatte die benachbarten Colonien vorläufig um Hülfe angerufen. Guadeloupe sandte eine Abtheilung Infanterie unter den Befehlen des Lieutenant Lefebvre.

Dieser Lieutenant Lefebvre war ein Mann von großen Hoffnungen. Seine Gegenwart hielt auf einen Augenblick die Rebellen im Zaume.

Er hatte von Guadeloupe einen schwarzen Diener mitgebracht, dessen außerordentliche Anhänglichkeit an seine Person er oft rühmte. Dieser Neger, welcher Neptun hieß, verließ ihn nie, ja er folgte ihm sogar auf das Schlachtfeld.

Die Gährung unter den Schwarzen dauerte indessen fort. Emissäre liefen in allen Pflanzungen umher, theilten Geld und Brantwein aus, gingen in jede Hütte und predigten den Aufruhr. Zu verschiedenen Malen wurden mehrere dieser schmutzigen Agenten aufgegriffen; Alle waren Engländer.

Dieser Umstand erweckte in Herrn Duvivier einigen Verdacht. Er ließ seinen ersten Handlungsdiener genau beobachten und erlangte bald die Gewißheit, daß derselbe ein Verräther war. Ohne ihm weiter den Prozeß zu machen, schiffte er denselben auf einer Schaluppe ein, und ließ ihn auf einer der englischen Antillen an's Land setzen. Es war dieß zur damaligen Zeit und unter besagten Umständen noch eine großmüthige Handlung.

Herr Duvivier sollte aber bald Ursache bekommen, dieselbe zu bereuen.

Bei der Nachricht von der Vertreibung des Handlungsdieners brach Florence Angéle in einen lauten, mit Zorn vermischten Schmerz aus; unter Thränen gestand sie, daß dieser Mann ihr Geliebter gewesen, und daß sie unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Verbindung trage, gestand dieß offen ohne Scham und Reue zu. Die Vorwürfe ihres Vormunds erwiederte sie erst mit hochmüthigem Stillschweigen, dann aber kündigte sie ihm ihre Absicht an, sein Haus auf der Stelle und für immer zu verlassen.

Herr Duvivier, der nur seinem gerechten Zorne Gehör schenkte, ließ sie gewähren und überließ seine Mündel ihrem Schicksale.

Von jetzt an begann für Florence ein neues Leben. Reich, wie sie war, und voll von den schlechten Grundsätzen ihrers niederträchtigen Lehrers, besaß sie mit siebzehn Jahren schon die Kraft, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ihr Haus wurde der Versammlungsort aller Abenteurer, die in der Regel auf den Colonien wie Pilse emporschießen und gedeihen. Sie trug eine übermüthige Verschwendung und Pracht zu Schau, ließ allen ihren lasterhaften Neigungen die Zügel schießen und zog die allgemeine Verachtung auf sich.

Der Engländer war bald vergessen; seine eigenen Grundsätze hatten am meisten dazu beigetragen, ihn aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen. Er hatte in dem Herzen des jungen Mädchens zwei Götzen großgezogen: die Selbstsucht und die Wollust. Für diese beiden Leidenschaften existirt der Abwesende nicht.

Nach Abfluß einiger Monate gebar Florence ein Kind männlichen Geschlechtes. Dieses Ereigniß unterbrach kaum ihre Feste. Doch muß man gestehen, daß sich in ihr auf der Stelle eine zärtliche Anhänglichkeit für den jungen Alfred zu regen begann. Es war der Sohn des Engländers, und dieser Engländer sollte der einzige Mann sein und bleiben, für welchen Florence ein der Liebe annäherndes Gefühl empfand. Ihre andern flüchtigen Neigungen waren heftig und ungestüm emporlodernde, vorübergehende Launen; nie liebte sie in dem Sinne, welchen Seelen diesem Worte beilegen, die auch nur einige Züge von Edelmuth in sich tragen.

Aber sie wurde geliebt, treu und leidenschaftlich geliebt! Sie war ja auch so wunderschön!

Der General Leclerc war mit französischen Truppen auf San Domingo gelandet. Eine seiner ersten Handlungen war, den Lieutenant Lefebvre, dessen muthiges und entschlossenes Benehmen die Sicherheit der Stadt schon lange aufrecht erhalten hatte, zum Hauptmann zu ernennen. Angelegentlichst bemüht, sich dieser Ehre würdig zu zeigen, verdoppelte der neue Hauptmann seinen Eifer. Oft drang er mit seinem Neger Neptun ganz allein in die ausgedehnten Zucker- und Kaffeepflanzungen, welche die Capstadt umgeben; oft sogar wagte er sich auf die Berge, um die Stellungen der aufrührerischen Schwarzen kennen zu lernen. Diese waren vollständig und regelmäßig organisirt. Ihre Streitkräfte waren groß, ihre Kriegführung ebenso grausam als gefährlich. Mehr als einmal verdankte der Hauptmann Lefebvre, wenn er in

Digitized by Google

einen Hinterhalt gelockt worden war, nur der bewundernswürdigen Kraft und unerschrockenen Treue seines schwarzen Dieners sein Leben.

Der Letztere war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von großer und festgebauter Gestalt und Zügen, die so regelmäßig waren, als die eines Negers nur immer sein können. Uebrigens unterschied sich seine Physiognomie bemerkenswerth von der seiner Landsleute; der Totalausdruck seiner Züge kündigte Offenheit, Ergebenheit und eine große Willenskraft an.

Diese letztere Eigenschaft hinderte ihn aber nicht, der gehorsamste aller Diener zu sein. Sein Herr hatte ihn befreit und von diesem Tage an war er erst wirklich sein Sclave geworden. Seit dieser Zeit weihte er dem Hauptmann Lefebvre eine unbegrenzte Anhänglichkeit, und was auch immer die Befehle desselben gewesen sein mochten, er führte sie mit der Pünktlichkeit eines Automaten aus. Ueber diese Befehle zu rechten, hätte er für einen Wahnsinn gehalten, sie zu vergessen, hätte ihm ein Verbrechen geschienen.

Trotz dieser gänzlichen Verleugnung seiner selbst, trotz dieser unbedingten, blinden Ergebenheit war Neptun stolz, sehr stolz darauf, frei zu sein. Jene gutmüthige Naivität voll gesunden Menschenverstands, welche Leuten dieser Menschenrace eigen ist, lehrte ihn, daß, von einem Rechte keinen Gebrauch machen, noch nicht dasselbe aufgeben heiße. Er ergötzte sich oft an dem Gedanken, daß von dem Tage an, wo er es wollte, jede Fessel aufhören würde, obgleich er fest entschlossen war, diese Fesseln nie zu brechen, weil er sonst seinen guten Herrn hätte verlassen müssen.

Diese Anhänglichkeit war indessen eine gegenseitige. Der Hauptmann Lefebvre setzte in seinen Neger Neptun das ausschließlichste, gänzlichste Vertrauen; er hätte ihm ohne Furcht seinen theuersten Schatz in Verwahrung gegeben.

Und doch verbarg er ihm ein Geheimniß. Der Capitain Lefebvre liebte Florence des Vallées. Jeden Abend schlich er im Geheimen zu ihr. Das erste Mal hatte ihm der Neger folgen wollen, aber auf den ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns auf sein Vorhaben verzichten müssen. Neptun war keiner jener sogenannten treuen Diener nach Art der europäischen Bedienten, welche ihrem Herrn oft wider deren Willen dienen. Der Wille des Hauptmanns war für ihn ein Gesetz, ein religiöses Gebot. Was er sagte, that Neptun mit einer Unbedingtheit, die es zweifelhaft gemacht hätte, ob, wenn der Hauptmann zu ihm gesagt hätte: Tödte mich, sein langes Negermesser ruhig in der Scheide geblieben wäre.

In der ganzen Cap-Stadt war der Hauptmann Lefebre vielleicht der einzige, der Florence lasterhaftes Betragen nicht kannte. Er hielt sie für rein. Florence, für welche er der Gegenstand einer ihrer glühenden, aber vorübergehenden verliebten Launen geworden war, bereitete ihre zauberhafte Schönheit wie einen undurchdringlichen Schleier zwischen ihm und der Wahrheit aus. Der Hauptmann war überdieß leicht zu täuschen. Ausschließlich getheilt in die Sorgen seines militärischen Dienstes und in die stillen Genüsse seiner Liebe, sah er in der ganzen Cap-Stadt Niemand als Florence und Florence wußte, wenn sie wollte, sich mit dem Heiligenschein engelgleicher Schamhaftigkeit zu bekleiden. Eine bürgerliche Ehe war doppelt unmöglich zwischen den beiden Liebenden; das junge Mädchen war minderjährig, und der Hauptmann konnte unter den dringenden Verhältnissen, in denen er sich befand, die Genehmigung seiner Obern unmöglich einholen. Ein Priester verband sie im Geheimen.

Es versteht sich, daß Florence Angéle ihrem neuen Gemahl das Dasein des Kindes des Engländers verborgen hielt. Daher empfand der Hauptmann, als sie zum zweitenmale Mutter wurde eine ungetrübte Freude und seine Liebe wurde durch die Geburt eines Sohnes wo möglich noch größer und inniger; Florence dagegen wurde traurig, ihre verliebte Laune hatte ihr Ende erreicht. Sie gedachte des kleinen Alfred, welcher fern von ihr aufwuchs, und empfand nur noch Gleichgiltigkeit für ihr zweites Kind und Ueberdruß an dessen Vater.

Die Geburt hatte in dem Augenblick stattgefunden, als der Bürgerkrieg die ganze Insel in Feuer und Flammen gesetzt hatte. Die aufrührerischen Neger begannen die Oberhand zu gewinnen. In der Cap-Stadt, welche zweimal den Aufrührern in die Hände gefallen war, herrschte gänzliche Gesetzlosigkeit. Alles, was der Hauptmann thun konnte, war die kirchliche Bestätigung der Geburt seines Sohnes, eine Sitte, welche in einigen Gegenden noch gesetzlichen Werth hatte. Die Akte darüber wurde von demselben Priester ausgefertigt, welcher ihre Ehe eingesegnet hatte. Dieselben Zeugen unterzeichneten auch diese zweite Urkunde.

Diese letzteren bestanden aus einem Diener seiner Gattin und einem Mulatten mit Namen Jonquille, welchen sie befreit hatte, um ihn zu obigem Zwecke verwenden zu können. Der Hauptmann behielt ein Duplicat der Urkunde und ließ das Kind zu einer Amme außerhalb der Stadt auf eine neutrale Pflanzung bringen, welche von befreiten Negern verwaltet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In der Irrenanstalt von Bicêtre starb dieser Tage ein Mann, dessen Leben ein langer Roman war. Er nannte sich Julien Marné. Einer reichen Familie Saint Onge angehörend, die in den 90er Jahren emigrirt war, erhielt er eine gute Erziehung und trat in russische Dienste. Eines Tages aber wurde er verhaftet und nach Tobolsk gebracht, wo er 11 Jahre verblieb. Eine Schrift über Sibirien, die er dem russischen Kaiser zusandte war der Anlaß zu seiner Begnadigung, die ihm jedoch nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß er nie wieder nach Rußland zurückkehre. Von Tobolsk begab sich Marné nach der Türkei, wo er zwei Mal beinahe erhängt worden wäre. Als er nun erfuhr, daß einer seiner Onkel, welcher in Paris wohnte, gestorben sei, kam er nach Frankreich, um seinen Antheil an der Erbschaft (750,000 Fr.) zu erheben. Er präsentirte sich am Hofe Louis Philippe's, überließ sich aber derartigen Extravaganzen, daß man ihn in Bicetre als Narr einsperrte. Ein Jahr später freigelassen, brachte er sein ganzes Vermögen in zwei Jahren durch. Vollständig im Elend beschloß er, sich das Leben zu nehmen, sprang in die Seine, wurde aber herausgezogen, ehe er noch in's Jenseits hinübergegangen war. Er resignirte sich, um fortzuleben, war der Reihe nach Croupier in Spielhöllen, Fechtmeister, Sprachlehrer und Direktor eines Stellenbureau. In eine Beschwörung verwickelt, flüchtete er nach England, wo er Polizeimann wurde. Von England ging er nach Amerika, wo es ihm zuerst schlecht erging, bis er sich endlich nach Californien begab und dort ein großes Vermögen erwarb. Von Amerika begab er sich über Hamburg nach Wien, wo er Theater-Direktor wurde und einen Theil seines Vermögens aufzehrte. 1863 kam er nach Paris zurück und nahm seine Wohnung im Quartier des Observatorium. Er gab sich mit chemischen Experimenten ab. Er wollte Diamanten fabriciren. Vor 15 Monaten endlich hatte er derartige Anfälle von Wahnsinn, daß man ihn nun wieder in Bicêtre einsperren mußte, wo er denn endlich vor Kurzem sein vielbewegtes Leben beschloß.

(Einschienige Bahnen.) Man schreibt der „Presse" aus Paris: „Ein großes Problem ist gelöst. Der Techniker Larmajant hat Locomotive und Waggons konstruirt, die einer einzigen Eisenschiene bedürfen, um so sicher und rasch wie auf zweien fortzukommen. Bei der Generalprobe dieser Fahrt betheiligte sich im Auftrage des Kaisers sein Adjutant, General Favé, der zugleich Direktor der polytechnischen Schule ist. Man fuhr von Raincey ab, und langte nach zwanzig Minuten in Montfermail an. Alles ging ausgezeichnet. Die Geschwindigkeit ist die gleiche, wie bei den bisher üblichen Bahnen. Das System Larmajant besteht in der Anwendung einer Maschine mit drei Rädern, von denen eines in der Achsenrichtung des Gefährtes in der Schiene läuft, während die beiden anderen auf dem Boden leichthin laufen, über denselben sozusagen nur hingleitend. Die ganze Last wird von dem einzigen Rade in der einzigen Schiene getragen. Die durchmessene Strecke weist große Krümmungen und Steigungen auf. Einige amerikanische Ingenieure waren eigens nach Paris gekommen, um dieser Produktion beizuwohnen. Die Frage ist nur, ob die Leistungsfähigkeit der neuen Apparate allen Bedingungen des Terrains und Transports entspricht. Wäre dieß der Fall, dann stände eine gänzliche, radikale Umgestaltung des Eisenbahnwesens bevor.

(Hinter den Coulissen.) Schauspieler. (sich sein beschmutztes Tricot mit Kreide einreibend) „Die Kreide ist doch eine ganz charmante Erfindung! Sie als großer Adoniseur können mir ganz gewiß sagen, wer dieselbe erfunden hat?"

Theaterfriseur. „O ja, die Kreide ist von einem Wirthe erfunden worden, und zwar zur Zeit als der erste Schauspieler geboren wurde!"

Auf dem Kirchhofe zu X. befindet sich ein Leichenstein; auf einer Seite desselben steht:

Sie Trank Schon Früh Den Bittern

und auf der andern:

Kelch Des Todes. Sanft Ruhe Ihre Asche.

Ein Herr hatte sich einen neuen Strohhut gekauft und fragte zu Hause seinen Bedienten, wie ihm der Hut stehe; „Prächtig," erwiederte derselbe, „wie aus dem Kopfe gewachsen!"

In einem Kaffehaus führten zwei Herren ein interessantes politisches Gespräch; ein junger Mann aber war so rücksichtslos, fortwährend zwischen beide Herren hindurch zu spazieren. „Wie ich Ihnen sage, Herr Doktor," bemerkte da der Eine von Ihnen laut, „wo Sie sitzen liegt Belgrad, wo ich sitze liegt Semlin und mitten durch läuft die Sau." Ein allgemeines Gelächter erscholl und der junge Löwe wiederholte seine Promenade nicht mehr.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Francomia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 22. Mittwoch den 17. März. 1869.

Der Hirt im Frühlinge.

Froh hüpft das Lamm, es blöckt das Schaf,
Weil heut nach langem Winterschlaf
Sie sehn zum zum erstenmal die Flur,
Für die sie sind geschaffen nur.

Es jauchzet froh die ganze Heerd
Beim ersten Blick der Mutter Erd,
Von der sie lang' geschieden war. —
Es ist beinah' ein Vierteljahr.

Ich blase drum jetzt die Schalmei,
Juchhe! der Winter ist vorbei.
Ich ziehe drum mit Lust auch aus
Und schlafe gern im Hirtenhaus.

Mein lieber Wacker — treuer Hund —
Macht ohne Knurren seine Rund,
Er, der mit mir bewacht die Heerd,
Liegt ruhig bei mir auf der Erd.

Ich scheu' nicht Regen, Wind, selbst Schnee,
Wenn Lenz ihn legt auf jungen Klee,
Mich schützt mein Mantel und mein Hut,
Bin ja ein g'sundes Schäferblut.

J. A. Mangold.



Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später empfing der Hauptmann während er im Felde stand, durch einen Boten einen Brief von seiner Frau folgenden Inhalts:

„Mein Herr!

„Ich habe Sie zu lieben geglaubt, ich habe mich getäuscht. Dieß ist ein Unglück. Wir werden uns nie mehr sehen. Ich habe vergessen, Sie wissen zu lassen, daß ich selbst einen Sohn besitze, der nicht Ihnen gehört, einen Sohn, welchen ich liebe, weil sein Vater der einzige Mann ist, den ich geliebt habe. Ich nehme dieses Kind mit mir, und lasse Ihnen das Ihrige.

„Die Urkunde über unsere Trauung werde ich inzwischen aufbewahren; sie wird meinem Sohn in Zukunft noch Dienste leisten können. Der Ihrige hat nichts nöthig, als Sie selbst."

„Geben Sie sich keine Mühe, mir zu folgen. Ich will eine Trennung zwischen uns, und mein Wille ist unwiderruflich. Niemand wird mir deshalb böse sein. Dies ist einmal so meine Natur. Leben Sie wohl!

Florence Angele.

Der Hauptmann glaubte der Spielball eines wüsten, unheimlichen Traumes zu sein. Drei- oder viermal las er das räthselhafte ungewöhnliche Schreiben durch, das ihn beinahe wahnsinnig machte.

Diese nichtswürdige kalte Schamlosigkeit bestürtzte ihn um so mehr, als er für seine Frau bisher eben so viel Liebe als Achtung empfunden hatte. —

Anfangs wollte er Alles verlassen und Florence nacheilen, wäre es auch nur, um sich zu rächen, gewesen. Allein eine tiefe Verachtung folgte seinem Zorn, der Verachtung aber auf dem Fuße die Verzweiflung. Sein Leben war von nun an gebrochen, denn auf diesem Weib ruhte das ganze Gebäude seiner Hoffnungen und seines Glückes. Die Zeit, welche er an ihrer Seite zugebracht, kam ihm wie ein Traum voll süßer Wonne vor, dessen Erwachen nun um so grausamer und bitterer war. Einen Augenblick ging er mit dem Gedanken an einen Selbstmord um, aber er war ja Vater und beschloß als solcher für sein Kind zu sorgen.

Es sollte aber nicht so kommen; die Kugel eines aufrührerischen Negers versah die Stelle des selbstmörderischen Bleies. Drei oder vier Tage nach dem Empfang des unheilvollen Briefes wurde sein Detachement an den Ufern des Großen Flusses von den Aufrührern angegriffen.

Der Hauptmann kämpfte nach seiner Gewohnheit tapfer, wurde aber in demselben Augenblick, als er sich auf die schon halb besiegte Negerschaar stürzen wollte, von einer feindlichen Kugel in die Brust getroffen, die ihn todt in die Arme seines treuen Dieners niederstreckte. Sein letzter Gedanke hatte sich mit seinem Sohne beschäftigt, der armen Waise, welche sein Tod ohne Stütze auf der Erde zurückließ.

Frau Florence Angele Lefebvre des Vallees aber packte, nachdem sie mit ihrer hübschen Hand das zärtliche Liebesbriefchen geschrieben, welches wir unsern Lesern eben vorgelegt haben, ihre Diamanten zusammen, versah sich mit einer

hübschen Summe Geldes, und erreichte in kurzer Zeit eine der englischen Antillen, von wo aus sie eiligst nach London abreiste. Hier erfuhr sie durch französische Zeitungen den Tod ihres Gemahls. Diese Nachricht lockte ein Lächeln auf ihre rosige Lippe. Sie war frei, von nun an ganz frei und ihr Sohn bekam einen Namen, den ihm Niemand streitig machen konnte. War sie nicht die Wittwe des Hauptmanns Lefebvre?

Einige Zeit nachher erhielt sie eine andere minder angenehme Nachricht. Es war der Bericht über den Sieg der Schwarzen auf San Domingo und die Verjagung der Franzosen. Florence Angele hatte ihr ganzes Vermögen verloren.

Aber sie war jung, wunderbar schön, und lebte mit dem Reste ihrer Mittel auf einem großen Fuße. Zwei oder drei Dutzend wohlbegüterter Gentlemen hatten sich bereits vor ihren Triumphwagen gespannt und es gelang ihr binnen Kurzem, indem sie das Gift der Grundsätze, welche ihr durch einen Engländer eingeprägt worden waren, auf dessen eigenes Vaterland überpflanzte, eine namhafte Anzahl höchst angesehener Mitglieder des Parlaments zu Grunde zu richten, nicht zu gedenken des Bankerotts einiger größeren Handelshäuser, der nebenbei durch sie herbeigeführt worden war. Hierauf würdigte sie, nachdem sie dieses äußerst glänzenden, im Grunde aber höchst elenden Lebens müde war, einen jungen Lord, ihr die Hand reichen zu dürfen, der dadurch der Glücklichste und Ruhmvollste aller Sterblichen geworden zu sein glaubte. So geht's in London zu. Von dem Schlafzimmer einer Buhlerin bis zum gesetzlichen Ehebett eines Pairs ist dort nur ein Schritt.

Unter der Zeit wurde der junge Alfred ein langer, schmächtiger Knabe, der sich an der Seite seiner Mutter auf den weichen Kissen der Wägen des Lords recht hübsch ausnahm. Er wußte nichts, wollte aber auch nichts lernen, was zu der nicht unbegründeten Vermuthung Anlaß gab, derselbe werde einst ein recht achtungswerther Dandy werden.

Der Mulatte Jonquille war seiner Gebieterin gefolgt. Doppelt frei geworden, einmal durch seine Freilassung, zum Andern durch seine Anwesenheit in England, fiel er eines Tages auf eine unglückliche Idee, welche ihn aufs Neue zum Sclaven machte und ihm als Ersatz dafür nichts weiter als die lächerliche Erlaubniß bot, sich von nun an mit dem Namen Juan von Carral brüsten und Jedermann glauben machen zu dürfen, daß er ein Andalusier und ein eben so reiner Hidalgo sei, als der König von Spanien selbst.

In dieser Umgebung brachte Florenze Angelika die letzten Jahre der französischen Revolution zu. —

Sie stand an der Spitze der brittischen Mode, denn ihre Bälle verdunkelten selbst die der berühmten Almack. Lord Cornbury, welcher die Hälfte der Grafschaft Norfolk sein Besitzthum nannte, hätte seine zwanzig und etliche Schlösser um ein Lächeln von ihr gegeben; so sehr liebte sie der gute Herr, der ihr zu Liebe beim Mittagstische selten mehr als drei Pfund Rostbeef verzehrte. Diese außergewöhnlichen Fasten, vielleicht auch der verhängnißvolle Einfluß, welcher der Creolin eigen zu sein schien, waren Schuld, daß Seine Herrlichkeit Lord John Cornbury, Besitzer der Grafschaft Norfolk, in der Blüthe seiner Jahren starb. Man begrub ihn auf seinen Gütern und seine edlen Freunde tranken unter Lobeserhebungen der äußerst liebenswürdigen Eigenschaften des Verstorbenen mehrere Flaschen Rum auf das Heil seiner Seele. Florence Angèle war also zum zweitenmale Wittwe. Wir wollen gerade nicht sagen, daß sie ihren Mann sehr beweint hätte, aber aufrichtige Thränen kostete sie der Verlust der herrlichen Ländereien, welche sich mit der Pairie auf einen andern Lord Cornbury, der im vierundzwanzigsten Grade mit dem Verblichenen verwandt gewesen, vererbten. Florence verwünschte aus dem Grund ihres Herzens diese Rohheit der englischen Gesetzgebung und schwor, sich nie wieder mit einem Mitgliede dieser ungalanten Nation zu vermählen.

Sie hielt wirklich gewissenhaft ihren Eid.

Es war um's Jahr 1806. Florence hatte das dreißigste Jahr zurückgelegt, aber sie war immer noch dasselbe bezaubernde Weib; man hätte meinen können, die Zeit selbst habe ihre Schönheit, von der auch sie hingerissen worden, achten und schonen wollen. Massen von Freiern drängten sich um sie, baten um ihre Hand [illegible] machten tausenderlei übertriebene Streic[illegible] Albernheiten, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber Florence blieb unerbittlich. Ihr Plan stand bereits fest.

Seit einigen Monaten hatte sich ein französischer Ausgewanderter, welcher seither in Mitau in Rußland in den Diensten Ludwigs XVIII. gestanden, in London niedergelassen. Dieser Edelmann besaß, trotz der beträchtlichen Verluste, welche er durch die Revolution erlitten, ein für einen Franzosen immerhin noch recht hübsches Vermögen. Für einen Lord freilich wäre dasselbe eine kaum der Rede werthe Kleinigkeit gewesen; er hatte bloß wenige fünfzigtausend Franken monatlich zu verzehren. Es war der Marquis von Rumbrye, ein Wittwer, der nur eine einzige, sechs- bis siebenjährige Tochter besaß. —

Der junge Herr Alfred Lefebvre des Vallées stand im Begriff, sein vierzehntes Jahr zurück-

Digitized by Google

zulegen, und Florence dachte, Fräulein von Rumbrye könnte mit der Zeit eine recht annehmbare Parthie für ihn werden. Um diese Verbindung ins Werk zu setzen, rechnete sie auf ihre eigene geistige Ueberlegenheit und Geschäftsgewandtheit, auf den Einfluß, den sie über den Marquis zu gewinnen hoffte auf die, verführerischen Eigenschaften des jungen Alfred Lefebvre des Vallés u. s. w. Unter diesen verschiedenerlei Hoffnungen waren nicht alle unvernünftig. So war zum Beispiel vorauszusehen, daß Herrn von Rumbrye's Zärtlichkeit, welche die Reize der Creolin in hohem Grade erweckt hatten, mit jedem Tag zunehmen werde, und auf der andern Seite hatte die Erfahrung die reizende Wittwe schon zu oft gelehrt, daß ein Mann und wenn er auch noch so eigensinnig gewesen wäre, ihrer bezaubernden Macht und Herrschaft unmöglich lange wiederstehen konnte. Wer aber kann für die Ereignisse der Zukunft stehen? —

Anfangs schien Alles nach Florence Angéle's Willen zu gehen. Der Marquis von Rumbrye, der wie gesagt Wittwer war und eine liebenswürdige und tugendhafte Frau aufrichtig betrauerte, hielt die Creolin für würdig, die Stelle der Gefährtin einzunehmen, welche er durch den Tod verloren hatte. Er bot ihr seine Hand an, und sie wurde angenommen.

Während der ersten Monate ihrer Ehe war Florence's Betragen tadellos: sie wußte die Rolle der guten Mutter und Hausfrau vortrefflich zu spielen und nahm sich der Erziehung der jungen Helene mit allem Eifer an. Der Marquis war glücklich; er freute sich jeden Tag mehr über die Wahl, die er getroffen.

Bald aber verdüsterte eine Wolke dieses Glück. Herr von Rumbrye mußte die traurige Erfahrung machen, daß er hintergangen worden war. Florence hatte ihre Maske nicht lange beibehalten können. Sie war und blieb die Schülerin des Engländers auf San Domingo. Nachdem ihr erster Fehler zur Kenntniß des Marquis gekommen war, stellte sie sich, als ob sie ihn tief bereue, weil sie einsah, daß in der Neigung des Marquis zu ihr zugleich auch die Zukunft ihres Sohnes lag. Herr von Rumbrye verzieh ihr; aber sein Herz blieb verwundet und sein verletzter Stolz zeigte ihm immerdar einen Flecken an dem bis daher makellosen Spiegel seines Wappenschildes. Die Marquisin wurde durch diese anscheinende Milde nur noch kühner gemacht, und glaubte ihren Gemahl als einen jener schwachen Männer betrachten zu dürfen, welche, wenn auch durch eine Beleidigung aufs Tiefste verletzt, durch ein Lächeln wieder besänftigt werden können. Sie täuschte sich, und als sie ihren Irrthum erkannte, war es zu spät, ihr Betragen ungeschehen zu machen. Herr von Rumbrye war von nun an ein ernster und rücksichtsloser Richter. Er liebte sie nicht mehr.

Die Marquisin bereute bitter, durch eine eitle, flüchtige Laune das Gelingen ihres Lieblingsplanes auf's Spiel gesetzt zu haben und versuchte nun, sich an Helene anzuschließen. Aber bei dem jungen Mädchen hätte ihr Plan, selbst wenn Xavier Helenen auch nie auf ihrem Lebensweg begegnet wäre, aus zwei Gründen scheitern müssen. Einmal empfand Fräulein von Rumbrye einen gewissen natürlichen Widerwillen gegen die Frau, welche die Stelle ihrer guten Mutter eingenommen hatte, und zum Andern stellte sich der Marquis, sobald er den Charakter seiner Frau vollständig erkannt hatte, zwischen sie und seine Tochter. Er duldete durchaus nicht, daß sich ein zu enges Verhältniß zwischen Beiden bilde; denn er war zu sehr ein Mann von Erfahrung, um nicht zu wissen, daß eine Eigenthümlichkeit der sittlichen Verdorbenheit, gleich der des Krebses, die stets zunehmende größere Verbreitung, das immer tiefere Umsichgreifen ihres ansteckenden Giftes ist. Mistreß Blowter wurde Helenen beigegeben.

Trotz aller dieser Hindernisse verzichtete die Marquisin keineswegs auf ihr Vorhaben. Als die Restauration der älteren Linie der Bourbons eintrat und die Familie von Rumbrye nach Frankreich zurückkehren durfte, faßte sie auf's Neue Hoffnung. Fern von dem Schauplatze ihrer Fehltritte vergaß der Marquis vielleicht.

Er vergaß nicht; da er aber in seiner Frau seinen eigenen Namen achten mußte, theilte er Niemand seinen innern Kummer mit. Die Marquisin konnte daher in Paris die damals übliche streng sittliche Lebensweise ungescheut zur Schau und ihre Stirne so hoch tragen, als das vorwurfsloseste Weib.

Herr von Carral versäumte diese Gelegenheit nicht, sich zu zeigen und bekannt zu machen. Der Unglückliche kam, weil er stets überall sein zu müssen glaubte, wo Lärmen und Leben war. Paris war damals der Mittelpunkt von Festlichkeiten und glänzenden Schaugeprängen aller Art. Hier konnte sich der Mulatte, ohne Argwohn zu erwecken, brüsten. Wer hätte ihn auch in der Verkleidung eines Hidalgo wieder erkannt?

Aber bald verwandelte sich seine Freude in Kummer. Florence Angéle sagte ein Wort, und der Sclave fühlte, daß drückender als je eine Kette sich um seinen Willen schmiedete. Er beugte seinen Nacken und gehorchte.

Es mag sein, daß er Xavier liebte; aber es galt, zwischen ihm selbst und Xavier zu wählen. Und in solchen Fällen bleibt die Wahl selten zweifelhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Das blinde musikalische Wunderkind Willie Coffmann), dessen Leistungen im Pianospiele das Erstaunen der Zuhörer erregten, ist am 12. v. Mts., auf einer Kunstreise begriffen, in Richmond im Alter von drei Jahren gestorben. Der Knabe war in einer der Grafschaft in der Nähe von Norwalk City geboren und hatte schon Beweise seines musikalischen Genies abgelegt, als er noch nicht ganz 18 Monate alt war. So lesen wir in auswärtigen Blättern; ob das Kind schon im Mutterleibe eine Sonate componirt, darüber läßt uns die Notiz im Unklaren.

(Ungarn stirbt noch nicht aus.) Man schreibt aus Despot-Sz.-Ivan: In dem zwei Stunden von hier gelegenen Dorfe Deronya fand vor Kurzem die heilige Taufe der, merkwürdigerweise an einem Tage und zur selben Stunde von fünf Müttern gebornen elf Kinder — neun Knaben und zwei Mädchen — statt; vier derselben wurden nämlich von Zwillingen und eine von Drillingen entbunden. Mütter und Kinder erfreuen sich bis jetzt der besten Gesundheit.

In der Großbräuerei von Sedlmayer in München (Spatenbräu) werden jährlich circa 320,000 bayerische Eimer Bier produzirt. Zur Abkühlung der Lagerkeller und der Bierwürze sind jährlich ca. 200,000 bis 300,000 Centner Eis erforderlich und kommt der Centner Eis in günstigen Jahren auf 4 — 5 kr. zu stehen verursacht also eine jährliche Ausgabe von ca. 20,000 fl.

Die offizielle statistische Tabelle der Chambre de Commerce de Rheims giebt nachstehenden Ausweis über die Höhe der Produktion von französischem Champagner. Nach derselben waren am 1. Januar 1845 in Frankreich auf Lager 23,285,818 Flaschen und während desselben Jahres exportirt 4,380,214 Flaschen. Im Jahre 1866 waren auf Lager 37,608,7000 Flaschen also 14 Mill. mehr, und exportirt 10,283,866 Flaschen, also 6 Mill. mehr, woraus sich ergiebt, daß im letztgenannten Jahre das Ausland im Verhältniß zum effectiven Bestande noch einmal so viel verbraucht hat, als 1845. Die Zunahme des Verbrauchs des Auslandes geschah ziemlich regelmäßig steigend, nur das Jahr 1862 fiel plötzlich um beinahe 2 Mill. Flaschen. Frankreich selbst hat, weil es an der Quelle sitzt, stets am meisten Champagner getrunken; im Jahre 1866 3,218,343 Flaschen.

Ein Landmann, der gar nicht so dumm war, als er aussah, lieferte Waaren in eine Stadt. Als er dieselben abgesetzt, durchschlenderte er vergnügt die Straßen, und betrachtete mit staunenden Blicken die angeputzten Läden und Gewölbe. Vor einem derselben blieb er stehen, und gaffte neugierig durch die geöffnete Thür in das Innere des Ladens, in welchem ein Ladendiener mit Dütenpappen beschäftigt war. Lange Zeit sah der Bauer dem Dütenkleisterer zu, dem das Gaffen des Bauers sichtlich zuwider war, bis der Letztere endlich in den Laden hineinrief: „Ach hern Se, entscholdgen Se, was werd den hier hinne verkooft?"

„Eselsköpfe!" brummte der Ladendiener.

„Hm! Ihr habt wohl heute eenen rechten guten Markt gehabt?"

„Warum denn das?"

„I nu, sehn Se, weil ich blos Eenen in'n ganzen Laden sehe!"

Sag' mal, ich höre immer von classischen Schriftstellern &c. reden, was ist denn eigentlich classisch?

Na nu, das ist doch ganz einfach, classisch ist ein griechisches aus dem Lateinischen übersetztes Wort, und heißt auf deutsch famös.

„Wie geht's denn bei Ihnen zu Haus, fragte man eine Bäuerin?"

„O, bei uns geht's schon ganz gut, wir haben jetzt so viele Vergnügungen, letzten Sonntag hatten wir Hochzeit und am Dienstag schon wieder Begräbniß," war die lakonische Antwort.

Einer statistischen Notiz zu Folge existirt im Ver. Königreiche von Großbritannien eine Verbrecher Armee von 22,959 notorischen Dieben und Einbrechern, 3095 Hehlern, 29,468 verdächtigen Individuen und 32,938 unverbesserlichen Vagabunden und Landstreichern.

Ein Offizierbursche prahlte im Kreise seiner Kameraden, daß er und sein Herr sich gegenseitig den Rock ausklopften. Die andern schüttelten den Kopf und schienen seine Behauptung nicht glauben zu wollen. „Der einzige Unterschied," meinte der Bursche aufklärend, „ist nur der, daß er den Rock beim Ausklopfen auszieht, während ich den meinigen auf dem Leibe behalte."

In Rußland und Sibirien giebt es bekanntlich keine Krebse, denn sie können dort nicht weiter zurück.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 23. Samstag den 20. März. 1869.

Die Sonnenstrahlen.

Was sind gold'ne Sonnenstrahlen? —
Blicke voller Liebesgluth,
Die die Erd zur Lust erwecken,
Wenn sie starr im Schlummer ruht.

Was sind gold'ne Sonnenstrahlen? —
Bahnen voller Licht und Glanz,
Drauf der Lenz, der schmucke Knabe,
Hüpft zu uns in frohem Tanz.

Was sind gold'ne Sonnenstrahlen? —
Von der fernen Himmelsflur
Sind's für dich, du krankes Herze,
Treue postillons d'amour.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Die Versuchung.

Wir sind noch auf dem Ball der Marquisin von Rumbrye. In dem Augenblicke, als Letztere und Carral sich trennten, führte Xavier Helene an ihren Platz zurück. Es war das dritte und letzte Mal, daß er mit ihr getanzt hatte. Die Klugheit und der Anstand hatten ihm gerathen die Zahl von drei Contre-Tänzen sich als ein Ziel vorzustecken, das er zwar erreichen konnte, aber nicht überschreiten durfte.

Von nun an hatte das Fest keinen Reiz mehr für ihn; der ihm daraus zufließende Antheil von Glück war erschöpft. Er setzte sich in die finsterste Ecke des Saales, in deren Nähe sich Helene aufhielt und betrachtete von hier aus den blendenden Reigen, der an ihm vorüberrauschte. Seine Haltung war traurig, wie sein Herz. Denn sobald Xavier nicht mehr durch den Klang irgend einer Freundesstimme aufgeheitert und in Feuer und Flamme erhalten wurde, erfüllten düstere Gedanken seine Seele. Er verglich sich mit Andern, und diese Vergleichung machte ihn stets unglücklich.

Diese andern Alle hatten eine Familie, einen Vater, auf den sie stolz sein durften, eine Mutter, ach! eine Mutter, der sie ihre geheimsten Leiden und Freuden anvertrauen konnten!

Er aber war allein. Nur eine Frau hatte seinen Kummer mit empfunden. Er liebte und wurde geliebt; aber er hatte keine Hoffnung, und je mehr er über sich und seine Lage nachdachte, desto mehr vereinigten sich alle seine traurigen Betrachtungen in dem einen betrübten Gedanken: Helene möchte vielleicht die Gattin eines Andern, könnte möglicherweise nie die Seinige werden. Vor dieser nagenden Angst verschwand Alles. Er vergaß jene mächtige Liebe, jenen ungestümen Drang, welche die Waise für seine unbekannte Mutter fühlte, er vergaß jenes unaufhörliche Verlangen, seinen Vater kennen zu lernen, das früher jede seiner Stunden ausgefüllt hatte. War Helene nicht sein einziges Gut, sein einziger Schatz? War nicht sie es gewesen, die einen wohlthuenden Balsam auf die Wunde seiner Seele gelegt? Vertrat Helenens Liebe bei ihm nicht die Stelle des Vaters, der Mutter, der Familie?

Sein verlangender, unabgewandter Blick folgte ihr von Quadrille zu Quadrille; er wurde eifersüchtig auf ihre Tänzer und beneidete selbst Diejenigen, welche ihre Stelle ihr gegenüber einnahmen.

Unter Allen aber war der arme junge Alfred Lefebvre des Vallées Derjenige, mit dem sich seine Eifersucht am meisten beschäftigte, und bei dem es sich gewiß am allerwenigsten der Mühe lohnte. Seine Unerfahrenheit ließ ihm nämlich den Luxus und die verschwenderische Eleganz des Sohnes der Creolin als äußerst wichtige Vortheile erscheinen. Er hätte mindestens eben so glänzend auftreten, eben so beneidend sein mögen: er war ja erst zweiundzwanzig Jahre alt!

Ueberdieß war ja Helene der alleinige Gegenstand aller dieser Wünsche. Wenn er sagte: „Ach, wenn ich nur reich wäre;" so that er es, weil er glaubte, daß der Reichthum den Abstand zwischen ihr und ihm verkürze. Wenn er reich gewesen wäre, hätte er gesagt: „Ach wäre ich von Adel!" Denn, reich und von Adel, hätte er Niemand mehr zu beneiden gehabt, weil unter allen den jungen Leuten, welche die Säle des Hotels füllten, ohne Zweifel er es gewesen

wäre, welchem Herr von Rumbrye als Schwiegersohn den Vorzug gegeben hätte.

Während er diesen Gedanken nachhing, schritt Herr Alfred Lefebvre des Vallées an dem Arm eines jungen, den Engländern affektirenden Herrn, dessen weiße Halsbinde sechs Zoll hoch war, vorüber.

„Waren Sie heute Nacht glücklich, my dear?“ fragte der schöne junge Begleiter.

„Sie dürfen mir auf's Wort glauben, Sautenac, antwortete Herr Alfred Lefebvre des Vallees; „nach dem letzten Einsatze habe ich nur fünfhundert Louis'dor gewonnen gehabt.“

„Zehntausend Franken!“ dachte Xavier erstaunt.

„Eine Kleinigkeit!“ erwiederte der französche Britte; ib is very . . . .!“

Da er das rechte Wort nicht finden konnte, so endigte er seinen Satz mit irgend einer sprachwidrigen, englisch klingenden Endung.

„Mein Ehrenwort,“ rief Alfred aus, „dieses Wort habe ich nie in England gehört, Sautenac“.

„Wohl möglich,“ erwiederte der Cavalier mit Nachdruck; „es ist irisch.“

„Nun Sautenac . . . um wieder auf diesen kleinen krummbeinigen Imbert de Presme zurückzukommen . . . . Sie kennen ja Imbert de Presme?“

„Gewiß . . . . und?“

„Nun ja, dieser hat gestern Lord Sidney Sturm zehntausend Pfund Sterling abgewonnen; Sie dürfen mir's aufs Wort glauben, Sautenac.“

Die beiden Dandys entfernten sich.

„Zehntausend Pfund!“ murmelte Xavier vor sich hin, zweimalhunderttausend Franken!

„Träumen Sie Millionär geworden zu sein?“ ertönte neben ihm plötzlich Juan von Carral's Stimme. Xavier erröthete.

„Wie thöricht war ich,“ murmelte er vor sich hin.

Schnell aber faßte er sich wieder und fuhr fort:

„Nun wie ist ihr heutiges Liebesabenteuer abgelaufen . . . . werden Sie mir keine Mittheilung darüber machen?“

Carral's Stirne legte sich plötzlich in Falten.

„Bester!“ sagte er in kurzem Tone, „Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, hierüber nie mehr mit mir zu sprechen . . . Wollen wir einen Gang durch den Saal machen?“

Xavier stand sogleich auf und nahm den Arm des Mulatten. So schritten sie stillschweigend durch mehrere Säle. Xavier war zerstreut. Carral schien einen Gegenstand zur Sprache bringen zu wollen, und wußte nicht, wie er es angreifen sollte. Endlich wiederholte Xavier, von einer Art fixer Ideen hingerissen, maschinenmäßig und ohne es zu wissen:

„Zweimalhunderttausend Franken! . . .“

„Wie?“ rief Carral erstaunt aus.

„Ich habe nie gespielt,“ sagte Xavier hastig, indem er seinem Begleiter in's Gesicht sah; „ist es wahr, daß man an einem Abend zweimalhunderttausend Franken gewinnen kann?“

Ein Blick der Zufriedenheit strahlte aus dem braunen und tiefgehöhlten Auge des Mulatten.

„In zehn Minuten, mein Bester, antwortete er hastig.

Zweimalhunderttausend Franken!

„Das Doppelte, das Dreifache, das Zehnfache!“ sagte Carral, indem er auf jede Steigerung dieser phantastischen Zahlen-Progression einen besonderen Nachdruck legte.

„Seltsam!“ murmelte Xavier. „Man kann sich so als armer Teufel an den Spieltisch setzen und aufstehen . . . .?“

„Als drei- oder vierfacher Millionär,“ fiel Carral ein. „Das kommt jeden Tag vor.

„Seltsam!“ wiederholte Xavier, der wieder in seine frühere Träumerei verfiel.

Carral heftete auf ihn einen Blick, wie der Raubvogel auf seine Beute. Jedem Beobachter wäre es klar geworden, daß diese Klippe der Gedanken des jungen Mannes die geheime Absicht des Mulatten nach Wunsch begünstigte.

„Der arme Knabe ist unglücklich!“ dachte er. „Ich möchte eben so sicher sein, mich an diesem verabscheuungswürdigen Weibe rächen zu können, als ich gewiß bin, ihn in den Abgrund zu stürzen . . . Er macht die Hälfte des Weges von selbst.

Wie wenn Xavier diese Vorhersagung bestätigen wollte, hob er den Kopf wieder in die Höhe und zog Carral nach der Thüre des Saales fort. —

„Wir wollen spielen,“ rief er in kindischer Heftigkeit aus.

„Spielen!“ wiederholte Carral, welcher sogleich wieder die kluge und besonnene Miene eines Freundes und Berathers annahm; „haben Sie den Kopf verloren, Bester?“

„Warum? . . . Hat nicht Jeder das Recht zu spielen?“

„Streng genommen hat allerdings Jeder diese Freiheit . . . aber . . .“

„Aber was?“ rief Xavier ungeduldig aus.

„An Ihrer Stelle würde ich nicht spielen . . . hier nicht,“ sagte Carral kalt, indem er das vorletzte Wort nachdrücklich betonte. Da aber Xavier den Mulatten dennoch nicht zu verstehen und neugierig mit dem Blicke auszuforschen schien, fuhr dieser fort:

„Bester, Sie sind unerfahrener, als ein junges Mädchen am Abende ihrer ersten Communion! Haben Sie nie gegen die Spieler die heftigsten Aeußerungen des Mißfalls und der Verachtung gehört?“

„Doch, aber . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen . . . Sautenac spielt, nicht wahr? Lord Sturm ebenfalls, der Comthur von Keramblas desgleichen, selbst der dicke Saint Didier . . . Das ist Alles recht gut. Aber der Herr von Sautenac erwartet eine außerordentlich große Summe aus der Entschädigungs-Milliarde, das ist bekannt; Lord Sturm ist ein Engländer . .; wenn er nicht spielte, würde er seine Nationalität verläugnen . . . Saint Didier, diese plumpe Puppe, ist verheirathet; da er eine zahlreiche Familie hat, erlaubt man ihm, sein Erbtheil selbst zu vergeuden . . .; der Comthur endlich ist ein Britte von niedriger Herkunft, dessen Verhältnisse gänzlich zerrüttet sind. Er hat also das Recht zu spielen . . . Was aber uns anbelangt, was hauptsächlich Sie betrifft, so ist hier ein gewaltiger Unterschied . . . Wie zum Teufel, Bester, muß man Ihnen denn Alles an den Fingern herzählen, Ihnen das Tipfelchen auf das I machen? . . . Wenn man nichts besitzt als einen guten Ruf, was freilich ein höchst mageres Besitzthum ist, so muß man solchen auch zu bewahren wissen, Bester, oder man verfällt in die Strafe . . ."

„Ich verstehe Sie," unterbrach ihn Xavier und senkte den Kopf; diese Leute, welche man aus Herablassung empfängt, haben nur einen kleinen Theil der Rechte in der Gesellschaft anzusprechen, in der sie nur geduldet sind . . . . Ich dürfte nicht mehr ins Hotel Rumbrye kommen."

„Gewiß, Bester," erwiederte Carral kalt; „gewiß; man geht über verschiedene Dinge hinweg, man übersieht drei Contre-Tänze mit . . . Nun, runzeln Sie nur die Stirn nicht; ich schweige . . . Was das Spiel betrifft . . ."

„Ich will nicht mehr spielen."

„So! . . ." rief Carral mit etwas unruhiger Miene aus, „nun, wie sie wollen. Ich wollte Ihnen eben ein Auskunftsmittel vorschlagen."

Xavier antwortete nicht. Seine vorübergehende Laune war verschwunden. Aber in demselben Augenblicke ging, wie wenn der Zufall es sich zur Aufgabe gemacht hätte, sie wieder zu erwecken, Herr Alfred Lefébvre des Vallées, auf den Arm des Comthurs Keramblas gestützt an den beiden Freunden vorüber. Zum zwanzigsten Mal erzählte er das große Ereigniß des Abends.

„Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Keramblas, dieser Imbert de Presme. Sie kennen ihn ja, diesen Imbert?" . . . Gott soll mich verdammen, wenn er Lord Sydney Sturm nicht zehntausend Pfund abgewonnen hat!"

„Welches Auskunftsmittel wollten Sie mir vorhin vorschlagen, Carral?" fragte Xavier, indem er den Gleichgültigen spielte.

„Sie wollen ja nicht mehr!" entgegnete Carral.

„Nein . . . es ist wahr . . . sagen Sie es aber immerhin."

„Armer Junge!" murmelte der Mulatte.

Er zog Xavier bei Seite und machte eine geheimnißvolle Miene.

„Ich bin ein Spieler," sagte er leise; „ein Spieler, verstehen Sie mich, Xavier? . . . Gerade deshalb aber wünschte ich, daß Sie keiner würden, denn es ist eine fürchterliche, tödtliche Leidenschaft."

Man konnte sich unmöglich täuschen: Carral mußte die Wahrheit sagen. Denn während er vom Spiel sprach, zitterte sichtlich eine ungemein empfindliche Saite seiner Seele auf's Heftigste. Er wurde beredtsam, beinahe tragisch.

„Aber Sie müssen einmal spielen," fuhr er fort, „ein einziges Mal, weil man, wenn man zum ersten Male spielt, immer gewinnt . . . . Unterbrechen Sie mich nicht, zucken Sie nicht die Achseln, was ich Ihnen da sage, ist eine Thatsache: das erste Mal gewinnt man immer . . . . Hören Sie mich, aber nicht in einem Salon dürfen Sie spielen, Sie würden dadurch ihre Stellung in der Gesellschaft verscherzen; selbst nicht in einem öffentlichen Hause darf es geschehen, denn man könnte Sie sehen. Ich kenne ein geheimes Kränzchen . . ."

„Ein heimliches Spielhaus!" unterbrach ihn Xavier, indem er sich mit Abscheu wegwandte.

„Was liegt an dem Wort? Sie finden dort Personen, welche die höchsten Stellungen einnehmen, aber man hat die Uebereinkunft getroffen, sich daselbst nicht zu kennen . . . Das ist die Hauptsache . . ."

„Ich würde mich nie entschließen können" . . . entgegnete Xavier.

Aber der entfernte Klang der Stimme des Herrn Alfred Lefebvre des Vallées führte die verführerischen Worte an seine Ohren:

„Ich will des Teufels sein, wenn er nicht zehntausend Pfund gewonnen hat! . . ."

„Ich gehe mit," sagte Xavier, „ich gehe morgen mit."

„Wir gehen miteinander," erwiederte der Mulatte, indem er sich eines triumphirenden Lächelns, das er sorgsam zu verbergen suchte, nicht enthalten konnte.

Die Säle leerten sich langsam. Xavier und Carral schickten sich an, wegzugehen. In dem Augenblicke, als sie den Ball verließen, trat ihnen Herr von Rumbrye wie zufällig in den Weg; er gab Xavier die Hand und sagte:

„Wir reisen diese Woche aufs Land, um dort noch die letzten schönen Tage des Jahres zuzubringen. Ich hoffe, mein junger Freund,

Digitized by Google

daß wir das Vergnügen haben werden, Sie bei uns zu sehen!"

Diese unvermuthete Einladung sollte eine große Rolle in Xavier's Geschick spielen.

Der Tag begann bereits anzubrechen. Eine unübersehbare Reihe von Wagen hatte sich in der Straße die Häuser entlang aufgestellt. Die ungeduldigen Rosse scharrten, die halb eingeschlafenen Kutscher zogen ihre weißgepuderten Perrücken über ihre Ohren herab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Sorgen einer Exkönigin.) Den „Hamb. Nachr." wird aus Madrid vom 5. März geschrieben: „Der Königin Isabella sind dieser Tage drei Eisenbahnwagen voll Röcke in die Verbannung nachgeschickt worden. Schon in Pau hatte Isabella ihre Freundin, die Kaiserin Eugenie, um Intervention in Sachen ihrer Garderobe ersucht. Eugenie, von der Wichtigkeit dieser Angelegenheit durchdrungen, ließ durch den französischen Gesandten dem Patrimonal-Ausschusse wiederholte Vorstellungen machen. Aber über den vielen anderweitigen Sorgen, von denen man gegenwärtig in Madrid in Anspruch genommen ist, wurde die Sache wieder vergessen. Erneuerte Schritte des Barons Mercier veranlaßten endlich den Ministerrath, sich damit zu beschäftigen. Man nahm die Schätzung der Kleider vor, welche 4 Millionen Realen ergab, übermachte die ganze Garderobe dem Vertreter Frankreichs, und dieser ließ dieselbe denn auch ohne weitere Förmlichkeiten nach Paris schaffen. Dorthin waren bereits zwei große Kisten mit Sonnenschirmen und Fächern der Königin vorausgegangen. Isabella pflegte sich zu jedem neuen Kleide einen besonderen Fächer und Sonnenschirm machen zu lassen."

(Ein Mordversuch.) Eine abscheuliche That wurde von einem dreizehnjährigen Menschen dieser Tage in Wien verübt. Der Lehrling Ludwig Kittler, beim Ledergalanterie-Fabrikanten Ignatz Riederer bedienstet, hat seinen Lehrherrn zu vergiften versucht, indem er in das Bier, das er Abends für ihn geholt hatte, sogen. Silberwasser (Cyankali, Silber und Wasser) goß, und diese Mischung seinem Lehrherrn vorsetzte. Herr Riederer genoß von diesem vergifteten Bier, und bekam sogleich Erbrechen, worauf man auf das trübe Aussehen des Bieres aufmerksam wurde. Der Bursche, über die Ursache dieser Erscheinung befragt, gestand sofort seine That ein und setzte noch hinzu, daß er auch das Trinkwasser vergiftet habe, indem er in den Krug, in dem sich dasselbe befand, ebenfalls Silberwasser gegossen hatte. Zum Glück hat aber Niemand davon getrunken, so daß die Familie vor einem großen Unglück, das leicht hätte eintreten können, nur durch einen Zufall gerettet wurde. Als Ursache des an seinem Lehrherrn versuchten Mordes gab er an, daß er in eine andere Lehre habe kommen, und deßhalb Herrn Riederer habe tödten wollen. Der Verbrecher wurde dem Landesgericht übergeben. —

(Friedemann Bach.) C. H. Bitter berichtet in seinem kürzlich erschienenen Buche über Emanuel und Friedemann Bach auch über den Aufenthalt des Letzteren in Dresden. Danach hat Friedemann Bach, nachdem ihm die Orgel am 1. August 1733 übergeben worden war, 13 Jahre als Organist an der Sophienkirche gewirkt und oft Concerte auf der Silbermann'schen Orgel in der Frauenkirche gegeben. Sein Gehalt war 79 Thaler, 80 Thaler Zulage und 3 Faß Bier oder 5 Thaler Tranksteuer-Benefiz. Dieser wunderliche Mann, der später schlimmen Leidenschaften verfiel, siedelte 1746 nach Halle über und war dann in Braunschweig und zuletzt in Berlin aufhältlich, wo er am 1. Juli 1784 ganz entkräftet und in großer Armuth verstarb. Er war in Weimar geboren und galt als der größte Orgelspieler seiner Zeit.

Eine originelle volkswirthschaftliche Idee beschäftigt den Thierschutzverein von Genf; im Interesse der Vermehrung der insektenfressenden Vögel, worauf man in den letzten Jahren ganz wesentlich die Landwirthschaft aufmerksam zu machen beginnt, will derselbe eine Ausstellung von künstlichen Vogelnestern veranstalten und die besten Modelle prämiren.

Ein Zeitsymptom.

Die Telegraphen fliegen,
Die Diplomaten lügen,
In wahnsinniger Hast.
Alle Menschen fast
Rennen und jagen hienieden
Nach dem Wörtchen Frieden.

(Durst und Appetit der Arader Wähler.) Am Tage der Wahl in Arad (Ungarn) wurden, wie die dortige Zeitung meldet, in den Bierhallen Pölzl und Bauer, als den dem Wahlplatz zunächst gelegen, konsumirt: 22,400 Gläser Bier, 2,800 Seidel Wein, 23,000 Paar Würste, 9 Kälber, 8000 Semmeln, 170 große Brodlaibe. Dazu ist noch zu bemerken, daß im Cafe Hajduska Zucker, Kaffe und Milch auf die Nagelprobe ausgingen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 24. Mittwoch den 24. März. 1869.

Veilchen.

Veilchen, blaues Auge
Keuscher Lenzesflur,
Süß von deinem Hauche
Duftet die Natur.

Nur die Lenzessonne
Küßt mit keuschem Kuß
Deinen Kelch, der heißer'm
Strahl erliegen muß:

Sinnbild du der Treue,
Die, wie du, verweht,
Wenn im Rausch der Sinne
Tugend untergeht!

A. W.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Das Hotel Rumbrye bot nicht mehr den freudigen Anblick dar, den wir oben kurz zu schildern versuchten. Das geräumige Gebäude hob sich jetzt schwarz und düster von dem weißlichen Hintergrunde des Firmaments ab. Die Lichter erblaßten; die hohen Fenster warfen durch ihre dicken Vorhänge nur noch gelbliche Reflexe. Die Frauen, welche ungesäumt die Stufen der äußeren Treppe hinabeilten, waren in dunkle Mäntel gehüllt, und verbargen ihre abgespannten und von dem beginnenden Tage grün gefärbten Gesichter unter ihren seidenen Capuzen. Man hörte keinen andern Lärm mehr, als das Gestampf der Pferde im Kothe und die nachdrückliche Stimme der Diener, welche die Wägen herbeiriefen und die Titel ihrer Herrschaften herableierten.

Carral und Xavier fanden nur mit großer Mühe einen Fiaker, dessen holperiger Kasten sie nach ihrer Wohnung auf den Platz Saint Germain des Pres brachte.

„Also gehen wir morgen?" fragte Carral, indem er sich zu Bette legte.

„Ja," erwiederte Xavier.

Die Straße Servandoni.

Als am andern Morgen unsere beiden Freunde erwachten, war bereits die Mittagsstunde vorüber. Carral sprang schnell aus seinem Bette und begann sich anzukleiden. Xavier war viel langsamer; er hatte einen mehrstündigen, schweren und ermüdenden Schlummer ausgeschlafen. Mehr als einmal hatten ihn seine Träume in die Soirée des Hotel Rumbrye zurückgeführt; er sah Helenen wieder, aber zwischen das junge Mädchen und ihn trat immer das nichtssagende Gesicht des Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, dessen Mund, der mit den beneidenswerthesten Zähnen bewaffnet war, sich von Zeit zu Zeit öffnete, um die verführerischen Worte fallen zu lassen:

„Zehntausend Pfund Sterling!"

Trotzdem schwankte Xavier noch, als er sich ankleidete. Der Gedanke, in ein heimliches Spielhaus zu gehen, verursachte einen unüberwindlichen Widerwillen in ihm. Andererseits aber kamen ihm wieder die von Carral am vorigen Abend ausgesprochenen Worte: wenn man das erstemal spielt, gewinnt man immer, in Erinnerung und gossen Oel in das erlöschende Feuer seines Entschlusses.

„Ich werde ein einziges Mal hingehen," sagte er zu sich selbst, um damit sein Gewissen über diese plötzliche Laune zu beschwichtigen. „Man muß Alles kennen lernen!"

Als er in Carral's Zimmer trat, traf er diesen vor seinem Schreibtische sitzend und schreibend an.

„Sogleich der Ihrige," rief er aus, wie wenn er befürchtet hätte, Xavier möchte ihm so weit nahen, um über seine Schultern weg lesen zu können; „Jeder hat seine kleinen Geheimnisse, Bester, ich bitte Sie nur um eine Minute Zeit."

Xavier trat wieder in sein Schlafzimmer.

Mit zwei Federzügen hatte Carral seinen Brief beendigt; er machte die Adresse darauf, öffnete das Fenster, und rief einen Auvergnaten, der an der Ecke stand, herbei.

Der schwarze Bettler stand aufrecht, unbeweglich, auf seinen langen Stock gestützt, auf seinem Posten neben der Kirchenthüre. Beim Geräusch, welches das Oeffnen des Fensters ver-

ursache, richtete er aufmerksam seinen Blick nach dem Balcon, ließ ihn aber sogleich wieder gleichgültig sinken, als er Carral bemerkte.

„Gib diesen Brief an seine Adresse ab," sagte der Letztere zu dem Auvergnaten, der bis unter das Fenster vorgeschritten war.

Der Auvergnate fing den Brief im Fluge auf; statt ihn aber fortzutragen, setzte er sich mit ihm auf eine Stufe der Treppe vor dem Hause. —

„Was machst du da?" fragte Carral ungeduldig. —

Statt aller Antwort aber begann die natürliche Einfalt des Sohnes der Berge ganz laut die Buchstaben der Adresse abzulesen.

„An den Her . . . an den Herrn . . ."

„Schweig doch! schweig doch!" rief der Mulatte aus. —

Der Bettler, welcher bis daher gleichgültig dagestanden, spitzte die Ohren und hörte zu.

„Herrn Pol-iz-ei . . . ." buchstabirte der Auvergnate fleißig fort.

Der Balkon beherrschte die ganze, schmale Vorderseite des Hauses und durch Xavier's halb geöffnetes Fenster konnte man den jungen Mann vor dem Spiegel stehen und an seine Toilette die letzte Hand anlegen sehen. Carral warf einen unruhigen Blick nach jener Seite hin.

Schweig doch, sage ich dir!" rief er mit einer Stimme, welche seine Wuth kaum zu verbergen vermochte; „ich verbiete dir, die Adresse zu lesen."

Aber der Auvergnate schenkte, in seine Arbeit vertieft, welche wir mit nichts Besserem vergleichen können als mit den gelehrten Bemühungen eines alter Schriften kundigen Archivars, der eine merovingische Urkunde entziffern will, dem Befehl des Mulatten keine Beachtung, und fuhr fort:

„Com . . mis . . sär . . des . . Stadt . . Viertels . . ."

„Elender!" knirschte Carral außer sich.

Xavier erschien am Fenster.

„Gegen wen ereifern sie sich denn, mein Freund?" fragte er.

„Gegen Niemand . . . gegen gar Niemand!" stotterte Carral betroffen.

„Saint . . . Sul . . pice! endigte der Bote ruhig. Er stand auf und nahm seine Mütze ab.

„Es ist gut, Bürger," sagte er, ich verstehe. Braucht's eine Antwort?"

„Nein," erwiederte der Mulatte. „Geh!"

Der Auvergnate bog um die Ecke der Kirche.

„An den Herrn Polizeikommissär des Stadviertels Saint Sulpice," wiederholte der Bettler, der Alles verstanden hatte. „Was soll das bedeuten . . ? Ich werde auf diesen Menschen Acht geben."

Sobald sich der Auvergnate entfernt hatte, nahm Carral seine ganze frühere Heiterkeit wieder an.

„Nun," sagte er lustig, „wollen wir unser Glück versuchen?"

„Heute nicht," antwortete Xavier.

„Wie! Sie suchen auszuweichen, Bester? Das ist nicht recht."

„Ich weiß nicht . . . Ich kann mich nicht entschließen . . . . Ueberdieß sind wir in den ersten Tagen des Monats und ich habe kein Geld . . ."

„Daran soll's nicht fehlen, ich werde Ihnen leihen." —

Indem er dieß sagte, stieß sein Fuß an ein kleines Päckchen, welches auf den steinernen Platten des Balkons lag.

„Nun sehen Sie;" fuhr er fort, indem er dasselbe aufhob, „da ist ja gerade heute Nacht die wohlthätige Fee, welche so großen Einfluß auf ihr Geschick ausübt, wieder hier gewesen, Sie räthselhafte Waise; jetzt haben Sie nicht mehr nöthig, Geld zu lehnen. Hier ist die geheimnißvolle Gabe, die dießmal zu recht gelegener Zeit kömmt! . . ."

Xavier entfaltete das Papier, welches wie gewöhnlich fünfzehn Louisd'or enthielt.

„Das Schicksal will es," murmelte er, „gehen wir!"

Carral konnte ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken. Als sie das Haus verließen, streckte der Bettler nach seiner Gewohnheit nach Xavier die aus, welcher aber heute in seiner Zerstreutheit ihm sein gewöhnliches Almosen verweigerte.

„Wo ist es denn?" fragte der junge Mann den Mulatten.

„Hinter der Saint-Sulpice-Kirche, in der Straße Servandoni.

Der Bettler hatte den Kopf traurig zur Erde senken lassen.

„Dieß ist das erste Mal, daß er mir eine Gabe verweigert," murmelte er; „dieser Mann wird sein Herz verderben . . . Aber ich werde es ihm gedenken . . . Hinter der Saint Sulpice-Kirche hat er gesagt . . . und dieser Brief? Ich verstehe nichts davon, aber ich fürchte!"

Er eilte den beiden Freunden auf dem Fuße nach. Diese aber hatten bereits einen Vorsprung, und der Bettler bemerkte sie erst, als sie um die Ecke des Marktplatzes Saint Germain bogen. Um seinen Marsch zu beschleunigen, nahm er seine schweren mit Eisen beschlagenen Schuhe in die Hand und verdoppelte seine Schritte. In dem Augenblicke, als er die Straße Servandoni erreichte, sah er die beiden Freunde durch eine niedere Thüre seinen Blicken entschwinden.

Der Bettler setzte dessen ungeachtet seinen Weg fort und hielt nicht bälder an, als bis er vor der Thüre stand, durch welche die beiden

Männer geschritten waren, denen er folgte. Diese Thüre führte in eine schmutzige und enge Hausflur, an deren Ende man eine Wendeltreppe bemerkte. Auf den ersten Anblick schien das Haus unbewohnt. Die fünf Fenster der Vorderseite waren fest verschlossen, und die Fensterläden, deren Bretchen verkehrt eingesetzt, das heißt, nach Innen zugekehrt waren, machten es dem Blick unmöglich, durch ihren grünen Schirm hindurch in das Innere zu dringen. Auf ähnliche Weise waren die Fenster der drei Stockwerke, aus denen das ganze Haus bestand, beschaffen. Kein Geräusch drang aus dessen Inneren. Während in benachbarten Gebäuden Alles Leben und Bewegung war, schien dieses Haus wie ausgestorben.

Und doch vergingen kaum einige Minuten, ehe nicht ein oder mehrere neu Angekommene über die Schwelle desselben schritten und in dessen Hausflur verschwanden. Bevor aber die Meisten hineingingen, warfen sie nach rechts und links unruhige Blicke um sich: man wußte nicht, aus Furcht oder aus Scham.

Der schwarze Bettler kannte die Zustände der Gesellschaft in Frankreich nur höchst unvollkommen, war aber gerade deßwegen beständig auf seiner Hut. Was er seit seiner Ankunft in diesem Lande gesehen, hatte ihm, nicht ohne zum Oeftern seinen natürlichen Verstand in Erstaunen zu setzen, eine gewisse Furcht vor den Menschen eingeflößt; nicht um seiner selbst, sondern um eines vielgeliebten Wesens willen, welchem er sein ganzes Leben weihte. Und da er die Gesellschaft nur entfernt und von unten herauf betrachtete, so war er eher geneigt, deren gefährliche Geheimnisse zu übertreiben; als sie sich zu verhehlen.

Ohne sich über den Grund seiner Befürchtung Rechenschaft geben zu können, argwöhnte er doch eine Gefahr hinter den schweigenden Mauern dieses seltsamen Hauses.

Es geschah daher eben so sehr aus dem Bedürfniß, Athem zu schöpfen, als aus dem Drange, Wache zu halten, daß er sich vor demselben auf einen Eckstein setzte und wartete.

Während der Zeit vermehrte eine Menge anscheinend unbedeutender Anzeichen seine Unruhe. Bisweilen wurden die Läden des obersten Stockwerkes erschüttert, wie wenn ein Kopf gegen sie angeprallt oder angerannt wäre; dann ertönte ein gellendes weibliches Gelächter bis auf die Straße herab und man hörte ein gewisses metallenes Geräusch, dem Klange einer Hand voll Goldes ähnlich, das man ungezählt auf den Tisch wirft. Ein anderes Mal trat ein Bedienter aus dem Hause, der einen am Ende der Straße stehenden Miethkutscher herbeirief. Auf dieses Zeichen sah man nicht nur den Fiaker herannahen, sondern auch mit ihm eine ganze Schaar Bettler, welche ohne Zweifel mit gutem Vorbedacht ihren Posten an der Seitenthüre der Saint Sulpice-Kirche verließen. Hierauf schritt ein Mann, den Kopf stolz in die Höhe gehoben, oder mit trauriger niedergebeugter Stirne heraus, ein Lächeln oder einen Fluch auf der Lippe, roth vor Freude oder blaß vor Verzweiflung. Im ersteren Falle umgab die ganze Horde von Bettlern den Fiaker und bat um ein Almosen auf eine Weise, wie man etwa eine Abgabe einzufordern pflegt; im andern zerstreute sie sich, indem sie verachtend die Achsel zuckte.

„Was geht da innen vor?“ dachte unser Neger.

Nach Verfluß einer Stunde erschien Carral an der Thüre der Hausflur. Beim Anblicke des schwarzen Bettlers entfuhr ihm eine Geberde des Unwillens und er schien zu schwanken. Sogleich aber faßte er sich wieder, schritt entschlossen über die Schwelle des Hauses und lief eiligen Schrittes die Straße hinab. Der Neger bewegte sich auf seinem Eckstein unruhig hin und her wie wenn ihn das Fieber rüttelte.

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihm seine bisherige Ungewißheit auf einmal aufklärte. Die Männer, welche theils verzweifelnd, theils närrisch vor Freude das Haus verließen, einige den Armen von Saint-Sulpice entschlüpfte Worte, das verdächtige Aussehen des Schlupfwinkels, Alles stimmte damit überein: er stand vor einem heimlichen Spielhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Drohbriefe aus dem Jenseits.

Es dürfte wohl kaum ein Jahr her sein, — erzählt das „Wiener Fremdenblatt“ — daß der reiche Kaufmann P*** in der Leopoldstadt starb. Die kurze Ehe war durch Eifersüchteleien des Mannes getrübt, der seine Frau argwöhnisch bewachte. Ob er während der Zeit der Ehe Grund zu diesem Argwohn hatte, ist uns nicht bekannt geworden, allein selbst auf dem Krankenlager peinigten ihn die Othellogedanken, und mehr als einmal mußte ihm die Frau versprechen daß sie sich im Falle seines Ablebens nicht mehr vermählen werde.

Der Kaufmann starb, die Frau lebte auf. Sie besuchte jetzt Bälle, Soireen, Theater und machte zahlreiche Bekanntschaften. Der schönste Mann kam in das Haus der Wittwe. Ein junger Comptoirist hatte Gnade in den Augen der Wittwe gefunden und das Verhältniß wurde ein immer intimeres.

Die Verlobung wurde beschlossen und eines schönen oder schlechten Abends gefeiert.

Am folgenden Morgen klopfte es an der

Thüre der Braut. Der Briefträger tritt herein und überbringt ein Schreiben.

Die Dame wirft einen Blick darauf, stößt einen Schrei des Schreckens aus und läßt das Billet fallen.

Die Adresse trug die Schriftzüge ihres seligen Gatten. Mit bebenden Händen löste sie das Siegel uud immer schreckensbleicher wurden ihre Züge; denn der Brief enthielt folgende laconische Zeilen:

„Du bist Braut geworden; ich sage Dir, hüte Dich, eine neue Ehe einzugehen denn ich werde Dich zeitlebens Tag und Nacht verfolgen."

Halb verrückt ging die Frau herum, zeigte den Brief dem Bräutigam, der ihn kopfschüttelnd las, innerlich auch ein kleines Gruseln fühlte, aber als aufgeklärter Mann sich darüber hinwegsetzte und seiner Braut die Bedenken ausredete. —

Der räthselhafte Brief beschäftigte aber immer und immer die heirathslustige Wittwe; doch da einige Zeit verstrich, ohne daß sich weiter ein bedenkliches Symptom zeigte, bekam die Dame wieder Muth und es wurden nun alle Vorbereitungen zur längst ersehnten Hochzeit getroffen.

Das erste Aufgebot war erfolgt, da kam wieder ein Brief vom „Seligen", noch fürchterlichere Drohungen enthaltend.

Die unglückliche Frau stürzte ohnmächtig zusammen, der Bräutigam wurde geholt und mit vor Schrecken verwirrter Stimme klagte sie ihm das Leid.

Diese Schreckensscene wurde durch den Eintritt des Stubenmädchens unterbrochen, das sich Verzeihung erflehend, zu den Füßen der Gebieterin warf.

„Ich will Alles bekennen," rief das Mädchen, „nur verzeihen Sie mir. Ich mußte so handeln, denn durch Geld verlockt, habe ich heilige Eide geschworen, den Willen des Sterbenden zu erfüllen. Nun aber sind sie, meine gnädige Gebieterin, selbst dem Sterben nahe und das ermuthigt mich, den Eid zu brechen .... Eines Tages — so begann das Mädchen — da waren gnädige Frau nicht zu Hause, rief mich ihr kranker Gatte zum Bette und sagte: Johanna, willst du dir tausend Gulden verdienen? Wie gerne! rief ich, die ich eine solche Summe noch nie gesehen hatte. Nun, die tausend Gulden sind dein, wenn du meinen Wunsch erfüllst und als Bürgschaft für die Erfüllung einen Eid in meine Hände ablegst. Ich werde sterben und meine Frau ist lebenslustig. Ich will aber nicht, daß ein Anderer sie wieder besitze. Wenn also nach meinem Tode die Frau sich nochmals verlobt, so giebst Du diesen Brief am Verlobungstage auf die Post. Hierbei zog er hinter dem Kopfkissen einen an Sie, gnädige Frau, adressirten Brief hervor. Sollte, fuhr er fort, die Frau dennoch heirathen wollen, so giebst Du diesen zweiten Brief acht Tage vor der Hochzeit auf die Post. Ich beschwor, seinen Willen zu vollziehen und führte den Auftrag aus. Nun sehe ich aber, welches Unheil diese Briefe angestiftet; ich bekenne reumüthig meine That."

Die Gespenster-Geschichte, die bald einer Liebenden den Verstand und das Glück der Zukunft geraubt hätte, löste sich zur allgemeinen Zufriedenheit.

Die Hochzeit wurde gefeiert und das junge Paar ist selig, wenn auch der im Himmel selig Lebende dieser irdischen Seligkeit durch eine teuflische List hatte vorbauen wollen.

Mannigfaltiges.

(Treue Liebe.) Der holländische Admiral Bombell war, ehe er zur See ging, Hofknecht bei dem Gutsbesitzer von Bombell im Schleswig'schen; er entfloh wegen mancherlei Händel und machte rasch sein Glück bei der holländischen Marine. Da schrieb er einem armen Dienstmädchen zu Emerleff:

„Meine liebe Grete!

Wenn Du noch gesinnt bist, wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, so komme zu mir nach Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral.

Nil de Bombell, zuvor Nil Ipsen,
Dein getreuer Bräutigam."

Die Magd packte rasch ein, reiste nach dem Haag und — wurde Frau Admiralin.

Kürzlich wurde Herr X. zu einem Freunde zu Tische geladen, der einen sehr guten Tisch führte, wo aber der Wein so sauer war, daß er ihn unmöglich trinken konnte. Mehrmals dazu von der Hausfrau aufgefordert, entschuldigte er sich mit den Worten: „Ich bin wie ein Engländer; eff' ich, trink' ich nicht!" (Essig trink ich nicht!)

„Liebes Kind," ermahnte ein Vater sein Söhnchen, „bleib immer fromm und gut und besuche die Kirche, dann wirst Du selig werden." „Aber, lieber Vater," fragte das Kind naiv: „gehst Du denn jeden Abend in die Kirche? Mutter sagt, Du kämest jeden Abend selig nach Hause.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 25. Samstag den 27. März. 1869.

I.

Als Gott die Welt geschaffen,
Und Alles fertig war,
Da schuf er noch zum Schlusse
Das erste Menschenpaar.

Nach seinem Ebenbilde
Schuf er zuerst den Mann,
Aus einer Rippe Adam's
Schuf er ein Fräulein dann.

Ich glaub', es ist gegangen
Vom Herzen auch 'was mit,
Weil's uns oft so gewaltig
Hin zu den Frauen zieht.

Was ist's, daß ich bei Frauen
So viel und gern verweil'?
Ich such' zu meinem Herzen
Ja nur den andern Theil.

II.

Du mit Deinen dunklen Augen
Was hast Du gethan?
Hast mit ihnen mich verwundet,
Niemand helfen kann!

Keiner kann mir Heilung schaffen,
Als nur Du allein,
Nur Du selber, schönstes Mädchen,
Kannst mir Rettung sein.

Wenn Du meine bleichen Wangen
Küßtest wieder roth,
Wär' gar schnell von mir entflohen
Alle meine Noth!

R. L.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Wozu aber Carral's eilige Flucht? Wozu jener geheimnißvolle Brief? Dahinter muß eine Falle stecken.

Der Bettler verließ seinen Eckstein und ging über die Straße.

„Ich muß ihn sehen," sagte er vor sich hin; „ich muß ihn sehen! . . ."

In demselben Augenblick jedoch, als er in das Haus treten wollte, blieb er stehen. Drei schwarz gekleidete Männer bogen um die Ecke der Straße und schritten auf ihn zu; er verbarg sich und ließ sie vorübergehen.

Die drei Männer näherten sich in der That dem Hause, statt aber hinaufzugehen, blieben sie in der Hausflur stehen, bis eine Rotte Polizei-Soldaten am äußersten Ende der Straße erschien. Wie wenn er nur darauf gewartet hätte, zog derjenige der drei Männer, welcher der Vorgesetzte zu sein schien, eine weiße Schärpe aus der Tasche und umgürtete sich damit über seinem Kleide die Lenden.

„Jetzt wollen wir hinauf, meine Herren!" sagte er.

Der Bettler schlug sich vor die Stirne.

„Ich verstehe! ich verstehe!" rief er mit beklommenem Herzen aus; „der Brief . . man wollte ihn verderben . . . . und ich kann ihn nicht retten! . . ."

Folgendes hatte sich seit einer Stunde im Innern des Hauses zugetragen.

Nachdem Xavier und Carral die Wendeltreppe erstiegen hatten, klopften sie an die zum ersten Stockwerke gehörige Thüre; ein Bedienter empfing sie und fragte, was ihnen zu Diensten stehe. Carral's ganze Antwort war, daß er sich zu erkennen gab. Hierauf öffnete der Diener eine zweite Thüre und führte die beiden Freunde in einen großen Saal, der mit Wachskerzen beleuchtet war, obgleich draußen heller Tag war.

In diesem Saale war ein großer, länglicher Tisch aufgestellt, der mit einer dreifachen Reihe von Spielern umgeben war. In der Mitte stand der Croupier, d. h. der Gehülfe des Banquiers, der die Bank der Trente et quarante machte.

Als unsere beiden Freunde eintraten, wandte Niemand den Kopf nach ihnen um. Jeder war so sehr mit jenen unaufhörlich wechselnden Wendungen des Glücks beschäftigt, daß das Einstürzen der Decke oder die Ankunft eines Polizei-Commissärs nöthig gewesen wäre, um der allgemeinen tiefen Aufmerksamkeit auf das Spiel eine andere Richtung zu geben. Carral und Xavier hatten aber nichts desto weniger Jemand Rede zu stehen.

Digitized by Google

Ein Herr, dessen ausgemergelter und eckigter Körper die Galgen-Physiognomie eines Spitzbubengesichtes trug, schritt auf sie zu und begrüßte Carral mit der Miene eines Bekannten. Es war der Eigenthümer der Anstalt.

„Wie geht's" fragte er. „Ist der Herr gut?"

Die letztere Frage sprach er leise aus, indem er nachdrücklich mit dem Auge blinzelte.

„Dieser Herr ist mein Freund," antwortete der Mulatte.

„Außerordentlich erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," begann jetzt der Besitzer des Hauses, indem er sich mit einem Lächeln des Einverständnisses an Xavier wandte, welches seine Wirkung gänzlich verfehlte."

„Meine Anstalt steht ganz zu Ihren Diensten. Hier haben wir das Trente et quarante, in dem Saale zur Rechten wird Ecarté, in dem zur Linken Bouillotte gespielt . . im zweiten Stockwerk haben wie die Roulettte, das Whist- und das Trischäkspiel . . . Sie haben nur zu wählen . . . Was das dritte Stockwerk betrifft . . ."

„Schon genug, Herr Moutet," unterbrach ihn Carral.

„He! He!" machte es Herr Moutet mit einem hündischen Lächeln, „der Herr ist also kein Freund von dem was wir im dritten Stockwerke haben.

Carral gebot ihm mit einem Winke Stillschweigen. —

„Ganz gut! ganz gut!" brummte Herr Moutet und wandte ihnen den Rücken; „ob Sie im ersten oder zweiten oder dritten Stockwerke ihr Geld verlieren, bleibt sich ganz gleich; aus dem Hause kömmt es ja doch nicht mehr."

Xavier fühlte während dieser Unterhaltung ein drückendes Gewicht auf dem Herzen. Sein Blick, der die Runde um den Tisch gemacht und die Spieler Alle der Reihe nach betrachtet hatte, konnte kein einziges erträgliches Gesicht finden. Eine zurückstoßende, einformige Gier leuchtete aus allen Augen, die auf die Hände des Banquiers gerichtet waren. Der größte Theil der Männer, welche den grünen Teppich umgaben, waren äußerst armselig angekleidet; eine unsaubere und schwärzliche Wäsche schaute aus den Fugen ihrer zugeknöpften Röcke heraus, und doch warfen sie mit vollen Händen mit Gold um sich.

Einige außerordentliche herausgeputzte Frauenzimmer mischten sich hie und da unter die Spieler. Sie mochten einen Theil desjenigen ausmachen, was Herr Moutet im dritten Stockwerke seines Hauses zu haben rühmte.

„Wir sind nicht hieher gekommen, um zu beobachten," sagte Carral; „das Zusehen ist nicht sehr verführerisch . . . . Verstehen Sie das Whistspiel?"

„Nein," antwortete Xavier.

„Oder Ecardé?"

„Ein wenig."

„Das ist nicht hinreichend . . . . und die Bouillotte?"

„Noch weniger."

„Dann müssen wir zwischen Roulette und Trente et quarante wählen . . . welches ziehen Sie vor?"

„Ich kenne weder das eine noch das andere."

Das ist kein Hinderniß. Die Roulette und das Trente et quarante sind gleich achtungswerthe Spiele, für alle mit dem Spiel unbekannten Leute, wie Sie zum Beispiel, erfunden... Sie brauchen nicht selbst zu spielen; der Banquier wird diese Mühe übernehmen. Nun, sagen Sie ihre Ansicht, folgen Sie ganz Ihren Eingebungen."

Xavier's Ansicht war, sich auf der Stelle zu entfernen; da er aber schon zu weit gegangen war, wagte er es nicht mehr, zurückzutreten.

„Meinetwegen also die Roulette," sagte er.

Carral nahm ihn unter'm Arme und führte ihn die Treppe hinauf. Herr Moutet war ihnen vorausgegangen.

„Der Herr will's mit der Roulette versuchen?" sagte er; „ich habe das Vergnügen, Ihnen viel Glück zu wünschen."

Der Saal des zweiten Stockwerks war die genaue Wiederholung des ersten, nur befand sich in der Mitte des mit einem grünen Teppich bedeckten Tisches, um den sich die Spieler drängten, eine Art runden Beckens, dessen Rand in kleine, wechselweise roth und schwarz bemalte Fächer eingetheilt war. Diese Fächer waren alle numerirt. Im Mittelpunkt des Beckens, welches genau in ein dem Tische angebrachtes Loch eingepaßt und beweglich war, stand eine Kurbel in die Höhe, vermittelst welcher der ganze Apparat in eine kreisförmige Bewegung gesetzt werden konnte. Rings um das Becken herum war der Tisch mit eingefaßten Zahlen bedeckt, die von 1 bis 36 aufwärts stiegen.

„Das ist die Roulette," sagte Carral, „spielen wir!"

Er zog Xavier fort und nöthigte ihn auf einen Platz, welchen eben ein armer Teufel verlassen hatte, den die unselige Maschine zu Grunde gerichtet.

Xavier setzte sich und sah zu.

Anfangs begriff er gar nichts, und die Erklärungen Carral's, welcher hinter ihm stand, dienten nur dazu, seine Gedanken noch mehr zu verwirren. Die Kurbel drehte sich, eine kleine Kugel, welche der Croupier geschickt zu werfen wußte, bewegte sich in entgegengesetzter Richtung auf dem etwas erhöhten Rand der Schüssel, bis sie in irgend ein Fach gefallen war, worauf sich die schläfrige, eintönige Stimme des Ban-

Digitized by Google

quiers erhob und in einer unbekannten Sprache ausrief:

„Roth ungerade, fehlt.“

Oder:

„Schwarz, gerade, zieht.“

Hierauf zog einer der Banquiers mittelst eines sehr niedlichen Rechens das Geld des Verlierenden ein, während ein anderer dem Gewinnenden mit einer außerordentlichen Gewandtheit Fünffranken- oder Louisd'or-Stücke zuwarf.

Nach Verfluß von zehn Minuten zog Xavier zwei Louisd'or aus seiner Börse.

„Wo muß ich hinsetzen?“ fragte er Carral.

„Folgen Sie ganz Ihrer Eingebung, mein Bester,“ antwortete dieser mit Nachdruck, „setzen Sie, wohin Sie wollen.“

Xavier schob seinen Einsatz auf eines der Felder, des Teppichs, der mit Nr. 23 bezeichnet war.

„Das Spiel ist gemacht!“ rief der Banquier aus. „Es kann nicht mehr gesetzt werden!“

Das Becken und die Kugel drehten sich, beide in entgegengesetzter Richtung gelenkt, mit fabelhafter Schnelligkeit. Bald aber fing die Kugel an, sich hin- und herzuschwingen; sie hüpfte erst in eines der kleinen Fächer, fuhr wieder aus demselben heraus, fiel in ein anderes, das sie ebenfalls wieder verließ, und blieb endlich in einem dritten liegen.

„Drei und zwanzig, roth, ungerade und gefehlt,“ rief die Automaten-Stimme des Banquiers.

„Gewonnen!“ sagte Carral erstaunt. Sie haben wie ein Narr gespielt, aber um so besser! Fahren Sie nur fort!“

Der Banquier warf auf Xavier's Einsatz 36 Louisd'or.

Dieser begriff zwar jetzt so wenig als früher, wie es damit zugegangen, aber der plötzliche Gewinn erhitzte ihn. Er rückte seinen Stuhl näher, legte seine beiden Ellbogen auf den Tisch und schenkte von nun an, von jenem Dämon erfaßt, welcher unaufhörlich den grünen Teppich umschwebt, seine ganze Seele dem Spiel.

Als Carral ihn so beschäftigt sah, schlich er sachte davon.

Der junge Mensch bemerkte nicht einmal die Abwesenheit seines Gefährten. Er spielte mit außerordentlicher Leidenschaft, mit rasender Hitze. In seiner Unerfahrenheit wagte er die tollsten Sätze, und beinahe immer krönte ein glücklicher Erfolg seine Kühnheit. Nach Verlauf von einer halben Stunde lag bereits ein Haufen Gold und Bankbillets vor ihm. Die andern Spieler sahen ihm neidisch zu, und Herr Moutet selbst verfolgte sein Spiel mit offenbarem Interesse. Die Croupiers allein, jene gefühllosen Maschinen, welche dem Zufall als Dolmetscher dienen, ohne unter dessen Wechselfällen zu leiden, fuhren fort, das Spiel mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit zu leiten.

Xavier hatte den Kopf verloren. Sein Gesicht war blutroth. Je mehr sein Schatz zunahm, je höher stieg der fieberhafte Wahnsinn in seinem Kopfe.

„Ich setze das Alles . . . Alles das auf einmal!“ rief er endlich aus, indem er seinen ganzen Gewinn vor sich hinhob.

Es waren wenigstens dreißigtausend Franken.

Der Croupier befragte Herrn Moutet mit den Augen ob er den ganzen Einsatz halten sollte. Herr Moutet winkte bejahend.

Die andern Spieler zogen ihre Einsätze zurück und jeder neigte sich herüber, um das Resultat dieses Hauptzuges abzuwarten.

Der Banquier setzte die Roulette in Bewegung.

Aber in diesem Augenblicke stieß Herr Moutet, dessen Blick sich nach der Thüre gerichtet hatte, einen dumpfen Schrei aus. Einige Spieler hoben den Kopf in die Höhe und wiederholten denselben Ruf. Ein allgemeiner Schauder und Schrecken erfaßte die dreifache Reihe der Spieler. Xavier allein schenkte seine ganze Aufmerksamkeit der Bewegung der Roulette. Er sah, er hörte Nichts.

Wir haben bereits bemerkt, daß ein außerordentliches Ereigniß nöthig war, um die Aufmerksamkeit der Spieler so schnell abzulenken: entweder der Einsturz der Decke oder die unheilverkündende Erscheinung eines Polizei-Commissärs.

Eine der beiden Katastrophen war eingetroffen; der schwarz gekleidete Mann mit der weißen Schärpe stand auf der Thürschwelle.

Herrn Moutet's Gesicht hatte beim Anblick des Polizeikommissärs ein ganz zerknirschtes Aussehen bekommen.

„Ich bin zu Grunde gerichtet,“ rief er mit kläglicher Stimme aus.

Die Spieler machten Miene zu entrinnen, aber der Commissär versperrte ihnen den Weg.

In diesem Augenblicke des allgemeinen Entsetzens und Stillschweigens hielt die Roulette, welche ihren letzten Lauf vollendet hatte, stille. Die Kugel lief in ein Fach.

„Gewonnen, gewonnen,“ rief Xavier außer sich aus und setzte, als er den Banquier unbeweglich da stehen sah, sogleich hinzu:

„Nun, auf was warten Sie denn... Bezahlen Sie!“

Diese Worte erschwerten das so zu sagen auf frischer That ertappte Verbrechen. Die Umstehenden senkten den Kopf und der Polizeikommissär näherte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der Pariser Moniteur veröffentlicht folgende Heilmethode des Dr. Buisson *) in Fällen der Tollwuth. Dieser Arzt hatte das Unglück, bei der Behandlung einer von dieser schrecklichen Krankheit befallenen Frau eine kleine Wunde an seinem Finger mit dem Speichel der Kranken in Berührung zu bringen. Am neunten Tage nach diesem Vorfalle fühlte er plötzlich alle Symptome der Hydrophobie, großen Schmerz in der Kehle und in den Augen, Widerwillen gegen jedes Getränk, Sucht zu beißen, Speichel-Anhäufung im Munde x. x. Er ließ sich sofort in ein Dampfbad bringen, wo nach kurzer Zeit sobald die Temparatur auf 52 Centigrade (115 Grade Fahrenheit) gestiegen, alle vorbenannten Symptome verschwanden. Er war gänzlich und für immer geheilt. Dr. Buisson soll seitdem mehr als 80 Personen auf dieselbe Weise von der Hydrophobie geheilt haben. Die Wirkung der Dampfbäder ist selbstredend eine ungleich sichere, wenn sie als präservatives Mittel angewandt werden. Sobald Jemand von einem tollen Hunde gebissen ist, soll er sogleich ein russisches Dampfbad nehmen und dieß auch während der folgenden 8 Tage jeden Tag einmal wiederholen. Die Temperatur des Bades muß schnell auf 57 Grad gebracht und dann langsam bis zu 63 Grad (Centigrad) gesteigert werden.

*) Ein von der Naturheillehre aufgestellter Satz vom Ausland bestätigt.

Die Bank von Californien hat zum Zählen von Münzen Chinesen, in zwei Abtheilungen von je sechs Mann, angestellt. Dieselben haben das feinste Gefühl für irgend einen Gewichts- oder sonstigen Mangel an den einzelnen Geldstücken. Dabei zählen und rangiren sie die geprägten Münzen mit einer Schnelligkeit und Unfehlbarkeit, welche derartige Dienstleistungen eines Chinesen von drei anderen Angestellten aufwiegen lassen. Allerdings müssen sie sehr sorgfältig überwacht werden.

(Merkwürdige Todesart.) Die „Schles. Ztg." berichtet: „In dem im Breslauer Kreise belegenen Dorfe Neukirch wurde kürzlich das dem dortigen Gasthofbesitzer Suppelt gehörige zweijährige Töchterchen Ernestine von einem Gänserich gebissen. Das überaus kräftige und gesunde lebenslustige Kind lief nämlich unbeaufsichtigt über den Hof, als plötzlich der unter den Gänsen befindliche Gänserich auf das Kind losfuhr, es mit dem Schnabel an der Kehle faßte und dann in's Gesicht zwickte, worüber das Mädchen so in Schrecken gerieth, daß es sofort todt zu Boden stürzte. Der schnell aus Lissa herbeigeholte Arzt Dr. Schmidt stellte alle möglichen Wiederbelebungsversuche ohne Erfolg an. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Kind nur in Folge des Schreckens seinen Tod gesturben hat, da der erwähnte Arzt keinerlei von dem Schnabel des Gänserichs beigebrachte tödtliche Verletzung ermitteln konnte."

Der New-Yorker Gesundheitsrath hat einstimmig die folgende Verordnung angenommen, deren Annahme in allen übrigen großen Städten sehr erwünscht wäre:

Kein Petroleum-Oel, Kerosin-Oel oder andere als Beleuchtungsmittel gebrauchte Flüssigkeit von gleicher Zusammensetzung oder Eigenschaft soll als Beleuchtungsmittel verkauft oder gekauft werden, wenn es nicht die folgenden Proben aushält: 1) daß es sich nicht entzündet bei einer Temperatur unter 110 Gr. F.; 2) daß es keinen explodirbaren Dunst unter 100 Gr. F. ausströmt. —

Bei einer Kinderlehre auf dem Lande setzte der Geistliche den Kindern den Nutzen der Frömmigkeit auseinander und sagte zum Schlusse: „Was muß man also thun, um geachtet zu leben, erstens — antworte Du einmal, Ignaz — was muß man thun, um zuerst sein ehrliches Fortkommen zu finden?" Der Junge antwortete: „man muß sehen, daß man eine reiche Bauerntochter zum Weibe kriegt!"

Auf einem Balle am — schen Hofe sagte Prinz E. zu einer jungen Dame unter Anderm: „Heute ist doch recht unfreundliches Wetter!" Naiv erwiederte die Angeredete: „Doch besser als gar keines!"

Bosko eskamotirte einst zwei Taubenköpfe so, daß der Kopf einer lebendigen weißen Taube auf dem Rumpfe der gleichfalls lebenden schwarzen und umgekehrt erschien. — Nach der Vorstellung ersuchte ihn ein Bauer, ob er dasselbe Kunststück nicht auch an seiner Frau und deren Schwägerin machen könnte? er wolle gern bezahlen, was dafür zu entrichten sei.

Ein Mann, welcher ein böses Weib hatte, bestieg mit ihr den Straßburger Münster. Bei der Rückkehr begegnete ihm ein Freund und fragte, wo er gewesen sei? „Ich habe einen Drachen steigen lassen", war die lakonische Antwort.

„Weßhalb tragen Sie stets auf der linken Hand einen Handschuh?" wurde ein Herr gefragt. „Ja, die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte thut, erwiderte dieser.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 26. Mittwoch den 31. März. 1869.

Frühling.

Hörst Du wohl die Glöcklein klingen
Durch die warme Morgenluft,
Hörst Du wohl die Lerche singen
Oben in des Aethers Duft?
Glöcklein klingen,
Vöglein singen;
Vater sendet uns ja wieder
Frühling zu der Erde nieder.

Winter mit den blassen Wangen,
Mit dem weißen Grabgewand,
Winter, der ist heimgegangen,
Bächlein frei vom eis'gen Band.
Kannst nun lauschen,
Bächleins Rauschen,
Das jetzt fließt durch's Wiesenthal
Silberhell im Sonnenstrahl!

Frühling! jauchzt die junge Erde,
Frühling! jauchzt der Menschen Lust;
Vater wollt', daß Frühling werde
Auch in jeder Menschen Brust.
Menschenherz,
Fühlst Du Schmerz,
Geh' hinaus auf sonn'ge Auen,
Wirst Dir draußen Trost erschauen.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Beim Herausgehen aus einem heimlichen Spielhause.

„Meine Herren“, sagte der Commissär, „ich fordere Sie auf, vernünftig zu sein. Ich habe bereits meine Pflicht im ersten Stockwerke erfüllt. Der geringste Widerstand würde ihre Lage nur noch verdrießlicher machen . . . Polizeisoldaten stehen vor der Thüre.“

Xavier wandte sich bestürzt um. Diese Rede, deren Sinn er nicht verstand, weil er gar nicht wußte, daß das Gesetz an seinem gegenwärtigen Betragen etwas auszusetzen finden könnte, schien ihm keineswegs die allgemeine Bestürzung zu rechtfertigen.

„Warum bezahlt man mich nicht?“ fragte er zum zweitenmale, indem er maschinenmäßig in seinem Haufen Gold wühlte.

„Die Spiel-Einsätze sind mit Beschlag belegt und von nun an Eigenthum des Fiskus. Rühren Sie nichts mehr davon an!“ gebot der Commissär.

„Wie, dieses Geld gehört ja mir! . . rief Xavier aus.

„Stille! . . . sagten mehrere Stimmen in seiner Nähe.

„Meine Herren,“ fuhr der Commissär fort, Sie werden die Güte haben, mir ihre Namen und Adressen mitzutheilen, damit der Herr Staatsanwalt in den Stand gesetzt wird, Sie zur geeigneten Zeit und an den bestimmten Ort vorladen zu können.“

„Der Staatsanwalt!“ wiederholte Xavier, „wozu das?“

„Stille,“ sagten die Versammelten, die ihre Gründe haben mochten, sich gehorsam zu zeigen.

Herr Moutet, der Besitzer der Anstalt, schrieb seinen Namen zuerst auf die Schreibtafel der obrigkeitlichen Person, was nicht ohne einen kläglichen Seufzer geschah. Hierauf kam die Reihe an die Spieler. Diese aber, die an dergleichen Scenen gewöhnt waren, unterzeichneten sämmtlich falsche Namen und Adressen und entfernten sich sofort.

In diesem Augenblicke erst dachte Xavier an Carral; er wunderte sich, ihn nicht mehr neben sich zu sehen.

„Er ist wahrscheinlich entwischt,“ dachte er, „nun um so besser!“

„Die Reihe ist nun an Ihnen, mein Herr,“ wandte sich der Commissär an ihn.

Xavier gab, durch das allgemeine Beispiel bestimmt, seinen Namen an. Dieser war vielleicht die einzig wahre Angabe, welche die Liste enthielt; deßhalb bezweifelte auch der Commissär welcher ein scharfer Beobachter war, auf der Stelle deren Aechtheit.

„Xavier!“ murmelte er vor sich hin, „kein Mensch heißt Xavier! . . . Haben Sie keinen anderen Namen als Xavier, mein Herr?“

Er warf bei diesen Worten einen Blick auf den Besitzer der Anstalt, der sei es aus Bosheit oder aus Gewohnheit mit den Augen blinzelte.

Digitized by Google

„Mein Herr," antwortete trocken der junge Mann, „ich weiß durchaus nicht, was aus diesem ganzen Vorgange für mich entstehen kann. Ich habe mich Ihrem Ansinnen unterzogen, weil Ihre Schärpe mir so ziemlich das Amt anzeigt, welches Sie begleiten; aber diese Schärpe giebt Ihnen nicht das Recht, unverschämt gegen mich zu sein . . . . Ich habe Sie zufrieden gestellt, wollen Sie mich gefälligst meinen Weg gehen lassen?" —

„Ei, ei, den Herrn Polizeikommissär so behandeln!" rief Herr Moutet heuchlerisch aus.

„Sie sprechen sehr hochmüthig, junger Herr," sagte der Commissär. „Sie haben unrecht, sehr unrecht . . . Ich finde Sie hier in einem schändlichen Hause, in einem heimlichen Spielwinkel."

„Wie er meine Anstalt heruntersetzt!" murmelte Herr Moutet.

„Ich finde Sie allein an der Roulette, fuhr der Commissär fort; „der einzige Einsatz, der auf dem Tische ist, gehört Ihnen, nach ihrem eigenen Geständnisse. Der Fall ist strafbar, und jeder strafbare Fall ist läugbar . . . Um gerechten Verfolgungen zu entgehen, geben Sie mir deßhalb einen Namen an . . .

„Den meinigen, mein Herr."

„Es ist möglich . . . streng genommen aber zweifle ich daran und mache nur von dem Rechte meines Amtes Gebrauch, wenn ich Sie auffordere, mir in das Gerichtszimmer des Staatsanwaltes zu folgen.

„Verurtheilt!" sagte Herr Moutet, indem er sich die Hände rieb.

„Was Sie betrifft, mein Herr," fuhr der Commissär fort, indem er sich an Letzteren wandte, „so halten Sie sich bereit, auf den ersten Ruf zu erscheinen."

„Das Gericht und ich, wir kennen uns", erwiederte Herr Moutet.

Xavier war erblaßt, als er das Wort Staatsanwalt aussprechen gehört hatte. Das Fieber war vorüber, und er begann die Folgen dieses unglücklichen Vorfalls einigermaßen zu fürchten; da er aber ein gutes Gewissen hatte und bekannt genug mit dem Gesetz war, um zu wissen, daß seine Gegenwart an einem verdächtigen Orte noch keineswegs ein Verbrechen beweise, war er weit entfernt, den unglücklichen Schlag vorauszusehen, der ihm drohte.

Frau von Rumbrye aber hatte ihn vorausgesehen. Der geneigte Leser wird bereits eine zu gute Meinung von dem Verstande dieser edlen Frau bekommen haben, um einzusehen, daß sich dieselbe nicht so viele Mühe gegeben haben würde, hätte es sich nur darum gehandelt, dem Geliebten ihrer Tochter einen sogenannten Streich oder Possen zu spielen. Sie hatte ihn zu Grunde richten, das heißt, unfähig machen wollen, von nun an in der Gesellschaft frei und offen die Stirne erheben zu können, ihn zu entehren und zu brandmarken versucht. Ihr Plan war eben so geschickt als sicher treffend eingeleitet. Bis jetzt war er ganz nach Wunsch gelungen, und der gute Xavier war noch lange nicht am Ende seiner Qualen.

Der Polizeikommissär gebot ihm, die Wendeltreppe hinabzusteigen, und Herr Moutet wünschte sich Glück, daß nicht auch noch das dritte Stockwerk seiner Anstalt besucht worden war.

Als Xavier das Spielhaus verließ, saß der Bettler immer noch auf seinem Eckstein und wartete. Seit einer halben Stunde sah er die Spieler schaarenweise aus dem Haus kommen; Xavier allein war nicht erschienen.

„Ich hoffe nicht, mein Herr," sagte der junge Mann, als er den Fuß auf die Straße setzte, „daß Sie mir so ganz ohne Noth die Schmach eines Geleits anthun werden?"

„Wir gehen allein," sagte der Commissär; „nur diese beiden Herren werden uns begleiten."

Er bezeichnete seinen Schreiber und einen Gerichtsdiener.

Xavier schlug beschämt und in der Furcht, sein Mißgeschick möchte ihm mit großen Buchstaben auf der Stirne geschrieben stehen, den Weg nach dem Justizpalaste ein. Der schwarze Bettler folgte ihm von Weitem nach.

„Gefangen!" rief er verzweiflungsvoll aus und zerbrach sich den Kopf, den Grund zu errathen, der den Mulatten veranlaßt haben konnte, dem jungen Manne diese niederträchtige Falle zu legen. Noch viel weniger, als Xavier konnte er die Folgen von dessen Gefangennahme voraussehen; aber weit entfernt, sich dadurch zu beruhigen, vergrößerte diese Ungewißheit seine Befürchtungen nur um so mehr. Das einzige, was er an diesem ganzen Vorfall begreifen konnte, war die Thatsache des Einschreitens der Polizei, und diese schreitet nie ein, als wenn es gilt, ein Verbrechen zu verhindern, oder den Urheber eines begangenen zu bestrafen.

Wessen man aber auch immer Xavier beschuldigt haben mochte, der schwarze Bettler sprach ihn in seinem Herzen unschuldig und frei; aber sein richtiges Gefühl sagte ihm auch, daß schon seine Gegenwart in einem verdächtigen Hause einen gewissen ärgerlichen Verdacht auf den jungen Mann wälze. Ueberdieß war Xavier allein auf der Welt, und der Bettler wußte trotz seiner geringen Welt- und Menschenkenntniß, daß man diejenigen nicht so leicht freispricht, welche keinen Vertheidiger haben.

Kaum war Xavier in dem Gerichtspalaste angelangt, als ihn auch schon der Commissär in das Cabinet des Staatsanwalts führte. Der Commissär machte seinen Bericht und entfernte sich.

Im Jahre 1816, wo das Spiel-Monopol

Digitized by Google

öffentlich verpachtet war, waren die heimlichen Spielhäuser noch mehr als heut zu Tag schändliche und gefährliche Raubnester. Das Auge der Obrigkeit war beständig auf sie gerichtet, um sie aufzuheben. Diejenigen unter ihnen, welche sich diesen gerichtlichen Nachforschungen zu entziehen wußten, nahmen den Ausschuß des Spieler-Pöbels auf. Es war daher eine verzweifelte Lage, vor der Obrigkeit unter dem erschwerenden Umstande erscheinen zu müssen, in einem heimlichen Spielhause aufgegriffen worden zu sein. Der Bericht des Commissärs beschuldigte Xavier noch überdieß, seinen wahren Namen verheimlicht zu haben, und erwähnte der ungeheuren Summe, aus welcher sein Einsatz bestanden.

Der Staatsanwalt verließ seine Arbeit und heftete auf den jungen Mann einen forschenden und strengen Blick.

„Mein Herr," sagte er: „Sie heißen Xavier?"

Dieser antwortete bejahend.

„Nur Xavier?" fuhr die obrigkeitliche Person fort.

„Nur Xavier."

„Was haben Sie für ein Geschäft?"

„Ich habe keines," stammelte der junge Mann, der jetzt erst den Abgrund bemerkte, der sich zu seinen Füßen öffnete.

„Sie haben kein Geschäft?" wiederholte gedehnt und langsam die Magistratsperson; womit bestreiten Sie Ihren Lebensunterhalt.

Seit einer Sekunde hatte Xavier diese Frage, auf welche er nicht antworten konnte, vorausgesehen. Er wartete ängstlich und fühlte allen seinen Muth schwinden.

„Mein Herr," sagte er, indem er sich so viel als möglich zusammennahm, „man richtet derartige Fragen nur an Verbrecher."

„Ist das Ihre ganze Antwort?" fragte kalt der Vorstand des Gerichtshofes.

„Verlangen Sie um's Himmelswillen keine andere!" rief Xavier aus. „Es gibt Sachen, welche einfach erzählt, Fabeln gleichen und doch in der Wirklichkeit vorhanden sind; es gibt so seltsame Lebensverhältnisse . ."

„Das Gericht kann Alles herausbringen, mein Herr," gab ihm der Richter mit Nachdruck zu bedenken.

„Wird es erforschen können, was mir selbst nicht möglich war?.. Ich wage es kaum Ihnen zu gestehen . ."

Der Staatsanwalt zog die Uhr heraus.

„Ich habe nur wenig Zeit," sagte er.

„So hören Sie mich denn! rief Xavier aus, „und wolle Gott, daß Sie mir glauben können!"

Er erzählte hierauf kurz, auf welche seltsame Weise ihm die Beträge seines geheimnißvollen Gehalts jeden Monat ausbezahlt würden.

Ein ungläubiges und spöttisches Lächeln verzog den Mund der ernsten obrigkeitlichen Person. —

„Es mag dieß nicht gerade unmöglich sein sagte er; „aber es gehört ein starker Glaube dazu, mein Herr."

„Es ist die reine Wahrheit, ich schwöre es Ihnen. —

„Haben Sie Jemand, der diese Thatsachen beweisen kann?"

„Ich habe Sie nur einem meiner Freunde anvertraut."

„Wie heißt dieser?"

„Juan von Carral."

„Das ist ein seltsamer Name," sagte der Staatsanwalt; „hat derselbe ein Geschäft?"

Xavier zögerte einen Augenblick. Er fühlte, daß jede seiner Antworten das Gepräge offenbarer Unwahrscheinlichkeit an sich trug.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ich habe ihn nie darum befragt."

„Ha!" rief der Richter aus; „ein einziger Mann besitzt Ihr Vertrauen, und diesen Mann kennen Sie nicht einmal genug, um zu wissen, ob er ein Geschäft hat oder nicht . . . Das ist schwer zu glauben, mein Herr!"

Er stieß seinen Lehnsessel zurück und stand auf. —

„Mein Herr, sagte er mit äußerster Kälte aber ohne Härte, „Alles, was Sie mir sagen, mag wahr sein, aber dennoch glaube ich Ihnen nicht."

„Mein Herr! . . ."

„Wollen Sie schweigen! . . . Sie erhalten jeden Monat dreihundert Franken, so behaupten Sie wenigstens . . . mit dreihundert Franken aber, mein Herr, kann man nicht eine Summe von dreißig- oder vierzigtausend Livres auf einen Satz wagen . . ."

„Habe ich denn das gethan?" rief Xavier aus, dem die Ereignisse des Morgens ein Traum waren.

„Ich muß den Verdacht hegen, daß Sie mich hintergehen wollen, und da Ihre Gegenwart in einem schlechten Hause dem Gericht das Recht gibt, der Wahrheit ganz auf den Grund zu gehen, so sehe ich mich genöthigt, Ihre vorläufige Gefangennehmung zu befehlen."

In diesem Augenblicke drehte sich die Thüre langsam in ihren Angeln, und das von seinen weißen Haaren und seinem Barte eingefaßte schwarze Gesicht des Bettlers blickte aus deren Oeffnung hervor. Weder der Staatsanwalt noch Xavier gaben Acht darauf.

Der junge Mann stand mit niedergebeugtem Haupte da. Dieser unvorhergesehene Schlag, dessen schimpflichen Hieb er nicht abwehren konnte drückte ihn zu Boden.

„Erbarmen, mein Herr, Erbarmen!" rief

Digitized by Google

er aus, „ich bin unschuldig . . . . es war das Erstemal . . .“

„Es ist immer das Erstemal,“ unterbrach ihn der Richter; „meine Pflicht geht überdieß Allem vor. Es liegt zwar kein bestimmtes Verbrechen gegen Sie vor, aber Sie haben sich geweigert, auf die gesetzlichen Fragen der Obrigkeit wahrheitsgemäß zu antworten. Man wird daher ihrem früheren Lebenswandel sorgfältig nachforschen. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Moule'schen Erdabtritte.) Dr. Eigenbrodt zu Darmstadt hat in einer Brochüre: „Zur Verhütung der steigenden Verunreinigung des Erdbodens unserer Wohnorte“ bereits auf die Vortheile der Erdklosets in gesundheitlicher und landwirthschaftlicher Beziehung aufmerksam gemacht, dieselben besonders für die Herstellung von Pissoirs empfohlen, außerdem auf die zu solchem Zwecke ebenfalls verwendbare Torf- und Steinkohlenasche hingewiesen. Wir wollen auf seine lesenswerthe Schrift hingewiesen haben, folgen jedoch hier dem Referate des Professor Seegen zu Wien, der sich, nachdem er die Kanalisation und das Tonnensystem besprochen, über die Erdabtritte folgendermaßen vernehmen läßt: In neuester Zeit hat ein englischer Geistlicher, Mr. Moule, ein System angegeben, das mindestens in kleinem Maßstabe angewendet (und warum kann es nicht jedes Haus bei sich im Kleinen anwenden, die Anwendung im Großem ist dann won selbst gegeben) allen Anforderungen entspricht. Er benützt als desodorisirendes und desinfizirendes Mittel in der Sonne oder auf dem Heerde getrocknete, durch Sieben von den gröberen Bestandtheilen befreite Wald- oder Dammerde. Dieselbe wird in ein Reservoir gethan, welches sich wie das Wasserrvoire der Waterklosets, hinter und ober dem Sitze befindet. Das Reservoir aus Eisenblech ist nach unten schräg zulaufend, durch eine Klappe geschlossen und diese durch eine Hebelbewegung zu öffnen. Durch das Oeffnen dieser Klappe fällt eine gewisse Menge der getrockneten Erde auf die Exkremente. (Dr. Eigenbrodt schreibt: Bei den Erdclosets besteht eine mechanische Streuverrichtung, welche durch die Körperschwere des das Closet Benützenden in Thätigkeit gesetzt wird.) Der Abtritt kann mit einer Senkgrube verbunden werden und die Exkremente können in denselben geruchlos und in eine jeder schädlichen Eigenschaft baaren an Dungwerth sehr reiche Erde verwandelt 3 — 6 Monate in denselben aufbewahrt werden, ohne irgend einen Nachtheil für die Umgebung. Die Apparate können auch oberhalb beweglicher Kübel oder Tonnen aufgestellt oder auch bei Nachtstühlen angebracht werden. Die Erde ist ein so ausgezeichnetes Zersetzungsmittel für fäcale Stoffe, daß die mit den Exkrementen vermischte Erde, wenn sie an der Luft getrocknet ist, 5 — 6 Mal zu dem gleichen Zwecke verwendet werden kann. Moule hat berechnet, daß für 10,000 Einwohner etwa 13 Tonnen (260 Ctr.) Erde täglich erforderlich sind. (Eigenbrodt berechnet für eine Familie von 15 Personen eine Wagenladung von 30 Ct. für ein Vierteljahr. Es müßten sich Gesellschaften bilden, welche die trockene Erde zu- und die zu vorzüglichem Dünger gewordene Erde wieder abführen. In England ist es seit Juli 1868 mittelst Parlamentsakte gestattet, daß überall da, wo bisher Waterclosets vorgeschrieben waren, das Moule'sche System angewendet werden könne. Vorzüglich bewährte sich dieses System im Lager von Mimbledon in welchem 148 Abtritte und Pissoirs aufgestellt waren für die Benützung von 2000 Volontärs. Die Geruchlosigkeit war eine vollständige und der vortreffliche Gesundheitszustand, der trotz der beispiellosen Hitze im Lager herrschte, wird zum großen Theil auf Rechnung dieser Erdabtritte gesetzt. In Indien, wo die rasche Abfuhr und Desinfizirung der Exkremente so dringend geboten ist, hatte das Moule'sche System den vollständigsten Erfolg. Die Berichte, welche von Indien darüber eingelaufen sind, sowie die Berichte aus Gefangenen-Häusern, Schulen, Spitälern und die Zeugnisse von vielen bewährten Männern lauten durchgehends sehr günstig, so daß sich die englische Regierung bewogen fand, dem Mr. Moule ein Geschenk von 500 Pfund Sterling als Anerkennung zukommen zu lassen. In Oesterreich hat das System schon Anklang gefunden und seine Probe im Barackenspitale des Brucker Lagers sehr gut bestanden. So viel wir erfahren, sind auch in Nürnberg in den Sommerbaracken des allgemeinen Krankenhauses ähnliche Vorkehrungen getroffen worden. Die Wiener Aerzte haben diese Sache einer besonderen Kommission überwiesen.

(Bezahlte Schuld.) Ein witziger Dichter Frankreichs Saint-Foix (gest. 1776) war einem Juden 1000 Livres schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Sein Gläubiger traf ihn einst zufällig bei einem Barbier, der ihm soeben den Bart eingeseift hatte. Der Hebräer mahnte ihn auf der Stelle. S. aber fragte ihn, ob er nicht wenigstens so lange warten wolle, bis der Herr da ihm den Bart abgenommen. „O ja!“ antwortete der Jude, „recht gerne!“ — „Nun, Sie sind Zeuge,“ sprach der Dichter zu dem Barbier, stand auf, wusch sich die Seife ab und ging mit ungeschornem Barte davon.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 27. Samstag den 3. April 1869.

Das träumende Kind.

Der Mond schläft in den Wolken
Nun kommt der goldne Traum
Und Silberglöcklein klingen
Am fernen Himmelssaum.

Das Kindlein faltet die Hände,
Rings rauscht es wie ein Meer,
Und bunte Märchen flattern
Um's weiche Kissen her.

Seine Lippen beben und flüstern,
Und glühen wie Rosenschein —
Die Engel steigen vom Himmel
Und schauen zum Fenster herein.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

„Aber das Gefängniß, mein Herr! ... Wie lange soll denn diese ungewöhnliche Gefangenschaft dauern? Bis wann? ....“

„So lange, bis das Gericht weiß, womit Sie ihren Lebensunterhalt bestreiten .. oder bis eine achtbare Person sich uns stellen wird, die sich für Sie verbürgt.

Der Name des Herrn von Rumbrye schwebte auf Xavier's Lippen, aber er schämte sich, sein Unglück dem Mitleiden dieses Mannes preiszugeben, der ihn bisher beinahe für Seinesgleichen gehalten hatte. Ueberdieß hätte er nicht einmal Zeit gehabt, diesen Namen auszusprechen; denn kaum hatte der Staatsanwalt den Mund geschlossen, als auch schon der schwarze Bettler die Thüre vollends rasch geöffnet, sich ihm genähert und vor ihn hingestellt hatte.

„Wie kommt es, daß man Sie bis hieher hat vordringen lassen? Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte der Richter die Stirne runzelnd.

„Meine nackten Füße machen keinen Lärm,“ sagte der Neger, „ich bin der schwarze Bettler; ich will dieses Kind befreien ...“

Xavier warf auf den Neger einen zweifelnden und verwunderten Blick.

„Ich habe Alles gehört,“ fuhr der Letztere fort. „Sie fragen, wovon der junge Mann lebe: ich will es Ihnen sagen: Sie wollen haben, daß ein ehrenhafter Mann sich für dasselbe verbürge: hier bin ich.“

Bei diesen Worten hob sich des Schwarzen hohe Gestalt stolz in die Höhe, er kreuzte seine Arme über die Brust. Auf seinem ehrlichen Gesichte lag ein würdevoller, anmaßungsloser Stolz. Der Staatsanwalt, auf dessen Lippen kurz zuvor noch ein spöttisches Lächeln geschwebt, nahm alsbald wieder seinen gemessenen Ernst an.

„Sprechen Sie,“ sagte er, indem er sich wieder niedersetzte.

Guter Gebieter mein!

Der Bettler sammelte sich einen Augenblick.

„Das Kind hat Ihnen die Wahrheit gesagt,“ begann er. „Er bekommt jeden Monat fünfzehn Louisd'or und ich bin es, der dieselben auf seinen Balkon wirft.“

„Ihr!“ rief Xavier aus; „Ihr kennt also?“

„Wir werden hierüber später sprechen, wenn wir allein sind,“ unterbrach ihn der Schwarze, dessen Stimme eine sanfte, beinahe liebkosende Biegsamkeit annahm. Hierauf fuhr er gegen die obrigkeitliche Person gewendet fort:

„Ich bin es, der ihm jeden Monat diese fünfzehn Louisd'or giebt.“

„Von wessen Seite?“

„Von der meinigen.“

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln, der Neger aber fuhrt fort, ihm festen Blickes in's Angesicht zu schauen.

„Von der meinigen,“ wiederholte er. „Seit langer Zeit schon strecke ich die Hand aus. Man kennt mich, und Niemand geht vorüber, der vor dem schwarzen Bettler nicht seine Börse öffnete. Das Kind selbst hat mir schon sehr oft Almosen dargereicht, denn es hat ein edles Herz ... wenn ich wollte, ich wäre im Stande, ihm das Doppelte zu geben.“

„Aber warum geben Sie ihm denn diese Summe?

„Warum?“ rief der Schwarze aus, dessen Züge ein tiefes, treuherziges Erstaunen ausdrückten; „Sie fragen mich, warum ich ihm diese Summe gebe? ... Nun ... für ihn allein war es ja, daß ich nach den Vorübergehenden die Hand ausgestreckt habe ... um

Digitized by Google

seinetwillen allein bin ich Bettler geworden!" — Xavier sah bleicher aus als der Tod; tief aufathmend hörte er jedem Worte zu, das aus dem Munde des Negers kam. Er schien von einem peinigenden, folternden Gedanken ganz eingenommen zu sein. Der Staatsanwalt war in einiger Verlegenheit; eine leichte, aber zunehmende Rührung machte sich auf seinem strengen Gesichte bemerklich.

„Daß ihr die Wahrheit sprechet, wackerer Mann, glaube ich," sagte er; „aber damit ist diese seltsame Geschichte nicht aufgeklärt. Zu einer solch seltsamen und gänzlichen Aufopferung gehören gewichtige Gründe."

„Und wenn es gegolten hätte, etwas noch viel Schwereres auszuführen," entgegnete der Schwarze mit herzlicher Einfalt, „ich würde es gethan haben."

„Sie lieben also diesen jungen Mann recht sehr? . . .

Der Bettler warf auf Xavier einen Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Er hielt inne und schien zu zaudern. Der Richter, auf den dieser ganze Vorfall einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, schenkte ihm willig und neugierig sein Ohr. Xavier schlug die Augen nieder, wie wenn das Wort, das er hören sollte, sein Todesurtheil gewesen wäre.

„Ich liebe ihn allein auf dieser Welt," fuhr der Schwarze fort; „ich liebe ihn so sehr, daß ich ihm gerne für immer eine Wohlthat verborgen hätte, deren Quelle ihm ein Erröthen abnöthigt; ich liebe ihn so sehr, daß ich ihn niemals Sohn genannt habe, obgleich ich sein Vater bin!"

„Sein Vater," wiederholte der Staatsanwalt, beinahe gerührt.

Xavier aber bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fiel erschöpft in einen Lehnsessel nieder. —

„Ein Neger! ein Bettler! . . ." murmelte er. „Mein Gott! Mein Gott!"

„Tadeln Sie ihn nicht," sagte der Neger zu dem Richter, der Xavier mit einem Blick voll Mitleiden, in das sich einige Verachtung mischte ansah; „dieß ist der seinem Alter eigene Stolz. Seine falsche Scham ist jetzt stärker, als seine Dankbarkeit . . . . morgen wird er mich um Verzeihung bitten."

„Ich wünsche es," entgegnete der Mann des Gesetzes. „Mein Herr," fuhr er gegen Xavier gewandt fort, „Sie sind jetzt frei und können ihrem Vater folgen."

Der junge Mann fuhr bei diesem Wort heftig zusammen. Seine Augen umwölkten sich; er sah im Geiste Helene in dem blendenden Schmuck des vorhergehenden Abends vorüberschweben; der aufgehobene Finger der Tochter des Marquis deutete auf den Greis, der unter dem Portal einer Kirche bettelte und sein Vater war. Jetzt war es kein Hinderniß mehr, was ihn von Helene trennte, sondern ein unübersteigbarer Abgrund.

Schwankend lenkte er seine Schritte der Thüre zu; aber ehe er deren Schwelle überschritt, blieb er stehen, faltete gewaltsam seine Hände und schlug sich vor die Stirne.

„Mein Vater! mein armer Vater!" stammelte er und stürzte weinend in die offenen Arme des Bettlers.

„Dank! . . . Dank!" sagte ganz leise der Greis. —

Hierauf zog er seinen Sohn mit sich fort; sein Auge strahlte voll unaussprechlichen Stolzes und er warf dem Staatsprokurator die Worte hin: Sehen Sie nun, daß mein Kind ein edles Herz hat."

„Eine halbe Stunde nachher traten Xavier und der Bettler in das arme Dachstübchen, welches dem Letztern zum Wohnort diente. Der junge Mann war außerordentlich traurig. Manchmal hatte er schon in seinen geschäftigen Träumen voll toller Befürchtungen und übertriebener Hoffnungen, in welchen sich häufig Leute ergehen, welche das Geheimniß ihrer Herkunft nicht wissen, auf leichte Anzeichen hin vermuthet, daß der Neger seine Familie kennen müsse; manchmal selbst war er schon über dem Gedanken zusammengeschaudert, daß derselbe vielleicht gar sein Vater sein könnte. Aber jedesmal hatte er diese närrische Vermuthung mit Unwillen zurückgewiesen, sich selbst des Aberwitzes beschuldigt und die unbegreiflichen Irrthümer verlacht, in welche sich seine Träume verloren.

Jetzt war es keine Vermuthung, ja nicht einmal ein Zweifel mehr. Die Wirklichkeit stand in ihrer furchtbaren, erschreckenden Wahrheit vor ihm.

Diesen seltsamen Ausgang der von ihr eingefädelten Intrigue hatte die Frau Marquisin von Rumbrye gewiß nicht voraussetzen können. So klug ihr Plan eingeleitet war, so unvermuthet war er nun an einem jener unerwarteten Zufälle gescheitert, welche man unmöglich vorhersehen kann. Aber wie sehr näherte sie gerade dieses Scheitern ihrem Ziele! Wie würde sie sich gefreut haben, wenn sie die fünf Stockwerke des Hauses in der Straße Bourbon le Chateau hätte ersteigen und ihr neugieriges Auge an das Schlüsselloch des armen Dachstübchens legen könnnen! Xavier war da, frei zwar wieder und der unwürdigen Fesseln entledigt, welche sie für ihn geschmiedet hatte. Aber, was ist besser, wenn ein Mädchen von hoher Geburt liebt, für einen Mann ohne Herkunft, einen der Obrigkeit verdächtigen Landstreicher, oder für den anerkannten Sohn eines bettelnden Negers zu gelten?

Digitized by Google

Xavier wußte nichts von der Falle, welche ihm die Marquisin gestellt hatte; eben so wenig kannte er das Interesse, welches sie verleitete, ihn zu Grunde zu richten; alle seine Gedanken beschäftigten sich mit Helenen, und jetzt, da er seinen Vater kannte, durfte und konnte er nicht mehr hoffen.

Aber sein edles Herz kehrt nichts desto weniger sogleich wieder zurück. Er bekämpfte seine Verzweiflung und bemühte sich, den Mann zu lieben, dessen schweigende und wirklich erhabene Aufopferung das Geheimniß bewahrt, bis ihn der Zufall genöthigt hatte, es zu enthüllen. Er fühlte sich hingerissen von Bewunderung, von Mitleiden und Zärtlichkeit für diesen armen Vater, der alle Freuden und Genüsse kindlicher Liebe dem Glück seines Sohnes zum Opfer gebracht hatte.

Als er in das Dachstübchen trat, nahm er die Hand des Bettlers und drückte sie an seine Brust.

„Mein erstes Gefühl," sagte er, „war eine Undankbarkeit; mein erstes Wort eine Niederträchtigkeit ... werden Sie mir verzeihen, mein Vater?"

„Stille, stille," sagte der Bettler, mit beinahe religiöser Ehrfurcht; „stille Kind! Nenne mich nicht deinen Vater, denn hier, hier würde er uns hören! ...

„Wer?" fragte Xavier erstaunt.

„Er," sagte der Schwarze, „er! ..." und sein erhobener Finger deutete auf die Waffentrophäe, die neben dem Dachfenster seines Stübchens hing.

Xavier verstand ihn nicht.

„Er!" .... fuhr der Bettler zitternd vor Rührung fort und setzte, indem er eine Thräne aus dem Auge wischte, hinzu:

„Guter Gebieter mein!"

Eine feurige Hoffnung durchzuckte plötzlich Xavier's heftig pochendes Herz.

„Erklären Sie sich," sagte er; „erklären Sie sich in Gottes Namen deutlicher!"

Der Bettler schüttelte langsam den Kopf.

„Kleiner Gebieter ist nicht der Sohn zu armen Schwarzen," sagte er, indem er unwillkürlich wieder in sein negerisches Kauderwelsch verfiel, wie ihm dies jedesmal begegnete, wenn seine Erinnerungen ihn auf längst verflossene Begebenheiten zurückführten.

Xavier hatte nicht Kraft genug, ihn weiter zu fragen. Sein weit geöffneter Blick allein und das raschere Pulsen der Adern seiner Schläfe kündigten seine ängstliche Neugierde an.

Der Schwarze erhob zum zweitenmale seine Hand und deutete wieder auf den Offiziers-Hut und die Hauptmanns-Epauletten, welche neben dem Fenster hingen.

Xavier verstand ihn endlich. Ein Strahl der Freude verklärte sein Auge. Er fiel vor der Trophäe auf beide Kniee nieder.

„Mein Vater! mein Vater!" rief er aus.

„Guter Gebieter mein!" wiederholte schmerzlich bewegt der Neger.

Ein langes Stillschweigen erfolgte. Xavier, der ganz und gar mit seiner selbstsüchtigen Freude beschäftigt war, dankte Gott aus dem Grund seiner Seele und dachte an Helene. In diesem ersten Augenblicke des begeisterten Jubels seines Herzens hielt er sie bereits für die Seinige. Die Hindernisse waren verschwunden. Hatte er denn jetzt nicht einen Vater?

Der schwarze Alte hatte sich neben ihn auf die Kniee niedergeworfen. Er schien in eine ernste und traurige Sammlung seiner Gedanken versunken zu sein.

„Er war gut", sagte er endlich, indem er seiner Stimme eine feierliche Betonung gab; „er war edel, er war tapfer! ... Er ist gestorben, aber ich bin der Sklave der Erinnerung an ihn geblieben."

„Er ist gestorben", wiederholte Xavier langsam, stand aber, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, schnell wieder auf.

„Und meine Mutter?" fragte er.

„Diese suche ich seit zweiundzwanzig Jahren", antwortete der Neger.

Der junge Mann senkte traurig den Kopf.

„Gestorben ... unbekannt!" murmelte er. „Doch, ich habe ja jetzt wenigstens das Andenken an einen Vater zu ehren und lieb und werth zu halten; sein Name wird mein Erbe sein ... Sein Name ... Ihr habt mir ja noch nicht einmal seinen Namen gesagt!"

„Es war der Hauptmann Lefebvre."

„Lefebvre!" wiederholte Xavier, wie wenn er sich diesen Namen hätte fest in sein Gedächtniß einprägen wollen.

„Kleiner Gebieter," fuhr der Bettler mit Wehmuth fort, „dieser Name wäre jetzt der eines großen Generals, wenn Gott ihm das Leben gelassen hätte; denn er ist jung gestorben, und sein Herz war stark."

„Erzählt mir von ihm," rief Xavier aus, „damit ich meinen Vater kennen lerne! er liebte Euch, nicht wahr? ..."

Der junge Mann drückte bei diesen Worten die Hände des Bettlers in die Seinigen.

„Er hatte mir die Freiheit geschenkt," antwortete der Letztere, und sein Auge strahlte vor Freude. „Er hatte Vertrauen zu mir ... zu mir, der ich ihm gehörte ... Oh, ich liebte ihn ... ich liebte ihn noch weit mehr, als ich Sie liebe, kleiner Gebieter?"

Er küßte Xaviers Hand voll Zärtlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Faber's Sprechmaschine.) Die Herstellung von Sprechmaschinen hatte die bedeutendsten Mechaniker schon seit einem Jahrhundert beschäftigt; was aber auf diesem Gebiete geleistet wurde, lohnte bisher nicht der Mühe, die man auf Herstellung eines derartigen Kunstwerkes verwendet hatte. Faber's Sprechmaschine dagegen, die im Thaliatheater zu Graz kürzlich dem Publikum vorgeführt wurde, übertrifft die kühnsten Erwartungen. Wir haben dieser Tage das Kunstwerk in allen seinen Theilen besichtigt. Unser Blick fiel zuerst auf einen mittelgroßen Tisch, auf dem die Maschine stand. (Das Publikum wird die Maschine in Gestalt einer Dame sprechen hören, bis dann zur Erklärung des Kunstwerks die Hülle fallen wird.) Das Mittelstück der Maschine gleicht einem des Fleisches entkleideten Menschenkopf, worin sich die Mechanik befindet. Angefügt ist ein kleiner aber kräftiger Blasebalg, welcher die Lunge vorstellt. Gleich hinter der Einmündung des Luftkanals in den Stimmapparat sieht man die Vorrichtung, die das sehr deutliche „r" der Maschine erzeugt. Daran schließt sich die Stimmritze, die je nach Bedürfniß regiert werden kann. Statt der Stimmbänder findet sich ein schwingendes Blättchen, welches zugleich die Funktionen des Kehlkopfsdeckels übernimmt. Alle diese Theile sind von Gummi, wie der Kehlkopf. Dieser mündet in die Mundhöhle, der Ober- und Unterkiefer, Gaumen und Zunge zeigt. Zunge wie Hintergaumen verdienen eine besondere Bewunderung, denn hier vereinigen sich alle Klappen zu geschickter Harmonie. Für „F" besteht eine eigene Vorrichtung am Oberkiefer das „H." wird durch Aspiration hervorgebracht Seitwärts von der Maschine befindet sich ein Hebewerk, ähnlich einem kleinen Orgelpedale. Die Gemahlin des Besitzers setzt mit wahrhaft bewundernswerther Geschicklichkeit die Tastatur in Bewegung und die Maschine spricht mit einer staunenswerthen Präcision klar und deutlich was man wünscht. Für die Vokale bestehen fünf Tasten (A, O, U, J, E); alle Umlaute und Diphthongen entstehen durch Combination. Für die Konsonanten existiren neun Klappen: L, R, W, F, S, Sch, B, D, G. Alles übrige entsteht durch Combination oder Aspiration. Die Maschine sprach in unserer Anwesenheit erst einzelne Buchstaben, dann Sylben, Worte und endlich lange Sätze in deutscher, slavischer und französischer Sprache. Um die Nasallaute letzterer Sprache hervorzubringen, wurde dem Kopfgerippe eine Maske aufgesetzt. Wir können die Faber'sche Sprechmaschine lebhaft empfehlen; sie ist eine gediegene Erfindung des menschlichen Geistes.

(Fremdwörter-Mißgeburten.) Ein Sammler von solchen theilt aus seiner Mappe Folgendes mit: Einen „Flacon" auf der Eisenbahn (sollte heißen Waggon) habe ich aus dem Munde einer achtbaren Hausbesitzerin; von derselben stammt auch die Ansicht, beim Clavier sei die Hauptsache — der Ordonanzboden (i. e. Resonanzboden). Von einer allerliebsten Unbekannten auf der Pferdeeisenbahn wurde mir ein „protestantischer Dialog" (Theolog) geliefert, ein Fritattencapitän (Fregattencapitän) neuesten Datums ist der Beitrag eines Gastwirths, der zugleich Bürgermeister eines Vororts von Wien ist. Unbekannt woher besitze ich die „Meduse der Tonkunst" (d. h. Muse), von weiblichen Lippen erhaschte ich einen etagère bei der französischen Gesandtschaft — was attaché heißen sollte und ein wohlbestallter Gemischtwaarenhändler versicherte mich, seiner Zeit seien die Menschen von den Blattern zimentirt (sollte heißen decimirt) worden. Ein Sammler nimmt, wo er etwas haben kann, so reihte ich denn auch die Glycerintinte (statt Alizarintinte) eines freundlichen Amtsdieners unter meine Curiosa und schätze als Spender selbst meinen Schuhmacher, der mir für wasserdichte Stiefelsohlen eine Einlage von „Guttenberg" (Guttapercha!!) gab.

(Große Bäume.) Amerikaner pflegen gewöhnlich stolz zu sein auf den Besitz der größten Bäume in der Welt, aber jüngst in Australien stattgehabte Forschungen haben ergeben, daß, obwohl der Umfang den californischen Riesenbaum nicht erreicht, ihre Höhe aber um ein Beträchtliches von der Gattung der Eucalyptur, eines nur in Australien heimischen Baumes übertroffen worden ist. Verschiedene dieser Bäume wurden einer Messung unterzogen, einer hatte bei einem Umfange von 81 Fuß eine Höhe von über 500 Fuß, welche sowohl die Höhe des Straßburger Münsters (466 Fuß), wie der größten Cheops-Pyramide (480 Fuß) übertrifft.

In England wird folgendes einfache Mittel gegen Wespenstich angewendet. Man drückt die Oeffnung eines Schlüssels 2 bis 3 Minuten lang auf die Stichwunde, dann verschwindet Schmerz und Geschwulst.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Francomia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 28. Mittwoch den 7. April 1869.

I.

Du mit deinen Augen klar,
Darf ich Dich, Geliebte, fragen,
Darf ich fragen, ist es wahr,
Was mir Deine Augen sagen?

Was der Mund noch nicht gewagt
Offen zu gestehen,
Mir dein schönes Auge sagt
Deutlich ist's zu sehen.

Liebe glaub' ich d'raus zu sehen,
Liebe strahlt nur d'raus entgegen,
Ist es Wahrheit, ist es Dichtung?
Das bleibt mir zu überlegen.

II.

Schau nur in meine Augen,
Du schönes Kind hinein,
Und laß Dir sie den Spiegel
Für Deine Schönheit sein.

Gern will ich sein ein Spiegel
Für dein geliebtes Bild,
Will fest es auch bewahren,
Dein Aug' so rein und mild.

Doch nicht blos in den Augen
Hab ich es eingeprägt,
Schau mir nur in mein Herze,
Das es stets bei sich trägt.

Auch da wirst Du es finden,
An seinem besten Ort
Hab' ich es aufbewahret,
Du wirst es finden dort.

H.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie," fuhr er sanft fort, „Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich Sie einen Augenblick glauben ließ, Ihr Vater sei ein armer schwarzer Bettler. Jener Mann, welcher die Gerechtichkeit handhabt, würde meinen Worten keinen Glauben geschenkt haben, wenn ich ihm gesagt hätte: Ich habe das gethan, weil er der Sohn meines verstorbenen Gebieters ist.

„Es ist wahr," unterbrach ihn Xavier. „Ihre Aufopferung überschreitet jeden Glauben. Oh, ich bin gewiß nicht undankbar, mein wackerer Freund!",

„Sie sind sein Sohn," entgegnete der Neger mit Nachdruck. „Keine Erkenntlichkeit! Er hat befohlen, ich habe gehorcht."

Er nahm die Hand des jungen Mannes und setzte ihn auf sein Bett, während er selbst sich auf den Boden auf den Trümmern einer Strohmatte zusammenkauerte

„Sprechen Sie jetzt nicht mehr," begann er, indem er mit der Hand über seine Stirne fuhr, wie wenn er zerstreute Erinnerungen sammeln wollte; „ich will ihnen seine und ihre Geschichte erzählen."

Xavier schenkte ihm aufmerksames Gehör. Der Bettler fuhr mit langsamer, ernster Stimme darauf fort:

„Es sind jetzt 24 Jahre her. Wir erhielten aus Guadeloupe die Nachricht, daß sich die Schwarzen auf St. Domingo in Massen gegen die Colonisten empört hätten. Bei dieser Nachricht hätte noch vor zwei Jahren mir vor Freude das Herz im Leibe gelacht, aber seit zwei Jahren kannte ich meinen guten Gebieter. Vor einem Jahre hatte er mir die Freiheit gegeben, und ich hatte ihm dafür meine ganze Seele geschenkt. —

„Eines Tages schiffte er sich auf einem Fahrzeug, welches nach St. Domingo segelte, ein; ich folgte ihm. Man hatte ihm die Capstadt als Posten angewiesen. Er war ein starker, unerschrockener, unermüdlicher Krieger. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Schwarzen nicht sowohl von dem ihnen innewohnenden Geist der Empörung selbst verleitet, sondern überdieß durch das Anstiften hinterlistiger Fremden aufgemuntert würden. Wir gingen daher jeden Morgen mit einander auf Kundschaft aus, durchstrichen allein die Felder der Ebene und wagten uns selbst manchmal in die entlegensten Negerhütten des Gebirges. Er unterhandelte mit ihnen, und ich übersetzte seine Rede meinen Brüdern.

„Ich übersetzte sie getreu, obgleich mein Herr

Digitized by Google

seine Stimme dagegen erhob und mir Vorwürfe machte, daß diese Worte nicht im Interesse meiner Brüder waren. Allein er befahl, und ich gehorchte. —

„Als der Aufruhr allgemein wurde, traten Handlungen an die Stelle der Unterhandlungen. Jeden Morgen verließen wir die Stadt allein und bis zu den Zähnen bewaffnet. So gut verborgen auch ein Hinterhalt sein mochte, wir wußten jeden zu entdecken; denn ich ordnete den meinem Geschlechte eigenen Scharfsinn seinem Willen unter. Als ich Abends allein war, bat ich die Götter meiner Väter um Verzeihung; denn ich war zum Verräther an meinen eigenen Landsleuten geworden.

„Oftmals wurden wir überfallen und angegriffen. Er hatte den Muth eines Löwen der Wüste. Die Feinde fielen ringsum unter seinen Händen, wie die Lianen (eine amerikanische Schlingpflanze) der Urwälder unter dem Beil des Holzfällers. Ich schlug nie zu; aus Mitleiden mit mir hatte er es mir nie befohlen. Aber wenn ein Spieß oder ein Pfeil die Richtung nach seinem Herzen nehmen wollte, bot ich meine Brust dar . ."

Hier schob der Neger die Lumpen zurück, welche seinen Oberleib bedeckten, und zeigte seine mit breiten Narben bedeckte Brust; dann fuhr er fort:

„Als hernach die Truppen aus der Capstadt marschirten, konnten sie sicher vordringen. Guter Gebieter kannte die genaue Lage der armen Schwarzen. Er kehrte stets als Sieger zurück.

„Einst kamen wir von einer Streiferei ermattet und ermüdet heim. Statt sich aber jedoch wie sonst zur Ruhe niederzulegen, zog sich guter Gebieter sorgfältigst an und bereitete sich zu einem abermaligen Ausgange vor. Ich wollte ihm folgen. Er befahl mir zu bleiben. Ich blieb. —

„Von diesem Augenlicke an ging er jeden Abend aus, ohne mir zu erlauben, ihn begleiten zu dürfen. Bald kam er recht traurig, bald so freudig zurück, daß seine Munterkeit beinahe alle Grenzen überschritt. Diese untrüglichen Zeichen erinnerten mich an die Zeit, wo ich selbst als junger Krieger den launenhaften Tritten Daïda's, meiner Verlobten, in den frischen Oasen des Landes meiner Väter gefolgt war. Er liebte eine Frau; ich errieth es und fürchtete für ihn . . .

„Und doch gab ich mir keine Mühe, den Namen dieses Weibes kennen zu lernen. Wenn er mir verbot, ihm zu folgen, geschah es, weil er ein Geheimniß vor mir haben wollte, und unbedingt fügte ich mich seinem Willen.

„Er brachte die Nächte außerhalb des Hauses zu und kam erst bei Tagesanbruch wieder. Gewissenhaft lauerte ich auf seine Zurückkunft; ich schlief nicht ein, ohne ihn noch zu erwarten, und rannte, wenn der Augenblick vorüber war, wo er gewöhnlich wiederkehrte, wie ein wildes Thier in meiner Hütte hin und her. Ich hätte mein Leben darum gegeben, ihm entgegengehen, über ihn wachen zu dürfen; aber ich ging nicht fort, weil er mir befohlen hatte, zu bleiben.

„Er liebte sie sehr, diese Frau! Wie oft habe ich ihn nicht ihren Namen lispeln hören, die Augen gen Himmel emporgehoben, wie man den Allmächtigen anruft! Sie war sein Abgott auf dieser Welt. Ich bat Gott, daß er sie veranlassen möchte, ihm ihr ganzes Herz zu schenken, um so viel Liebe würdig zu erwiedern. Ich fühlte, daß sie ihm einen Schlag versetzen konnte, den meine Brust nicht abzulenken im Stande war. Meine Ahnungen waren richtig: sie liebte ihn nicht."

„Armer Vater! rief Xavier aus.

„Armer, guter Gebieter!" wiederholte der Bettler. „Er war ganz glücklich, denn er wußte nichts; er hielt sich für geliebt, er kannte weder die Furcht noch das Mißtrauen.

Zu dieser Zeit, kleiner Gebieter, sind sie geboren. Die Frau, von der ich Ihnen eben erzählte, ist ihre Mutter. Ich wußte nichts von Ihrer Geburt. Ich sollte sie erst später erfahren, und zwar in einem Augenblicke, dessen Erinnerung hier (er deutete auf sein Herz) so lange mit niederdrückendem und grausamen Gewichte lasten wird, bis diese alten, morschen Glieder in der Tiefe des Grabes zu Staub geworden sind . . . ."

Das Loch einer Kugel.

Eines Abends verließen wir die Stadt mit unserem ganzen Detachement, fuhr der Bettler fort. Die Schwarzen hatten sich in großer Anzahl an den Küsten des Großen Flusses gezeigt und wir mußten voraussichtlich einige Tage im Felde bleiben. Guter Gebieter war an diesem Tage viel freudiger wie gewöhnlich; mit schnellem und leichtem Schritte und ein lustiges französisches Liedchen singend, marschirte er voran. Ich war, wie immer, an seiner Seite. Er hielt mir seine Flasche mit Brantwein hin und hieß mich trinken.

„Neptun, sagte er, wenn ich eine Frau und ein Kind hätte, würdest Du sie lieben?"

„Auf eine solche Frage konnte ich nicht antworten, ich legte nur meine Hand auf mein Herz." —

Du würdest sie lieben," fuhr er fort, „wie du mich liebst; nicht wahr, Neptun? . . Wenn sie Dir rufen würde, würdest Du jeden Wink belauschen, um ihr schneller gehorchen zu können? Du würdest sie bewundern . . . sie ist so schön! . . Wenn das Kind lächelte, würdest Du es in

Digitized by Google

deine starken Arme nehmen und es einschläfern, es ist so frisch und hübsch!

„Mein Herz hüpfte vor Freude bei diesem Bilde.“ —

„Ich habe eine Frau und ein Kind, Neptun,“ fuhr er fort; bei unsrer Rückkehr sollst Du sie kennen lernen.“

„Wir brachten die Nacht in einem von den Schwarzen verlassenen Lager zu. Am andern Morgen kam in dem Augenblicke, als wir ausmarschiren wollten, ein Eilbote aus der Stadt an. Er überbrachte einen an den Hauptmann Lefebvre adressirten Brief.

„Guter Gebieter erkannte ohne Zweifel eine gewisse, theure Handschrift, denn seine Hand zitterte vor Freude, als er das Siegel erbrach. Er las und erblaßte plötzlich.

„Er las zum Zweitenmale. Der Brief entglitt seinen Händen und fiel zu Boden. Er hob ihn nicht auf und kehrte in seine Hütte zurück, schwankend wie ein Betrunkener. Ich konnte lesen, denn guter Gebieter hatte mich ein Theil dessen gelehrt, worin man die Weißen unterrichtet; aber ich legte den Brief wieder zusammen, ohne auch nur einen Blick in denselben zu werfen und verbarg ihn auf meinem Busen. Ich wäre eher gestorben, als ihn seines Geheimnisses zu berauben.

„Als ich in die Hütte trat, hielt er seinen Kopf in beiden Händen und seufzte und schluchzte. Ich setzte mich in eine Ecke, einen Dolch im Herzen.

„Neptun,“ sagte er zu mir auf einmal, „ich will sterben.“

„Zwei Thränen rieselten aus meinen Augen brennend heiß über meine Wangen herab; aber ich erwiederte:

„Es ist gut, Gebieter.“

„Ich habe keine Frau mehr,“ fuhr er fort; „ich habe mein Glück und meine Hoffnung verloren . . . ich bin allein . . . sie liebte mich nicht . . . “

„Er durchsuchte seine Taschen nach dem Briefe; ich gab ihm denselben schweigend. Er ergriff ihn mit Begierde, wie wenn er gehofft hätte, andere Buchstaben darin zu finden. Als er ihn auf's Neue durchlesen, fiel sein Kopf schwer auf seine Brust nieder.

„Gib mir meine Pistolen,“ sagte er zu mir mit leiser und gebrochener Stimme.

„Meine Glieder waren wie von Blei. Ich stand aber dennoch auf und gab ihm mit abgewandtem Kopfe seine Waffen. Schon hörte ich den Hahn aufziehen; da flößte mir der Himmel einen Gedanken ein.

„Hat guter Gebieter auch sein Kind verloren?“ sagte ich.

„Dieses Wort brachte ihn wieder zu sich selbst. Er warf seine Pistolen weg und stand langsam auf.

„Vortrefflicher Vater!“ rief Xavier aus, „wie würde er mich geliebt haben! . . . Aber, was stand denn in jenem unheilvollen Briefe?

„Ich habe ihn gelesen, aber nicht ganz verstanden . .“

Er stand auf, öffnete seinen Koffer, nahm aus der Brieftasche, auf derem stählernem Schildchen der Name Lefebvre stand, einen Brief heraus und gab ihn Xavier. Es war der Brief welchen Florence Angelo ihrem Gemahl geschrieben hatte, ehe sie St. Domingo verließ. Wir haben denselben bereits unsern Lesern mitgetheilt.

„Welche sittliche Verdorbenheit und ausgetrocknete Dürre des Herzens!“ murmelte Xavier. „O, mein armer Vater hat gewiß viel leiden müssen! . . . Und diese Frau ist meine Mutter! . . .“

„Guter Gebieter litt in der That viel, fuhr der Neger fort. Die letzten Tage waren von grausamen und bitterm Leiden erfüllt. Er war gar nicht mehr derselbe Mann. Ich, der ihn früher als feurigen, von Muth und Kühnheit entflammten Krieger gesehen hatte, erkannte ihn nicht wieder. Sein junges Haupt war zur Erde niedergebeugt. Tag und Nacht dachte er an sie.

„Endlich hatte der Himmel Erbarmen mit ihm. —

„Es war an dem Ufer des Großen Flusses. Die aufrührerischen Schwarzen kamen uns entgegen. Die Weißen waren Fünfhundert, die Schwarzen wohl Zehntausend an der Zahl. Guter Gebieter schien plötzlich von einer düstern Thatkraft belebt zu sein. Er ließ zum Angriff schlagen und stürzte zuerst hervor. Es war ein heldenmüthiger Kampf, denn auch meine Brüder sind tapfer! . . . Vom Morgen bis zum Niedergang der Sonne blieben sie auf dem Schlachtfelde, wild auf die Soldaten drein schlagend, ihren Händen die Flinten entreißend oder ihre Gegner in ihren nervigen Armen erstickend. Oft gelang es ihnen, die regelmäßig geschlossenen Reihen der Franzosen zu durchbrechen; dann aber guter Gebieter wie ein Tiger auf sie. So oft er über sie herfiel, wichen die Schwarzen erschrocken zurück; man hätte ihn für den Kriegsgott selber halten mögen, den unsere Väter mit einer riesigen Keule in der Hand, Tod und Verderben in seinem Gefolge, darstellen . .

„Meine Brüder waren besiegt, ihre Leichname bedeckten das Ufer des Flusses. Sie retteten sich durch Schwimmen oder verschwanden hinter den Lianen, welche sich um die schlanken Stämme der hohen Palmbäume schlingen.“

„Guter Gebieter wollte nicht, daß man sie verfolge; aber in dem Augenblicke, als das

Digitized by Google

Feuer aufhörte, in dem Augenblicke, als er Gnade widerfahren zu lassen befahl, ertönte hinter der Einzäunung einer Kaffee-Pflanzung noch ein Flintenschuß, und guter Gebieter fiel, von eine Kugel in die offene Brust getroffen, rücklings zu Boden."|

Der Bettler hielt inne, von dieser grausamen Erinnerung niedergedrückt. Xavier saß mit niedergebeugtem Haupte da, seine Hände waren gefaltet. er wartete und schwieg.

„Ich entriß einem Soldaten den Säbel," fuhr der Schwarze fort, „und stürzte hervor. Bis daher hatte ich nicht dreingeschlagen, aber ich mußte guten Gebieter rächen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein origineller Rath.) Man spricht jetzt in ganz London von einer Heirath oder vielmehr von einer mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit einer Heirath, die auf Hindernisse gestoßen ist. Ein außerordentlich reicher Israelit will eine Christin ehelichen, welche allerdings sehr hübsch ist, deren Vermögensverhältnisse aber nicht weniger als brillant sind. — Man sagt, der Vater trete der Heirath sehr entgegen und sei sogar entschlossen, seinen Sohn zu enterben, wenn er auf der Heirath bestehe. — Der junge Mann dagegen bedauert, daß ein früheres Gesetz nicht mehr in Kraft ist, nach dem jeder Jude der Einwilligung seines Vaters zur Ehe nicht bedurfte, aber zugleich auch davor geschützt war, vom Vater gänzlich enterbt zu werden. — Zur Zeit, als jenes Gesetz noch nicht abgeschafft war, begab sich folgender Fall: Boas de Paba, ein englischer Israelit, drohte seinem Sohne mit Enterbung, weil er eine Christin heirathen wollte. Der Sohn, der sterblich verliebt war, ging zu seinem Advocaten und erfuhr von demselben zu seiner Genugthuung, daß, wenn er sich taufen lasse, er der Wohlthat des englischen Gesetzes theilhaftig werde, welches dem getauften Juden die Hälfte des väterlichen Erbes zuspreche. — Nun zögerte also der Sohn des Pabas keinen Augenblick und drohte dem Vater, er werde, wenn dieser ihm seine Einwilligung versage, zur christlichen Kirche übertreten. Boas de Paba war wie vernichtet. Er ging sofort zu Henry Fielding und fragte denselben, ob in der That ein solches Gesetz in England existire. Fielding bejahte das und fügte hinzu: „Ich könnte Ihnen wohl ein Mittel an die Hand geben, das die Pläne Ihres Sohnes zu nichte machen würde." — „Nun, so sagen Sie es doch!" drängte lebhaft der Jude. — „Erst zahlen Sie mir zwanzig Guineen dafür." — „Und Sie versichern mir, daß ich meinen Sohn enterben kann und er dann kein Anrecht auf einen Penny von meinem Vermögen haben wird?" — „Sicherlich, ich kann es beschwören, wenn Sie mein Mittel befolgen." — „Nun gut, hier sind die zwanzig Guineen!" — Fielding steckte das Geld ein und sagte dann zu dem Juden: „Alterchen, das einzige Mittel, Ihren Sohn zu enterben, besteht darin, daß Ihr Euch auch taufen laßt. Als Christ habt Ihr das Recht, ihn zu enterben."

(Schützet die Singvögel.) Der Frühling ist da, seine geflügelten Boten unterwegs. Leider finden sie nicht überall Schutz und Frieden, wie für ihre Wohlthaten gebührt. Vogelsteller lauern ihnen auf und unverständige Buben zerstören ihre Nester. Und doch ist ihre Hülfe zu unserer Ernährung so nothwendig, wie je Etwas. Das bei milder Witterung so zahlreich überwinterte Ungeziefer bedrohet unsere Nahrungspflanzen. Der Getreidelaufkäfer zerstörte schon hunderte Morgen Waizensaat. Er wurde mancher Landschaft so verderblich wie die Rinderpest, und Raupennester, tausenderlei Larven und Insekteneier bedrohen Aecker, Garten und Baumhof. Der alleinige Schutz dagegen ist die Vermehrung der gottgesendeten Singvögel.

In Wien besaß der bekannte Saphir einst ein Haus, worin ein tüchtiger Acteur zur Miethe wohnte der aber ein gar schlechter Zahler war. Einst traf es sich, daß Saphir und sein Miether — denn Beide waren Freunde — vergnügt bei einer Flasche Ungar in Herren von Lenkei's Weinlocale saßen, obgleich der Freund für's vorige Vierteljahr an Saphir noch die Miethe zu zahlen hatte. In heit'rem Zwiegespräche begriffen, kam man auf's Wetten. — „Willst wetten Du mit mir," spricht der Akteur, „und läßt Du mich, wenn ich mit einem einzigen Worte brieflich Dir die Wohnung kündige, ziehen ohne Miethe?" — „Topp, es gilt" erwiederte Saphir, und Beide schlugen ein und nahmen die andern Gäste als Zeugen. Tags darauf erhielt Saphir einen Brief, wohl und gut versiegelt, darin nichts weiter als das Wort zu lesen war:

Jud i ci um.
(Jud' ich zieh' um.)

Daß solch ein Spaß dem Saphir widerfahren mußte, war diesem doch zu arg; eine Antwort durfte auf diese Kündigung nicht unterbleiben. Saphir schrieb in einem Briefe an den Schauspieler das Wort:

O ffi ci um.
(O Vieh zieh' um.)

als die durch die Wette errungene Bewilligung zum freien Auszuge aus der Wohnung.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 29. Samstag den 10. April 1869.

Der Bettler.

Die Erde ist mit Schnee bedeckt
Es pfeift der Wind so kalt —
Ein Bettler, alt und todesmatt,
Schleicht durch den stillen Wald.

Schneeflocken fallen auf sein Haupt,
Das schon gebleicht die Zeit;
Wohin, wohin du alter Mann,
In deinem Lumpenkleid?

„Ich wand're, ohne Ziel und Rast
Für meinen müden Leib,
Mir winkt kein heimathlicher Herd,
Mein harrt kein liebend Weib.

Von meinem Wohl und meinem Weh
Wird nie ein Mensch berührt,
Hab' Niemand, Niemand, der mich liebt,
So weit der Himmel führt.

Und alt, verlassen und allein
Trag' ich des Lebens Last,
Die Thräne ist mein einz'ger Freund
Und nur der Gram mein Gast.

Nicht Liebe, nur das Mittleid reicht
Mir jetzt das karche Brod,
Und drückt mir einst die Augen zu
In meiner letzten Noth.

Und senken sie mich endlich dann
Zur ew'gen Ruh hinab,
Dann ist kein Aug' in weiter Welt
Das weinet auf mein Grab."

Und kalt und kälter pfeift der Wind,
Und mit erstarrter Hand
Zieht fest und fester um den Leib
Der Bettler sein Gewand.

Es braust der Sturm ihm in's Gesicht
Und peitscht die Locken weiß. —
O, läg'st du tief da unten erst
Du armer, armer Greis.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

„Als ich wieder zu ihm zurückkehrte, trof mein Säbel von Blut. Es war das Blut eines meiner Brüder."

Als er mich sah, gab guter Gebieter denen, welche ihn umgaben, ein Zeichen, sich zu entfernen. Als sie zögerten, sagte er:

„Meine Wunde ist tödtlich, ich fühle es. Laßt mich mit Neptun allein."

„Ich näherte mich ihm sogleich.

„Neptun," sagte er zu mir mit gebrochener Stimme, „ich vermache dir meinen Sohn; du wirst sein Vater sein . . . du wirst jene Frau aufsuchen, welche seine Mutter ist . . . verstehst du mich? ... Du wirst suchen, bis Du sie gefunden hast . . . in Ermangelung seiner Eltern soll mein Sohn dereinst ein Vermögen besitzen, denn jene Frau ist reich. Wirst du mir gehorchen? . . ."

„Ja, Gebieter, antwortete ich."

„Du wirst Dein Leben lassen für das Kind?"

„Ja, Gebieter."

„Und seine Mutter aufsuchen?" . . .

„Ich werde sie finden, Gebieter . . . Ihr Name . . .

„Er wollte sprechen, aber seine Kräfte verließen ihn. Er konnte mir nur noch die Stelle bezeichnen, wo Sie sich aufhielten, und den Namen Ihrer Mutter betreffend mir durch ein Zeichen bemerklich machen, daß ich denselben auf einem Papier finden werde, das er aus seinem Busen nahm. Hierauf starb er."

Der Neger stand auf und öffnete den Koffer wieder, aus dem er ein zweites Papier herauszog.

„Dieß ist das Papier, das er mir gab," fuhr er fort; „es ist Ihr Geburtsschein, kleiner Gebieter."

Es verstrich einige Zeit, ehe Xavier, den diese traurige Erzählung ungemein niedergedrückt hatte, das Wort wieder ergriff; aber seit zwanzig Jahren hatte er von seiner Herkunft nichts gewußt, und die Neugierde überwand den Schmerz.

„Mein Geburtsschein," wiederholte er, indem

Digitized by Google

er die Hand darnach ausstreckte. „Aber Ihr sagtet eben, daß ihr den Namen meiner Mutter nicht wüßtet.“

„Ich sagte die Wahrheit,“ antwortete der Bettler.

Er entfaltete das Papier, in dessen Mitte sich ein rundes Loch befand, von dem Umfange eines Zwanzigfrankenstückes.

„Guter Gebieter trug diesen Schein auf der Brust,“ nahm der Neger wieder das Wort, indem er auf das Loch deutete. „Hier ist die Kugel durchgegangen, die ihn tödtete. Mit dem Namen ihrer Mutter durchbohrte das feindliche Blei sein Herz. . .

Xavier ergriff lebhaft das Papier. Das Loch der Kugel befand sich unmittelbar nach den Worten: Florence Angéle . . . Der Familiennahme fehlte. Xavier drehte und wendete den Geburschein nach allen Seiten.

„Nichts!“ sagte er endlich; „nicht ein einziges Merkmal . . . was liegt indessen daran? Ich verzichte recht gerne auf das Vermögen dieser Frau.“

„Aber der Wille ihres Vaters,“ rief der Bettler aus.

„Dieser Wille war eine Art letzter Wohlthat, ich kann darauf verzichten.“

„Darauf verzichten, kleiner Gebieter!“ rief der Schwarze aus. „Seinen Willen vergessen, seinen letzten Willen vergessen, seinen letzten Befehl hintansetzen! O, hoffen Sie das nicht! So lange noch ein Tropfen Blutes in meinen Adern sein wird, werde ich gehorchen, ich . . . verstehen Sie mich! . . . Er hat gesprochen, ich handle, wie ehemals, wie immer. Seine Befehle sind mir Gesetze, heilige Gesetze, welche nicht übertreten, nicht erst lange untersucht werden dürfen . . . . Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich noch Sclave sei, der Sclave einer Erinnerung!“ —

Während er so sprach, richtete sich seine große Gestalt erhaben auf; sein Auge glänzte, aus allen seinen Zügen sprach ein thatkräftiger unbeugsamer Entschluß.

Xavier erkannte mit Bewunderung diese grenzenlose Aufopferung an. Er durfte den Mann nicht vor den Kopf stoßen, der sein Wohlthäter war.

„Wir werden mit einander suchen, weil Ihr es denn wollt; da Ihr aber gewiß doch sorgfältigst gesucht habt, muß ich beinahe annehmen, daß wenn es während dieser 22 Jahre möglich gewesen wäre, diese Frau auszukundschaften, Ihr sie gewiß längst gefunden haben müßtet.“

„Ich habe gethan, was ich konnte,“ antwortete der Schwarze; „aber dieß überhebt mich der Sorge nicht, weitere Nachforschungen anzustellen. Ich habe Ihnen gesagt: ich werde sie finden, und ich muß sie finden, oder über der Aufgabe sterben! . . . . Nach dem Tod guten Gebieters machte ich mich auf der Stelle an die Arbeit, welche er mir anvertraut hatte. Die Weißen waren überall unterlegen und es ward befohlen, daß sich die Uebriggebliebenen zum alsbaldigen Einschiffen bereit halten sollten. Es war dieses ein großes Unglück für mich; denn in St. Domingo hätte ich mich erkundigen, sie aufsuchen, sie vielleicht entdecken können . . Statt dessen hatte ich kaum Zeit, Sie von dem Orte abzuholen, wo sie ihr Vater untergebracht hatte. Wir schifften uns miteinander ein und stiegen einige Monate später in Frankreich ans Land. Ich hatte Ursache, zu glauben, daß uns ihre Mutter hieher vorausgegangen sei.

„Wir lebten zwei Jahre lang von einer kleinen Summe, welche ich vor unserer Abreise aus der Wohnung Ihres Vaters mitgenommen hatte. Während dieser 2 Jahre suchte ich unaufhörlich. Es giebt keinen Palast, kein Haus, das ich nicht durchsucht habe. In Ermanglung Ihres Familiennamens wußte ich den Namen der Gattin ihres Vaters; ich fragte nach Madame Lefebvre. Es giebt viele Familien dieses Namens zu Paris; ich sah mehrere derselben, fand aber nicht das, was ich suchte. Wenn ich dann Abends in unsere arme Wohnung zurückkehrte, trug ich Sie auf den Händen, kleiner Gebieter, wiegte Sie auf meinem Schooße und schläferte Sie ein, indem ich ihnen ein Liedchen aus Afrika oder den Antillen vorsang.

„Ein gelehrter Mann, an den ich mich wandte, schrieb für mich nach St. Domingo; aber die Schwarzen waren jetzt vollkommen Meister der Insel geworden; sie hatten alle Gerichtsbücher und andere Papiere der Colonie zerstört. So war ich genöthigt, den weißen Mann für seine Rathschläge zu bezahlen, ohne aus denselben den gerringsten Nutzen ziehen zu können. —

„Jetzt begann die Noth. Ich versuchte zu arbeiten. Die Arbeit in Europa gleicht der in den Colonien ganz und gar nicht. Man nahm mich in die Lehre; ehe ich aber geschickt genug war, um Geld zu verdienen, hatten wir Hunger, kleiner Gebieter, und ich wurde — ein Bettler. —

„Xavier drückte schweigend die Hand des Schwarzen.

„Das Erstemal, als ich die Hand ausstreckte,“ fuhr dieser fort, „empörte sich mein Herz dagegen und meine Augen schlossen sich. Ich ward versucht zu fliehen, um meine Schande, wie ich es nannte, zu verbergen, aber ich dachte an Sie, der daheim in meiner Wohnung weinte, ich dachte an meinen Gebieter, der, ohne dem Himmel zu fluchen, ohne sein Schicksal zu verwünschen, von der Erde geschieden war, weil er auf mich hoffte, auf mich baute. Der Stolz

Digitized by Google

trat an die Stelle des Widerwillens, und ich fühlte mich stark. Ich schämte mich, aber nur, daß ich hatte schwanken können . . .

„Anfangs gab man mir wenig, später mehr, zuletzt viel; die Bettler haben auch ihre Kundschaft. Ich wurde der Gegenstand ausgezeichneter Gunstbezeigungen des Publikums; ich war ein schöner Schwarzer, man sah mich an und war erstaunt mich nicht laut um Almosen betteln zu hören. Was man dem lauten kläglichen Hilferuf anderer Unglücklicher verweigerte, gewährte man meiner stummen Bitte. Nach und nach blieb ich allein Herr der Kirchthüre von Saint Germain des Prés.

„Sie wurden größer. Als Sie fünf Jahre alt waren, vertraute ich Sie fremden Händen an; ich hatte meinen eigenen Zweck dabei. Ich wußte, daß das stolze Herz Ihres Vaters in Ihnen fortleben würde, und Sie sollten die armselige Quelle nicht kennen lernen, aus der Ihr Lebensunterhalt floß. Im zwölften Jahre schickte ich Sie in die lateinische Schule.

„Erinnern Sie sich noch, kleiner Gebieter, jenes Mannes, der jeden Abend zu der Frau kam, welche Sie Ihre Mutter nannten? . . . Jenes Mannes, der, sobald es Nacht geworden war, sich Ihrer Wiege näherte und einen Kuß auf Ihre Stirne drückte? . . ."

„Das waret Ihr," unterbrach ihn Xavier gerührt.

„Ich war es . . . Später, als sie in der Schule waren, folgte ich Ihnen auf allen Ihren Spaziergängen; hinter einem Gebüsch verborgen, schaute ich Ihren kindlichen Spielen zu . . . ich war immer um Sie, kleiner Gebieter! . . . Noch später, als Sie die Schule verließen, veranlaßte Sie eine unschuldige List, deren Erfolg mich ganz glücklich macht, Ihre gegenwärtige Wohnung zu Ihrem Aufenthaltsort zu wählen. Von nun an verließ ich Sie nicht mehr. Ich sah Sie jeden Tag, jede Stunde, könnte ich sagen. Ich errieth Ihr ganzes Leben, Ihre kleinen Leiden, Ihre zärtlichen Hoffnungen . . ."

„Wie!" rief Xavier aus, „Ihr wußtet? . . ."

„Sie ist sehr schön," antwortete der Schwarze lächelnd. Schon lange Zeit liebe ich sie, das sanfte Kind, denn ich sah sie einst ihr großes blaues Auge liebend zu Ihnen emporheben. . . . Möge Gott Ihnen alles das Glück schenken, kleiner Gebieter, das Ihr Vater verdient hat!"

„Sie ist sehr schön!" wiederholte Xavier kopfschüttelnd, „aber sie ist reich . . . sie ist von Adel . . ."

Hierauf fuhr er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fort:

„Aber warum habt Ihr mir so lang den Namen meines Vaters vorenthalten?"

„Ihre Mutter hatte Sie verlassen," antwortete der Schwarze. „Da nun meines Erachtens eine starke Veranlassung dazu gehört, wenn eine Mutter die Lieblosigkeit so weit treibt ihrem eigenen Kinde zu entfliehen, so dachte ich mir, sie werde, wenn sie Ihre Anwesenheit in Paris in Erfahrung brächte, ihre Vorsichtsmaßregeln verdoppeln, sich noch mehr verbergen . . Und ich muß sie doch wieder finden, weil guter Gebieter es mir befohlen hat . . Ohne das zufällige Ereigniß, welches uns einander näher gebracht hat und über welches ich nicht den Muth habe, mich zu beklagen, denn seit einer Reihe von Jahren verschafft es mir die ersten freudigen Augenblicke wieder, — ohne dieses Ereigniß, sage ich, würde ich Ihnen noch nichts geoffenbart haben. Ich weiß nicht einmal, ob ich in der verflossenen Woche Ihr Geheimniß verrathen hätte, selbst wenn es gegolten hätte, Sie aus dem Gefängniß zu befreien, kleiner Gebieter!"

Xavier drückte eine Geberde des Erstaunens aus.

„Ich gehöre immer noch **ihm**," sagte der Bettler, in Erwiderung auf jene Geberde; „**sein** Wille geht mir vor Allem; . . . Aber seit vorgestern ist eine Veränderung eingetreten; ich habe die Entdeckung gemacht . . ."

„Welche Entdeckung?" fragte lebhaft der junge Mann.

„Ich bin ihr auf der Spur, kleiner Gebieter —

Der Schwarze zog ein feines, gesticktes Sacktuch aus seinem Busen und breitete es vor Xavier aus.

„F A.!" rief er aus, indem er mit einem naiven, triumphirenden Blicke auf das Zeichen deutete.

„F A." wiederholte Xavier ohne ihn zu verstehen.

„Florence Angèle!" sagte der Bettler.

„Ach, mein guter Neptun, in Paris giebt es vielleicht zehntausend solche Zeichen!"

„Wohl, aber nur ein Gesicht, das dem Ihrigen so sehr gleichen kann, wie das dieser Frau."

„Sie gleicht mir! Kennt Ihr sie denn? Wo wohnt sie?"

Diese dringenden Fragen trübten plötzlich wieder des Negers Freude.

„Ich kenne sie nicht, murmelte er; ich weiß nicht, wo sie wohnt."

„Dann, mein armer Freund . . ." fuhr Xavier fort —

„Aber ich habe sie gesehen," unterbrach ihn der Schwarze, der wieder in seine frühere Begeisterung verfiel; „unter Tausenden wollte ich sie herausfinden, ihre Gestalt von hinten wieder erkennen . . . ihren Wagen in unabsehbarer Ferne entdecken . . . ich werde sie wieder finden, kleiner Gebieter, ich werde sie wieder finden."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Ein echt amerikanischer Humbug), womit das Newyorker Publikum im vorigen Jahre genasführt worden, ist kürzlich aufgedeckt worden. Die zahlreichen Besucher der Gebhard'schen Bad- und Schwimmanstalt am Fuße der 66. Straße erinnern sich noch wohl des dort gefangen gehaltenen Wallfisches und des großen Interesses, welches Alt und Jung an den leichten Bewegungen dieses Meergiganten nahmen, der unter seinen springbrunnenähnlichen Strahlen, die seiner Nase entströmten, in den Wellen des Eastriver bald ruhig dahinglitt, bald mit wilden Schlägen seines Hintertheils die Wogen peitschte, daß das Wasser hoch aufspritzte. Wohl Viele werden sich noch der großen Aufregung erinnern, die ein rücksichtsloser Yankee hervorrief, der seinen Revolver auf den Wallfisch abschoß, um selbst auf die Gefahr hin, den Werth des Thieres ersetzen zu müssen, zu erproben, ob die Kugeln die Haut und das Fleisch des Thieres durchdringen oder schadlos an dessen Panzer abprallen. Wer hätte damals gedacht, daß dieser Wallfisch ein künstlich konstruirtes Boot gewesen, das, mit Segeltuch überzogen, in seinem Innern sieben Männer barg, von denen mehrere die flossenähnlichen Ruder führten, andere die Wasserstrahlen aus der Nase des Thieres emportrieben, und der siebente, der Erfinder dieser Maschine, die Bewegungen desselben leitete. Wer hätte damals gedacht, daß der rohe Yankee mit seinem Schießen nicht das Leben eines Thieres, sondern jenes mehrerer seiner Mitmenschen leichtsinnig bedroht? Ein Glück war es, daß die Kugeln nur an den Köpfen der Insassen des Wallfisches vorüberpfiffen, ohne Schaden zu thun. Ja, wird der Leser fragen, warum und wozu jetzt nachträglich die Enthüllung, wie kommt sie zu Tage? Ganz einfach. Herr Gebhard hat nämlich das Geld, welches ihm die Schaustellung des „Wallfisches" einbrachte, recht gerne in seine Tasche gesteckt, auf der andern Seite aber vergessen, dem eigentlichen Unternehmer die bedungene Vergütung zu bezahlen, so daß demselben, der sich als „Naturforscher" Andernach entpuppte, nichts anderes übrig blieb, als vor Richter Stemmler, wo er klagend Zahlungshilfe suchte, den Schleier von dem Geheimniß zu lüften. Der Richter fand die Forderung des neuen Jonas begründet und erkannte ihm 867 Dollars Entschädigung zu.

In New-York hat sich eine Gesellschaft von Frauen gebildet, welche die freie Liebe mit gewissen Beschränkungen, als ihr erstes Prinzip aufgestellt haben. Jede von ihnen, gleichviel ob verheirathet oder ledig, hat darnach das Recht, sich jedem beliebigen Manne, zu dem sie eine herzliche Hinneigung fühlt, anzuschließen. Diese Theorie von der wahlverwandtschaftlichen Frauenliebe hat schon einige Opfer gefordert.

(Naiv-malitiös!) Im sausenden Galopp fährt über die Puszta der Wagen, d'rin der Magyar und der Schwabe, dieser mit hohem Cylinder auf, sitzend. — Kopfschüttelnd betrachtet der sporuklingende Schnurrbart lange Zeit den Schwaben. Endlich rückte der Magyar heraus: „Erlauben Sie", sprach er seinen gutmüthigen Reisegefährten an, indem er mit dem Finger von der Krempe des Hutes bis zum Giebel desselben deutete, „geht Ihr Kopf wirklich bis dahinauf?"

(Mutterliebe bis in den Tod.) Die Frau eines Bahnwärters bei Piacenza sah dieser Tage, während ihr Söhnchen eben über die Bahn laufen wollte, einen Eisenbahnzug herankommen; sie warf sich auf das Kind, um es vor einem entsetzlichen Tode zu bewahren, erhielt aber von der Lokomotive einen Stoß, der sie über die Böschung hinabschleuderte. Auch im Sturze ließ sie das einmal erfaßte Kind nicht los und es lag unbeschädigt in den Armen der — todten Mutter. Sie war am Kopfe so schwer verletzt, daß der Tod wenige Minuten nach dem Sturze erfolgte.

Ein Newyorker Blatt sagte von einem Mitbürger, welcher kürzlich nach dem Süden ging, um einen Juwelenladen zu eröffnen: „Sein ganzes Capital bestand in einem — Brecheisen." —

Was für eine Stimme sang David? Er sang Baß; denn er sagt in seinen Psalmen: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, Herr!"

Bei einem Examen, wobei der Gutsbesitzer selbst die Schuljugend prüfte, fragte derselbe einen Jungen: „Was spricht das neunte Gebot aus?" Der Junge, der sich zum Gutsbesitzer Du zu sagen nicht traute, sagte: „Euer Gnaden, der Herr Gutsbesitzer sollen nicht stehlen."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Marktplatz, im Dreßler'schen Hause)

Digitized by Google

Francονia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 30. Mittwoch den 14. April 1869.

Herz und Frühling.

O, warum noch so beklommen
Und so ängstlich armes Herz?
Sieh, der Lenz ist ja gekommen
Und es grünt schon allerwärts.
Nachtigallen singen
Und die Lerchen schwingen
Jubelnd sich empor und himmelwärts —
O, warum so ängstlich noch, mein Herz?

Sieh, an allen, allen Orten
Luft, Gesang und Sonnenschein!
Oeffne, Herz, auch deine Pforten
Und laß mir den Lenz herein,
Daß die Blüthenkeime
Drin als goldne Reime,
Ueppig sich entfalten und gedeihn —
Herz, o Herz, laß mir den Lenz herein!

W. F.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Während diese Scene in Neptun's armseligem Dachstübchen vor sich ging, stand Carral in einem der kleineren Säle des Hotels Rumbrye vor einem Sopha, auf welchem die Marquisin von Rumbrye lag.

Es war ein allerliebstes Kabinetchen, dieses kleine Sälchen. Ein einziges Fenster mit Scheiben von Spiegelglas öffnete dem Lichte durch schwere seidene Vorhänge von dunkelblauer Farbe, welche mit feinem, weißen Seidenstoffe ausgefüttert waren, den Zutritt. Gemälde von Meisterhänden schmückten die Wände, auf welchen sich um die Felder des Getäfels und die breiten goldenen Spiegelrahmen herum leichte Blumenguirlanden von Lilien zogen. Das Fenster stieß auf einen geräumigen Garten. Gänzliches Stillschweigen herrschte in dieser lieblichen Einsamkeit, wo selbst das Geräusch der Tritte sich unter der weichen Decke reicher Teppiche verlor. —

Frau von Rumbrye lag auf dem Sopha in einem Zustand vollständiger Unbeweglichkeit. Trotz dem günstigen Dämmerlichte, welches das Kabinet erhellte, bemerkte man eine ungewöhnliche Abspannung auf ihrem Gesichte. Der Ring, welcher ihr Auge umgab, war tiefer gehöhlt, heute hätte sich Niemand über ihr Alter getäuscht.

An diesem Unglück war theilweise der Ball der vergangenen Nacht, theilweise die abscheuliche Laune Schuld, in der sich heute die Frau Marquisin befand.

„Du hast ihn also gesehen?" . . . sagte sie plötzlich, indem sie ihren Blick auf Carral richtete. —

„Mit meinen eigenen Augen," antwortete der Mulatte. „Der Teufel muß seine Hand im Spiele gehabt haben! Anfangs ging Alles über Erwarten gut. Ich hatte Ihre Befehle ausgeführt, der Polizei-Commissär hatte seine Schuldigkeit gethan. Zum Glücke erschwerte auch noch ein eigener Umstand, der mir selbst noch ein Räthsel ist, sein Vergehen; er wurde nämlich als der Einzige unter allen Spielern, der auf der That ertappt worden war, sogleich vor Gericht geführt. Ich glaube ihn bereits in sicherer Haft und schleiche nur noch einige Zeit um den Justiz-Palast herum, um schneller den Ausgang erfahren und Ihnen mittheilen zu können; da sehe ich ihn mit jenem verwünschten Neger fortgehen, der gewöhnlich unter meinem Fenster bettelt . . .

„Mit einem Bettler?" fragte die Marquisin.

„Mit einem Bettler."

„Was mögen wohl diese Beiden mit einander Gemeinschaftliches haben?"

„Die Hölle weiß es! . . . Ich sah ihn frei und entlassen fortgehen . . . er ist uns entwischt. —

„Du bist entweder ein treuloser, falscher, oder ein höchst ungeschickter Kerl, Jonquille!" rief Frau von Rumbrye zornig aus. Der Mulatte biß sich in die Lippen und antwortete nicht darauf.

Die Einladung.

„Mein Sohn muß dieses Vermögen bekommen," fuhr die Marquisin leise und wie mit sich sprechend fort; „er muß es; . . . Herr von Carral," wandte sie sich hierauf wieder mit heimtückischen Lächeln an den Mulatten, man

Digitized by Google

sagt, Sie können den Degen führen, wie der heilige Georg, Ihr College selbst?"

„Ich fechte schon seit fünfzehn Jahren," erwiederte Don Juan mit gewichtiger Miene.

„Vortrefflich! . . . Man sagt auch, daß sie im Pistolenschießen Ihres Gleichen suchen."

„Ich schieße auf dreißig Schritte Kugel auf Kugel, Madame."

„Das muß prächtig sein! . . . Was heißen Sie denn Kugel auf Kugel schießen, Herr von Carral?"

Die Stimme der Marquisin wurde immer einschmeichelnder.

„Das heißt," erwiederte der Mulatte, „eine zweite Kugel ungestreift durch das Loch jagen, welches die erste gemacht hat.

„Das ist in der That erstaunlich!" sagte die Marquisin, indem sie sich ein wenig aufrichtete; „da müssen Sie ja auf dem Kampfplatze ein fürchterlicher Mann sein, Herr von Carral?"

Der Mulatte dachte einen Augenblick nach. Er warf Frau von Rumbrye einen hinterlistigen, haßvollen und rachedürstenden Blick zu. Aber schnell wie der Gedanke trat an die Stelle dieses Blickes sein gewöhnlicher Ausdruck des unterwürfigsten Gehorsams wieder.

„Haben Sie Jemand zu tödten?" fragte er.

Die Marquisin fuhr bei dieser rohen Frage zusammen; statt sich aber über dieselbe zu beklagen, nahm sie vielmehr die Hand des Mulatten.

„Wenn Sie das thun würden," murmelte sie, „würde ich Sie jeder ferneren Dienstleistung auf immer entbinden!"

„Wenn ich was thun würde?" fragte Carral, der sich stellte, als ob er sie nicht recht verstanden hätte.

„Alfred muß Fräulein von Rumbrye's Gemahl werden," sagte sie ungeduldig, „und dieser Mensch steht uns im Wege."

„Das ist wahr", entgegnete der Mulatte.

Frau von Rumbrye stieß mit ihrem kleinen Fuße heftig auf den Boden.

„Ihr versteht den Degen und das Pistol zu führen; ein Duell . . . ."

„Ich begreife," sagte Carral.

„Endlich! . . ."

„Aber ich bin feig, Madame, und schlage mich nie."

„Elende Sclavenseele!" rief die Marquisin verächtlich aus.

„Carral that, als schenke er dieser Beleidigung keine Beachtung und fuhr, ohne sich dadurch aus der Fassung bringen zu lassen oder in Zorn zu gerathen, ruhig fort:

„Man kann auch ohne Zweikampf tödten; was kann Ihnen an dem Mittel liegen, wenn nur das Resultat dasselbe ist?"

Frau von Rumbrye senkte unschlüssig den Kopf. —

Während der Zeit blickte sie das Auge des Mulatten mit einem verstohlenen, tiefen Groll hegenden Blicke an. Wenn sie diesen Blick bemerkt hätte, wäre sie nicht unschlüssig gewesen, denn sie würde eine Falle gefürchtet haben."

„Er ist noch so jung," sagte sie endlich. „Wenn man ihn auf eine andere Weise aus dem Weg räumen könne?"

„Das wäre freilich besser Madame."

„Und doch würde jenes andere Mittel auf einmal und für immer aller unserer Verlegenheit ein Ende machen! . . ."

„Auf einmal und für immer, Madame!"

Diese eisige Kaltblütigkeit des Mulatten in einem solchen Augenblicke war etwas so Außergewöhnliches an ihm, daß Frau von Rumbrye anfing, ihn unruhig zu betrachten.

Aber Carral hatte bereits wieder Zeit gefunden, seinem Gesichte einen andern Ausdruck zu geben; sie entdeckte auf demselben nicht mehr, als einen ehrfurchtsvollen, unbedingten Gehorsam.

„Nun," sagte sie, indem sie sich auf die andere Seite ihres Sophas schob, um ihrem Vertrauten näher zu sein, „wie machen wir's?"

„Sind Sie fest entschlossen?"

„Ja . . . wohl . . . ich bin entschlossen."

„So hören Sie mich!"

Der Mulatte setzte sich mit ungewöhnlich kecker Miene neben seine ehemalige Gebieterin. Schon der bloße Gedanke an ein gemeinschaftlich zu verübendes Verbrechen hatte sie jetzt auf die gleiche Stufe gestellt.

„Morgen," fuhr er fort, „reisen Sie auf Ihr Landgut. Der Herr Marquis hat Xavier in meiner Gegenwart eingeladen, ihn dort zu besuchen. Wiederholen Sie Ihrerseits schriftlich dieselbe Einladung."

„Nein, nein," rief lebhaft die Marquisin aus, „dieser Brief könnte . . ."

„Sie haben Recht. Sie dürfen sich nicht bloßstellen . . . ich selbst werde schreiben . . . nur setzen Sie den Herrn von Rumbrye in Kenntniß, daß Sie mich eingeladen haben."

„Dieß will ich thun."

„Das Uebrige geht mich an . . . Morgen also, gute Gebieterin, werden wir uns auf dem Schlosse zu Rumbrye wieder sehen."

Der Mulatte entfernte sich. Als er auf der Straße war, erleichterte ein krampfhaftes Lächeln seine gepreßte Brust. Er fing an, so übertriebene Bewegungen und Geberden zu machen, daß die Vorübergehenden ihn für einen Narren hielten.

„Ich werde einen Mord begehen," dachte er, „aber ich werde dadurch ihr Gebieter, wie

Digitized by Google

ich vorher lange Zeit ihr Sclave war. O, wie werde ich mich dann an ihr rächen! . . ."

Er trat in ein Kaffeehaus, wo er schnell einige Worte niederschrieb, seinen Brief zusammenlegte, denselben an Xavier adressirte und in einen Briefkasten der Post werfen ließ.

Es war schon sehr spät. Xavier war nach Hause zurückgekehrt und hatte sich gewundert daß Carral seit dem vormittägigem Ereigniß sich nicht wieder im Hotel hatte blicken lassen. Der Bettler hatte ihm nichts von dem Briefe gesagt, welcher auf so geheimnißvolle Weise dem Polizeikommissär zugeschickt worden war und der junge Mann schöpfte daher keinen Verdacht. Er hatte auch keine Zeit, seinen Geist mit solchen Nebensachen zu beschäftigen.

Sein Geschick hatte sich ja seit vierundzwanzig Stunden gewaltig verändert. Von nun an hatte er eine Vergangenheit, er durfte somit auch auf eine Zukunft hoffen Seine gegenwärtige Lage war übrigens nichts weniger als glänzend, und die Enthüllung des Bettlers hatte ihn nicht in den Stand gesetzt, alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter mit einem Satze zu überspringen, wie dieß gewöhnlich bequemer Weise in den romanhaften Ausgängen der meisten zur Unterhaltung erfundenen Schauspiele der Fall ist. Seine Herkunft blieb bescheiden, und die Geschichte seiner Famile war eine recht traurige.

Aber er hatte einen Augenblick geglaubt, der Sohn eines Negers, eines Bettlers zu sein während es sich jetzt zeigte, daß sein Vater ein tapferer Soldat gewesen. Er hatte doch von nun an einen ehrenhaften, wenn nicht gar berühmten Namen und war, was auch der alte Neptun dagegen thun und sagen mochte, fest entschlossen, ihn zu führen. Xavier hatte ein biederes und edles Herz. Er wußte wohl das selbst in seiner Uebertreibung Große des unbedingten Gehorsams, welches, der Aufoferung des Negers zu Grunde lag zu schätzen; aber jene gänzlich unvernünftige Verläugnung seiner selbst ließ doch noch zu sehr den Sclaven erkennen. Der gute Schwarze gab sich so zu sagen selbst auf, um an die Stelle seines eigenen Willens den todten Buchstaben eines fremden zu setzen. Wenn er gesagt hatte: „Guter Gebieter hat befohlen!" so war jede Widerrede, jede auch noch so vernünftige Einwendung überflüssig; sie war von ihm schon im Voraus widerlegt und verworfen. Xavier konnte ihn auf diesem Wege natürlich nicht folgen. Höchstens wünschte er seine Mutter wieder zu finden, deren unwürdiges Betragen ein niederdrückendes Gewicht auf seinem Herzen zurückgelassen. Früher hatte er leidenschaftlich den Wunsch gehegt, Vermögen zu besitzen, um sich dadurch Helenen mehr zu nähern; jetzt, wie dieß immer in den ersten Augenblicken eines unverhofften Glückes geschieht, glaubte er desselben nicht mehr zu bedürfen und wähnte sich schon am Ende seiner Mühen und seiner Qualen. Seine Freude verbarg ihm die Hindernisse, welche zwischen ihm und der Erbin des Hauses Rumbrye immer noch bestanden.

Er hatte sich in dieses Labyrinth verwirrter Gedanken, welche beständig den Mann heimsuchen, dessen Leben eben eine glückliche oder unglückliche Wendung genommen hat, verloren, als die Thüre seines Zimmers geöffnet wurde und der schwarze Bettler mit einem Packet unter dem Arm sachte hereintrat.

„Kleiner Gebieter," sagte er: „hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum."

Er legte das Päckchen auf den Tisch und näherte sich Xavier.

„Sie werden mich vielleicht beschuldigen, Ihnen dasselbe so lange vorenthalten zu haben, fuhr er fort; „aber ach! ich betrachtete diese kostbaren Reliquien so außerordentlich gerne des Abends, ehe ich meine Augen zum nächtlichen Schlummer schloß! . . . Ueberdieß kannten Sie ja Ihre Geschichte nicht und dieselben hatten somit bis daher auch keinen Werth für Sie."

Xavier errieth, was in dem Packet enthalten war. Er öffnete dasselbe ehrfurchtsvollst und breitete auf dem Tische die verschiedenen Gegenstände aus, welche wir bereits als Trophäe in dem Zimmerchen des Bettlers aufgehängt gesehen haben.

„Das ist also Alles, was mir von meinem Vater übrig geblieben ist!" sagte der junge Mann vor sich hin.

Bei diesen Worten gerieth Neptun in eine gewisse ängstliche Verlegenheit.

„Verzeihen Sie mir, kleiner Gebieter," stotterte er.

Xavier hörte nicht auf ihn.

„Armer Vater!" fuhr er fort, „wie stolz und eifersüchtig bin ich auf jeden Gegenstand, aus dem dieser kleine, traurige Schatz besteht! . . ."

„Ich will sie Ihnen auch bringen," kleiner Gebieter, „ich will sie Ihnen auch bringen," sagte demüthig der Schwarze.

„Was wollt Ihr mir noch bringen, mein wackerer Freund?"

„Ich hatte geglaubt . . . Es hat mich so viel Mühe gekostet, mich davon zu trennen, kleiner Gebieter! Wider Willen ist die Uniform guten Gebieters meinen Händen entfallen, als ich dieses Packet machte . . . ich habe sie dem Uebrigen beifügen wollen, aber" . . . ein tiefer Seufzer hob die Brust des Schwarzen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Ueber den Nutzen der Schwalben stellt ein Gutsbesitzer in dem „landwirthsch. Centralblatt f. d. berg. Land" folgende Berechnung auf: Ein Schwalbenpaar ist täglich 16 Stunden in Bewegung und jede Schwalbe ätzt durchschnittlich in der Stunde ihre Jungen 20mal. Beide Eltern sind daher täglich 600 Mal beim Neste. Da nun jede der alten Schwalben jedesmal 10 bis 12 Insekten bringt, so vertilgt ein Schwalbenpaar täglich mindestens 2400 Insekten. Zur eigenen Nahrung brauchen die Alten etwa 600 Mücken und Fliegen, so daß durch eine Schwalbenfamilie täglich 7000, in einem Monate 210,000 schädliche Insekten vertilgt werden. Brauchen die Alten im ersten Monate, wenn sie allein sind, 30,000 Insekten, so kommen auf den ganzen Sommer für eine Schwalbenfamilie von sieben Köpfen 576,000 Insekten. Nisten sich nun in einem Dorfe auch nur 100 Schwalbenpaare ein, so würden diese mit ihrer Nachkommenschaft in einem Sommer über 57 Mill. Insekten verzehren. Möge Vorstehendes recht Viele veranlassen, diese lieben Thierchen auf ihrem Hofe einheimisch zu machen. Haus und Stall werden dadurch von vielen tausend lästigen Gästen befreit.

(Gift in der Nähseide.) Bekanntlich nehmen Näherinnen, wie überhaupt Jeder, der sich mit Nähen viel beschäftigt, sehr häufig den Faden in den Mund lassen ihn oft längere Zeit mit der Mundflüssigkeit in Berührung. Wie höchst nachtheilig diese Angewohnheit für die Gesundheit sein kann, wird der Betreffende ermessen, wenn er erfährt, daß durch Untersuchungen nachgewiesen worden ist, daß in schwarzer Nähseide beinahe 18 Prozent Bleioxyd sich befindet. Man imprägnirt nämlich in vielen Fabriken Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und der Schweiz die Nähseide mit Bleisalzen, um sie schwerer zu machen. Wer weiß, wie zerstörend die durch Bleivergiftungen hervorgerufenen Bleikoliken u. s. w. auf den menschlichen Körper einwirken, wird die Warnung beherzigen.

(Ein Mißverständniß.) Das letzte Gastspiel des Frl. Stehle am Stadttheater zu Würzburg war noch Zeuge eines originellen Intermezzo's. Als die hoch gefeierte Künstlerin die Bühne betrat, ertönte mitten in den enthusiastischen Applaus des gedrängt vollen Hauses aus einer Loge heraus gellendes Pfeifen. Dies für eine unverschämte Ungezogenheit haltend, begaben sich sofort mehrere Herren zu dem Uebelthäter, den nur der Schutz der Polizei vor weiteren handgreiflichen Unannehmlichkeiten von Seite des begreiflicher Weise hoch erbitterten Publikum bewahren konnte. Nun kommt aber das Beste! Nämlich der Missethäter war auf's höchste verblüfft über den auf ihn hereingebrochenen Sturm und konnte erst nach langer Pause des Erstaunens erklären, daß er in der besten Absicht gepfiffen habe: er sei Amerikaner und bei ihm zu Lande gelte im Theater der größtmöglichste Spektakel und Skandal, gleichviel auf welche Weise hervorgebracht, für den enthusiastischsten Beifall. Tags darauf war der Herr Yankee noch eigens bei Frl. Stehle, um sich bei der Künstlerin noch speziell wegen der unabsichtlichen Kränkung zu entschuldigen.

Eine Frau Dinah Vies in Nashville ist wohl eine der Glücklichsten aller Sterblichen. Sie hat drei Ehemänner mit all' ihren Untugenden zu Grabe gebracht, und bezieht für jeden eine Pension; ihre Nachkommenschaft hat die Zahl von 100 überstiegen, und ihre „Kleine", nämlich die jüngste Tochter ist 90 Jahre. Die Glückliche selbst ist 114 Jahre alt und macht gar keine Anstalt, über Pension und Gesundheit für immer zu quittiren.

(Was den Büffeln Freude macht.) Ein Blatt aus dem Westen Amerikas erzählt: Die Büffel fanden ein neues Privatvergnügen auf der baumlosen Prärie. Sie benutzten die Telegraphenstangen, um sich die Haut daran zu reiben, was der Telegraphen-Kompagnie gar vielen Schaden verursachte, denn die Drähte wurden Meilen weit zerstört. Einem von der Gesellschaft kam plötzlich ein Gedanke zur Abhilfe. Man sandte nach St. Louis und Chicago und ließ sich alle Spiekernägel senden, die man auftreiben konnte. Diese wurden nun von allen Seiten in die Stangen getrieben, so daß die scharfen Spitzen weit heraus standen, damit den Büffeln ihr Privatvergnügen verleidet würde Aber niemals hat eine Kompagnie sich mehr getäuscht gesehen, als diese. Die Spiekernägel waren den Büffeln gerade recht, und es kitzelte sie ganz besonders, sich ihre dicke Haut daran aufritzen zu lassen. Von allen Seiten kamen sie herangelaufen und sie bekämpften sich förmlich mit ihren Hörnern, denn jeder wollte der erste an der Stange sein. In kurzer Zeit lagen sämmtliche Stangen und Drähte niedergebrochen, und die Telegraphen-Gesellschaft hat seitdem keine neue Nachfrage nach Spiekernägeln gestellt.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383).

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 31. Samstag den 17. April 1869.

Der Stärkste.

Drei Spielleut sinds gewesen,
Die saßen einst am Rhein;
Sie saßen in der Schenken
Auf schweren Eichenbänken,
Bei altem goldnen Wein.

Sie schlossen eine Wette,
Wer wohl der Stärkste sei.
Wer leerte den letzten Becher,
Der hätte als stärkster Zecher,
Besiegt die andern zwei.

Und schnell ging in der Runde
Der funkelnde Pokal.
Es brannten ihre Wangen,
Und ihre Lieder klangen
Hell lustig in dem Saal.

Sie sangen und sie tranken
Bis in die späte Nacht.
Und keiner ist gesunken,
Und muthig hat jeder getrunken
Und hat an die Wette gedacht.

Wohl schwindelt's und wirbelt's im Kopfe
Den Zechern allgemach:
Die Lieder sind längst verklungen,
Es lallen und stammeln die Zungen,
Weiß keiner mehr recht was er sprach.

Doch wanken will keiner noch weichen;
Sie sitzen fest auf der Bank.
Und wie auch die Stunden verfliegen,
Sie schlürfen in hastigen Zügen
Noch immer den feurigen Trank.

Da endlich schaut der Morgen
In's niedere Fensterlein.
Die Starken, sie waren gesunken
Noch eh' sie sichs bedunken;
Der Stärkste war — der **Wein.**

J. S.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Aber ich werde jetzt allein in meiner Wohnung sein,“ fuhr er fort. „Ich habe nichts mehr . . . gar nichts mehr! . . . Wenn ich sagen will „„Guter Gebieter mein““ . . . wird er mich wohl noch hören?“

„Behalte sie, Neptun,“ sagte Xavier gerührt. „Du hast sie besser verdient als ich, und die Uniform meines Vaters ist ganz an ihrem Platz über dem Bette seines getreuen Dieners.

Neptun schlug in seine Hände und hüpfte vor Freude.

„Dank,“ sagte er, „tausend Dank, kleiner Gebieter! . . Sie sind beinahe eben so gut, wie er war. —

Ein Diener des Hauses überbrachte einen Brief mit Xavier's Adresse und entfernte sich sogleich wieder. Während der junge Mann dieses Schreiben las, zeigte sich auf seiner Physiognomie ein Gefühl unendlichen Wohlbehagens, welches das breite Gesicht des Negers wie ein Spiegel zurückstrahlte. Nachdem er gelesen, ging Xavier händereibend im Zimmer auf und ab. —

„Ich werde sie wieder sehen,“ murmelte er, „ich werde allein mit ihr sein . . . ich werde ihr das Glück erzählen, das mir Gott zu Theil werden ließ . . . ja, ja ich werde hingehen! Eine solche Gelegenheit versäumen, wäre eine ausgemachte Thorheit

„Neptun,“ fuhr er an den Bettler gewendet fort, „ich werde dich auf einige Tage verlassen, mein Freund.“

„Mich verlassen!“ antwortete der Bettler. „Warum?“

„Ich gehe aufs Land.“

„Ich werde Ihnen folgen, kleiner Gebieter.“

„Das ist unmöglich, Neptun.“

Der Neger senkte den Kopf und begann nachzudenken.

„Er hat mich beauftragt, über Sie zu wachen,“ sagte er mit entschlossener Stimme, „ich werde wachen. Es ist nichts unmöglich, wenn es sich darum handelt, gehorsam zu sein.“

Digitized by Google

Plötzlich schien ein neuer Gedanke durch seinen Kopf zu fahren und er begann mit heftiger Gemüthsbewegung:

„Sie haben einen Feind, kleiner Gebieter."

Zum drittenmale seit zwei Tagen hatte Xavier dieselbe Warung empfangen.

„Kennt ihr ihn?" fragte er.

„Ich kenne ihn, und bei der Erinnerung an guten Gebieter habe ich geschworen, ihn zu tödten. —

„Ihn zu tödten," wiederholte Xavier zusammenfahrend, „was denkt Ihr?"

„Man vergißt einen solchen Eid nie!" bemerkte der Bettler mit einer gewissen wilden Kraftäußerung.

Plötzlich aber mäßigte er den lauten Ausruf seiner Stimme und fuhr fort:

„Lassen Sie mich Ihnen folgen, kleiner Gebieter . . . ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Ankunft der Polizei im Spielhause nicht das Werk des Zufalls war. Ich kenne den Zweck ihres Feindes nicht, aber Sie sind in die Falle gelockt worden."

„Was führt Dich auf diesen Glauben?"

„Ich habe es mit angesehen."

„Hier erzählte der Bettler den Vorfall mit dem dem Auvergnaten anvertrauten Briefe, dessen Aufschrift dieser mit lauter Stimme abgelesen hatte.

„Wißt ihr aber auch gewiß, daß er es war?" fragte Xavier unentschlossen.

„Es ist derselbe Mann, der sich seit zwei Monaten Ihnen wider Ihren Willen zum Freunde aufgedrängt hat, derselbe Mann, dem ich von dem ersten Tage an nicht traute; derselbe endlich, der gestern bei Ihnen auf dem Balcon stand, und dem Sie ihre Geschichte und Geheimnisse anzuvertrauen die Unbesonnenheit begingen. . . . . Ich bin meiner Sache gewiß." —

Xavier konnte einige Zeit nicht antworten so groß war sein Erstaunen.

„Carral!" sagte er endlich! „aber es ist doch unmöglich, welches Interesse sollte er denn dabei haben, mich in eine Falle zu locken? . .

„Das weiß ich nicht; daß er es aber gethan hat, davon bin ich überzeugt!"

„Aber dieser Brief ist ja von ihm . . . ." hielt ihm Xavier nochmals entgegen, indem er auf das Schreiben deutete, das er soeben empfangen hatte.

„Gehen Sie nicht, gehen Sie nicht, rief Neptun aus. „Dieser Mann ist ihr Feind."

Xavier dachte einen Augenblick nach.

„Ich muß hingehen," sagte er endlich im entschlossneen Tone; „sie ist dort."

Neptun schüttelte traurig den Kopf.

„Meine Stimme ist zu schwach, um die laute Stimme der Liebe zu bekämpfen," murmelte er; aber Etwas sagt mir, daß dieß nur ein Köder mehr sei, Sie an den Rand des Abgrundes zu verlocken . . . ich werde Ihnen folgen, kleiner Gebieter . . . wenden Sie nichts dagegen ein! Ich weiß, daß meine Anwesenheit Ihnen eine Verlegenheit bereiten, wenn nicht gar Schande machen könnte . . . aber ich werde mich verbergen, weder Sie noch sonst Jemand sollen mich sehen, es sei denn, daß . . .

Er hatte diese letzten Worte mit einer drohenden Geberde begleitet, aber er vollendete seinen begonnenen Gedanken nicht.

„Wo gehen Sie hin?" begann er später wieder.

„Auf das Schloß zu Rumbrye bei d'A*** im Departement de l'Eure."

„Gut, aber Sie haben ja Ihr Geld verloren; Sie brauchen daher wieder welches, kleiner Gebieter."

Der Schwarze legte einige Louisd'or auf das Gesims des Camins. Xaviers Stirne bedeckte eine purpurne Röthe.

„Erröthen Sie nicht, sagte Neptun sanft; guter Gebieter hat mir mehr als das gegeben: er hat mich frei gemacht, ich zahle nur eine Schuld ab.

Mit diesen Worten lenkte er seine Schritte der Thüre zu aber in dem Augenblick, als er über die Schwelle schreiten wollte, kehrte er wieder um.

„Um welche Zeit werden Sie morgen abreisen?" fragte er.

„Ich weiß noch nicht . . . wahrscheinlich Nachmittags."

„Auf Wiedersehen, kleiner Gebieter. Ehe ich Ihnen folge, werde ich somit noch Zeit bekommen, einige Stunden meiner täglichen Aufgabe widmen zu können, ihre Mutter aufzusuchen. —

Ein Rennen zum Lahmwerden.

Am andern Morgen stieg Neptun, auf seinen Stock gelehnt, schon frühzeitig die fünf Stockwerke seiner Dachkammer herab, um sein Tagewerk zu beginnen. Er hatte Paris seit zwanzig Jahren schon oft und nach allen Richtungen hin durchwandert. Er hatte jedes Haus durchsucht, jede Frau sorgfältigst in Augenschein genommen, deren Alter, Gestalt und Gang auch nur einigermaßen an den Typus erinnerte, welchen er sich zum Maßstabe für Xaviers Mutter genommen hatte, das heißt, welcher sich dem Bilde näherte, das seine Phantasie von ihr entworfen hatte. Nie aber hatte auch nur das geringste Resultat seinen beharrlichen Eifer belohnt. Heute lief er jedoch schon nicht mehr ganz zufällig umher. Er hatte eine Spur, eine schwache zwar, aber sie genügte, seinen Muth auf's

Digitized by Google

Neue zu beleben. Er begann daher seine Nachforschungen voll Hoffnung und fühlte jeden Augenblick seine Taschen an, um sich zu überzeugen, daß er noch im Besitze des feinen Battistsacktuches mit den Anfangsbuchstaben F. A. war.

Anfänglich schritt er planlos der Vorstadt Saint Germain zu, weil dieselbe so zu sagen das Stammland der mit Wappen geschmückten Staatswagen ist. Er kannte die Dame und ihren Wagen; aber die Damen stehen spät auf während der Morgen die Zeit ist, in welcher die Wägen geputzt werden. Er konnte daher mehr auf den Wagen, als auf die Dame rechnen. —

Seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Nachdem er vier oder fünf Stunden lang fruchtlos umhergeirrt war, mit dem Blicke die Höfe aller Paläste und vornehmeren Häuser durchstöbert und seinen Kopf so geschickt durch die sehr bescheiden geöffneten Thürflügel der Hofthore gestreckt hatte, daß man ihn für einen jener bezahlten Schurken gehalten hätte, welche die Polizei, wie man sagt, zu verschiedenen Zwecken gebraucht, langte er vor einem Palast an, der in der Mitte der Straße Grenelle lag, und dessen edle Architektur die Häuser der benachbarten Edelleute zu beschämen schien. Das Hofthor war halb offen. Der Bettler warf einen neugierigen Blick hinein.

Er sah anfänglich nur eine Postchaise, welche mit vier guten Pferden bespannt war und von einem jungen Menschen mit englischen Maniren und Reisekleidern sorgfältig in Augenschein genommen wurde. Dieß war nicht das, was er suchte. Er wollte schon seinen Weg weiter fortsetzen, als eines der Pferde, mit dem der große junge Mann hatte spielen wollen, einen Sprung vorwärts machte, und die Postchaise nach sich zog, die im Hintergrunde einen prächtigen Wagen mit aufgehobener Teichsel erblicken ließ, der ohne Zweifel auf die Bürste und den Schwamm eines Knechtes wartete. Bei diesem Anblick blieb der Bettler wie an den Boden gewurzelt stehen. Er betrachtete von Weitem die Kutsche in allen ihren Einzelheiten.

„Das ist sie!" rief er mit einer vor Freude zitternden Stimme aus.

Er trat entschlossen in den Hof und näherte sich dem großen jungen Manne, der Niemand anders als Herr Alfred Lefebvre des Vallées war, welcher statt seines gestrigen glänzenden Anzuges in einen langen englischen Reiserock gekleidet war, eine schwarze Halsbinde umgeknüpft und seine Lieblingsstiefel angezogen hatte. Wir können versichern, daß der junge Mann in diesem Anzuge nicht weniger albern aussah, als im Ballkleide.

„Mein Ehrenwort," sagte er, indem er Neptun durch ein Augenglas ansah, „ein Mohr mit einem weißen Bart! Der Teufel hole mich, wenn das nicht sehr spaßhaft ist; ich habe nie etwas ähnliches gesehen!"

Der Schwarze schritt immer weiter vor. Endlich blieb er vor Alfred Lefebvre des Vallées stehen. Dieser nahm sein Augenglas weg.

„John," rief er.

Ein kleiner Bursche, dem Aussehen nach aus der Normandie gebürtig, dem man einen englischen Namen und eine englische Weste gegeben hatte, um aus ihm einen Groom zu machen, erschien an der Stallthüre.

„Nimm deine Peitsche," fuhr der junge Alfred Lefebvre des Vallées mit englischer Kaltblütigkeit fort, endigte aber die wörtliche Uebersetzung seines Gedankens mit einem bezeichnenden Winke, der auf den schwarzen Bettler deutete.

Neptun hatte ihn ohne Zweifel verstanden, denn er schwang instinktmäßig seinen langen Stock, der keine verachtenswerthe Waffe war. Er hätte aber durchaus nicht nöthig gehabt, sich desselben zu bedienen; Alfred war im Grunde genommen ein gutmüthiger junger Mensch, er hatte nur einen geistreichen Spaß machen wollen. —

„Mohrenkopf," sagte er lachend, „wenn John nur zwei Jahre älter wäre, würde ich ihn mit Dir boxen lassen . . . . Was willst du? . . . dieß ist nicht der Weg in das Hôtel Rumbrye."

„Rumbrye!" wiederholte der Bettler, der eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken konnte. —

„Man bettelt vor der Thüre, nicht in dem Hofe. Geh' fort!"

Neptun gab ihm keine Antwort, sondern zog unter seinem Brusttuche, das sorgfältig in ein weißes Blatt Papier eingewickelte Sacktuch hervor und übergab es dem jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées.

„Was ist das?" rief dieser aus, indem er sorgsam seine Handschuhe vorher anzogen hatte, ehe er das Päckchen berührte, „mein Ehrenwort das ist ein Sacktuch der Marquisin.

Er warf Neptun fünf Franken in die Hand und sagte:

„Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht ein glücklicher Tag für dich ist, Mohrenkopf . . . . guten Abend!"

Neptun zog sich zurück. Statt sich aber zu entfernen, blieb er, als er die Schwelle des Hofthors überschritten hatte, stehen und setzte sich auf einen Eckstein, indem er seinen breiten Strohhut tief in sein Gesicht drückte. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Blick durch die halb offene Thür gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Folgender Vorfall ist in **Florenz** jetzt der Gegenstand des Tagesgespräches. Herr Bratimarte Saletti, Verwaltungssekretär von Florenz, gab vor einigen Tagen beim Weggehen vom Bureau einem untergebenen Schreiber, den er als ehrlichen Mann kannte, ein Hundertfrancs-Billet, mit dem Befehl, in eine Lotteriekollekte zu gehen und das Geld in Quaternen auf vier Nummern zu setzen, die er seit längerer Zeit spielte. Der Schreiber steckte die Banknote in die Tasche und entfernte sich. Andern Tages begab sich Herr Saletti nach erfolgter Ziehung an das nächste Lotteriebureau und betrachtete die ausgehängten Ziffern. Welch' eine Ueberraschung! Vor seinen Augen erstrahlten unter den fünf gezogenen Nummern die vier, welche er gesetzt hatte, gesetzt mit 100 Francs in Quaternen — er war jetzt der glückliche Besitzer von 1,200,000 Francen! Ganz außer sich vor Freude und Entzücken eilte Herr Saletti nach seiner Wohnung, küßte Weib und Kind und vermochte kaum den Seinen die tröstliche Mittheilung zu stammeln: „Wir haben eine Million gewonnen!" Wir verzichten darauf, die Wonne des Glückes, die Thränen der Freude zu schildern, in welche die Familie des Reichgewordenen ausbrach, bei der unerwarteten Nachricht von den glückbringenden Quaternen. Man küßte und umarmte sich, man betastete sich, um sich zu überzeugen, daß das Ganze kein Traum sey. Als der Sekretär bald darauf wieder auf's Stadthaus ging, begegnete ihm der zweite Bürgermeister Peruzzi sowie der Finanzminister, Graf Digny, welchen Männern er freudigen Herzens die Mittheilung von seinem Glücke machte. Beide gratulirten dem Sonntagskind und der Finanzminister meinte beim Weggehen: „Sonst fehlte uns jetzt nichts mehr in Italien als dieser Mensch, um die Staatskassen vollends zu leeren!" In wenigen Schritten war der Sekretär auf seinem Bureau, das er fortan vielleicht nicht mehr besuchen wird. Er zog in größter Hast die Schelle der Vorthür, die Thüre öffnete sich und es erscheint der Schreiber, bleich wie der Tod. „Geben Sie mir meinen Zettel!" sagte glückstrahlend Herr Saletti. „Hier, mein Herr, sind Ihre hundert Franken — erwiderte der arme Schreiber zitternd vor Angst — ich habe vergessen zu setzen!" „Was! Unglückseliger!" „Machen Sie mit mir was Sie wollen, sperren Sie mich ein, schicken Sie mich auf die Galeere, guillotiniren Sie mich — ich habe zu setzen vergessen!" Den Schrecken, das Erbeben, die Vernichtung des Sekretärs zu beschreiben ist unmöglich. Vor wenigen Minuten noch ein Millionär, jetzt auf die traurigste Art aus allen Glücksträumen geworfen, das ist zum Sterben oder zum Närrischwerden. Glücklicher Weise aber lebt Herr Saletti zur Stunde noch und erfreut sich auch seines vollen Verstandes.

Bei den alten Wienern ist ein Jugendstücklein ihres **Joseph Haydn** noch in gutem Andenken. Haydn übte sich schon als Sängerknabe bei der Hofkapelle im Tonsatze. Einmal hatte er ein Stück für Sopran- und Alt-Solo komponirt, das bei einer Dankmesse der Schneiderzunft aufgeführt wurde. In der letzten Probe setzte Haydn bei dem lateinischen Worte meus über der Silbe me einen Triller und so meckerten dann die beiden Solisten zum großen Verdrusse des Helden vor der Nadel ihren Triller. Haydn mußte dafür brummen.

(**Ein übersehenes Gift.**) In dem Lagerbiere schwimmen oft kleine Stückchen Pech, welche sich von dem Fasse abgelöst haben und für den Trinkenden, der sie unversehens verschluckt höchst nachtheilig werden können. In dem Zustande, wie sie in dem Biere schwimmen, sind sie von letztern durchdrungen und daher zerreiblich und nicht klebend. Der Magen entzieht ihnen aber die Feuchtigkeit und führt sie außerdem durch seine Wärme in ihren früheren Zustand zurück, sie werden wieder klebend und setzen sich an irgend einem Theile des Verdauungskanales fest, wodurch sie eine mehr oder weniger große Störung hervorbringen und eine krankhafte Erscheinung veranlassen, deren Ursachen man vergebens nachforscht und deren Folgen nichts zu heben vermag. Wie manches räthselhafte Siechthum mag nicht durch solche unbeachtete Störenfriede, die sich im Magen oder dem Darme festsetzen, herbeigeführt werden!

Ein Mann zankte immer mit seiner theuern Ehehälfte, warum sie stets den Essig Kreuzerweise beim Kaufmanne hole, und nicht lieber eine ganze Flasche auf einmal kaufe. „Narr", versetzte die Vorsichtige, „er wird ja sauer."

Ein verdienstvoller hoher Officier hatte sich auf den schwarzen Adlerorden Rechnung gemacht, erhielt aber nur die höchste Classe des rothen. Gutmüthig lächelnd legte er denselben zu seinen übrigen Orden, und rief aus: „Da liege, bis du schwarz wirst."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383).

Digitized by Google

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 32. Mittwoch den 21. April 1869

Herr Lenz.

Im Stübchen saß ich stumm allein,
So trüben Sinns verdrossen,
Da hüpft ein Jüngling keck herein
Von Sonnenglanz umflossen.

Er sang und jauchzt voll Munterkeit
Und lärmte in dem Zimmer,
Und Alles strahlte weit und breit
In seinem Farbenschimmer.

Wohin er trat mit leichtem Fuß
Die Quellen rauschend sprangen,
Und Vöglein frohen Liedergruß
Mit heller Stimme sangen.

Nun schüttelt er das blonde Haar,
Die langen, goldnen Locken;
Da sproßten plötzlich, wunderbar
Die schönsten Blumenglocken.

Vergißmeinnicht und Veilchenblau,
Maiglöcklein, Hyazinthen,
Maßliebchen und Aurikel schlau,
Narzissen, Primeln, Winden!

Wer bist Du? rief ich ganz erstaunt
Von solchen Wunderdingen.
Und lächelnd er ins Ohr mir raunt
So hell wie Glocken klingen:

„Kennst Du mich nicht, Du trüber Thor,
An meinem Glanzhabite?
An Sonnenschein und Vögleins Chor,
An Duft von Blum und Blüthe?"

„Ich bin der Lenz mit einem Wort,
Und mache heut' Visite!"
Und dabei hüpft er weiter fort
Mit leichtem flücht'gen Schritte.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Dieses Hôtel führte den Namen Rumbrye, den Namen des Schlosses, wohin sich Xavier begeben wollte. Eine Postchaise stand vor dem Hofe. Gehörten Hôtel und Schloß einem und denselben Eigenthümer? Waren es Xavier's Wirthe, die in diesem Reisewagen Platz nehmen wollten? . . .

Jetzt wußte er, wo er die Frau zu suchen hatte, deren Züge denen des jungen Xavier so außerordentlich ähnelten und deren Name dieselben Anfangsbuchstaben zeigte, wie der der Mutter des jungen Mannes.

Aber er hatte noch etwas Anderes vernommen.

Gerade als er diese Frage an sich richtete, klang der durch die Entfernung etwas geschwächte Ton einer Thurmuhr an sein Ohr. Es schlug zwei Uhr auf der Kirche Saint-Thomas d'Aquin. Der Bettler stand rasch auf. Er hatte sich verspätet und fürchtete, Xavier möchte wohl schon unterwegs sein. Denn ziemlich unbekannt mit der Geographie des Königsreiches war ihm nichts in der Erinnerung geblieben, als der Name Rumbrye; eine einzige Nacht tiefen Schlummers hatte aus seinem Gedächtnisse den Namen des Orts, ja selbst das Departement verwischt, in welchem das Schloß lag.

Eiligsten Schrittes wollte er eben wieder den Weg nach dem Platze Saint Germain des Pres einschlagen, als sein letzter Blick in den Hof des Hôtels ihm Frau von Rumbrye zeigte, welche gerade, auf den Arm eines Mannes gestützt, die steinernen Stufen der Vortreppe herabschritt. Anfangs sah er nichts, als die Marquisin und voll Freude, sich nicht getäuscht zu haben, murmelte er vor sich hin.

„Sie ist's!"

Sogleich aber wandte sich sein Auge von der Marquisin weg und ihrem Begleiter zu; ein Ausruf des Erstaunens entfuhr seiner Brust und seine Stirne legte sich schnell in des Zornes eckigte Falten.

„Es ist's" sagte er.

Er hatte Xavier's, und folglich auch seinen geheimen Feind wieder gesehen, den Mann, welcher jenen verrätherischen Brief an den Polizeikommissär geschrieben: Er hatte Carral wieder erkannt.

Jetzt dachte er nicht mehr daran, sich zu entfernen. Verwirrt und betäubt von diesen sich ohne Unterlaß folgernden unerwarteten Wendungen der Ereignisse, welche ihm kaum Zeit zum Nachdenken ließen, blieb er unbeweglich

Digitized by Google

stehen. Was sollte er anfangen? Carral's Gegenwart gab der Abreise der Marquisin einen gefahrdrohenden Anschein. Dieser Mann hatte hier voraussichtlich nichts zu thun, als Xaviers Unglück befördern zu helfen, und wenn Letzterer zur Stunde zufällig schon abgereist war, wie wollte er das Schloß Rumbrye finden, welches ihm seine in Schrecken versetzte Einbildungskraft schon voll Schlingen und Fallen und blutigen Geheimnissen darstellte?

Er warf einen unentschlossenen Blick um sich und sah glücklicherweise auf dem entgegengesetzten Fußweg einen mit zwei starken Pferden bespannten Fiaker einhertraben. Er athmete wieder freier auf.

Ich werde Ihnen folgen! sagte er zu sich selbst —

In diesem Augenblicke schwang sich Frau v. Rumbrye leicht und anmuthig wie ein junges Mädchen in die Postchaise. Vor dem Einsteigen hatte sie zu Carral gesagt:

„Wir werden allein sein und Zeit haben, mit einander darüber schwatzen zu können."

Aber sie hatte ihre Rechnung ohne den Herrn Alfred Lefebvre des Valées gemacht, welcher bereits bequem ausgestreckt auf einer Bank des Wagens lag. Frau von Rumbrye konnte eine Geberde des Unwillens nicht ganz unterdrücken.

„Sie haben mich hier nicht erwartet!" sagte der große Knabe mit schallendem Gelächter; „ich werde die Reise mitmachen . . . . der Teufel soll mich holen! . . ."

„Ich glaubte, Sie würden mit Helenen und Herrn von Rumbrye reisen," entgegnete Frau von Rumbrye trocken.

Herr Alfred des Valées zog einen kleinen Spiegel aus der Tasche und betrachtete sich wohlgefällig darin.

„Der Teufel hole mich, wenn Herr von Rumbrye mich je auf die Reise mitbekommt!" murmelte er; „das ist ein alter Springinsfeld aus den Zeiten Ludwig's XV., der einem zumuthen würde, man sollte eine gepuderte Perrücke und einen altväterischen Degen tragen! . . . . Mein Ehrenwort, Madame, ich kann mich nicht daran gewöhnen.

Die Marquisin machte gute Miene zum bösen Spiel und gab Carral ein Zeichen einzusteigen.

„Sie dürfen mir auf's Wort glauben," sagte Alfred zu diesem Letztern, „Sie sind heute kaum halb so häßlich, wie gestern . . . . Sie sahen aus, als hätten Sie schon im Grabe gelegen, auf mein Ehrenwort!"

Die Chaise fuhr fort. Während sie unter dem Hofthor durchfuhr, bemerkten Carral und Frau von Rumbrye zu gleicher Zeit den schwarzen Bettler, dessen feuriges Auge gierige Blicke in den Wagen warf.

„Wieder dieser Mensch!" murmelte die Marquisin, welche sich einer Bewegung des Schreckens nicht enthalten konnte, vor sich hin.

„In der unablässigen Verfolgung dieses Kerls liegt Etwas, was ich nicht verstehen kann," dachte seinerseits Carral.

Der junge Herr Lefebvre des Valées aber begnügte sich, lächelnd auszurufen:

„Thatsache ist, daß, wenn John nur zwei Jahre älter gewesen wäre, er mir, der Teufel hole mich, mit diesem Mohrenkopf hätte boxen müssen! . . ."

Neptun war indessen in die Miethkutsche gesprungen, hatte dem Kutscher Etwas zugerufen ihm einen Louisd'or in die Hand gedrückt, und der schwere Wagen fuhr der Fährte der Postchaise nach, daß das Pflaster Funken gab. Schon vom frühesten Morgen an hatte der Schwarze einen stürmischen Tag geahnt. Ehe er daher sein Dachstübchen verlassen, hatte er sich vorher mit allem Nöthigen versehen, das heißt den ganzen Vorrath seiner Sparbüchse zu sich gesteckt.

So lange man in Paris blieb hatte der Fiaker keine große Mühe der Postchaise zu folgen. Er holte sie selbst zuweilen beinahe ein, ja, beim Fahren über die Brücke Ludwig's XV. hielten die Miethpferde sogar einen Augenblick gleichen Schritt mit den Rennern der Postchaise. Der Bettler befahl sogleich dem Kutscher, letzterer den Vorrang zu lassen. Dieser Befehl war eigentlich überflüssig; denn kaum hatte die Postchaise den ebenen Sandweg in den Elysäischen Feldern eingeschlagen, als auch schon eine große Entfernung die beiden Wägen trennte.

„Frisch darauf los!" rief der Bettler zum Kutschenschlag hinaus.

„Seid ohne Sorgen, Bürger!" antwortete der Kutscher, welcher das letztere Wort mit einem gewissen, heimtückischen Spott betonte; „wir werden sie beim Bergauffahren schon wieder einholen."

Wirklich hatte auch die Miethkutsche an dem Abhange vor der Barriere de l'Etoile das verlorene Terrain wieder eingeholt. Sie wurde von zwei starken, aber alten Pferden gezogen, denen das Abwärtsfahren beinahe die Füße brach.

Eine Stunde von der Barriere entfernt, wandte sich endlich der Kutscher auf seinem Sitze um.

„Nun, Bürger," sagte er, „wohin geht's denn so rasch?"

Neptun deutete mit dem Finger auf die Postchaise.

„Gut," antwortete der Kutscher; „wir folgen jener Chaise . . . aber wohin fährt dieselbe?"

„Fahr immer zu!" rief Neptun ungeduldig aus, „du wirst bezahlt werden."

Der Kutscher holte einen langen Hieb auf

Digitized by Google

seine Pferde aus und fuhr in der Unterhaltung fort.

„Ihr habt gut sprechen, Gevatter," sagte er, „ich habe zwei gute Pferde, welche ich im besten Zuge bin zu Schanden zu fahren, und . . . ohne Ihrer Ehre nahe zu treten . . . scheinen Sie mir doch kein . . . wie man so sagt . . . eben kein vermögliches Aussehen zu haben! . . ."

Neptun zog ein Dutzend Napoleonsd'or heraus, und zeigte sie dem Kutscher. Dieser ließ augenblicklich ganz entzückt wieder seine Peitsche knallen.

„Großer Gott!" murmelte er; „das muß ein prächtiges Handwerk sein, dieses Mohrenleben."

Zu Saint Germain en Lay hielt die Caise an, um die Pferde zu wechseln. Der Fiaker fuhr ihr vor, und erlangte auch wirklich einen Vorsprung, den er aber alsbald wieder verlieren sollte. Die beiden Pferde fingen erbärmlich an zu schnaufen. Ihr Körper rauchte und dicke Schweißtropfen liefen an ihrem Halse und über ihr Kreuz herab.

„Werden sie wohl so noch zwei Poststunden aushalten?" fragte Neptun unruhig.

„Zwei Poststunden, zwei Poststunden! Ich nehm' es nicht auf mich, Gevatter, und wenn Ihr mir auch all die Goldfüchse, die Ihr mir gezeigt habt, geben würdet."

„Fahr immer zu!" sagte der Neger, indem er seinen Aerger zu verbergen suchte.

Die Postchaise, welche mit zwei frischen Pferden bespannt war, fuhr im Galopp über einen Abhang hinab, und wie der Blitz an der armen Miethkutsche vorbei.

„Frisch drauf los!" rief Neptun aus.

Der Kutscher versetzte den armen Thieren zwei tüchtige, weit ausgeholte Hiebe. Die Pferde rüttelten den Wagen in verzweifeltem Galopp weiter. Am Fuße des Berges, welcher dem Abhange folgte, rückten sie der Chaise etwas näher; aber je weiter man fuhr, desto augenscheinlicher und bedeutender wurde das Mißverhältniß zwischen Kraft und Anstrengung. Der Bettler fuhr unruhig auf seinem Sitze hin und her, wie wenn er durch diese verzweifelten Bewegungen dem Wagen eine neue Triebkraft hätte geben wollen.

„Frisch drauf los!" rief er jeden Augenblick aus; „dein Leben hängt daran, wenn Du mir sie aus den Augen läßt."

Der Kutscher that sein Möglichstes, aber seine Pferde ermüdeten auf eine höchst bedenkliche Weise und im nächsten Augenblick hatte Neptun, welcher sich zum Kutschenschlage hinaus gebeugt hatte, die Chaise bei einer Wendung des Weges aus dem Auge verloren.

„Habt keine Angst," sagte der Kutscher, „bei der nächsten Krümmung der Straße werden wir sie wieder sehen."

Man gelangte an diese Krümmung, sah aber nichts.

„Zehn Louisd'or, wenn Du sie einholst!" rief Neptun mit kurzer und trockener Stimme aus. —

„Zweihundert Franken," murmelte der Kutscher.

Der Kutscher versetzte den ermüdeten Thieren drei Hiebe in die Weichen.

Der Schmerz nöthigte sie, weiter zu dringen, aber bald blieben sie ganz stehen.

Der Kutscher verdoppelte unbarmherzig seine Schläge, und die Pferde flogen, den Kopf zwischen den Füßen, mit rauchenden Nasenlöchern und entkräfteten, bei jedem Schritt stolpernden Beinen, von Todesangst gejagt, wie der Wind dahin. Neptun lag über den Kutschenschlag hinaus, wie ein Jockey auf der Mähne seines reinen Vollbluthengstes beim Rennen; er schnaubte und schrie maschinenmäßig fort:

„Frisch drauf los, frisch drauf los!"

Seine Finger, die sich an die Wände des Wagens anklammerten, drohten diese zu erdrücken. Er fuhr seufzend in die Höhe, so oft ein plötzlicher Stoß ihm eine neue, lebhaftere Triebkraft zeigte.

Die Nacht begann hereinzubrechen. Endlich erblickte man auf dem Gipfel eines entfernten Berges den Schattenriß der Postchaise wieder, der sich dunkel von dem bereits sehr düster gewordenen Blau des Firmaments abhob. Zu gleicher Zeit zeigten sich in unabsehbarer Ferne in amphitheatralischer Stufenform geordnet, die Lichter der Gebäude von Meulan. Der Bettler stieß einen letzten Ruf der Aufmunterung aus und fiel erschöpft auf den Rücksitz des Fiakers zurück.

Einige Minuten nachher erfolgte ein furchtbarer Stoß . . . die beiden Pferde waren zu gleicher Zeit zusammengestürzt. Man war in Meulan, und sah in einiger Entfernung die Postchaise ihre Pferde wechseln.

Neptun sprang aus dem Fiaker, warf dem Kutscher 10 Louisd'or zu und lief der Postchaise nach. In demselben Augenblicke, als sich dieselbe in Bewegung setzte, sprang er auf deren Hintersitz, klammerte sich an die Feder und fuhr mit ihr fort.

Der Postmeister wollte dem Postillon zurufen, anzuhalten, aber die Chaise tanzte über das spitzige Pflaster von Meulan mit einem Gepolter hinweg, daß man nicht einmal den Donnerschlag hätte hören können. Ueberdieß war es ganz Nacht geworden und nach einer glücklich überstandenen, ängstlich vollbrachten Minute konnte der Bettler ganz außer Furcht sein, von seinem Platze vertrieben zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Frauenarbeit) In Newyork und Umgegend leben nach dem „Newyork Journal“ 75,000 Frauen und Mädchen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Ihr Lohn beträgt 2 Doll. 50 Cent. bis 18 Doll. pro Woche. Dienstmädchen erhalten die erstere Summe (mit Kost und Wohnung), Redacteurinnen die letztere Summe. Näherinnen verdienen pro Woche 4 Doll. 50 Cent., Schauspielerinnen 15 Doll., Papierschachtel- und Papierkragen-Verfertigerinnen 5 Doll., Zeichnerinnen 12 Doll., Balleteusen und Schreiberinnen 6 Doll., Buchbinderinnen, Setzerinnen, Telegraphistinnen und Holzschneiderinnen 10 Doll., Couvert- und Crinolinenmacherinnen, Bouquetieren, Schneiderinnen, Putzmacherinnen und Schirmverfertigerinnen 7 Doll. Blumenmacherinnen, Buchfalzerinnen und Heftrinnen, Pelznäherinnen, Friseusen, Hutmacherinnen, Photographistinnen, Silberpoliererinnen, und Spielsachenmalerinnen 8 Doll., Juwelierinnen, Schuhmacherinnen 9 Doll.; die Zahl der Doctorinnen in den Vereinigten Staaten ist bekanntlich sehr groß; Postmeisterinnen hat Präsident Grant soeben mehrere ernannt, wir werden demnach in allen Zweigen der Industrie und Wissenschaft Frauen sehr stark vertreten sehen.

(Lockenraub, — aber nicht aus Zärtlichkeit.) Die immer stärker werdende Zwangsherrschaft des falschen Haares hat in Amerika einem neuen Industriezweige Lebenskraft verliehen. Die Zahl der Haardiebe steigert sich im Verhältniß zu der Nachfrage nach Haar von allen Farben und Schattirungen; und Damen welche der neuesten Mode zufolge ihr (oder anderer Leute) Haar die Schultern herabhängen haben, sind überall — in der Kirche, wie auf der Straße. — in Gefahr, ihr Bildniß ohne diesen Schmuck im Spiegel wiederzusehen. Hierzu sei erwähnt, das der Bischof von New-Jersey erklärt hat, er werde bei der nächsten Firmung seine Hände segnend nicht auf falsche Haare oder Chignons legen, womit die Köpfe so vieler jungen Damen verunziert seien. Da dürfte es aber doch bei allem guten Willen schwer werden, das Gold vom Kupfer zu unterscheiden.

(Das Kalipikrat.) Das Kalipikrat, auch pikrinsaures Kali (picrate de potasse), welches am 16. März auf dem Sorbonneplatz die schreckliche Verwüstung angerichtet hat, unterscheidet sich von dem bekannten Salpeter (salpetersaures Kali) dadurch, daß an Stelle der Salpetersäure bei jenem die Pikrinsäure, eine organische Säure getreten ist, an sich ein gelber Farbstoff. Sehr große Anwendung findet die Pikrinsäure in der Färberei, denn sie besitzt die Eigenschaft, die thierische Faser, ohne daß eine Beize nothwendig wäre, intensiv gelb zu färben, hat man Seide oder Wolle nur kurze Zeit in eine 30 bis 40° warme Lösung zu tauchen und wird je nach Concentration der Lösung die schönsten Nüancen vom hellen Strohgelb bis Schwefel- und Maisgelb erhalten. Die Pflanzenfaser nimmt sie hingegen nur an, wenn sie zuvor animalisirt z. B. mit Caseogummi gebeizt ist. So kann man vermittelst der Pikrinsäure in ungefärbten Geweben z. B. Wolle und Baumwolle leicht unterscheiden; erstere wird gelb, letztere bleibt farblos. Auch wird zur Verfälschung des Bieres anstatt Hopfen benutzt und ist durch ihre Affinität zur Thierfaser leicht zu entdecken; ein weißer Wollenfaden 24 Stunden im Bier liegen gelassen, wird, wenn auch nur $1/_{400000}$ Pikrinsäure zugesetzt wurde, gelb, während er sonst eine bräunliche Farbe annimmt. Mit verschiedenen Stoffen behandelt, liefert die Pikrinsäure eine Menge schöner Farben, die vielfach benutzt werden. Durch das Vorhandensein des Stick- und einer ansehnlichen Menge Sauerstoffs und Kohlenstoffs im Kalipikrat fallen demselben alle Bedingungen der Explosivität zu. Der Stickstoff, welcher große Neigung hat aus seinen Verbindungen auszuscheiden, wird dadurch für die übrigen Elemente Veranlassung zur Bildung neuer, gasförmiger Verbindungen. Schon eine geringe Temperaturerhöhung reicht hin, diesen Vorgang einzuleiten, dessen Resultat die Bildung einer großen Gasmenge in kleinem Raume mithin von ungemeinem Ausdehnungsbestreben ist, welches durch die entstehende hohe Temperatur noch bedeutend vermehrt wird. Welche gewaltige Kraft dem Kalipikrate innewohnt, beweist die traurige Katastrophe hinlänglich; dieselbe liefert aber auch einen deutlichen Beleg für die Gefährlichkeit der Nitrate. Bei der Schießbaumwolle sind selbst Explosionen ohne nachweisbare Ursache vorgekommen.

Die „Danz. Ztg.“ erzählt nachstehende Schulgeschichte: „Wie heißt die Stute, welche König Wilhelm am Tage der Schlacht bei Königgrätz geritten hat?“ so lautete die Frage eines Schulraths im Reg.-Bez. Bromberg an die Kinder einer Elementarschule bei Gelegenheit der Revision derselben. Da diese Frage die Kinder nicht zu beantworten wußten, selbst der Lehrer damit unbekannt war, so beantwortete der Schulrath seine Frage selbst dahin, daß diese Stute wie bekannt „Sadowa“ heiße, sein Erstaunen nicht unterdrückend über die Unwissenheit der Kinder in der neuesten vaterländischen Geschichte.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383).

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 33. Samstag den 24. April 1869

Gedenke!

Mit raschem Fluge eilen die Gedanken
Auf Geisterflügeln durch die weite Welt!
Sie kennen nicht des Zwanges enge Schranken
Und keine Macht, die ihre Schwingen hält.

Sie eilen flüchtig über Thal und Hügel
Und tragen Liebe, Freundschaft, Fluch und Haß
Dahin auf ihrem unsichtbaren Flügel
Und manche Wimper wird von Thränen naß.

Hast Du nicht oft ein ruheloß Empfinden,
Als trieb es heimlich Dich von Ort zu Ort?
Es sind Gedanken, die sich Dir verkünden,
Aus weiter Ferne klingt ein grüßend Wort.

Es ist ein Mahnen, das Dir ruft „Gedenke!"
Vergiß nicht das, was treulich an Dir hängt,
Daß sich kein Herz um Deinetwillen kränke,
Daß nicht ein Lug das Wahre Dir verdrängt!

Laß nicht vom goldnen Schimmer Dich betrügen
Die schöne Schale birgt oft bittern Kern;
Die schlechte Seele kann die Tugend lügen,
Und unter rauher Hülle glänzt ein Stern.

Und giebt's der treue Herzen denn so viele,
Daß einst geliebtes man so leicht vergißt?
Wie mancher Mensch steht trauervoll am Ziele,
Weil er's vergaß und nun so einsam ist!

B. v. W.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

Unterdessen schienen die Fiakerpferde mit ihren krampfhaft zitternden Weichen und auf dem Boden liegenden Köpfen nie mehr aufstehen zu wollen. Sie standen aber dennoch wieder auf, und wir haben die feste Ueberzeugung, daß sie am andern Tage nur um so besser liefen. So sind einmal die Fiakerpferde.

Die Postchaise setzte ihren Weg im Galopp fort. Nach Verfluß einer Stunde verließ sie die Landstraße und bog in eine breite Allee ein, deren große Eichen ihre vier Reihen hundertjähriger Stämme in weite Ferne hinzogen. Der Allee gegenüber zeigte sich das Schloß Rumbrye, dessen festlich beleuchtetes Hauptgebäude die schöne Architektur der beiden Seitenflügel, welche von Backsteinen erbaut waren, und jene verständig viereckige Form der Monumente aus dem Zeitalter Ludwig's XIII. nachahmten, in Schatten stellte. Der Bettler blieb beharrlich auf seinem Sitze; weder die Anstrengung noch die Erschütterung während der Reise hatten ihn vermögen können, seine Beute fahren zu lassen.

Ein hohes, eisernes, mit vergoldetem Schmuckwerk versehenes Gitter schnitt die Allee in ihrer Mitte ab und schloß den dem Parke vorbehaltenen Umkreis ein. Die Peitsche des Postknechts trieb die Wache aus ihrem Schilderhaus, und die beiden Thorflügel des Gitters knirschten in ihren verrosteten Angeln.

Schnell wie der Blitz fuhr die Postchaise über die Schwelle, und Neptun wurde von der Schildwache nicht bemerkt. Er sprang, als man etwa noch zweihundert Schritte vom Schlosse entfernt war, von seinem Sitze herab und schlich sich unbemerkt hinter die Bäume des Parkes.

Es war acht Uhr Abends. Die vorausgeschickten Diener hatten Alles im Schlosse zum Empfang der Familie v. Rumbrye und ihrer Gäste vorbereitet. Kaum war die Marquisin angelangt, als andere Postchaisen ebenfalls ihren Weg durch die Allee nahmen.

Der Empfangsaal füllte sich nach und nach und als zuletzt der Marquis mit seiner Tochter angekommen war, verfügte man sich in den Speisesaal, woselbst ein stärkendes Mahl der Reisenden harrte.

Man that demselben alle Ehre an, denn der weite Weg hatte Jedem Appetit gemacht; unsere Unparteilichkeit aber nöthigt uns zu der Erklärung, daß der junge Herr Alfred Lefebvre des Vallées darin alle andern Gäste weit übertraf. Zwei Knöpfe an seinem nach englischer Mode zugeschnittenen Rocke waren nach beendigter Mahlzeit krachend gesprungen, und seine Nachbarin, eine reizende Frau, hatte sich über nichts weniger als über seine Geschwätzigkeit zu beklagen.

„Mein Ehrenwort, Madame, war das Einzige, was er, nachdem das Geflügel verzehrt

Digitized by Google

war, gesprochen, „ich habe in meinem Leben kein besseres Hühnchen gegessen.

Der Tag war prachtvoll gewesen. Eine glühende Oktoberhitze, welche beinahe den Athem raubte, hatte die Luft außerordentlich schwül gemacht. Alle Fenster des Saals, welcher im Erdgeschosse lag, waren deßhalb offen, um den Gästen frische Luft zuzuführen. Hinter einem Rosengebüsch verborgen, gerade einem dieser Fenster gegenüber stand Neptun auf seinem Beobachtungsposten. Der arme Schwarze hatte bis daher keinen großen Nutzen aus den übermenschlichen Anstrengungen gezogen, welche er gemacht, um in das Rumbrye'sche Schloß zu gelangen. Da ihm das Innere natürlicher Weise nicht offen stand, konnte er nur aus der Ferne neugierige Blicke auf die Marquisin und Carral werfen, welche er im Verdacht hatte, sich zu Xaviers Untergang verschworen zu haben. Sie saßen zwar an der Tafel ziemlich weit entfernt von einander, aber ihre Blicke suchten sich, und mehr denn einmal glaubte Neptun bemerkt zu haben, daß das Auge der Marquisin von Haß funkelte, wenn sie Xavier anblickte.

„Wenn ich ihr nur sagen könnte, daß er ihr Sohn ist!" . . . . dachte er; „aber ich habe keine Gewißheit darüber. Eine Stimme in meinem Innern bestätigt laut diese Vermuthung, aber wenn sie läugnet, wie kann ich ihr beweisen, daß sie lügt?"

Neptun konnte auch bei seiner naiven Denkweise voll einfacher Logik und natürlichen Verstandes unmöglich hoffen, daß eine Frau, welche früher ihr Kind muthwillig verlassen, dasselbe nach Verfluß von 20 Jahren gerne und ohne allen Kampf wieder anerkennen und aufnehmen werde —

Man stand von der Tafel auf, die Marquisin gab Carral einen Wink, worauf dieser sich ihr sogleich näherte. Jetzt wurde auch die in den Garten führende Thür geöffnet und mehrere Gruppen stiegen die steinerne Treppe herab in den Garten.

Diese Gruppen zogen lachend und schwatzend an dem Bettler vorüber, der ihnen indessen gar keine Beachtung schenkte, so begierig und eifrig verfolgte er alle Bewegungen der Marquisin. Sein Auge war fest auf die Thüre des Schlosses gerichtet. Er sah sogar nicht einmal Helene und Xavier, welche ebenfalls an ihm vorüberschritten und einen gekrümmten Pfad nach dem Eisengitter des Parks einschlugen.

Helene lehnte sich auf Xaviers Arm. Es war das Erstemal, daß sie wirklich mit ihm allein war. Bis daher hatten alle ihre geheimen Unterredungen unter den gleichgültigen, aber instinktmäßig neugierigen Blicken der Gesellschaft stattgefunden.

Jedes Fest birgt in seiner Mitte irgend ein Geheimniß, das weiß Jedermann; aber dieses Geheimniß ist stets voll Angst und Besorgniß; es bringt die Schamhaften in Verlegenheit und hat nur Reize für abgestumpfte, übersättigte Seelen, welche es wieder anregt, aufstachelt und aufweckt.

Je weiter sich Helene und Xavier von dem Schlosse entfernten, desto mehr zerstreuten sich die Gruppen, die nach Laune und Phantasie oder nach ihren Bedürfnissen für Einsamkeit Seitenalleen aufsuchten. Bald hörte man nur noch, von der Entfernung umflort, die heiteren Ausbrüche der Freude und des Gelächters, oder den metallenen Klang der Stimme des jungen Herrn Alfred Lefebvre des Vallées, der bei seinem Ehrenwort betheuerte, daß die Hitze unerträglich, oder daß seit seinem letzten Aufenthalte auf Schloß Rumbrye die Tage bedeutend kürzer geworden wären, was, wie er versicherte, ganz erstaunlich sei.

Als die dunkeln Schatten des Parks nur noch den Himmel und unsere beiden Liebenden zu Zeugen hatten, hatte aller Lärmen aufgehört. Sie waren allein.

Helena fühlte eine unbekannte Gemüthsbewegung voll Freude, aber auch voll Traurigkeit in ihr Herz einkehren. Sie errieth, was ihr das Leben mit Xavier sein würde, und begriff daher um so mehr die ganze Bitterkeit einer Trennung. Dieß war mehr eine aus ihrem Innern fließende Erkenntniß und Anschauung, als die Folgerung des Urtheils. Aus natürlichem Drange zog sie Xaviers Arm näher an sich, wie wenn sie eine unbestimmte Befürchtung gehabt hätte, ein Anderer möchte sich zwischen sie und ihn drängen. Sie sprach nicht, allein ein melancholisches süßes Lächeln öffnete ihre Lippen zur Hälfte und ihr großes, klares und sanftes Auge suchte Xavier's Blick.

Dieser mußte sich in seinem Glücke erst recht zu fassen suchen. Alle seine Hoffnungen waren übertroffen und waren zur Gewißheit geworden.

„Wie glücklich werden wir sein, Helene! sagte er endlich.

Dieser naive Ausruf, welchen kein Gast im Schlosse zu Rumbrye hätte anhören können, ohne laut aufzulachen, war eine Antwort auf Helenens geheimste Gedanken. Sie erschrack nicht darüber. Diejenigen lügen, welche behaupten, die Unschuld sei furchtsam. Man muß die Gefahr kennen, wenn man Furcht hat. Die Coquetterie zittert oder thut wenigstens dergleichen; Sittenreinheit ist vertrauend. Helene antwortete nicht; aber in den Tiefen ihrer Seele wiederholte das Echo' nur leicht verändert jenen Ausruf:

„Wie glücklich würden wir sein!"

„Sie wissen noch nicht," begann Xavier

Digitized by Google

wieder, „daß ich jetzt nicht mehr allein auf der Welt dastehe, ich habe das Andenken an einen Vater zu verehren und zu lieben; ich habe einen Namen . . .

„Einen adeligen Namen?“ unterbrach ihn das lebhafte Mädchen.

Die Frage schnürte, wie von einer kalten Hand zusammen gedrückt, Xavier das Herz zu.

Helene entschlüpfte ein Seufzer.

„Nicht für mich wünschte ich es,“ murmelte sie; „ich werde sie lieben, Ihr Name mag sein, welcher will.“

„Dank!“ rief Xavier aus, „o! wie viel kann man in einer Sekunde leiden! ich habe geglaubt, aber ich habe mich gottlob getäuscht, Dank Ihnen!“

Er nahm Helenens Hand, die das junge Mädchen ihm nicht zu entziehen suchte, und erzählte ihr seine Geschichte; aber schon nicht mit jenem Entzücken, welches ihn kurz zuvor noch beseelt hatte. Ein einziges Wort hatte hingereicht, seine Seele zu erkalten, und dieses Wort war ausgesprochen worden. Die Täuschung des Traumes floh vor der Wahrheit der Wirklichkeit.

„Ach, mein Fräulein,“ sagte Xavier, seine Erzählung schließend; „ich wünschte so sehnlichst, was ich zu hoffen gewagt habe . . .“

Helene blieb einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken stehen.

„Ich kenne,“ sagte sie endlich nach einem langen Stillschweigen, „ich kenne die Zukunft nicht, welche Gott uns vorbehalten hat; aber ich liebe Sie, Xavier, und werde Sie immer lieben.“

Xavier warf sich vor ihr auf die Kniee nieder. Helene zog ruhig lächelnd ihre Hand an den Mund des jungen Mannes.

„Kommen Sie, begann sie wieder, „wir sind von nun an verlobt. Es kann sein, daß ich nicht ihre Frau werden darf; aber ich werde nie die Frau eines Andern werden.“

Xavier drückte seine beiden Hände an sein Herz, um sein ungestümmes Pochen zurückzuhalten. Er fand keine Worte, weder für seine Freude noch für seinen Dank. Helene nahm hierauf wieder seinen Arm und Beide schlugen den Weg zum Schlosse ein.

Unter der Zeit hatte Neptun keinen Augenblick die Thüre, welche zu dem Garten führt, außer Acht gelassen. Er war beständig auf der Lauer gestanden.

Endlich geschah, was er erwartete. Frau v. Rumbrye kam an Carrals Arm die steinerne Treppe herab.

In dem Augenblicke, als sie an Neptun vorüberschritten, warf sich dieser auf den Boden und begann, indem er jene wilde Geschicklichkeit welche er früher in seinem Vaterland oft auszuüben die Gelegenheit hatte, wieder zur Anwendung brachte, ihnen kriechend zu folgen. Nicht das mindeste Geräusch verrieth seine Tritte. Stille schlich er über den Rasen hinweg, jeder Fruchtbaum, jedes Blumengesträuch mußte ihm zum Schutze und Versteck dienen. Frau von Rumbrye schlug nicht denselben Weg ein, den sich ihre Gäste auserkoren hatten; sie bog gleich am Ende der Allee in einen Seitenpfad ein, welcher sich an dem Saume des Parkes hinzog, und betrat, indem sie letztern auf der Seite liegen ließ, von Carral begleitet, einen offenen Rasenplatz, in dessen Mitte sich ein Gebüsch mit hohen Dahlien erhob.

„Hier,“ sagte sie, „können wir von Weitem schon das Nahen lästiger Lauscher beobachten, und Ihr könnt Euch endlich erklären, Herr v. Carral.“

„Ich wünsche nichts sehnlicher,“ antwortete dieser. „Ich hätte es schon eher gethan, wenn Ihr Herr Sohn nicht als unnützer Dritter sich in die Postchaise geworfen hätte . . Aber was ist das Geräusch?“

Es war Neptun, welcher eben unter das Dahliengebüsch gekrochen war.

„Es ist Nichts,“ sagte die Marquisin nach einer Pause.

Carral aber war klüger. Er schob die biegsamen Stängel der damals stark in der Mode stehenden Blumen auseinander, sah jedoch nichts als eine schwarze todte Masse, einen Düngerhaufen, wie es ihm schien.

Als er sich indessen wieder entfernt hatte, machte dieselbe schwarze Masse eine unbemerkbare Bewegung, und Neptun richtete, nachdem er seinen Kopf in das dichte Laubwerk versteckt hatte, seine forschenden Blicke auf die beiden Sprechenden.

„Es ist wirklich Nichts,“ sagte Carral, der sich wieder zu der Marquisin zurückbegeben hatte; „aber ehe wir auf den Gegenstand selbst eingehen, müssen Sie mir erlauben, Madame, eine Frage an sie richten zu dürfen. Sind Sie immer noch entschlossen, der Sache ein Ende zu machen?“

„Ihr fragt mich noch?“ rief die Marquisin heftig aus, „habt Ihr denn nicht bemerkt, daß Herr von Rumbrye den unverschämten Landstreicher in seinem eigenen Wagen, hieher gebracht hat?“

„Doch,“ erwiederte Carral kalt.

In seinem eigenen Wagen,“ wiederholte Frau von Rumbrye; „neben ihm und Helenen . . .“ an der Stelle, welche mein Sohn einnehmen sollte, saß er! . . . Habt Ihr nicht bemerkt, daß während des Essens alle Aufmerksamkeit des Marquis ungetheilt ihm allein galt?“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In einem süddeutschen Blatte finden wir folgenden Heirathsantrag. Ein Mann von 25 Jahren, körperlich wohlgeformt, geistig wohlgebildet, heitern Humors, lebenslustig, im Besitz einer jährlichen Rente von 23,000 fl aus Grundbesitz, wünscht, nachdem er zehn Jahre lang alle Länder der Welt bereist hat, ein eigenes Hauswesen zu gründen und sich deshalb mit einer Gattin zu versehen. Dieselbe muß körperlich wohlgeformt und abgerundet sein, ein ovales Gesicht besitzen, welches durch Nase, Lippen und Kinn in drei gleiche Theile getheilt ist. Die Nase darf nicht wagrecht im Gesichte liegen, sondern muß, wo möglich, mit der Stirne eine Linie bilden und nicht nach innen, sondern nach nach außen gebogen sein. Falsche Zähne oder Haare werden nicht angenommen. Ist sie noch sehr jung, so werden keine Ansprüche vollendeter Bildung gemacht. Hat sie Zwanzig passirt, muß sie bei einer feinen Gesellschaft mit Geist und Gewandtheit präsidiren können. Vermögen darf sie gar keines besitzen. Museums- oder andere Bälle darf sie nicht besucht haben. Theater und Conzerte müssen ihr ein Gräuel sein. Sie muß richtig deutsch und französisch sprechen, jedoch nicht ohne deutschen Accent. Als künftige Hausfrau erhält sie für ihre Person 5000 fl. Nadelgeld, die nöthige Wirthschaft, eine eigene Equipage, ein Reitpferd und ein Wohnzimmer im Hause. Jedes Jahr eine größere Reise mit Gefolge und Winteraufenthalt in den Hauptstädten Süddeutschlands. Der Zukünftige ist auf diesen gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Weg angewiesen, weil er sich zur Hervorbringung jener Fadheiten nicht entschließen kann, womit Damenbekanntschaften gewöhnlich angeknüpft werden müssen."

(Nützliche Verwendung gebrauchter Briefmarken.) Pastor Maurach zu Oberpahlen in Livland bittet in der „Kurl. Gouv.-Ztg.", ihm die alten, abgestempelten Briefmarken einzusenden. Die Chinesen, dieses eigenartige, sonderbare Volk, haben nämlich eine sonderbare Leidenschaft dafür gefaßt, Schirme, ja sogar ganze Zimmer mit solchen Briefmarken zu bekleben und kaufen solche zu vielen Tausenden auf. Die rheinische Mission, die ihren Vertreter in China hat, sammelt nun die Marken, verkauft sie zu 1 Thlr. das Tausend und läßt für das gelöste Geld die Kinder erziehen, welche die Chinesen ausgesetzt oder als Sclaven verkauft haben.

(Ein Scalpirter.) Wm. Thomson, ein Engländer, welcher vor einem Jahre sich auf dem Bahnzuge befand der auf der Union-Pacific-Bahn von Indianern überfallen und scalpirt wurde, hatte Geistesgegenwart und Willensstärke genug, sich unter den gräßlichsten Qualen unter den Händen der Cannibalen todt zu stellen bis sie sich entfernt hatten. Nach neunmonatlicher Pflege ist derselbe, seinen wohlgegerbten Scalp in der Tasche, endlich im Stande, nach seiner Heimath zu reisen. Es ist dies einer von den seltenen Fällen, daß ein Mensch den Torturen des Scalpirens nicht erlegen ist.

Aus Aberdeen wird eine sonderbare Heirath gemeldet: der Nagelschmied James Ralb nämlich, welcher im dortigen Gefängnisse die Schwurgerichtsverhaudlungen gegen sich wegen Raubanfalls erwartet, hat sich in einem der Säle des Gefängnisses mit einer gewissen Jane Anderson verheirathet. Der Gefängnißgeistliche wollte die Trauung nicht vornehmen, ein Stadtgeistlicher aber hatte die Bedenken nicht und vollzog den feierlichen Akt in Gegenwart des Gefängniß-Direktors und mehrerer Wärter und Wärterinnen, welch letztere als Brautführer und Brautjungfern fungirten. Nach der Ceremonie wurde der Bräutigam in seine Zelle abgeführt, und die glückliche Braut durfte nach Hause gehen. —

Die Frau eines Malers lobte bei einer Freundin ihren Mann, daß er so schön malen könne; „und wenn er manchmal," sagte sie, „einen so wunderschönen Engel gemalt hat, und ist nur etwas Gefehltes daran, so macht er ihm Hörner und da ist der Teufel fertig."

Ein Handwerksbursche fragte in Wien einen Fiaker, wo er wohl am Besten auf die Polizei käme? „Gehen Sie hier in den Laden da drüben und stehlen Sie einen Pack seidene Tücher" antwortete der witzige Fiaker.

„Sie sollten sich daguerreotypiren lassen," sagte ein Herr zu einem Kahlköpfigen, „Ihnen kommt es doch wohlfeiler, als sonst Jemanden." „Warum?" fragte dieser. „Nun weil Sie schon die Platte selbst mitbringen," war die Antwort.

(Conservirung der Käse.) Käse in Hopfen gelegt bekommen einen angenehmen Geschmack und halten sich vor Würmern. Manche legen ihn in Birkenlauge.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383).

Digitized by Google

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 34. Mittwoch den 28. April 1869.

Gegenzauber.

Es war einmal ein König — ihm kommen wenig gleich;
Er duldete kein Unrecht in seinem ganzen Reich.
Den guten König haßte längst eine Zauberin;
Daß er die Bösen strafte, war nicht nach ihrem Sinn.

Einst jagt' er tief im Walde, sah' sie am Kreuzweg stehn
Ihm drohend, doch er lachte und wollte weiter gehn.
Da hat durch Höllenkünste verzaubert die böse Fee
Den König selbst in Marmor, das Land in einen See.

„Der König sitzt versteinert bis an den jüngsten Tag,
„Wenn nicht ein Gegenzauber ihn früher retten mag;
„Den wird wohl Niemand finden!“ so sprach mit Hohn die Fee,
Sah lachend auf den Marmor und lachend auf den See.

Ich möcht ihn wohl erlösen, ich thät es herzlich gern,
Wüßt ich nur aufzufinden den marmorstarren Herrn!
Ich weiß den Gegenzauber — ein Bild hielt ich ihm vor,
„Mein Liebchen! Schau!“ — Lebendig spräng er sogleich empor.

Und dankte freundlich nickend mit Worten innig warm:
„Seh' ich die Holde selber? Zu ihr! Schnell Arm in Arm!“
Und blieb sein Land auch Wasser, er ließ es ruhig sein
Kredenzte ihm, mein Liebchen, den edlen Wein vom Rhein!

Ja, Thron und Kron' und Scepter vergäß er allzumal,
Reicht' ihm die Schöne lächelnd den goldenen Pokal!
Auch würd' ich ihm nicht grollen, reicht er die Hand ihr hin;
Ich weiß, daß ich ihr lieber, als selbst ein Kaiser bin!

F. W.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Fortsetzung.)

„Doch,“ sagte Carral eben so kalt und trocken.

Sind nicht in diesem Augenblicke Xavier und Helene allein bei einander?“ . . .

„Doch.“

„Und Ihr fragt mich noch, ob ich der Sache ein Ende machen wolle! . . . Es ist höchste Zeit, Carral! Wenn du mich nicht von diesem Menschen befreiest, so ist das Glück meines Sohnes für immer dahin!“ . . .

„Ich will ihn heute Nacht noch tödten,“ sagte Carral mit erstaunenswerther Kaltblütigkeit.

Neptun zitterte an allen Gliedern. Seine unbestimmten Ahnungen hätten ihm die Gefahr nicht in diesem hohen Grade gezeigt.

Die Marquisin antwortete eine Zeitlang nicht, ihr Kopf war auf ihre Brust gesenkt; sie war oder wollte unentschlossen scheinen. Bald jedoch warf sie diese unnütze Ziererei bei Seite, hob den Kopf stolz in die Höhe und sagte, ohne ein anderes Gefühl, als das unruhiger Neugierde zu verrathen:

„Wie willst du das angehen?“

„Ich werde ihn erdolchen,“ sagte Carral.

Neptun legte seine Hand auf sein Herz und suchte dessen heftige Bewegungen zu unterdrücken. Er fürchtete, die ungestümen Schläge desselben möchten am Ende seine Gegenwart verrathen.“

„Sie werden sein Bett,“ fuhr Carral fort, „am äußersten Ende des linken Flügels herrichten lassen . . . dort . . . dort . . .“

Sein ausgestreckter Finger bezeichnete das letzte Fenster des Flügels. Dem Bettler entging dieser Wink nicht.

„Ich werde dafür Sorge tragen,“ sagte Frau von Rumbrye leise.

„Keines der andern Zimmer in jenem Flügel ist bewohnt?“

„Keines.“

„Gut . . . Ich werde das Fenster einschlagen, seine Uhr und sein Geld nehmen, und morgen wird man überall erzählen, daß sich Diebe im Schlosse eingeschlichen hätten . . .“

„Elender!“ dachte Neptun, dessen Haß sein ungestüm pochendes Herz zu zerspringen drohte.

„Du bist ein guter Diener,“ sagte die Marquisin, indem sie ihm die Hand gab, „thue, wie du gesagt, und du wirst reichlich belohnt werden.“

„Ich rechne darauf, erwiederte der Mulatte mit demselben kalten Ausdrucke und derselben Ungezwungenheit, welche ihn während dieses ganzen Gespräches keinen Augenblick verlassen hatten.

Die Luft war dick und mit Elektricität angefüllt, schwere schwarze Wolken mit kupfer-

Digitized by Google

farbigen Säumen rollten am Himmel hin und her, und große Regentropfen begannen bereits niederzufallen. Die Marquisin wollte sich entfernen, aber Carral faßte sie ohne Umstände am Arm und sagte ihr mit zweideutigem Lächeln:

„Bleiben Sie, Madame, ich bitte; ich bin noch nicht fertig."

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?" stotterte die Marquisin, welcher sich eine unbestimmte Furcht bemächtigt hatte; ihre Hand erzitterte.

Carral faßte sich einen Augenblick.

„Ich habe ihnen noch zu sagen, Madame," fuhr er fort, „daß ich Sie aus dem tiefsten Grund meiner Seele hasse. Sie haben Ihre Macht über mich mißbraucht; Sie haben mir den Fuß auf die Brust gesetzt, und wenn ich Sie um Gnade angefleht habe, war stets ein bitteres und grausames Lächeln die ganze Antwort auf meine inständigste Bitte ... Jetzt verlangen Sie ein Verbrechen von mir. Es ist gut. Ich wartete darauf, ich wünsche es sehnlichst; denn dieses Verbrechen soll meine Ketten zerreißen."

„Ja ... ja ... Carral," unterbrach ihn die Marquisin mit erheuchelter Sanftmuth; „nach geschehener That sollst du frei sein, ich schwöre es dir."

„Was kümmert mich ein Schwur von Ihnen, Madame? Sie lügen und glauben nicht an Gott ... ich verlange mehr, ich will eine Bürgschaft; verstehen Sie mich?"

„Ihr sollt sie haben."

„Was der tausend!" rief Carral spottend aus. „Sie werden mir also eine Bescheinigung geben, auf welche Sie die Worte niedergeschrieben haben: „Ich habe dem Mulatten Jonquille befohlen, einen Mord zu begehen! ..."

„Jonquille!" wiederholte Neptun, „ich habe den Namen in den Papieren guten Gebieters gelesen."

Er überzeugte sich, daß diese Papiere noch auf seinem Busen lagen.

Und Sie werden jenen Befehl unterzeichnen," fuhr der Mulatte fort, „Florence Angéle Marquisin von Rumbrye? ..."

„Florence Angéle!" wiederholte der Schwarze, dessen letzter Zweifel schwand.

„Sie werden dieß thun?" fragte Carral.

Die Marquisin machte ihren Arm los und nahm wieder jene gebieterische Stellung an, welche schon so oft Carrals Widerstand gebeugt hatte. —

„Ich glaube gar, Du willst Dich gegen mich auflehnen, Sclave", sagte sie, ihre Stirne in Falten ziehend.

Der Mulatte zuckte die Achseln.

„Ersparen Sie sich die Mühe, Madame, diese Rolle einer Königin fortzuspielen, worauf Sie sich so gut verstehen," sagte der Mulatte in höhnischem Tone; „ich habe keine Furcht mehr vor Ihnen, denn Sie haben mich nöthig ... Eher dürfte es jetzt an Ihnen sein, Madame, Furcht zu zeigen, weil ich in dem Besitze ihres Geheimnisses bin."

Die Marquisin war nicht die Frau, sich so leicht besiegen zu lassen.

„Armer Jonquille!" sagte sie, „du bist im Besitze meines Geheimnisses, aber ich bin die Marquisin von Rumbrye, und jede gegen mich erhobene Beschuldigung würde als eine Verläumdung auf den Ankläger selbst zurückfallen."

„Gut; aber Sie würden es nicht mehr wagen, Xavier nachzustellen; diese Verläumdung würde jedenfalls ein Bollwerk zwischen Ihnen und ihm bilden .... und Herrn Alfred Lefebvre des Vallées dürften dadurch die zehn Millionen Heirathsgut des Fräulein von Rumbrye für immer entgehen.

„Und Du, Du würdest entlarvt werden," sagte die Marquisin zornig. „Jeder würde mit dem Finger auf Dich zeigen .."

„Ich, ich würde Frankreich verlassen," entgegnete der Mulatte.

Ein langes Stillschweigen entstand zwischen Beiden.

Der Regen fiel in dichten Tropfen auf die halb entblößten Schultern der Marquisin, ohne daß diese darauf Acht gab.

„Carral," begann sie endlich mit leiser Stimme „verlange etwas Anderes von mir, und ich werde es gewähren."

„So sind wir denn endlich beide gleich!" rief der Mulatte außer sich vor Freude aus. „Sie capituliren, Gebieterin ... Nun, setzte er hohnlächelnd hinzu, „ich will edelmüthig sein; Sie sollen nichts unterzeichnen, nichts schreiben; Sie sollen mir nur helfen!"

„Ich ..... Euch helfen! ..."

„Ich bin feig, wie Sie wissen. Ihre Gegenwart wird meinem Stoße mehr Sicherheit geben."

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme des jungen Herrn Alfred, welcher seiner Mutter rief und bei seinem Ehrenworte betheuerte, daß er ihr einen Regenschirm bringe.

„Nein ... nein!" stotterte die Marquisin, „ich kann nicht ..."

„Denken Sie darüber nach, Madame, aber beeilen Sie sich ... Weigern Sie sich, so verlasse ich im Augenblicke das Schloß, und Sie werden mich nie mehr sehen."

„Ho—op! Ho—op!" rief der junge Herr des Vallées aus, „der Teufel soll mich holen wenn ich weiß, wo Sie sind, Mutter!"

„Bin ich fort von hier," sagte Carral, „so wird Xavier den Sieg davon tragen ... Herr von Rumbrye liebt ihn; seine Tochter desgleichen.

Digitized by Google

„Ich gehe mit," murmelte die Marquisin.

„Ho—op! Ho—op!" sang der lange Knabe wieder. „Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, Madame, es ist finster wie in einem Ofen, und ich weiß nicht, wo Sie sind."

Carral und die Marquisin lenkten ihre Schritte dem Schlosse zu, dessen erhellte Fenster durch die Finsterniß leuchteten.

„Um wie viel Uhr?" fragte Frau von Rumbrye.

„Man wird spät zu Bette gehen . . . um zwei Uhr nach Mitternacht."

„Ich werde mich einfinden."

Der Bettler richtete sich in seiner ganzen Größe stolz empor. Sein schwarzes Gesicht schaute über die Blüthenkronen der Dahlien herab. Sein Blick verfolgte lange das Meuchelmörderpaar.

„Auch ich," sagte er leise vor sich hin, „werde mich einfinden."

Beim Mondscheine.

Xavier war von einem Diener in das Zimmer geführt worden, welches die Marquisin für ihn hatte einrichten lassen. Die Einsamkeit dieses Gemaches erregte weder Erstaunen noch Unruhe in ihm. Er legte sich voll Freude zu Bette und schlief von tröstenden Gedanken in Schlummer gewiegt, ein. Während des ganzen Abends hatte auch wirklich der Marquis eine verdoppelte Zuneigung gegen ihn gezeigt und . . . . hatte ihn Helene nicht bis auf den Grund ihres Herzens lesen lassen?

Gegen ein Uhr Morgens, als er bereits in tiefen Schlaf versunken war, ertönten drei leise Schläge an den Scheiben seines Fensters. Da er nichts hörte, so wurde stärker geklopft; hierauf drückte eine Hand, um welche ein Sacktuch gewickelt war, ein Scheibe ein, welche ohne allzugroßes Geräusch zerbrach, weil deren Bruchtheile sich in den Falten des Vorhangs verwickelten und darin stecken blieben. Xavier hörte Etwas, aber er glaubte zu träumen und schlief mit einigen undeutlich ausgesprochenen, zwischen die Zähne gemurmelten Worten des Aergers wieder ein.

Jetzt drang eine Hand durch die zerbrochene Scheibe, drehte den Riegel herum, und öffnete das Fenster. Hierauf schwang sich ein Mann auf die Fensterbrüstung und sprang in das Zimmer.

Der Sturm war vorüber und der Mond schwebte, von allen Dünsten befreit, ruhig und glänzend durch den weiten, wolkenlosen Himmelsraum. Sein Licht fiel senkrecht auf das Gesicht des eingeschlummerten Xavier.

Der Hereingeschlichene ging einige Schritte vorwärts und blieb vor dem Bette stehen. Er sah Xavier einen Augenblick an, faltete sodann seine Hände und schien ein Gebet zu murmeln. Hierauf drückte er einen Kuß auf die Stirne des jungen Mannes. Als er sich wieder aufrichtete, beleuchtete der Mond das ebenholzschwarze Gesicht des schwarzen Bettlers.

Er machte eine Geberde, wie wenn er Xavier aufwecken wollte, besann sich jedoch eines Bessern und lenkte seine Schritte dem Fenster zu, das er schloß und dessen Vorhänge er sorgsam zuzog, wodurch er das Zimmer in eine tiefe Dunkelheit versetzte. Nachdem dieß geschehen, legte er sich auf den Teppich hinter Xaviers Bett nieder. —

Kaum war er eine halbe Stunde auf diesem Posten gestanden, als er in der Hausflur das vorsichtige Geräusch zweier Stimmen zu hören glaubte, die leise flüchtige Worte mit einander austauschten. Beinahe in demselben Augenblicke wurde ein Schlüssel im Schlosse umgedreht und die Thüre sachte geöffnet.

Carral stand auf der Schwelle. Er schien unbewaffnet zu sein. Ohne Zweifel hatte sich der Mulatte, der fürchten mochte, Xavier vielleicht wachend anzutreffen, für diesen Fall den Anschein geben wollen, als sei es auf einen unverfänglichen, nächtlichen Besuch abgesehen, wozu ihm auch das ziemlich vertraute Verhältniß, was zwischen ihnen herrschte, schon berechtigt hätte.

Diese Vorsicht war gut. Ein Mord ließ sich auf diese Weise nicht so leicht voraussetzen, und wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Verlauf genommen hätten, so würde der junge Mann, wenn er plötzlich aus dem Schlafe aufgesprungen wäre, Carral keineswegs für einen Mörder gehalten haben. Aber es war ein Zeuge da, der sich durch Nichts täuschen ließ.

Der Mulatte schritt lächelnd, eine angezündete Wachskerze in der Hand haltend voran. Als er sich von Xaviers tiefem Schlummer überzeugt hatte, veränderte sich sein Gesicht auf einmal. Seine Stirne runzte sich, die Falten seiner Wangen höhlten sich tiefer, aus seinem Auge funkelte ein unheimliches Feuer. Er schob unvermerkt seine Hand unter sein Kleid und zog einen offenen Dolch hervor, stellte hierauf das Licht auf den Tisch und löschte es aus, nachdem er vorher vorsichtig die Stelle untersucht hatte, wohin er den Stoß zu führen hatte.

Er hob den Arm in die Höhe, aber in demselben Augenblicke fühlte er seine Faust von einer kräftigen Hand umschlossen, während eine andere ihm die Kehle zuschnürte. Er stieß ein lautes, weithin schallendes, furchtbares Geschrei aus, das die gräßlichsten Qualen verrieth, röchelte schauerlich und fiel leblos und schwer wie eine Masse Blei rücklings zu Boden. Der Schwarze hatte sich auf afrikanische Weise gerächt. Er hatte seinen Feind erwürgt.

Xavier sprang bestürzt aus seinem Bette

Digitized by Google

auf. Ein tiefes Schweigen war auf den lauten Todeskampf des Mulatten erfolgt.

Die Marquisin war unterdessen zitternd in der Hausflur stehen geblieben. Von Carral zur ausdrücklichen Theilnahme des Verbrechens genöthigt, wollte sie hier den Ausgang abwarten, um bei der geringsten Veranlassung schnell entfliehen zu können. Als sie das Todesröcheln eines Mannes hörte, zitterte sie an allen Gliedern und wollte behende der andern Seite der Gallerie zu eilen; aber an dem entgegengesetzten Ende derselben zeigte sich ihr im Mondlicht, wenigstens glaubte sie es, eine unbestimmte Form welche sich langsam fortbewegte. Bestürzt sprang sie daher in Xavier's Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Ist es vollbracht?" sagte dieser mit leiser Stimme.

Xavier wollte antworten, der Neger legte ihm Stillschweigen auf

„Es ist vollbracht?" sagte dieser.

„Ist er also todt?" fragte Frau von Rumbrye, die ebenso sehr über die Dunkelheit, als über das Verbrechen selbst erschrocken war.

„Er ist todt!" sagte der Bettler.

„Es ist sonderbar, Carral," fuhr die Marquisin fort, „ich erkenne Eure Stimme gar nicht mehr."

Xavier glaubte aus einem wüsten unheimlichen Traume aufgeweckt worden zu sein.

„Wo seid ihr denn? . . . rief Frau von Rumbrye aus.

Sie stolperte über Carrals Leiche.

„Ein Leichnam!" rief sie erschrocken aus.

Der Bettler schob den Vorhang zurück und das volle Mondlicht beleuchtete plötzlich das Zimmer. —

„Frau von Rumbrye! rief Xavier ganz erstaunt aus.

Die Marquisin sah Xavier mit wildem, stierem Auge an und beugte sich über Carral herab. Als sie sich wieder aufrichtete, fiel ihr Blick auf den schwarzen Bettler, welcher aufrecht, unbeweglich und mit gekreuzten Armen vor ihr stand.

Sie wollte fliehen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, Wittwe des Hauptmanns Lefebvre, wir haben eine große Rechnung in's Reine zu bringen."

„Die Wittwe meines Vaters!" rief Xavier aus, „meine Mutter! . . ."

Er rieb sich die Augen und suchte zu sich selbst zu kommen. Die Anwesenheit des Bettlers, der Mann, welcher neben seinem Bette lag, diese Frau, welche man seine Mutter nannte. Alles drohte ihn närrisch zu machen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine anerkannte Fund- (oder sagen wir lieber: Senk-)grube der zarten Verhältnisse Berlins bildet, wie man weiß, das in dieser Beziehung mit der unübertrefflichsten Selbstverleugnung geleitete Berliner Fremdenblatt in seinem Briefkasten. So lesen wir denn in seiner neuesten Nummer:

Anfrage: Eine alte Abonnentin fragt, wie muß ich mich verhalten? Nämlich ich kenne 6 Jahre einen Herrn und 2 Jahre führt mich der Herr aus; da es nun gegenseitiger Wille ist, es aufzugeben, verlangt der Herr für die Zeit über das Essen und Trinken bezahlt zu haben, indem ich durchaus nichts verlangt habe. Bitte den Herrn Redakteur, mich zu benachrichtigen wie ich mich zu verhalten habe? Im vorigen Jahre bekam ich einen Schlangenring als ein Pfand der Treue, jetzt soll der Herr ihn wieder erhalten, was hat wohl jetzt der Ring für einen Werth? Mit dem größten Dank N. N.

Worauf denn die „Redaktion" väterlichst entgegnet:

Antwort: Man sollte es kaum glauben, daß ein überdrüssiger Liebhaber so ignoble Anforderungen an eine Dame stellen könnte; indessen beunruhigen Sie sich deshalb nicht, er kann derartige Ansprüche gesetzlich nicht erheben. — Der Ring kann für Sie doch gar keinen Werth mehr haben, der Herr wird ihn zum Goldarbeiter tragen und sich für das Loth 8 Thlr. bezahlen lassen, wenn er so viel wiegt. Damit ist er für das Essen und Trinken genug entschädigt, wenn er das Vergnügen, was er als Geber gehabt, auch noch so gering anschlägt.

Eines Tages kam der Kafferhäuptling Tauha-Wauhy mit seinen 3 Frauen zu einem Missionär mit der Bitte, ihn zu taufen. Als dieser ihm aber bedeutete, daß die Christen nur eine Frau haben dürften und er ihn deßhalb nicht taufen könne — entfernte er sich betrübt und schweigend. Nach 14 Tagen kam er jedoch ganz vergnügt wieder, dießmal nur mit einer Frau und der erneuerten Bitte, ihn taufen zu wollen. „Ja, wo hast Du denn Deine anderen Frauen gelassen," fragte der Missionär. Der Häuptling antwortete: „Die hab' ich unterdessen gefressen."

Eine Dame sagte zu einem über 6 Fuß großen Menschen, als sich derselbe von ihr verabschiedete: „Bleiben sie nicht so lang und kommen Sie hübsch wieder."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 35. Samstag den 1. Mai 1869.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Féval.

(Schluß.)

„Um Gottes Willen, was ist hier vorgefallen?" rief er aus.

Der Marquisin war ein letzter verzweifelter Versuch, noch einmal ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit zu gewinnen, gelungen.

„Dieselbe Frage erlaube ich mir: Was ist hier vorgefallen?" sagte sie. „Von dem Lärmen aufgeschreckt, eile ich hieher und finde in dem Zimmer eines meiner Gäste einen Leichnam!"

„Den Leichnam eines Mannes, den ich getödtet habe," unterbrach ihn Neptun, „weil er auf ihren Befehl Ihren eigenen Sohn ermorden wollte."

„Ist es möglich", murmelte Xavier.

„Meinen Sohn!" wiederholte die Marquisin. „Ich habe keinen andern Sohn als Alfred Lefebvre des Vallées."

„Sie glaubten ihn wohl schon längst verschollen, nicht wahr?" begann der Bettler wieder. „Es ist freilich schon lange her, und Alles däucht ihnen so gänzlich in Vergessenheit gerathen, daß Sie glauben, eine Lüge reiche hin, Sie aus der Sache zu ziehen! Aber Sie täuschen sich Madame; hier habe ich etwas, (er schlug auf seine Brust) wodurch Sie überwiesen werden sollen. Sie haben zwei Söhne, eine ehelichen Sohn und das ist dieser hier, und einen andern, der unehelich gezeugt ist."

„Neger," sagte die Marquisin mit einer Betonung, die glauben ließ, sie habe in ihrem ganzen creolischen Wörterbuch kein verächtlicheres Schimpfwort finden können, „Du sollst mir deine Frechheit theuer bezahlen ... Du bist in meinem Hause ... ich bin die Gebieterin hier ... Alles, was du vorbringst, ist Lüge und Verläumdung!"

Der Leichnam des Mulatten schien sich wieder zu beleben; er machte eine leichte Bewegung.

„Wache wieder auf, Carral, und übernehme meine Vertheidigung," rief die Marquisin aus, deren Züge die Wuth aufs Häßlichste entstellt hatte. „Sprich, so sprich doch!"

Carral stand langsam auf. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, sich verständlich zu machen.

„Dieser Mann hat die Wahrheit gesprochen," sagte er dumpfhohl, und indem er auf seine ehemalige Gebieterin seine sterbenden, aber von glühendem Haß noch einigermaßen belebten Augen richtete. „Ihr Leben war eine lange Lüge."

Er fiel wieder zusammen. Sein ganzer Körper krümmte sich im fürchterlichsten Todeskampfe. —

Die Marquisin, welche ganz außer sich war stieß ihn mit dem Fuße zurück

„So stirb, Sclave!" rief die Marquisin wüthend aus.

Hierauf wandte sie sich an Xavier.

„Auch Sie junger Herr" fuhr sie fort, sollen vor mir erzittern, wie ihr Mitschuldiger! Ein Mord ist in meinem Hause begangen worden und dieser Mord muß gestraft werden .... Ich weiß zwar nicht, womit Sie Ihre heimlichen Umtriebe begründen wollen, aber die Zwecke derselben sind mir nur zu bekannt, mein Herr!"

„Ich weiß, daß Sie es wagen, Sie vaterloser Knabe, dessen Leben ein geheimnißvolles monatliches Almosen fristet, ich weiß, daß Sie es wagen, ihre Blicke zu Fräulein von Rumbrye zu erheben ... Sie brauchen eine Mutter mein Herr, brauchen einen Namen! ... Und dazu haben Sie nun mich erwählt! dazu wollen Sie meinem Sohn den Namen rauben! Sie sind ein abscheulicher Betrüger, mein Herr!"

Xavier, der so unverhofft überfallen worden war, und dem überdieß seine eigene Sache selbst zu wenig bekannt war, konnte keine Worte finden um sie diesem wüthenden Angriffe entgegen zu setzen —

„Madame!" stotterte er.

„Still," gebot der Bettler, „an mir ist es, zu sprechen:

„Dieses Kind hat Sie nicht zur Mutter gewählt, denn Ihr vergangenes Leben hat ihm nur Schrecken und Mitleiden eingeflößt. Ich bin es, ich, das blinde Werkzeug seines Vaters, Ihres Gemahls. Sie leugnen vergebens, denn ich habe Beweise. Was den Mord betrifft, so ist es nicht an uns, deßhalb zu zittern."

Digitized by Google

Er zog aus seinem Busen die Papiere des Hauptmanns Lefebvre und zündete ein Licht an.

„Lesen Sie! fuhr er fort, indem er ihr dieselben gab.

Die Marquisin las mit flüchtigem Blicke den Geburtsschein durch.

„Es fehlt nur etwas," sagte sie endlich mit Nachdruck. „In keinem Papiere finde ich meinen Namen."

Carral gelang es, sich zum zweitenmale zu erheben; er sah das Papier an.

„Aber mein Name steht darauf," sagte er; „hier ist mein Name! . Jonquille . . . Dieses Kind ist dein . . . Sohnesmörderin!"

„Dieser Mann ist wahnsinnig," entgegnete Frau von Rumbrye, welche mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die unwiderlegbarsten Beweise kämpfte; „überdieß was kümmmert mich sein Zeugniß? . . Er stirbt ja im nächsten Augenblicke.

Carral sank zusammen.

„Nur noch einige Stunden verleihe mir noch, mein Gott," rief er aus, „daß ich sie verderbe und mich rächen kann! . . ."

Seine Augen schlossen sich.

„Er ist todt," sagte die Marquisin, welche Miene machte, den Geburtsschein zu zerreißen. „Wer wird Dir nun glauben, Bettler?"

Neptun und Xavier stürzten zu gleicher Zeit hervor, um das Papier den Händen der Marquisin zu entreißen. Aber schnell wie ein Vogel war sie Ihnen entwischt, und hatte mit einem Sprung die Thüre erreicht.

„Wer wird euch glauben?" wiederholte sie hier nochmals triumphirend.

„Ich, Madame," erwiederte eine ernste und strenge Stimme.

Die Marquisin flog wie vom Blitz getroffen in die Mitte des Zimmers zurück, Herr von Rumbrye stand auf der Schwelle. Er trat herein, entriß den Händen seiner Frau das Papier, gab es dem Bettler und fuhr fort:

„Ich habe Alles gehört; kein Wort zu Ihrer Vertheidigung, Madame! . . . Von dem Todesgeschrei dieses Menschen herbeigelockt, kam ich hieher . . . und habe mit meinen eigenen Augen in meinem Hause wiederfahrene Schanden angesehen . . . Entfernen Sie sich, morgen werde ich Sie meinen Willen wissen lassen."

Die Marquisin entfernte sich, ohne ein Wort zu erwibern.

Ein wohlgefälliges Lächeln zeigte sich auf Carral's verendenden Lippen. Er starb gerächt.

Von allen Gästen des Schlosses hatte nicht Einer Etwas von diesem seltsamen und furchtbaren Trauerspiele vernommen. Am folgenden Morgen führte Herr von Rumbrye wie gewöhnlich den Vorsitz bei dem glänzenden Frühstücke, bei welchem alle eingeladenen Gäste, mit Ausnahme des Mulatten, um den sich Niemand bekümmerte, wieder versammelt waren. Solche Menschen leben und sterben unbemerkt, was sie auch treiben mögen.

Im Laufe des Vormittags kündigte Herr von Rumbrye seinen Gästen an, daß eine unvorhergesehene Angelegenheit von der größten Wichtigkeit ihn nach Paris zurückrufe. Die Menge entfernte sich, wie sie gekommen war; die Peitschen knallten wieder, aber diesmal versuchte kein Fiaker ein Wettrennen mit einer Postchaise.

Herr von Rumbrye war der Letzte; er fuhr mit Xavier, seiner Tochter und dem schwarzen Bettler nach Paris zurück.

Dieser letztere Umstand war nun natürlich ein unerschöpflicher Gegenstand der Verwunderung für den jungen Herrn Alfred, welcher sein Ehrenwort gab, daß er noch nie etwas Aehnliches gesehen, aber er war noch nicht am Ende seines Erstaunens.

Denn während der Wagen des Marquis um die Ecke der Allee bog und der Richtung nach Paris zugelenkt wurde, schlug die Postchaise der Creolin einen entgegengesetzten Weg ein und fuhr im Galopp der Straße nach der Bretagne zu.

„Der Teufel soll mich holen, wenn der Postknecht nicht betrunken ist!" rief der junge Alfred aus.

Die Marquisin legte ihm mit einem Winke Stillschweigen auf und stützte den Kopf in ihre beiden Hände.

„Wir werden von nun an in der Stadt *** in der Bretagne wohnen," sagte sie mit leiser und erstickter Stimme.

„Mein Ehrenwort, Madame", erwiderte der große Knabe, „ich finde das sehr sonderbar."

Oft und lange erkundigte man sich in den im Hotel Rumbrye sich versammelnden Gesellschaften nach der Marquisin. Ihr Gemahl beantwortete aber stets jede dieser Fragen mit der Bemerkung, daß sie immer noch aus Gesundheitsrücksichten die Provinz bewohne. Wir wissen nicht, ob das Verschwinden des jungen Herrn Alfred des Vallées großes Aufsehen erregte, das aber können wir versichern, daß dieser junge und liebenswürdige Knabe mit der Zeit und mit Hilfe unausgesetzten Studiums der geschickteste Billardspieler des Städtchens *** und in der Bretagne wurde.

. . . .

. . . .

. . . .

Einen Monat nach den Ereignissen, welche wir soeben erzählt haben, rief Herr von Rumbrye Xavier in sein Kabinet. Der alte Edelmann war traurig. Seine stolze und edelgesinnte Seele litt unaussprechlich, seit er den

Digitized by Google

Abgrund sittlicher Verdorbenheit ermessen, welcher das Herz der Frau ausgehöhlt hatte, der er den Namen seiner Väter geschenkt.

„Mein Freund" sagte er zu Xavier, „ich besitze 600,000 Livres jährlicher Renten. Sie lieben meine Tochter, sie liebt Sie auch, ich weiß es. Meine Wünsche für diese Welt sind erfüllt, wenn sie mein Tochtermann werden wollen."

Xavier war ganz bestürzt und wollte ihm seine Freude darüber ausdrücken.

„Aber," fuhr Herr von Rumbrye fort, ich bin der letzte männliche Sprößling eines berühmten Geschlechts; der Name Rumbrye darf nicht mit mir aussterben. Mein Tochtermann muß ihn führen und fortpflanzen. Viele Bewerber streiten sich um die Hand meiner Tochter, aber um ihrer, Ihret- und um meinetwillen gebe ich Ihnen den Vorzug ... Wollen Sie Marquis v. Rumbrye werden.

Xavier senkte den Kopf.

„Alle Maßregeln sind getroffen," fuhr der Edelmann fort, der sich über Xaviers Zögern täuschte.

„Seine Majestät hat mein Gesuch in Gnaden aufgenommen; mein Tochtermann, wer er auch immer sein möge, hat das Recht, meinen Titel und meinen Namen zu führen.

„Vor einem Monat," antwortete Xavier langsam, habe ich erst den Namen meines Vaters erfahren ... Es ist der Name eines tapferen Soldaten, mein Herr ... Ich werde ihn nur mit meinem Leben aufgeben."

Der Marquis konnte eine Geberde des Erstaunens nicht unterdrücken. Er stand auf und ging zwei- oder dreimal mit bewegter Miene im Zimmer auf und ab. Hierauf trat er auf Xavier zu und reichte ihm die Hand.

„Ich würde es wie Sie gemacht haben," sagte er. „Ich muß Ihr Betragen billigen ... aber der Name Rumbrye muß mich überleben!"

Sie trennten sich. Alles schien gebrochen. Doch hatte man bald Gelegenheit, vermuthen zu müssen, daß die hübsche Helene bei den beiden feindseligen Parteien die Rolle des Versöhners und Vermittlers übernommen; denn schon nach einigen Tagen war die Kirche Saint Germain des Pres Zeuge einer Trauung, welcher einerseits Herr von Rumbrye, andererseits der wackere Neptun als Zeugen beiwohnten. Der Letztere vertrat die Vaterstelle des Verlobten. —

Als er über die Schwelle der Kirchenthüre trat, fiel sein Blick auf den Balkon des benachbarten Hauses. Der Neuvermählte wandte seine Blicke nach derselben Seite hin und drückte lebhaft die Hand des Schwarzen. In dem Kirchenbuche aber stand der Name des Marquis Xavier Lefebvre von Rumbrye.

Einige strenge Kritiker werden vielleicht Xavier tadeln, diesen Vergleich eingegangen zu haben. Wenn sie aber Helenen im Jahre 1816 gekannt hätten, würden sie weniger unbarmherzig geurtheilt haben.

Am Tage nach der Hochzeit suchte Neptun Xavier auf. Er hatte einen Ranzen auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand.

„Kleiner Gebieter," sagte er, „ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Lebewohl!" wiederholte Xavier erstaunt; „bist du närrisch geworden, mein wackrer Freund? Von nun an werden wir uns ja gerade gar nie mehr verlassen."

Der Neger lächelte traurig.

„Ich möchte gern, kleiner Gebieter," sagte er, „aber ich muß fort ... meine Aufgabe ist erfüllt. Ich habe Alles gethan, was er mir befohlen hat ... Jetzt kehre ich zu meinen Brüdern zurück, welche frei geworden sind ... Ich gehe nach St. Domingo."

„Xavier machte die größten Anstrengungen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber der Schwarze blieb unerschütterlich.

„Liebst Du mich denn weniger als Deine Brüder?„ fragte Xavier zuletzt.

Neptun ergriff die Hand des jungen Mannes und führte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Nein, nein," erwiderte er, „nicht um meiner Brüder willen gehe ich fort; ... Meine Brüder haben mich längst vergessen ... sondern um seinetwillen; ... ich will ihm an seinem Grabe sagen, daß sein letzter Wille erfüllt sei ... ich will an der Stelle niederknieen, wo ich ihn sterben sah ... ich will endlich, wenn meine Stunde gekommen ist, für immer neben seinem Sarge einschlafen."

Die Stimme des Bettlers zitterte, während er so sprach. Seine Augen waren gen Himmel erhoben. Seine Hand drückte er an sein Herz. Ein Knie hatte er auf den Boden gesetzt.

„Guter Gebieter mein," stammelte er mit außerordentlicher Zärtlichkeit und Liebe, „wenn ich hier sterben würde, wäre meine Seele zu weit von der Deinigen entfernt ... Dort, dort wirst Du meinen letzten Seufzer hören und Deinen Diener zu Dir rufen ..."

Er küßte noch einmal Xaviers Hand, trocknete verstohlen eine Thräne und ging fort, um nie wieder zu kommen.

Mannigfaltiges.

(Der Staar als Maikäfervertilger.) Bald wird der Maikäfer der im vorigen Jahre in so ungeheueren Massen bei uns

Digitized by Google

auftrat, wieder seinen Frühlingsbesuch erneuern, um, abgesehen von dem Schaden, den er selbst an den Pflanzen anzurichten vermag, nach kurzem Aufenthalt zum Zwecke seiner Fortpflanzung sein dreijähriges Leben zu beschließen und durch das Weibchen dem Erdboden die Eier anzuvertrauen, denen die noch schädlicheren gefräßigeren Engerlinge entschlüpfen. Werden wir auch heuer kein eigentliches Flugjahr haben, so mag es immerhin nicht zu früh sein, auf eine Vertilgung der Engerlinge hinzuweisen, die, wenn auch eine unmittelbare, doch eine der wirksamsten ist. Der bekannte Hamburger Handelsgärtner John Boot schreibt der Dr. Koch'schen „Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde": „In ihrem Blatt sehe ich einige Mittel zur Vertilgung der Engerlinge angegeben. Es wundert mich dabei, gar nichts von dem Mittel, das ich hier anwende, zu finden, um dem Maikäfer gründlich den Garaus zu machen. Vor ungefähr zehn Jahren wurden wir auf das Allerempfindlichste von dem Engerlingsfraß heimgesucht, ganze Rhododendron- und Coniferen-Anpflanzungen gingen verloren, eben so litten die Kornfelder. Bei solchen Verwüstungen hören alle künstlichen Mittel mehr oder weniger auf zu wirken. Wir griffen zu dem sehr einfachen, den Staar zu cultiviren. Wir ließen gegen 100 Brutkästen von der allereinfachsten Construction machen, und siehe da, im Frühjahre waren sie alle besetzt. In welch' colossalem Maße die Staare alles Ungeziefer fressen, darüber finden Sie Specielles in Lang's Naturgeschichte. Wenn der Maikäfer aus der Erde kommt, oder vielmehr kommen will, so ist der Staar da; er holt ihn förmlich heraus, pickt mit seinem Schnabel auf dem Erdboden herum und findet so den Maikäfer. Fast bei jedem Loch, aus dem ein Maikäfer entschlüpft, findet man zugleich die Flügel und das sonst nicht Genießbare; Beweis genug, daß der Maikäfer sich keine Minute seines Lebens freut. Wir haben die Brutkästen vermehrt und mögen jetzt gegen 175 bis 200 Stück haben. Maikäferjahre haben wir in den letzten Jahren seit Einführung der Nistkästen genug gehab.t Der Engerlingsfraß, wie wir ihn wiederholt hier gehabt haben, ist aber nicht wieder vorgekommen und im Verhältniß zu früher ist das Auffinden der Engerlinge bei tiefer Bearbeitung des Bodens weit geringer."

(Was ist ein Vogelnest werth?) Hierüber bringt der Thüringer Thierschutzverein folgende, überall beherzigenswerthe Ansprache: „Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus Langeweile ein Vogelnest, Grasmücken-, Spatzen-Rothschwanznest oder ein anderes, gleichviel von welchen der obengenannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder mit Jungen, aus. Es sollen davon fünf im Neste sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitte etwa 50 Stück Raupen und anderes Geschmeiß zur Aetzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück. Die Aetzung dauert durchschnittlich vier oder fünf Wochen, wir wollen sagen 30 Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jedes Stück Raupe frißt täglich sein eigenes Gewicht an Blättern und Blüthen. Gesetzt sie braucht, bis sie ausgefressen, 30 Tage und frißt täglich nur eine Blüthe, die eine Frucht gegeben hätte, so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüthe und die 7500 Raupen zusammen 225 000 solcher Blüthen. Hätte Dein Junge das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hättest Du und Deine Nachbarn um 225,000 Aepfel, Birnen und Pflaumen mehr gerettet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie es aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüthen keine Nahrung haben und welk abfallen, so beziffert sich Dein und Deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst leicht berechnen, was ein Vogelnest für einen Werth hat."

(Deutschenhaß in Rußland.) Der „N. Pr. Ztg." wird geschrieben: Am 11. April fand in Petersburg bei Gelegenheit des Concerts, welches ein deutscher Künstler, Bromberger, gab, ein Auftritt statt, der von der Erbitterung eines großen Theils des Petersburger Publikums gegen das deutsche Element deutliches Zeugniß ablegte. Eine plötzlich nothwendig gewordene Abänderung des Programms ließ eine Nummer desselben ausfallen. Zur Ausfüllung der Lücke sollte ein deutsches Gedicht declamirt werden. Kaum hatte der Declamator zu sprechen angefangen, so begann ein so furchbarer Lärm, daß derselbe aufhören mußte. Das Publikum fuhr nichts desto weniger fort, so energisch zu zischen und zu schreien, daß der Saal geräumt wurde und alle folgenden Nummern des Concerts wegfielen. Die Presse hat nicht verfehlt, diesem Acte „patriotischer Selbsthülfe" ihren ungetheilten Beifall auszusprechen.

(Ein theures Paar Handschuhe.) Eine „anständige" Dame in Paris hatte bei einem Kaufmanne ein Paar Handschuhe „mitgehen" lassen. Als Preis seines Stillschweigens hatte der Kaufmann erst einen Ersatz von 15,000 Francs verlangt, ließ sich aber später durch Vermittlung eines „hohen" Staatsbeamten mit der Summe von 5000 Francs abfinden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francønia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 36. Mittwoch den 5. Mai 1869.

Wanderlied.

Und draußen vor dem Thore
Da spaltet sich der Steg;
So streu' ich in die Winde
Drei Federn von meinem Weg.

Die eine fliegt über die Mauer,
Die and're über den Bach,
Die dritte fliegt in die Ferne,
Der schreit ich wacker nach.

Und fiel ich über die Mauer,
Da fiel ich wohl gar hinab,
Verlöre mein junges Leben,
Das einzige, was ich hab'.

Und wollt ich über das Wasser
Und käme bis zum Rand:
Da liegt ein' große Perle,
Ein Mühlstein ist sie genannt.

Und trägt das Wasser den Mühlstein,
So trägt es wahrlich mich auch —
Das ist, so weiß ich es lange,
Des Wassers nicht der Brauch.

Drum geh ich gleichaus und gerade:
Eine Mühle die treff ich an,
Die ruft: kehre wieder, kehr' wieder —
Das wäre thöricht gethan.

Du Mühle, rausch' und klapp're
Eine Woche, zwei Wochen und mehr,
Ein Jahr, zwei Jahre und darüber,
Bis ich einst wiederkehr'.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

Der Steuerrath Braun lag seit Wochen krank darnieder.

Es war Nacht. In dem Zimmer, in welchem der Kranke sich befand, herrschte ein mattes, gebrochenes Licht. Vor dem Nachtlichte stand noch ein Schirm, um jeden hellen Schimmer von dem Kranken fern zu halten.

Der Eindruck, den das Zimmer machte, würde ein gemüthlicher, fast eleganter gewesen sein, wenn es nicht zugleich den Charakter der Krankenstube getragen hätte.

Die schweren wollenen Vorhänge waren dicht zusammengezogen, um jeden Luftzug durch die Fenster abzuhalten. Ein Teppich bedeckte den ganzen Fußboden und machte jeden Tritt unhörbar. Auf einem Tische neben dem Bette standen eine Anzahl Fläschchen mit Medizin. Die Luft in dem Zimmer war warm, ja fast drückend.

Neben dem Ofen in einem Lehnstuhl saß ein junges Mädchen. Es war die Tochter des Steuerraths. Sie schlief. Die durchwachten Nächte an dem Bette ihres Vaters schienen sie erschöpft zu haben, denn ihre Wangen waren bleich. —

Es lag ein eigenthümlicher, wunderbarer Reiz in den Zügen des Mädchens. Die Augen waren geschlossen, allein das dunkle Haar, die dunkeln scharf gezeichneten Braunen verriethen, daß auch die Augen diese Farbe trugen.

Der Kranke hatte sich mehreremale im Bette etwas emporgerichtet und blickte im Zimmer umher. Er sah seine Tochter schlafen. Daß sie der Schlaf überrascht hatte, bewies ihm, wie erschöpft sie sein mußte, denn unermüdlich hatte sie seit Wochen bei ihm gewacht. Er gönnte ihr diese Ruhe. Mit Schmerzen hatte er gesehen, wie während seiner Krankheit die Farbe der Jugend und Frische mehr und mehr von ihren Wangen gewichen war, wie selbst ihr dunkles Auge einen Theil seines Glanzes verloren hatte.

Sie war sein einziges Kind und er hing an ihr mit aller Liebe und Zärtlichkeit. Seitdem schon vor Jahren seine Frau gestorben war, hatte er sich das Glück dieses Mädchens zur einzigen Lebensaufgabe gemacht.

Wieder hatte er sich langsam, mühevoll emporgerichtet, um zu sehen, ob seine Tochter noch schlief. Er sah sie regungslos dasitzen. Erschöpft sank er zurück. Eine innere Angst befiel ihn. Er kannte die Ursache derselben nur zu gut. Seit Tagen hatte er diesem Zustande entgegengesehen, er war darauf vorbereitet, gefaßt — es war der nahende Tod.

Er wußte, daß ihm keine Hoffnung auf Genesung blieb, er glaubte völlig ruhig sein zu

Digitized by Google

können — diese innere Angst und Beklommenheit scheuchte jede Ruhe von ihm.

Er mußte die Schlafende stören — er konnte nicht von ihr scheiden, während sie schlief — noch einmal mußte er in die Augen schauen, den Druck ihrer Hand erwiedern, ihre Lippen auf seiner Stirn fühlen.

Er wollte mit der Hand über die Stirn fahren, als könnte er dadurch die Angst von sich scheuchen — die Hand zitterte — er erschrak, als er fühlte, wie kalt sie bereits war.

Wieder versuchte er sich empor zu richten. Immer mehr nahmen seine Kräfte ab.

„Paula — Paula!“ rief er leise.

Die Gerufene fuhr empor. Sie erschrack, als sie gewahr wurde, daß der Schlaf sie übermannt hatte. Hastig stand sie auf und trat an das Lager ihres Vaters.

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Der Schlaf hat mich überrascht“, sprach sie entschuldigend. „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist.“

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über das Gesicht des Kranken.

„Die Natur hat endlich ihre Rechte geltend gemacht,“ erwiederte er — zu lange hast Du den Schlaf entbehrt — und ich würde Dich auch nicht geweckt haben, — wenn nicht — wenn nicht —“

Er vollendete seine Worte nicht.

„Was willst Du, Vater?“ fragte Paula, indem sie ihm mit der Hand über die Stirne strich und sich halb über ihn beugte.

Erst jetzt war ihre Gestalt vollständig zu sehen. Sie war hoch und schlank gewachsen. Jede ihrer Bewegungen war elastisch, schön zu nennen. Der Glanz ihrer dunklen Augen war zwar durch Wachen und Thränen geschwächt, aber immerhin lag in diesen Augen noch ein tiefer Ausdruck, der den Anschauer unwillkürlich gefangen nahm.

„Reich mir ein Glas Wasser,“ erwiederte der Kranke. Er vermochte noch nicht zu sagen, was er eigentlich wollte, was ihn getrieben hatte, sie zu rufen.

Paula reichte ihm das Wasser, von dem er indeß nur einige Tropfen genoß. „Du schliefest ruhig und fest,“ fuhr Paula fort. „Deßhalb setzte ich mich dort in den Stuhl. „Fühlst Du Dich jetzt wohler?“

Wieder zuckte ein wehmüthiges, schmerzliches Lächeln über sein Gesicht hin.

Sie fragte, ob er sich wohler fühle, und er empfand das Nahen des Todes. Sie hatte noch keine Ahnung von dem wirklichen Zustande seiner Krankheit. Sie hoffte mit aller Zuversicht auf seine baldige Genesung, weil sie es für eine Unmöglichkeit hielt, daß er sterben könne.

Durfte er sie noch länger in dem Wahne lassen? Er hatte noch manches mit ihr zu reden — er durfte es nicht weiter hinausschieben, denn der Tod konnte schneller an ihn herantreten, als er glaubte. Die Sprache und das Bewußtsein konnte ihm schwinden.

Es war eine schwere Aufgabe für ihn, ihr Alles mitzutheilen — aber dennoch mußte es sein. —

„Ja, ich fühle mich wohler,“ sprach er. „Komm Paula. Setz Dich zu mir — hier neben das Bett.“

Sie that es.

Wieder streckte er ihr die bereits erkaltete Hand entgegen. Erst jetzt bemerkte sie es. Sie erschrack.

„Du bist kalt, Vater,“ sprach sie. „Friert Dich? Soll ich Dir noch eine Decke bringen?“

Er schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Sei ruhig — sei gefaßt, Paula,“ fuhr der Vater fort, „mir hilft keine Decke mehr.“

Sie blickte ihn starr an. Der Athem stockte in ihrer Brust — eine Ahnung der Wahrheit wie es mit ihm stand, schien in ihr aufzutauchen.

„Weshalb nicht, Vater?“ rief sie mit bebender Stimme.

„Sei ruhig, Paula,“ suchte er sie zu trösten. „In das Unabwendbare muß man sich mit Fassung fügen.“

Sie schien seine Worte kaum zu hören und fragte wiederholt:

„Weshalb nicht, Vater?“

„Kind — Kind,“ erwiederte der Kranke mit schmerzbewegter Stimme. „Du hast bis jetzt an meine Genesung geglaubt — ich habe Dich in dem Wahne gelassen, wozu sollte ich Dein Herz mit Schmerz erfüllen, ehe es nöthig war — aber länger darf ich Dich nicht täuschen. Du mußt die Wahrheit wissen — — für mich ist keine Hoffnung mehr!

Sie schien seine Worte noch nicht recht zu fassen. Endlich schien die volle Wahrheit ihr zum Bewußtsein zu kommen.

„Allmächtiger Gott! keine Hoffnung mehr!“ rief sie laut auf und warf sich über ihn. Sie weinte nicht. Sie konnte nicht weinen. Schwer rang ihre Brust nach Athem.

„Paula — mein Kind, fasse Dich,“ bat der Kranke und legte seine kalte Hand auf ihren Kopf.

Sie sprang wieder empor, aufgeregt, zitternd.

„Nein — nein, es darf nicht sein — es kann nicht sein!“ rief sie. „Ich schicke zum Arzt — er muß Dir helfen!“

Sie eilte zur Klingelschnur.

„Paula — Paula, laß!“ rief ihr der Kranke nach. „Auch er kann mir nicht mehr helfen — aus seinem eigenen Munde weiß ich es schon seit Tagen. Laß uns die wenigen Stunden, die mir noch bleiben, allein sein!“

Digitized by Google

Sie ließ die Hand, welche sie bereits zur Klingelschnur erhoben hatte, erschöpft herabsinken — die Worte: „die wenigen Stunden, die mir noch bleiben," hatten ihre Kraft gebrochen. Der Schmerz, der ihre Brust krampfhaft zusammengezogen hatte, der Schrecken lösten sich — sie eilte zum Bette zurück und sank laut schluchzend neben ihm nieder.

Der Kranke ließ sie eine Zeitlang ruhig gewähren. Er wußte, daß die Thränen das beste Mittel waren, ihren Schmerz zu lindern. Ihm selbst rannen sie langsam die Wangen herab.

„Paula," sprach er endlich, „sei ruhig, fasse Dich. Sieh, mir bleibt nur noch wenig Zeit und noch viel möchte ich mit Dir besprechen. Komm, Paula."

Sanft hob er ihren Kopf empor. Sie schien sich auch zu fassen. Kaum hatte sie sich indeß aufgerichtet, so sank sie wieder nieder.

„Paula — Paula!" mahnte ihr Vater. „Meine Stunden sind gezählt!"

Mit aller Kraft rang sie nach Fassung. Die Thränen drängte sie zurück. In ihrem starren Blick lag etwas unendlich Schmerzvolles, Gebrochenes.

Der Kranke erfaßte ihre Hand und hielt sie in der Seinigen fest.

„Für Deine Zukunft habe ich, so viel in meinen Kräften stand, gesorgt," sprach er. „Dies ist ja in den letzten Jahren meine einzige Lebensaufgabe gewesen. Freilich hatte ich gerechnet länger zu leben, mehr noch für Dich zu ersparen — es hat nicht geschehen sollen!"

Paula erwiderte kein Wort. Regungslos saß sie da. Es war ihr, als ob die Worte ihres Vaters sie nicht beträfen. Sie war nicht im Stande, an ihre eigene Zukunft zu denken, wo die Wirklichkeit so schmerzvoll an sie herantrat.

„Du bist noch jung, Paula," fuhr der Steuerrath, seine Kräfte zusammenraffend, fort. „Du kannst jetzt noch nicht allein im Leben dastehen — auch dafür habe ich Sorge getragen — folge meinen Rathschlägen, meinen Bitten, die Du bald erfahren wirst."

„Ich will Alles — Alles thun, nur verlaß mich nicht, Vater!" rief Paula, auf's Neue in Schluchzen ausbrechend.

„Mein Kind — Leben und Sterben hängt nicht von des Menschen Wille ab," erwiderte der Kranke, selbst mächtig ergriffen. „Eine mächtigere Kraft steht über uns — ihr müssen wir uns mit Vernunft fügen." Nach seinem Willen würde er sich nimmer von seiner Tochter getrennt haben.

„Noch um eins möchte ich Dich bitten, Paula" fuhr er nach wenigen Augenblicken fort. „Es betrifft die Wahl Deines zukünftigen Gatten.

Paula fuhr auf.

„Ich will Deinem Herzen keine Vorschriften machen," fuhr der Steuerrath wieder fort, „denn ich wünsche, daß Du bei der Wahl Deinem Herzen am meisten folgst, das ist ja die beste Bürgschaft des Glücks, allein weise auch die Stimme des Verstandes nicht zurück. Ich weiß daß der junge Berger Dich gerne hat, daß er Dich liebt. Ich gestehe es offen, daß ich mit Freuden ihn als meinen Schwiegersohn begrüßt haben würde, denn ich kenne ihn von Jugend auf, er ist ein guter, edler Mensch. Sollte er je um Deine Hand anhalten, Paula, dann weise ihn nicht zurück, ehe Du Dein Herz wiederholt geprüft hast. Das — das versprich mir — mehr verlange ich nicht."

Paula versprach es schluchzend.

Sie würde in diesem Augenblicke Alles versprochen haben, weil sie unfähig war, irgend einen Gedanken, als ihren Schmerz zu fassen.

Der Kranke war durch das Sprechen mehr angegriffen, als er befürchtet hatte. Näher und näher fühlte er den Tod an sich herantreten, mehr und mehr seine Kräfte schwinden. Er hatte seiner Tochter so viel noch zu sagen — schon fehlten ihm die Kräfte dazu.

„Schick zum Doctor — zu Prell," sprach er mit matter Stimme. „Er soll kommen — sogleich. Auch ihn muß ich noch sprechen."

Paula eilte fort, um der Dienerin den Auftrag zu geben. Dann kehrt sie in das Zimmer zurück.

Der Kranke lag mit geöffneten Augen da. Schmerzlich lächelnd nickte er ihr zu. Er schwieg. Den letzten, geringen Rest seiner Kräfte wollte er aufsparen, bis der Gerufene kam. Der war sein Arzt und langjähriger Freund.

Paula saß neben ihm. Die Augen hatte sie angstvoll auf ihn gerichtet. Jetzt entging es auch ihr nicht mehr, welche Veränderung in seinem Gesichte vorgegangen war. Das waren schon die Züge des Todes.

Der Morgen brach herein. Die ersten Sonnenstrahlen schimmerten selbst durch die dicht zugezogenen Vorhänge. Der Kranke bemerkte es sogleich.

„Zieh' die Vorhänge zurück" bat er. Die Worte wurden ihm schwer. Er sprach sie gebrochen.

Die Sonnenstrahlen fielen auf ihn. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

Mit peinlicher Ungeduld erwartete Paula den Arzt. Auf ihn waren ihre letzten Hoffnungen gesetzt.

Draußen in dem Vorzimmer saß die langjährige Dienerin, welche den Arzt gerufen hatte, auch sie wartete auf seine Ankunft.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Die zwölf Himmelszeichen der Liebe.) Die Sonne der Liebe tritt nach Verschiedenheit ihres Standes zu den Lebensbildern des Menschen in dieselben Zeichen, wie die Sonne am Himmel.

So tritt in unserem goldenen Zeitalter die Sonne der Liebe, weil die Liebe jetzt immer gegen Gold gewogen wird, zuerst in das Zeichen der Wage und befindet sich bald darauf im Scorpion, der dann das Leben und Glück der Liebenden vergiftet.

Das Zeichen des Wassermannes betritt sie, wenn die Thränen der verlassenen und betrogenen Geliebten auf das Herz des treuvergessenen Mannes fallen, oder wenn der Geliebte von seiner Geliebten gewaschen wird. Nicht lange nach den Flitterwochen gelangt die Sonne der Liebe in das Bild des Krebses, wo die Liebe wie ein Krebs zurückzugehen beginnt, rollt dann rasch in das Zeichen der Fische, wenn die Liebenden schmollen, und dabei stumm wie die Fische bleiben. Wird der Mann vom Weibe geschoren, so sieht man den Liebesstern im Zeichen des Widders, um bald darauf das Bild des Stieres zu beziehen, wenn dem geplagten Ehemann die Geduld ausgeht.

Will der Ehemann oder Geliebte über die Untreue der Gattin oder Geliebten sich eine Kugel durch den Kopf schießen, dann steht die Liebessonne im Schützen. Im Zeichen der Jungfrau findet man sie selten, denn wenn sie zur Jungfrau gelangt, steht sie schon im Krebse, weil sie in unseren Tagen der Frühreife leider schon im Mädchen ihren Umlauf beginnt. Daß die Liebe unserer schwachen und ohnmächtigen Generation nur selten die Stärke des Löwen zeigt und nur wenig Liebende dem Löwen an Kraft und Großmuth gleichen, macht es, daß man den Stern der Liebe auch nur selten im Bilde des Löwen sieht, in das er aber dennoch gelangt, wenn sich die Liebenden Midasohren aufsetzen, wo dann freilich der Löwe zum Müllerlöwen wird.

Erkennen endlich die Liebenden ihren Bock, den sie mit ihrer Liebe geschossen haben, dann hat die Liebessonne ihren Stand im Zeichen des Bockes, der zum Steinbock wird, wenn der Liebesbock auf den Herzen der Liebenden wie ein Stein lastet. Beherbergt das Herz der Liebenden zwei Liebesgötter, oder einen Amor und einen Satan zugleich in seinem Schooße, dann erblickt man den Liebesstern im Bilde der Zwillinge, worauf er erst jenseits seinen Umlauf wieder beginnt.

(Lebendig begraben.) Ein ungarisches Blatt erzählt folgende haarsträubende Geschichte: In Derecske erkrankte jüngst eine Bäuerin und ließ den Ortschirurgen zu sich rufen, welcher ihr Opium verordnete. Die Frau starb bald, nachdem sie die Medicin genommen hatte. Am dritten Tag nach ihrem Begräbnisse starb ein Verwandter von ihr, welcher auf seinen Wunsch neben der Frau begraben werden sollte. Als man das Grab aufwarf, ward auch das benachbarte der Bäuerin sichtbar, und es bot sich ein schrecklicher Anblick dar. Der Sargdeckel war aufgesprengt, an den Brettern sah man die Spuren von Menschennägeln, die frische Leiche aber lag umgekehrt in ihrem Sarge! Die unglückliche Frau war vom Opium betäubt, dieser todtenähnliche Zustand währte länger als gewöhnlich, und man hat sie als todt begraben. Im Sarge aber mußte ihr das Bewußtsein wiedergekehrt sein; sie zerbrach den Sarg, erstickte aber unter der Last der über sie gehäuften Erde. Der dortige Todtenbeschauer wird in strenge Untersuchung gezogen werden.

(Der größte Goldklumpen), der noch in Australien gefunden worden, ist „Welcome Stranger“ (der willkommene Fremdling). Derselbe hat 2268 Unzen puren Goldes und wird auf 9534 L. abgeschätzt. Zwei Bergleute aus Cornwall, John Deason und Richard Oates, denen das Glück bisher so wenig gelächelt hatte daß man ihnen in den Goldfeldern keine Lebensmittel mehr borgen wollte, thaten den glücklichen Fund am 5. Febr. dieses Jahres zu Moltagul in der Colonie Victoria. Die beiden glücklichen Goldgräber haben sich indessen durch den Besuch des willkommenen Fremdlings nicht abhalten lassen, die Nachgrabungen eifrig fortzusetzen, um zu sehen, ob derselbe nicht etwa Verwandte mitgebracht hat.

Unter den Gratulanten in Rom war ein englischer Lord, er brachte ein funkelnagelneues Papstmützchen voll Sterlinge (Peterspfennige) und die Eichel des Mützchens war ein großer Diamant. Als Pius lächelnd dankte, bat sich der Engländer des Papstes eigene Mütze aus. Pius nahm es freundlich ab und gab es dem Engländer, der die Times aus seiner Tasche zog, die Mütze einwickelte und dankend sagte, er habe noch nie ein so gutes Geschäft gemacht.

Der schwerste Hammer, dem wir Alle als Ambos dienen, ist der Schicksalshammer, gleich nach ihm kommt der neue Kruppsche Hammer der 2500 Ctr. schwer wird.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

// Francvnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 37. Samstag den 8. Mai 1869.

Musik!

Ihr Geiger, was sitzt ihr denn so still?
Hebt auf den Fiedelbogen!
Spielt auf ein Lied, und regt mir auf
Der Seele geheime Wogen.

Spielt auf ein Lied, recht stürmisch und wild,
Es soll mein Muth sich heben;
Das stolze Herz in der starken Brust
Kein Zagen kenn' es und Beben!

Spielt auf ein Lied! dem Blitze gleich,
Soll es die Luft durchfahren;
Von blutigen Schlachten spielt mir ein Lied,
Und schmetternden Fanfaren.

Nur zu, nur zu! das wildeste Lied,
Der Menschheit Schmerzen und Klagen!
Herbei, herbei, das wildeste Roß,
In wildem Kampf mich zu tragen!

Die Brust wird weit, die Seele wird groß,
Nun brausen die mächtigen Wogen! —
Genug, ihr Zauberer! haltet ein
Mit euren Fiedelbogen!

Ein and'res Lied nun spielt mir auf,
Ein summendes, sanftes Geläute;
Ein and'res Lied, — ich find' ja jetzt
Kein Schwert an meiner Seite!

Von Frühling und Liebe spielt mir ein Lied,
Von süßem traulichem Kosen,
Von Knospen und Blumen spielt mir ein Lied,
Von ihr, der schönsten der Rosen.

Vergangene Tage zaubert mir her,
Die Jugend mit ihren Kränzen;
Die Frühlingssonne noch einmal laßt
Mir über dem Haupte glänzen!

Führt mich zurück in das alte Haus,
Wo ich soviel mich gefreuet,
Die alten Freunde bring mir her,
Die alle der Wind zerstreuet!

Die liebende Mutter bringt mir her,
Ihr möcht' ich im Auge lesen!
Die schlummernden Todten weckt mir auf,
Die mir so lieb gewesen!

Doch nein, doch nein! ein stürmisches Lied,
Sonst muß ich der Thräne mich schämen!
Die wilden Klänge spielt noch einmal —
Was hift mir das eitle Grämen.

Das alte Lied! — und hab' ich kein Schwert
Es wider die Feinde zu schwingen —
Geduld! noch will ich den zuckenden Arm
Zur Ruhe ein Weilchen zwingen.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Da wurde die Thür leise geöffnet und ein mitelgroßer fast zierlich gebauter Mann trat leise, fast unhörbar ein — es war der Doktor Prell.

Er ließ die dunkeln Augen schnell durch das Zimmer gleiten. Es lag etwas Stechendes in diesem Blicke, das sich indeß verlor, als er sich an die Dienerin wandte.

„Wie steht es?“ fragte er.

„Der Herr scheint sehr — sehr krank zu sein,“ erwiderte sie.

„Hm! ich weiß es,“ entgegnete der Doktor, indem er mit der Rechten über das glatt rasirte Gesicht fuhr. „Ich weiß es,“ wiederholte er, „und ich kann ihm auch nicht mehr helfen. Der Tod läßt sich nicht bezwingen. Hat er oder Paula zu mir geschickt?“

„Das Fräulein gab mir den Auftrag, Sie zu rufen, mehr weiß ich nicht“, gab die Dienerin zur Antwort.

„Ist gestern, seitdem ich fortgegangen war, Jemand bei ihm gewesen?“ fragte der Arzt weiter.

„Niemand außer dem Fräulein.“

Der Doktor schwieg. Er schien nachzusinnen. Dann trat er dicht an die Dienerin heran und fragte leise:

„Wissen Sie, ob er ein Testament gemacht hat?“ —

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete die Dienerin. „In den letzten Tagen ist außer Ihnen und dem Fräulein Niemand bei ihm gewesen.“

„Er wollte immer nichts davon wissen, wenn

Digitized by Google

ich ihn daran erinnerte," sprach Prell. „Jetzt wird sich das Gericht dazwischen mischen — das Vormundschaftsgericht, denn Paula ist ja noch nicht mündig."

Er hatte dies mehr zu sich selbst, als zu der Dienerin gesagt.

Dann stand er auf, trat an die in das Krankenzimmer führende Thür, öffnete dieselbe und trat leise ein.

Paula stand hastig auf und eilte ihm entgegen. —

„Herr Doktor — mein Vater — —" sprach sie. Angst und Schmerz erstickten ihre Stimme.

„Laß — laß — Kind sei ruhig," erwiderte Prell, indem er an das Bett trat.

„Es ist gut, — daß Du — kommst," sprach der Steuerrath, dessen Auge schon den starren Ausdruck des nahenden Todes angenommen hatte. „Du bist lange geblieben."

Er versuchte ihm die Hand entgegen zu strecken, ihm fehlte bereits die nöthige Kraft dazu.

„Ich bin sofort gekommen," versicherte der Doktor.

Er erfaßte des Kranken Hand, um nach dem Puls zu fühlen — derselbe stand bereits still.

„Hast Du mir noch etwas zu sagen, Braun?" fragte er, indem er sich halb über den Kranken beugte.

Dieser versuchte sich empor zu richten — Prell unterstützte ihn.

„Ja — ja," erwiederte er hastig, mit der Angst des Todes. „Prell — mein Kind — verlaß es nicht. — Du ihr Freund — mein Testament liegt auf dem Gerichte!"

Er sank zurück.

„Du hast ein Testament gemacht? fragte Prell überrascht.

Der Gefragte nickte zustimmend.

„Wann — wann?"

Der Steuerrath vermochte nicht mehr zu antworten. Paula warf sich laut schluchzend auf das Bett.

„Vater, Vater," rief sie im höchsten Schmerz.

Der Sterbende hatte diesen Ruf noch gehört. Noch einmal richtete er sich empor, bewegte die Lippen und tastete mit beiden Händen umher, um den Kopf des Kindes zu erfassen. Dann sank er wieder zurück, seine Brust holte noch einmal Athem, dann stand sein Herz für immer still.

Paula's Schmerz war gewaltig und erschütternd. Mit vollster Liebe hatte ihr Herz an ihrem Vater gehangen. Immer und immer wieder rief sie seinen Namen, erfaßte seine kalten Hände und blickte in die gebrochenen Augen.

Schweigend stand Prell daneben, sein Auge ruhte auf dem heftig weinenden Mädchen. Es erschien in seinem Schmerze doppelt schön — er konnte den Blick nicht davon abwenden und in seinem dunklen Auge stieg es auf wie ein verlangendes Feuer.

Dem Todten drückte er die Augen zu, dann wandte er sich an Paula.

„Komm — komm, Kind," sprach er „sei gefaßt, Paula. Ich werde jetzt Vaterstelle an Dir vertreten. Du kommst mit mir — in mein Haus, — heute noch — denn hier kannst Du nicht bleiben. Ich werde das Zimmer Deines Vaters verschließen."

Paula hörte nicht. Sie rang noch immer in verzweiflungsvollem Schmerze die Hände.

Prell nahm mehrere auf dem Tische neben dem Bette liegende Schlüssel und verließ das Zimmer. Der in dem Vorzimmer ängstlich harrenden Dienerin gab er den Auftrag, sofort nach seinem Hause zu eilen und seinen Wagen zu holen. —

Die Dienerin eilte fort.

Er ging in des Steuerraths Arbeitszimmer. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück, verschloß die Thür und trat dann wieder in das Zimmer, in welchem der Geschiedene lag. Er legte die Schlüssel auf den Tisch zurück.

Paula lag noch immer scheinbar bewußtlos vor dem Bette ihres Vaters auf den Knieen. Sie schien nichts von dem, was um sie vorgegangen war, bemerkt zu haben.

Prell ließ sie ruhig gewähren. Als aber nach kurzer Zeit das Rollen eines Wagens auf der Straße ihm verrieth, daß sein Wagen vorgekommen war, trat er zu ihr und versuchte sie empor zu richten.

„Komm, Paula." sprach er.

Sie stand auf. Willenlos, wie ein Kind erschien sie. Sie wußte ja selbst nicht, was sie that.

„Komm mit mir, Paula," fuhr er fort. „Mein Wagen hält unten vor der Thür — hier kannst Du nicht bleiben."

Erst jetzt schien sie sein Vorhaben zu begreifen. Entschieden wendete sie sich zurück.

„Ich bleibe hier," erwiderte sie, — ich verlasse meinen Vater nicht."

„Sei vernünftig, Paula," warf Prell ein. „Du kannst ihm keinen Dienst mehr erweisen, deshalb denke an Dich selbst. Komm mit — Marie soll Dir eine treue Schwester sein, mein Haus Dein zweites Vaterhaus werden."

„Ich kann jetzt noch nicht fort von hier. Nur heute lassen Sie mich noch hier," entgegnete Paula bittend. „Es ist ja für mich Alles so schnell hereingebrochen — ich hatte keine Ahnung — ich hoffte so bestimmt, daß er wieder genesen werde."

„Er wollte nicht, daß ich Dich auf seinen Tod vorbereitete," sprach Prell. „Ich wußte es schon seit Tagen, daß keine Hoffnung mehr für

Digitized by Google

ihn war. Es wäre besser gewesen, wenn ich Dir Alles gesagt hätte. Es ist nicht zu ändern — nun suche Dich zu fassen. Ich will Dich nicht zwingen mit mir zu kommen — bleibe heute noch hier, aber länger kann ich es nicht gestatten — ich habe Deinem Vater versprochen, für Dein Wohl Sorge zu tragen."

„Sie sind ja auch meine einzige Stütze," rief Paula, seine Hand erfassend. „Ohne Sie stände ich ganz verlassen da."

Und Du sollst eine feste Stütze an mir finden," erwiderte Prell. „Du sollst erkennen, daß ich es gut mit Dir meine — sehr gut, Paula. Von heute an bist Du meine Tochter."

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirne.

Sie ließ es geschehen. Sie drückte seine Hand, sie bemerkte ja nicht, wie wieder in seinem Auge ein verlangendes Feuer aufleuchtete.

Prell ging. Er versprach bald wieder zu kommen und all die Vorkehrungen, welche der Tod des Steuerraths erforderte, in die Hand zu nehmen. —

Der Steuerrath war beerdigt, das Testament desselben auf dem Gericht geöffnet, und der Doctor Prell als der Vormund Paula's bestimmt. Paula war alleinige Erbin, allein dies Erbe hatte sich bedeutend geringer herausgestellt, als man allgemein erwartete.

Seit Jahren hatte Braun sehr eingezogen gelebt, um für seine Tochter zu sparen, wie er dies offen eingestanden. Sein Gehalt war ein hohes gewesen und Manche hatten ihm nachgerechnet, wie viel er jährlich zurücklegen müsse. Diese Berechnung stimmte nach seinem Tode nicht. Er hatte auch zu Paula gesagt, daß er ihre Zukunft sicher gestellt habe. Selbst diese Worte bewährten sich nicht, denn ihr geringes Erbe reichte nicht aus, um davon leben zu können.

Paula hatte an dies Alles noch nicht gedacht. Noch hatte Schmerz und Trauer keinen andern Gedanken in ihr aufkommen lassen.

In dem Testamente war die Summe, welche Braun seiner Tochter hinterließ, nicht erwähnt. Auch in seinen Papieren fand sich keine Angabe darüber vor. An eine Veruntreuung von irgend einer Seite war um so weniger zu denken, als das Gericht des Verstorbenen Zimmer schon wenige Stunden nach seinem Tode versiegelt hatte. Bis dahin war kein Fremder in die Wohnung gekommen und die Dienerin hatte ihre Treue zu lange Jahre hindurch bewährt, als daß gegen sie nur der geringste Verdacht hätte auskeimen können. — Paula lebte in Prell's Hause. Des Doctors Tochter Marie, welche in gleichem Alter mit ihr stand und wie sie achtzehn Jahre zählte, war ihre Jugendgespielin und Freundin. Aufs Innigste schloß sie sich ihr jetzt an. — Paula hatte mit Marie dasselbe Zimmer zu beziehen gewünscht, der Doctor war dagegen gewesen. Verschiedene Gründe hatte er dagegen angegeben und Paula hatte sich gefügt — sie war ja trotzdem den ganzen Tag mit Marien zusammen. — Das Zimmer, welches Prell für Paula bestimmt hatte und welches sie bewohnte, war das freundlichste und schönste im ganzen Hause. Die mit Wein umwachsenen Fenster führten in einen parkartig angelegten Garten. Die Einrichtung des Zimmers war äußerst geschmackvoll und fast zu reich zur wohnlichen Gemüthlichkeit. Nach des Doctors eigener Bestimmung und genauester Angabe war sie so getroffen. Er liebte es, sich in solchen Angelegenheiten selbst um das Geringfügigste zu kümmern. Ihm kam zum wenigsten ein guter Geschmack dabei zu statten. — Diese etwas unmännliche Art und Weise, selbst in den geringfügigsten häuslichen Angelegenheiten Alles von seinen Bestimmungen abhängig zu machen, war vorzugsweise durch den frühen Tod seiner Frau in ihm hervorgerufen. Marie war damals noch ein Kind gewesen. Jetzt war sie freilich im Stande, die Wirthschaft allein zu führen, allein ihr Vater konnte sich von der einmal angenommenen Gewohnheit nicht lossagen. Er wollte es auch nicht.

Er war äußerst mißtrauisch. Da nun alle Fäden in seinem Hause und der Wirthschaft in seinen Händen zusammenliefen, so war es fast unmöglich, ihn in einer Weise zu täuschen. Er hielt diese Fäden fest und straff und würde sie eher haben reißen lassen, ehe er sie gelockert hätte. Er besaß in solchen Angelegenheiten eine starre, eiserne und mitleidslose Consequenz. Auf den Seinigen lasteten diese Verhältnisse drückend. Es lag etwas Tyrannisches in ihnen, obschon Prell meistens ruhig war und äußerst selten sich zum Zorn hinreißen ließ.

Das Haus, welches Prell bewohnte, war sein Eigenthum. Es war groß und eigenthümlich gebaut. Die starken Mauern, die mehrfachen Thürmchen und Zinnen verliehen ihm einen burgartigen Charakter. Der Hof war mit einer hohen Mauer umgeben, und auch diese Mauer trug einen befestigten Charakter, denn überall waren lange, schmale Schießlöcher in ihr angebracht.

An die Rückseite des Hauses schloß sich ein großer, parkähnlich angelegter Garten, der sich am Fluße weit hinzog und zuletzt unmittelbar vor dem Thore der Stadt und fiel jedem Fremden um so mehr auf, weil es zu der einfachen, mittelgroßen Provinzialstadt wenig paßte. —

Ein alter Major hatte es einst aus besonderer Liebhaberei gebaut. Vielleicht um im Geiste sich in die alte Ritterzeit, aus der er sein Geschlecht

Digitized by Google

ableitete, zurück zu versetzen. Jedenfalls hatte er außerordentlich viel Geld daran verschwendet, denn das Haus war von einer solchen Festigkeit, daß es noch Jahrhunderten trotzen konnte.

Vielfach hatte es nach des Majors Tode den Besitzer gewechselt. Es paßte in das ganze Leben der Stadt nicht hinein.

Die Leute nannten die weiten großen Räume in dem Hause unheimlich und hatten es auch nicht daran fehlen lassen, es mit unheimlichen Gerüchten auszustatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Folgende tragikomische Geschichte wird aus New-York von einem amerikanischen Blatt berichtet: Georg Mehner, ein sogenannter „grüner" Deutscher, ging Abends durch die East Houstonstraße N.-Y. Es war dunkel, und die Straßen wenig belebt, nur hinter Georg kam ein Trupp junger Leute, welche nach dem Klange einer Ziehharmonika marschirten. Sie holten den nichts Arges ahnenden Deutschen ein, und ehe er sich's versah, war er zu Boden geworfen, seiner Uhr und Kette, sowie seiner Baarschaft beraubt. Dazu spielte der Bursche: „Ach ich bin so müde, ach ich bin so matt, möchte gerne schlafen gehn rc." Ein Polizeibeamter stand ganz in der Nähe, dachte aber, weil er die Musik hörte, die jungen Leute hätten nur einen Scherz zusammen, die während des musikalischen Straßenraubes vorübergingen.

(Proben aus den veralteten Gesangbüchern, welche jetzt in Preußen den Gemeinden auf's Neue aufgezwungen werden.) Aus dem alten Dresdener Gesangbuche, welches der Stadt Finsterwalde aufgenöthigt wurde, muß die Gemeinde z. B. von dem eigenen Herzen singen: „Viel Gräuel hab' ich drein gebracht — Es stinkt jetzt wie ein garstig Schacht, — Darin der Satan wohnet." Ferner: „Ich muß verfaulen nach dem Tod — In meinem eigenen Mist u. Koth, — Gleichwie das Vieh verfaulet." Von der bösen Welt muß gesungen werden: „Die Welt will ihr nicht lassen wehr'n — An Gottes Wort will sich Niemand kehr'n — Sie haben nichts gelernet mehr, — Denn nur Fressen und Saufen sehr. — Ihr größte Kunst ist bankettir'n — und die Büberei studir'n, — Das kann sich außer Maßen wohl." Und der Herr Christus muß von seiner versammelten Gemeinde angesungen werden: „Du bist heilig, läßt Dich finden, — Wo man rein und heilig ist — Fliehst hingegen Schand und Sünden — Wie die Tauben Stank und Mist." Als man zählte nach seiner Geburt 1869!

(Die neueste Mode-Gefahr.) Der „Köln. Ztg." wird aus Paris geschrieben: „Die tonangebenden Damen beabsichtigen eine Coiffure einzuführen, welche nicht wenig Aufsehen machen wird, nämlich die Perrücke. Nicht eine still bescheidene oder verborgene, die dem heuchlerischen Geschlechte der falschen Chignons angehört, sondern alle Täuschung verschmähend, eine kühne wahre Perrücke, deren Wülste bis auf die Schultern niederfallen und dort durch Bänderknoten geschmückt sind. Auf dem Ganzen ruht ein kleiner Dreimaster, wie ihn die petits abbés des 18. Jahrhunderts trugen. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Perrücke leicht überpudert ist. Kurz, eine Coiffure, deren Erfindung mit Recht an den Namen Pompadour erinnert."

(Vélocipèdes.) Da sich die Secte der Vélocipèdisten ernstlich constituiren zu wollen scheint, so wird bereits nach einem deutschen Namen für das Mode-Vehikel gesucht. Es sind dazu folgende Namen vorgeschlagen: Tretwagen, Schnellwagen („sich fortschnellen"), Reitwagen, Reitfahrzeug, Rittling, Rittlingsfuhre, Strampelwagen, Eisengaul, Selbsttraber, Rennhold Reitrad, Narrenroß. — Eine amerikanische Zeitung meldet lakonisch aus Virginia City: „Hier grassiren jetzt sehr die Kinderpocken und die Vélocipèdes.

(Späte Ermittelung eines Mörders.) Vor ungefähr dreißig Jahren wurde in Eutin (unweit Lübeck) ein großherzoglicher Beamter, der Kammerherr v. Qualen, ermordet. Der Thäter blieb unentdeckt. Vor einigen Tagen starb in Brak bei Eutin ein Mann, der dem Prediger auf seinem Sterbebette mittheilte, er und ein Eutiner, der noch lebt, hätten den Kammerherrn ermordet, und zwar auf Anstiften des Bruders des Ermordeten, der nach Amerika ausgewandert ist. Der Sündenlohn hat für Jeden hundert Thaler betragen.

(Die christliche Theilung.) Mutter: „Hier hast Du einen Apfel, Fritz, theile ihn aber christlich mit Deinem Schwesterchen!" — Fritz: „Wie theilt man christlich?" — Mutter: „Man gibt Demjenigen, mit welchem man theilt die größere Hälfte." — Fritz (der Schwester den Apfel übergebend): „Da hast Du den Apfel, theile Du!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 38. Mittwoch den 12. Mai 1869.

Zur Landtags-Wahl!

Wer ist der rechte Mann?

Wer ist der „rechte Mann?"
Der Wahrheit über Alles schätzt.
Der rüstig schafft und wenig schwätzt,
Mit niegebeugtem festem Muth,
Das was er sagt, auch wirklich thut;
Der Alles nur nicht heucheln kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der gradaus geht und gradaus spricht,
Wie es gebietet Recht und Pflicht;
Der alle krummen Wege haßt,
Dem jeder Schmeichler eine Last.
Der fest ins Aug dir blicken kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der, der Vernunft die Ehre giebt.
Den Unsinn haßt, die Wahrheit liebt,
Von Vorurtheil nichts wissen mag,
Dem Knechtejoch die größte Schmach,
Der für sich selber stehen kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der immer tapfer vorwärts dringt,
Wenn's gilt auch seine Opfer bringt;
Der nicht nach feiger Schurken Brauch,
Nur seinen Vortheil stets im Aug';
Der auch sich selber opfern kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der selbstbewußt auch andere ehrt,
An Neid und Bosheit sich nicht kehrt,
Mit festem Blick sein Ziel erfaßt,
Vor Sturm und Wetter nicht erblaßt,
Im Unglück ruhig bleiben kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der Freiheit über Alles ehrt,
Doch selbst die Freiheit nicht verkehrt,
Der im Gesetz die Freiheit sieht;
Und für Gesetz und Ordnung glüht;
Der Unrecht nimmer dulden kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Deß' Herz für alles Große schlägt,
Der Alles Schöne schützt und trägt,
Der alle seine Brüder liebt,
Und Treue stets für Treue giebt;
Mit Frohen sich auch freuen kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist der „rechte Mann?"
Der nicht nach Gold und Ehre geizt,
Den eitel Lob und Ruhm nicht reizt,
Dem in Gefühl erfüllter Pflicht,
Sein seligstes Bewußtsein liegt;
Der — gilt es — freudig sterben kann:
Das ist der rechte Mann!

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Doctor Prell hatte es vor Jahren um einen außerordentlich billigen Preis gekauft. Er war nicht der Mann, um an solche thörichte Gerüchte zu glauben. Er fühlte sich sehr wohl in diesem Hause und dasselbe besaß in der That so viele wohnliche und gemüthliche Räume, wie kein zweites Gebäude in der ganzen Stadt.

Außer Doctor Prell und seiner Tochter, einer Dienerin und seinem Kutscher und jetzt Paula wohnte Niemand im Hause. Es war deshalb still in ihm, allein diese Stille sagte dem Doctor gerade zu. Er liebte es oft allein zu sein, ohne daß er irgend wie menschenscheu war. Daß man ihn in der Stadt so nannte, kümmerte ihn wenig.

Sein Charakter, seine ganze Lebensweise erschien überhaupt den Meisten räthselhaft. Niemand wußte, ob er Vermögen besaß oder nicht. Viele glaubten, daß er reich sei, er würde sonst nicht dies große Haus allein bewohnen und den Garten in fast peinlicher Ordnung erhalten.

Seine Praxis war nicht groß, obschon ihm Alle das Zeugniß geben mußten, daß er ein sehr tüchtiger Arzt war.

Es schien ihm auch wenig daran gelegen zu sein, seine Praxis weiter auszudehnen. Es fehlte ihm die Gabe, durch ein gewinnendes Wesen den Kranken Zutrauen einzuflößen, oder er schien vielmehr keine Lust zu haben, ein solches

Digitized by Google

Mittel anzuwenden, denn er konnte äußerst liebenswürdig sein und eine große Gesellschaft durch seine heitere Laune mit hinreißen. Freilich geschah dies nur äußerst selten.

Er war meist ernst und verschlossen, dabei aber scharf und streng beobachtend. Stundenlang konnte er schweigend dasitzen und doch verrieth das unruhige, lebhafte Umherschweifen seiner Augen, daß er nicht in Gedanken versunken war. —

Sein Urtheil war meist treffend aber zugleich scharf und satyrisch. Er besaß deßhalb nicht viel Freunde in der Stadt. Zu den wenigen, mit denen er näher befreundet war, hatte der Steuerrath gehört.

Die Bekanntschaft war zuerst durch Paula und Marie angeknüpft und hatte zu der Freundschaft der Väter geführt.

Braun hatte den Freund stets in Schutz genommen, wenn Andere hart über ihn urtheilten. Ihm waren des Doktors Eigenthümlichkeiten nicht entgangen, allein er wußte, daß jeder scharf ausgeprägte Charakter solche Eigenthümlichkeiten besaß. Sie hatten ihn nicht abgestoßen.

Prell behandelte Paula mit der größten Zuvorkommenheit, mit einer Aufmerksamkeit, welche außer ihr kein anderes Interesse zu haben schien. Jeden ihrer Wünsche suchte er zu erfüllen. Es that ihr wohl.

Der Tod ihres Vaters hatte in ihrem Herzen eine Leere, ein Gefühl des Verlassenseins hervorgerufen; dies schwand mehr und mehr durch die Liebe, welche ihr in diesem Hause zu Theil wurde. —

Wohl hatte sie früher gegen Prell, gegen dessen ernstes und oft kaltes Wesen, gegen die Strenge seines Urtheils und die unerbittliche Consequenz seines Charakters eine Scheu empfunden, mehr und mehr verlor sich dieselbe, denn er handelte ja wie ein Vater an ihr. Mit jedem Tage fühlte sie sich heimischer in seinem Hause.

Maria ersetzte ihr vollkommen eine Schwester, denn ihr Charakter war weich, nachgiebig und anschließend.

Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen; daß mit Prell eine Veränderung vorgegangen war. Häufiger als früher nahm er jetzt mit Paula und seiner Tochter an Gesellschaften Theil, oder fuhr mit beiden spazieren.

Hatte er früher meist allein auf seinem Zimmer gesessen, so hatte er seit Paula's Anwesenheit ein innigeres Zusammenleben in seinem Hause eingeführt. Abends saß er bei den beiden Mädchen und war er auch meist still, so folgte er doch ihren Plaudereien und ein Lächeln zog, über sein ernstes Gesicht hin, wenn sie mit einander scherzten.

Marie hatte sich anfangs glücklich geschätzt daß ihre Jugendfreundin zu ihr in's Haus gekommen war, daß sie immer mit ihr zusammen sein konnte. Ihr Leben war bis dahin ein einsames gewesen, sie hatte sich verlassen gefühlt in den weiten Räumen des großen Hauses, denn ihr Vater sprach oft tagelang kein Wort mit ihr und ihr Umgang war ein sehr beschränkter gewesen.

Sie hing mit ganzem Herzen an Paula und dennoch sehnte sie jetzt die früheren Zeiten zurück. Sie empfand, wie ihr Vater seine Liebe mehr und mehr Paula zuwandte, wie sein Gesicht sich aufheiterte, in ihrer Gegenwart, wie sein Blick jeder ihrer Bewegungen folgte.

Ein Gefühl der Eifersucht bemächtigte sich ihrer. Sie konnte Paula nicht anklagen, denn sie trug keine Schuld, aber ebensowenig war sie im Stande, das Gefühl der Eifersucht zu verscheuchen und zu beherrschen. Immer mächtiger wuchs es in ihr heran. Sie hatte ihre Mutter früh verloren, ihr Herz war mit seiner ganzen Kindesliebe auf ihren Vater angewiesen.

Sie war oft verstimmt, Schwermuth bemächtigte sich ihrer -- ihr Vater schien es nicht zu bemerken und doch entging ihm der leiseste Schatten nicht, der sich auf Paula's Gesicht zeigte. Für sie schien er nur seine Augen zu haben. --

Mit aller Strenge verschloß sie diese Empfindungen gegen Paula, um so mächtiger brachen sie aber oft hervor, wenn sie allein war. Es gewährt ihr Linderung, wenn sie dann ihrem Schmerze und Thränen freien Lauf lassen konnte.

Mehr als früher ging sie deshalb in dem weiten Park spazieren, um an irgend einem stillen Orte unbelauscht und ungestört sich ihren trüben Empfindungen hingeben zu können.

Wieder saß sie eines Tages allein im Park unter einer weitschattenden Linde. Ihr Vater war nicht daheim und auch Paula war in die Stadt zum Besuche einer Freundin gegangen. Heftiger denn je machte sich das Gefühl bei ihr geltend, daß Paula ihr die Liebe ihres Vaters entzogen habe. Sie weinte. Sie fühlte sich unglücklich, dies Gefühl des Unglücks ruhte schwer, drückend auf ihr und gleichwohl sah sie kein Mittel, um es abzuwenden.

Da kam ihr Vater mit heftigen Schritten durch den Park. Sein Auge blickte suchend umher. Er sah sie und trat zu ihr.

„Wo ist Paula?“ fragte er und wieder schweifte sein Blick forschend umher ohne daß er ihre verweinten Augen bemerkte.

Sie drängte die Thränen zurück. Sie fuhr hastig mit der Hand über die Augen.

„Sie ist in der Stadt,“ antwortete sie.

Wo — wo?“ forschte ihr Vater weiter.

Digitized by Google

Sie nannte den Namen der Freundin, die Paula besuchte.

„Und weshalb bist Du nicht mit ihr gegangen?"

„Ich konnte es nicht," erwiderte Marie zögernd. „Ich fühlte mich gedrückt und verstimmt."

Erst jetzt bemerkte ihr Vater ihre gerötheten Augen.

„Du hast geweint?" fragte er. „Was fehlt Dir. —

Seine Stimme klang ernst und streng, fast kalt. Sein Auge ruhte forschend auf ihr. Sie sah es nicht, allein sie empfand es. Sie kannte ja seinen scharfen, bis in das Innerste dringenden Blick.

Sie war aufgestanden und stand vor ihm, ohne daß sie den Blick zu ihm aufzurichten wagte. Wie eine Schuldige kam sie sich unter seinem fragenden Blicke vor. Sie zitterte leise. Noch schwankte sie, ob sie ihm ihr Herz ausschütten, ihm Alles mittheilen sollte, was sie seit Wochen quälte und drückte. Er war ja ihr Vater und einmal mußte sie doch von sich werfen, was so schwer auf ihr lastete.

„Weßhalb weinst Du?" wiederholte Prell.

Sie erfaßte seine Rechte mit beiden Händen. Ihr Herz schlug schneller und angstvoll — es war ihr, als ob sie ihm eine Schuld bekennen müsse.

„Vater," sprach sie und blickte zu ihm auf. „Du hast Paula lieber als mich — Dein Herz gehört nicht mehr mir."

Heftig zog Prell seine Hand zurück. Ueber sein Gesicht flog eine leichte Röthe, seine Augen blickten finster drohend. Gewaltsam schien der Zorn, der in ihm aufgestiegen war, hervorbrechen zu wollen, allein er beherrschte sich. Nicht eine Minute währte der Kampf in seinem Innern.

„Du bist eine Närrin, Marie," erwiederte er lächelnd, heiter mit milder Stimme. Ja, Du bist eine Närrin! Weil ich gegen das arme Mädchen freundlich bin, deßhalb bildest Du Dir ein, ich liebe Dich nicht mehr!"

„Sei doch vernünftig. Sieh, Paula stände ohne mich ganz verlassen da. Du weißt, daß ihr Vater mein Freund war, in seinem Testamente hat er mich zu ihrem Vormunde ernannt, auf dem Sterbebette — es waren seine letzten Worte — hat er mich gebeten, mich ihrer anzunehmen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten. Sie ist ein mir von einem sterbenden Freunde anvertrautes Gut und ich soll nicht freundlich gegen sie sein? Du machst mir Vorwürfe deßhalb, Marie?"

Auf's Neue ergriff sie seine Hand.

„Vater, Du weißt ja, daß ich Paula liebe, ich gönne ihr auch Deine Liebe," rief sie, „nur will ich dadurch in Deinem Herzen nichts einbüßen. Und das habe ich gethan. Du bist anders gegen mich, seitdem Paula bei uns ist."

Ihr Vater ließ ihr jetzt seine Hand.

„Thörichtes Kind" sprach er. „Habe ich Dir ein böses Wort gesagt, so lange Paula bei mir ist?"

Er hatte es nicht gethan. Das würde sie weniger schwer empfunden haben, als seine Theilnahmlosigkeit, seine mehr und mehr hervortretende Gleichgiltigkeit gegen sie.

Sie konnte ihm nicht sagen, wie die Ueberzeugung, daß er Paula noch mehr liebe, durch eine Menge kleiner, scheinbar ganz geringfügiger Züge in ihr hervorgerufen war. Wie oft nur ein Blick von ihm verrieth, daß sein Herz gegen sie mehr erkaltet war.

„Ich täusche mich nicht," sprach sie schluchzend.

„Doch, Du täuschest Dich!" erwiderte er, indem er beruhigend ihr über die Wangen strich. „Du täuschest Dich, Marie. Bei ruhiger Prüfung und Ueberlegung mußt Du Dir dies selbst gestehen. Ich habe Paula gern. Sie ist ein gutes Mädchen, ich weiß, daß sie ohne mich verlassen dastehen würde, ich suche ihr die Erinnerung an den schweren Verlust, den sie erfahren hat, zu erleichtern — ich sorge für sie mit besten Kräften, allein diese Sorge beeinträchtigt meine Liebe zu Dir nicht! Nun sei vernünftig, Kind. Nimm Dich zusammen, damit Paula nicht gewahr wird, von welch' thörichten Gedanken Du erfüllt gewesen bist — versetz' Dich im Geiste in ihre Lage und Du wirst einsehen, wie es ihr den Aufenthalt hier im Hause verbittern müßte, wenn sie wüßte, daß Du mit thörichter Eifersucht auf sie blickst. Nun gib mir die Hand und versprich mir, vernünftig sein zu wollen!"

Mit Thränen gab ihm Marie die Hand. Seit Jahren hatte ihr Vater nicht so mild und liebevoll zu ihr gesprochen. Sie konnte ihm nichts erwidern, keins seiner Worte konnte sie als unwahr widerlegen und dennoch fühlte sie sich durch dieselben nur halb überzeugt.

„Nun sei ruhig," fuhr Prell fort. „Hör auf zu weinen und laß Niemand merken, daß Du eine Närrin gewesen bist. Komm mit mir zurück zum Hause — komm Marie — Du bist doch ein thörichtes Mädchen!"

Sie kehrte mit ihrem Vater zum Hause zurück. Er war gesprächig und liebevoll. Hatte sie sich dennoch getäuscht? Sollte dennoch Alles nur ein Werk ihrer erregten Einbildung gewesen sein? Sie lag mit sich selbst im Zweifel. Und doch, sie mußte sich geirrt haben, denn würde ihr Vater sonst so ruhig, so mild gewesen sein?

Der Abend brach herein. Paula kehrte zurück, und in ihres Vaters Zimmer kamen sie zusammen zum Abendessen. Nichts verrieth in Prell's Gesicht, welches Gespräch er mit seiner Tochter gehabt hatte. Er war heiter, war gegen

Digitized by Google

Paula ganz wie bisher, nur gegen Marie war er freundlicher, theilnehmender. Sie glaubte es zum wenigsten zu bemerken.

Und so blieb er auch in den folgenden Tagen.

Die Ruhe war allmälig in das aufgeregte Herz des Mädchens zurückgekehrt. Sie selbst gestand sich jetzt, daß sie sich geirrt habe und im Stillen machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihrem Vater Unrecht gethan habe. Durch erhöhte Liebe suchte sie es gut zu machen. Auch an Paula schloß sie sich noch enger an. Sie sprach mit ihrem Vater kein Wort wieder hierüber, allein sie wollte ihm zeigen, daß sie auf Paula nicht mehr eifersüchtig sei.

Vierzehn Tage mochten in dieser Weise verflossen sein.

Marie fühlte sich wieder glücklich. Mit Paula saß sie auf ihrem Zimmer. Ihr Vater trat ein. Es geschah äußerst selten, daß er auf ihr Zimmer kam und sie sprang auf und eilte ihm entgegen. Aus seinen Augen suchte sie die Veranlassung, welche ihn zu ihr führte, zu lesen. Er schien ganz ruhig zu sein, er lächelte ihr zu.

„Du blickst mich ja erstaunt an, Mädchen," sprach er. „Komme ich Euch nicht gelegen?"

„Gewiß, Vater," erwiderte Marie. „Allein Du kommst so selten hieher und fast nie ohne besondere Veranlassung."

„Und sie führte mich auch heute zu Dir," fuhr Prell fort.

Deine Tante hat mir heute geschrieben. Sie wünscht, daß Du sie besuchen mögest. Es ist lange Dein Wunsch gewesen, die Residenz kennen zu lernen — ich werde es Dir deshalb gestatten, der Einladung zu folgen."

Marie blickte ihn erstaunt an. Sie sah nur, daß seine Augen forschend auf sie gerichtet waren. „Nun, — Du schweigst!" fuhr ihr Vater fort, als sie nichts erwiderte. „Ich glaubte, diese Nachricht würde Dich freudiger gestimmt haben, da Du mich früher wiederholt darum gebeten hast."

„Das habe ich gethan," erwiderte Marie. „Jetzt verlangt mich indeß nicht mehr nach der Residenz, ich habe ja jetzt Paula hier — das weiß die Tante vielleicht nicht."

Die Freundlichkeit schien von dem Gesichte ihres Vater zu weichen. Leichte Falten zeigten sich auf seiner Stirne.

„Paula ist zu gut, um Dir das Vergnügen zu mißgönnen," sprach Prell. „Sie wird es Dir nicht übel nehmen, wenn Du sie einige Zeit allein läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Kabinet des Präsidenten Grant zeichnet sich durch seine politische Einigkeit und seine religiöse Mannigfaltigkeit aus, so daß das amerikanische Ministerium in dieser Hinsicht wahrscheinlich einzig in seiner Art ist. Generalanwalt Hoar und Finanzminister Boutwell sind nämlich Unitarier; Staatssekretär Fish gehört der bischöflichen Kirche an; der Minister des Innern, Cox, ist ein Swedenborgianer; Marineminister Borie ein Katholik; Kriegsminister Rawlisis gehört keiner religiösen Gemeinschaft an, und der General-Postmeister Creßwell besucht überhaupt keine Kirche. Die Mitglieder von Grant's Familie sind Methodisten, und der Präsident gehört dieser Gemeinde zwar nicht selber an, wohnte aber doch fast regelmäßig ihrem Gottesdienste bei.

Ungarns heiße Wahlschlachten charakterisirt trefflich folgende Anekdote: Während einer blutigen Schlacht im Jahre 1848 bemerkte ein General zu einem alten Honved: „Heute geht es einmal recht heiß her," worauf der Honved trocken entgegnete: „Das ist noch gar nichts, Uram barotom, hätte dabei seyn sollen, als wir in Bihar im Jahr 1843 Landtagsdeputirte wählten!"

„Was hat denn Ihr Hund für ein sonderbares Zeichen um?"

„Das ist eine Rettungsmedaille die er kürzlich erhalten hat."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Der Hund hat den Arzt vom Krankenbette seines Herrn weggebissen, und ihm dadurch das Leben gerettet."

Lehrer: Wie heißen die Menschen, welche in der Urwelt gelebt haben?

Schüler: (Kann nicht antworten.)

Lehrer: Ur? — Ur? — Ur? —

Schüler: Uhrmacher!

Die Gesetze verbieten den Juden ihren Wein zu verfälschen. — Möchte ihnen allein doch das Recht ertheilt werden, den Wein zu verkaufen. Notabene, wenn sie sich an ihr Gesetz halten wollen.

Ein Weintrinker wurde gefragt, wo es den besten Wein gebe? „Der Frau B. ihrer," antwortete er, „ist probatum est; aber der des Hrn. R. ist noch probatum ester."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 39. Samstag den 15. Mai 1869.

Der Schwan.

Die Klosterglocken laden ein
Zur frommen Abendfeier.
Versunken liegt in Träumerei'n
Der schilfumkränzte Weiher.

Kein Lüftchen wispert in dem Rohr,
Die Wellen ruhn und schlafen —
Da zieht voll Majestät hervor —
Der Schwan aus Bucht und Hafen.

Wie rudert er gedankenstill
Die mondbeglänzten Kreise,
Bis füllen ihm die Segel will
Der Wind auf seiner Reise.

Nun taucht er in die Fluten sich,
Als wär er ganz verloren,
Und wieder hat ihn jugendlich
Der Welle Schooß geboren.

Sein Haupt verneigend anmuthreich,
Hinschwebt er, auf und nieder;
Dann aber, stolz und kühn zugleich,
Aufhebt er sein Gefieder.

Dem Herrscher von der blauen Fluth,
Im Spiegel klarer Wellen,
Mag wohl ein jugendfrischer Muth
Den Busen höher schwellen! —

„O könntest auf der hellen Bahn
Vergangner, schöner Zeiten,
Auch du mein Herz, ein weißer Schwan,
So stolz danieder gleiten!"

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Gewiß nicht, Marie," versicherte Paula und sie meinte es ehrlich. „Es würde peinlich für mich sein, wenn Du Dich meinetwegen diesem Vergnügen entziehen wolltest. Ich bitte Dich, reise hin."

Marie war von einem beklemmenden, einem ängstigenden Gefühle gefaßt. Sie war noch nicht im Stande, sich Rechenschaft darüber zu geben.

„Es ist kein Vergnügen mehr für mich," entgegnete sie. „Ich bleibe lieber hier — ich habe ja jetzt hier Zerstreuung genug."

Sie sah zu ihrem Vater auf und begegnete dessen Blicke. Es war ein leuchtender, durchdringender drohender Blick.

„Ich wünsche aber, daß Du der Einladung Deiner Tante folgst. Es wird Zeit für Dich, daß Du das Leben in der Residenz kennen lernst," sprach Prell. Er sprach es lächelnd, dabei klang seine Stimme bestimmt, befehlend. „Früher warst Du noch zu jung — jetzt fällt dies Bedenken fort. Ich werde heute noch meiner Schwester schreiben, daß sie Dich morgen Abend erwartet."

Marie zitterte. Der Blick ihres Vaters hatte ihr Angst eingeflößt.

„Morgen schon?" warf sie fragend ein.

„Morgen" wiederholte Prell „Wenn Du morgen Mittag hier fortfährst, kommst Du gegen Abend in der Residenz an. Du hast noch Zeit genug, Deine Sachen in Ordnung zu bringen. In der Residenz bedarfst Du überhaupt neuer Kleidung — man macht dort andere Ansprüche — ich werde meiner Schwester schreiben, Dir das Nöthige zu besorgen. Du sollst keine Ursache zum Klagen haben!"

Diese letzten Worte klangen bitter.

Er stand auf, um das Zimmer zu verlasssen.

Regungslos saß Marie da. Noch hatte er die Thüre nicht erreicht, da sprang sie auf, eilte zu ihm und umschlang ihn mit beiden Armen."

„Vater — Vater! Laß mich hier!" rief sie bittend.

Unwillig wandte sich Prell um.

„Marie!" rief er streng, heftig.

„Laß mich hier, Vater," fuhr das Mädchen bittend fort. „Laß mich hier — stoß mich nicht von Dir!"

„Marie — sei nicht thöricht!" sprach Prell, sich zusammennehmend und weniger heftig. „Paula wird es Dir nicht übel nehmen, wenn sie acht bis vierzehn Tage allein ist — morgen Mittag reist Du fort!"

Er drängte sie zurück und verließ das Zimmer.

Laut, heftig schluchzend warf sich Marie auf einen Stuhl, das Gesicht mit beiden Hän-

Digitized by Google

den bedeckend. Eine unbezwingbare, ahnungsvolle Angst hatte sie erfaßt. Es war ihr, als ob sie losgerissen sei von dem Herzen ihres Vaters, als ob sie ihn verloren habe ohne ihre Schuld, nur weil er Paula mehr liebte als sie.

Paula hatte weder Prell's Heftigkeit noch Mariens Schmerz begriffen. Theilnehmend trat sie zu ihr und legte ihren Arm um der Freundin Hals.

„Marie!“ bat sie, „sei ruhig, füge Dich dem Willen Deines Vaters. Ich bleibe ja gerne hier die kurze Zeit allein, da ich weiß, daß Du in der Residenz Vergnügen haben wirst. Sei ruhig!“

Im heftigen Schmerz kannte Marie sich selbst nicht mehr. Unwillig stieß sie die Freundin zurück. Sie war es ja, die ihr die Liebe ihres Vaters entzogen hatte, sie hatte mit ihrem Eintritte in dies Haus ihr Glück untergraben.

„Marie!“ rief Paula vorwurfsvoll. „Habe ich Dir ein Leid zugefügt?“

„Ja — ja!“ rief die Schluchzende. „Laß mich allein — geh fort — fort!“

Sie bedeckte auf's Neue das Gesicht mit beiden Händen.

Zögernd stand Paula da. Mariens Worte waren für sie ein Räthsel. Nie hatte sie das sonst so ruhige, sanfte Mädchen in einer so aufgeregten Stimmung gesehen. Sie fühlte sich frei von jeder Anschuldigung, mochte Mariens Mund sie auch ausgesprochen haben. Schweigend verließ sie das Zimmer.

Bis zum folgenden Morgen blieb Marie allein eingeschlossen auf ihrem Zimmer. Als Prell am Abend mit Paula allein saß, fragte er nur kurz: „wo ist Marie,“ und als Paula ihm mittheilte, daß sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen habe, sprach er kein Wort weiter darüber. Er war überhaupt still, verstimmt, so daß auch Paula ihn sofort nach dem Essen verließ und sich auf ihr Zimmer begab.

Marie war am folgenden Morgen ruhig, gefaßt. Dennoch schien eine Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. Sie war ernst, kalt. Sie hatte ihre Sachen gepackt und als sie am Mittage von ihrem Vater und Paula zum Bahnhofe gebracht wurde, nahm sie ohne eine Thräne von ihnen Abschied. Es lag in ihrer Ruhe fast etwas Unheimliches, Aengstliches. Ihr Vater schien es nicht zu bemerken, oder wollte er es nicht bemerken, denn er war freundlich gegen sie und rief ihr nach, als sie bereits im Wagen saß, sie möge sich viel Vergnügen machen, er werde sie selbst aus der Residenz wieder abholen. —

Er kehrte mit Paula allein in sein Haus zurück. —

Paula war verstimmt. Vergebens hatte sie sich den Auftritt zwischen Marie und ihrem Vater am Tage zuvor zu erklären gesucht. Mariens Ruhe und Kälte beim Abschiede hatte sie noch mehr befrembet. Sie hatte ihr kaum die Hand gereicht und doch waren sie so innig befreundet gewesen, doch wußte sie nicht, wodurch sie Marie beleidigt hatte.

Der Doktor sprach wenig, bis sie in seinem Hause wieder ankamen.

Paula wollte sich auf ihr Zimmer begeben. Er bat sie mit auf seine Stube zu kommen.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Paula,“ fügte er hinzu.

„Setz Dich, — setz Dich, Paula, sprach er, als sie auf seiner Stube angekommen waren. Er sprach es hastig. Er konnte eine innere Unruhe nicht verbergen. Aufgeregt schritt er mehrere Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Paula stehen.

„Hat Dir Marie mitgetheilt, weshalb sie so ungern fortging, weshalb sie hier zu bleiben wünschte?“ fragte er. Er blickte sie scharf beobachtend dabei an.

„Nein,“ erwiderte Paula, ihm unbefangen ins Auge blickend.

Er sah, daß sie die Wahrheit sprach.

„Dich wird ihr Benehmen befrembet haben?“ fuhr er fort.

„Ich begreife es in der That nicht,“ erwiderte Paula. Ich habe ihr kein Leid zugefügt.“

„Das weiß ich,“ sprach der Doctor und und seine Stimme wurde milder. „Ich weiß es selbst nicht, was so lebhaft den Wunsch in ihr erweckt haben kann, hier zu bleiben. Mehr als einmal hat sie mich — Du wirst es ja selbst wissen — gebeten, ihr die Erlaubniß zu einem Besuche in der Residenz zu geben. Ich habe ihre Bitte abgeschlagen — ich hätte es vielleicht nicht thun sollen, allein es wurde mir schwer, mich von ihr zu trennen, ich wäre dann in diesem geräumigen Hause ganz allein gewesen, hätte Niemand gehabt, mit dem ich bei meiner Heimkehr hätte plaudern können. Ich konnte sie nicht entbehren. Dennoch bereue ich jetzt, daß ich sie nicht schon früher zu ihrer Tante gesandt habe. Ich habe mit mir gekämpft — es ist mir schwer geworden, diesen Entschluß zu fassen, weil ich Dir dadurch eine Gefährtin geraubt habe, weil Du hier nun allein bist — ich mußte es thun, Paula nun füge auch Du Dich darein.“

Paula versicherte ihm, daß sie gerne in dem Hause allein sein wolle, wo sie eine so freundliche Aufnahme und so viel Liebe gefunden habe.

Prell streckte ihr die Hand entgegen. Sie zitterte leise. Dies war das einzige Zeichen, wodurch seine innere Aufregung sich verrieth.

„Ich vertrete ja Vaterstelle an Dir,“ sprach er. „Ich meine es gut mit Dir und deßhalb habe dasselbe Vertrauen zu mir, welches Du

Digitized by Google

zu Deinem Vater gehabt hast. Wenn Du Wünsche hast, Paula, sage sie mir offen, und wenn Du Dich allein fühlst auf Deinem Zimmer — komm jeder Zeit hierher zu mir — auch ich fühle jetzt mehr wie früher das Bedürfniß, mich auszusprechen.“ — Er hatte ihre Hand in der seinigen behalten, mit seinen dunklen, leuchtenden Augen sah er sie an — dann sprang er hastig auf und verließ das Haus, weil er noch einen Kranken besuchen müsse.

Prells Benehmen gegen Paula fand in der ganzen Stadt die allgemeinste Billigung. Selbst diejenigen, welche ihm feindlich gesinnt waren, mußten anerkennen, daß er als Vormund dieses Mädchens nicht mehr zu thun im Stande war. Wie sein Kind hatte er sie in seinem Hause aufgenommen. Die Hinterlassenschaft ihres Vaters hatte er auf dem Vormundschaftsgerichte niedergelegt und er selbst machte auch nicht den geringsten Anspruch daran. Er selbst nannte sie Andern gegenüber stets nur sein zweites Kind.

Mehr als ein junger Mann in der Stadt blickte mit stiller Liebe auf Paula. Sie war schön und wen sie mit ihren großen dunkeln Augen freundlich angeblickt hatte, der fühlte sich durch sie auch gefesselt.

Von allen, welche mit liebendem Auge auf Paula blickten, hatten wohl zwei die meiste Aussicht, ihre Hand zu gewinnen. Es war der junge Kaufmann Berger und der gleichfalls noch junge Förster Hellmann. Beide bewarben sich auf das Eifrigste um Paula's Liebe.

Berger war der einzige Sohn des reichsten Kaufmanns in der Stadt — der einzige Erbe seines Vaters. Sein Vermögen war für die Verhältnisse der Provinzialstadt ein bedeutendes und es wäre auch groß genug gewesen, ihm in der Residenz ein glänzendes Leben zu gestatten. Der junge Berger war Kaufmann wie sein Vater, indeß schien er es nicht aus Neigung geworden zu sein, sondern nur, um das alte Geschäft fortzuführen und nicht in andere Hände übergehen zu lassen.

Er war es, auf den Paula's Vater noch auf dem Sterbebette aufmerksam gemacht hatte. Berger besaß in der That einen trefflichen Charakter. Dafür war er freilich an äußeren Vorzügen nicht reich. Er war durchaus nicht hübsch zu nennen, ja er konnte fast für häßlich gelten. Nur wer ihn länger und näher kannte, wer wußte wie viel treffliche Eigenschaften er besaß, für den verdrängte der innere Mensch gleichsam die äußere Erscheinung, der konnte ihn sogar hübsch finden. — Berger war in der ganzen Stadt beliebt. Er pochte nie auf seinen Reichthum, ließ denselben nie in auffallender Weise hervortreten.

Paula's Vater hatte ihn ganz richtig erkannt. Berger trug in sich die volle Gewähr, daß er seine Frau glücklich machen werde. Deshalb hatte er sein Kind gebeten, ihn nicht zurückzuweisen, wenn er um ihre Hand anhalten sollte.

Der junge Förster Hellmann war in den meisten Beziehungen fast das Gegentheil von Berger. Ohne Vermögen trat er doch stets auf, als ob er zehnmal so reich sei. Er fügte sich im Zusammenleben mit seinen Bekannten nicht diesen, sondern verlangte, daß sie sich nach ihm richten sollten. Er war leicht auffahrend und hatte einen heftigen Sinn, allein er besaß in seinem Aeußern außerordentlich viel Gewinnendes und für junge Mädchen Verlockendes. Er war ein schöner Mann, groß und schlank gewachsen. Der grüne eng anschließende Jägerrock hob seine Gestalt noch vortheilhafter hervor.

Dazu besaß er eine außerordentliche Gewandtheit in allen gesellschaftlichen Formen und war im Stande, eine große Gesellschaft allein zu unterhalten. Hinter ihm lag ein leichtsinnig und etwas wild durchkostetes Leben. Er kannte die Frauen, er fand sogleich die Eigenthümlichkeiten einer jeden heraus und wußte diese schlau zu benutzen. Deshalb war er ihnen so gefährlich.

Er war daran gewöhnt, daß die jungen Mädchen sich in ihn verliebten, er wußte es und dieß Bewußtsein gab ihm in dem Verkehr mit ihnen eine außerordentliche, bestechende Sicherheit.

Bei allem Leichtsinn, bei aller Wildheit seines Charakters, bei allen Ansprüchen, die er machte, besaß er doch eine offene, freie, sich gehen lassende Heiterkeit und ein gutes Theil Gutmüthigkeit, so daß ihm wenig bös sein konnten.

Er besaß mehr Feinde, als Berger, aber im Allgemeinen war auch er in der Stadt beliebt und in allen Gesellschaften gerne gesehen.

Sein Revier grenzte fast unmittelbar an die Stadt und seine Wohnung war kaum eine Stunde von ihr entfernt.

Von allen jungen Mädchen, die er kennen gelernt hatte, war es Paula allein, welche einen dauernden Eindruck in ihm hervorgerufen. Er liebte sie leidenschaftlich, ungestümm, und so sehr er sich sonst zu beherrschen verstand, vermochte er diese Liebe doch nicht zu verbergen. Offen sprach er es aus, daß Paula die Seinige werden solle, möge es kommen, wie es wolle.

Er war Paula's Herzen nicht gleichgiltig. In seiner ganzen Erscheinung lag zu viel Bestechendes. So wenig eitel sie auch war, so schmeichelte es ihr dennoch, daß sie es sei, der er sein Herz zugewendet habe, daß sie von allen Mädchen der Stadt beneidet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Anzeigen.) Für einen Thaler vertreibe ich jede Wanze. Durch Krankheit an's Zimmer gefesselt, ersuche ich um Zusendung der Thiere durch die Stadtpost, nebst Frankoeinsendung des Betrags. — Ein Dienstmädchen wäre nicht abgeneigt sich einige Stunden in der Woche mit häuslicher Arbeit zu beschäftigen. Herrschaften, welche eine Caution von 1500 bis 2000 fl. stellen können, wollen sich melden. — Eine Kehrfrau wird jeden Samstag gesucht. Bewerberinnen wollen ihre Photographie beilegen. — Ein älterer Mann, der einst bessere Tage gesehen, wünscht sich an einem ähnlichen Unternehmen zu betheiligen. — Die Krinoline heilbar! Neueste medecinisch-orthopädische Preisschrift der Frau Doctorin Hoderhoch in Zürich. — Gesucht werden auf 10 Jahre drei kleine Knaben von zwei bis drei Jahren, um als Zwerge mit ihnen reisen zu können. Ausdückliche Bedingung: Nicht wachsen.

(Selbstmord aus Ehrliebe.) Die „K. Ztg." meldet aus Bromberg, 6. Mai: „Die 13jährige Tochter des Regierungs-Secretärs G., eine Schülerin der hiesigen höheren Töchterschule, hatte ihrer Lehrerin zu öfteren Malen Veranlassung gegeben, sich über sie unzufrieden zu äußern. Auch am vergangenen Montage wurde ihr eine Rüge zu Theil, wobei die Lehrerin noch bemerkte: sie, die Schülerin, möge ihr gar nicht mehr vor die Augen kommen. Dieß scheint derselben nun so sehr zu Herzen gegangen sein, daß sie nachdem sie von ihren Mitschülerinnen feierlich Abschied genommen und dieselben zu ihrem Begräbnisse eingeladen hatte, im hiesigen Canal ihrem jungen Leben ein Ziel setzte. Gestern Vormittag wurde der Leichnam im Bassin der ersten Schleuse gefunden."

(Ein Selbstmord durch die Guillotine.) Zu Weißenkirchen in Oberösterreich hat sich ein Bauernknecht auf eine merkwürdige Weise entleibt. Er befestigte nämlich an das Messer der Futterschneidebank ein Zentnergewicht und stellte dieses auf einen Schemel. Hierauf legte er seinen Kopf statt des Strohbundes unter das Messer und warf den Schemel um. Das Gewicht zog das Messer mit aller Kraft durch den Hals, so daß der Kopf völlig vom Rumpfe getrennt wurde.

Ein junger Mann, wahrscheinlich ein Neffe von Münchhausen, machte von den Gefahren einer Reise durch's Gebirg diese Beschreibung: Der Weg war heillos, hart am Rande der Straße lag ein tiefer Abgrund, ein falscher Tritt der Pferde und unser Fuhrwerk lag zerschmettert in der Tiefe. Wir aber waren doch so tollkühn im Wagen zu bleiben, obgleich der auf den Felsstücken so sehr stieß, daß mir ein preußischer Thaler aus der Westentasche sprang und in den Abgrund rollte!

Ein Kartenspieler pflegte jüngst Abends in einem Leipziger Zirkel beim Kartenspielen sich auf seinem Stuhle zurückzulehnen und hinten über zu liegen, um dadurch unbemerkt in die Karten seiner Collegen sehen zu können. Als man ihn darüber ertappt, antwortete er: „Man muß das Kartenspiel stets mit Ueberlegung spielen."

(Liebenswürdig.) In einer Zeitung von Louisiana befindet sich unter den Lokalnachrichten wörtlich die folgende: „In der Zuckermühle von Boggis sind gestern eine Mutter mit ihrem Kinde beim Einstampfen des Zuckerrohres leider vom Getriebe erfaßt und zermalmt worden. Wir bedauern den Vorfall herzlich, da bis jetzt die Qualität des Zuckers sich stets wegen seiner Reinheit eines guten Rufes erfreute."

(Witzige Exegese des Apfels im Paradiese.) In einer Gesellschaft in Württemberg wurde lange darüber gestritten, von welcher Sorte der Apfel gewesen, welchen die Schlange der Eva im Paradiese geboten. Endlich sagte ein Pfarrer, er wisse es gewiß, es sei ein Bietigheimer gewesen. Er habe einen solchen Baum in seinem Garten, und jedes Jahr, noch ehe die Aepfel ganz reif, seien sie zum Teufel.

In der Capkolonie ist ein Diamant gefunden worden, der 12,000 Pfd. St. werth ist. Ein Arzt kaufte ihn für 500 Schafe von den Finder und verkaufte ihn den Herren Lilienfeld für 11,200 Pfd. St. Dieser Fund wird in einem Bericht an den Kolonialminister bestätigt.

In einer Rekrutenaushebung sagte ein kräftiger Bursche, welcher sich eben gerne vom Militärdienste losmachen wollte, auf die Frage des Doktors, ob er einen Fehler habe? „Ja Herr Doktor, ich habe eine kurze Brust." „Thut nichts," erwiderte jener, „dem Uebel ist leicht abzuhelfen; „ziehen Sie nur eine lange Weste an."

(Ein begabter Schauspieler.) Der Komiker und Theater-Director L'Arronge spielt besser als seine sämmtlichen Collegen; er hat in der königlich preußischen Lotterie ein Viertel von 50,000 Thaler gewonnen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 40. Mittwoch den 19. Mai 1869.

Das Schulgesetz.

Eine Ballade.

Es war einmal ein Schulgesetz, ein zart und schwächlich' Kind,
Das schon vom Mutterleibe an, an einem Auge blind.
Wenn auch ein wenig skrophulös, sah man dem Kind doch an,
Daß d'raus mit Müh und Fleischertract noch etwas werden kann.
Die Mutter und die Großmama mit ihrem Glatzenpaar
Sie jauchzten als im blauen Kleid das Kind man brachte dar:
Wenn auch der Pfarrer über'n Weg schielt, schimpft und flucht und schreit,
Es sei das Kind ein Wechselbalg, weil er's nicht ausgeweiht;
Da kam mit ihren Ridikül, mit Spritz und Zange drin,
Die gute alte Hebamm' an, die Gelbert's-Peterin.
Die zieht ein ellenlanges Band, das gar kein End' nicht find't
Heraus aus ihrem Ridikül und wickelt ein das Kind.
Und wickelt ein und wickelt fort und wickelt ohne Unterlaß
Bis man vor lauter Wickelei'n das arme Kind vergaß.
Hätt' nicht ein schwarzer garst'ger Kopf geschrien vor dem Haus:
„Schlagt ihn doch todt, den Bankert drin" wär's mit dem Kind jetzt aus.
So nahm man es halb todt gedrückt, und wickelt's wieder auf
Und lud die ganze Nachbarschaft zur feierlichen Tauf.
Doch ach zwei Pfarrer waren da, da ging zusamm' nicht's Recht's
Der eine zog das Kind nach links, der andere nach Rechts.
Wie zogen sie an Arm und Bein, am Kopf und am Popo,
Die Mutter und die Großmama, die schrie'n drob Mordjo.
Auf einmal ging das Fenster auf und während man sich schlug
Da kam aus freier Himmelsluft, ein frischer scharfer Zug.
Wie blies der rechts um's Eck herum, trotz Wedelns und Gewinks
Die einen ließen plötzlich los, da fiel das Kind nach links
Und Wunder über Wunder gar, da wächst aus Rand und Band
Der kleine schwache Wechselbalg und reckt schon Fuß und Hand
Und aus dem Wickelkissen raus, was thut er für'n Schub
Der Kerl der sieht jetzt anders aus, das ist ein rechter Bub
Doch ach! das End von der Geschicht' ist leider nicht fidel
Und wiebeschleicht die Wehmuth mich, wenn ich sie euch erzähl.
In einem dunkeln Dinkelfeld, da ließ man ihn einst steh'n,
Da hat er all' sein Haar leß müß' und ward nicht mehr geseh'n.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Ihr Herz allein würde sich für ihn entschieden haben. Sie kannte seine leichtfertige Vergangenheit, seinen heftig auffahrenden Sinn, welches Mädchen indeß traut sich nicht die Kraft zu, den Geliebten auf eine bessere Bahn zu lenken?

Auch Berger war ihr nicht gleichgiltig. Sie kannte seinen trefflichen Character, sie wußte daß er Alles aufbieten werde, seine künftige Frau glücklich zu machen, er war reich und zu seinen Gunsten sprachen die Worte ihres Vaters, die sie nicht vergessen hatte, die ihr wie ein heiliges Vermächtniß erschienen.

Durch den Tod ihres Vaters war ihr für lange Zeit jeder Gedanke an Berger und Hellmann entrückt. Jetzt war fast ein Jahr seitdem entschwunden, der Schmerz über ihren Verlust hatte seinen herben Charakter verloren, das Leben trat wieder mit seiner ganzen Forderung an sie heran.

Prell bot Alles auf, um sie aufzuheitern und zu zerstreuen, so war sie auch mit Berger und Hellmann in der letzten Zeit wiederholt zusammengekommen. Sie konnte ein Gefühl der Freude nicht verbergen, daß nach so langer Zeit Beide noch mit denselben Empfindungen gegen sie erfüllt waren.

Wieder fand in der letzten Zeit ein Ball statt. Prell konnte sich den vielfachen Aufforderungen, an demselben Theil zu nehmen, nicht entziehen. Er mochte auch Paula dies Vergnügen nicht versagen. Er hatte sie auf's Reichste ausgestattet, denn er wollte mit ihr glänzen. Und in der That war Paula die schönste von Allen und aller Augen richteten sich auf sie, als sie in den Saal trat. Ihre große und schlanke Gestalt erschien in der Ballkleidung noch schlanker. In ihrem dunkeln, reichen Haare trug sie frische Blumen, welche Prell aus der Residenz hatte kommen lassen.

Der Tanz begann.

Die älteren Herren hatten sich in das Nebenzimmer des Saales theils zum Spiel, theils zum gemüthlichen Gespräche bei einer Flasche Wein zurückgezogen. Prell lehnte jede Einladung dazu ab.

Digitized by Google

„Ich schaue dem Tanz gern zu," sprach er.

In einer Thür des Saales, an den Thürpfosten gelehnt stand er regnungslos, jedem Gespräch ausweichend, da. Seine dunkeln Augen schweiften lebhaft durch den Saal, allein sie folgten stets nur Paula, wenn sie tanzte, oder wenn sie dasaß auf ihrem Stuhle, von Herren umgeben.

Eine innere Gluth, eine gewaltige Aufregung leuchtete aus seinen Blicken. Keinem schien er zu gönnen, ein Wort mit ihr zu sprechen, so wenig er es auch verhindern konnte. Aus Paula's Augen, aus ihren Mienen suchte er zu lesen, wie viel ihr Herz bei dem Allen betheiligt war.

Berger und Hellmann waren am meisten bei ihr und stritten um ihre Gunst. Paula schien keinem von beiden den Vorzug zu geben, sie war gegen beide gleich freundlich.

Dem Doctor entging dies nicht. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. So lächelte er indeß nur, wenn er innerlich aufgeregt war, wenn er diese Aufregung verbergen wollte.

Paula kam keinen Augenblick zur Ruhe. Tänzer auf Tänzer drängten sich an sie heran. Sie war ja die Königin des Balles. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blickten lebhaft, freudig. Welches junge Mädchen fühlt sich nicht glücklich, wenn sie keinen Tanz überschlägt wenn, sie weiß, daß die Herren sich um sie drängen.

Prell hatte Paula nie so schön gesehen als an diesem Abend. Sie nickte ihm lächelnd zu — er war kaum im Stande diesen Gruß zu erwidern. Sein Gesicht war bleich. Tanz folgte auf Tanz. Die Musik schmetterte ihm schmerzlich, frohlockend, triumphirend in die Ohren. Seine Aufregung, seine innere Erbitterung wuchs. Er hätte hinspringen mögen in die Mitte des Saales und mit einem einzigen Ausstrecken seiner Hand Alles vernichten. Regungslos stand er da.

Ein Bekannter, der Kaufmann Lösche, trat an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und fragte: „Aber bester Doctor, werden Sie nicht müde, dem Tanze zuzusehen? Schon zwei Stunden stehen Sie hier. Als ich noch jung war, da habe ich auch getanzt, ja ich war sogar ein flotter Tänzer und alle jungen Mädchen tanzten gerne mit mir — hah, ich weiß es und ich kann es jetzt dreist sagen. Jetzt habe ich aber nichts mehr damit zu schaffen — Mir schwindelt schon, wenn ich dem Tanzen zuschaue!"

Mit starren Augen blickte Prell ihn an. Es war ihm unangenehm, daß er gestört wurde.

„Ihnen schwindelt," erwiderte er scharf. „Nun so trinken sie Brausepulver, Herr Lösche, und wenn das nicht hilft, — nun so trösten sie sich — Sie wissen ja, daß der Schwindel mehr überhand nimmt und gerade unter ihren Collegen — unter den Kaufleuten, Herr Lösche!

Der Kaufmann wußte im ersten Augenblicke nicht, wie er diese Worte auffassen sollte, als Scherz oder als Hohn. —

„„Haha, Herr Doktor!" rief er endlich lachend. „Der Scherz ist gut — sie müssen heute gut bei Laune sein, denn es kommt nicht oft, daß Sie scherzen."

„Ich bin auch gut gelaunt heute," entgegnete Prell, „deßhalb gehen Sie, um mir diese Laune nicht zu verderben."

Ueberrascht, erstaunt, blickte der Kaufmann ihn an. Mit einem beleidigten Blicke wandte er ihm dann den Rücken.

Ein neuer Tanz hatte begonnen. Die Herren beeilten sich, die Damen zu engagiren.

Berger schritt auf Paula zu. Nicht zwei Schritte war er noch von ihr entfernt, schon verbeugte er sich, da drängte sich Hellmann hastig zwischen ihn und Paula und forderte sie zum Tanze auf.

Paula hatte Alles bemerkt. Sie sah wie Bergers Wangen sich rötheten vor Zorn und Aufregung — sie schien zu schwanken, ob sie Hellmanns Aufforderung folgen sollte, allein rasch entschlossen erfaßte der junge Förster ihre Hand und zog sie mit sich in die Reihen der Tanzenden.

Paula folgte ihm, um keine Störung, kein Aufsehen zu erregen. Man sah dem jungen Förster die triumphirende Freude an, über seinen Gegner gesiegt, ihn verdrängt zu haben. — Berger tanzte nicht. Das Roth war schnell von seinen Wangen gewichen, sie waren bleich, ein Zeichen seiner heftigen Aufregung. Sein Auge blickte finster, ja drohend, so oft Hellmann an ihm vorübertanzte. Dem Doctor war nichts entgangen.

Als der Tanz beendet war, verließ der Förster den Saal. Berger folgte ihm. Sein Blick verrieth, daß er Hellmann zur Rede stellen wolle. Hastig, schnell entschlossen verließ auch Prell den Saal.

Auf einer nur für die Bedienung des Gasthofes bestimmten Seitentreppe kam er schneller in die unteren Gasträume hinab, wo die jungen Herren sich in den Zwischenpausen zu erfrischen pflegten. Durch eine Seitenthür trat er ein und setzte sich unbemerkt in das Halbdunkel hinter dem Ofen.

Hellmann saß bereits im Sopha, vor sich ein Glas Bier.

Berger trat ein. Ein spöttisches Lächeln Hellmanns begrüßte ihn. Ohne Zögern schritt er auf den Förster zu und stellte ihn wegen seines Betragens zur Rede. Er nannte es unartig.

Hellmann fuhr heftig empor. „Nehmen Sie das Wort zurück, Herr Berger!" rief er, „sonst werde ich Ihnen zeigen, wie ein Un-

Digitized by Google

artiger handelt, Sie sollen es sonst empfinden!" — Er stand drohend vor Berger. Seine Gestalt überragte diesen fast um die Länge eines Kopfes.

Berger blieb ruhig stehen. Er zeigte eine Furchtlosigkeit, welche den Doctor in Erstaunen setzte. Fest hielt sein Blick den des Försters aus. „Ich habe meine Ueberzeugung ausgesprochen," erwiderte er, „und deshalb nehme ich mein Wort nicht zurück!"

„So werde ich Sie zwingen, wie einen Knaben," rief der Förster.

Er erhob schon den Arm. Der Jähzorn riß ihn mit sich fort. Ehe er indeß zuschlug, warf sich ein junger Assessor zwischen Beide. „Halt, meine Herren!" rief er, sie mit beiden Armen auseinander haltend. „Begehen Sie keine Thorheit — Sie haben Beide Unrecht! Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert des Fortschritts, also auch in der Liebe eine freie Concurrenz, Freihandel und Freizügigkeit!"

Diese Worte riefen bei den Anwesenden, die soeben noch erschreckt aufgesprungen waren, ein schallendes Gelächter hervor.

„Der Assessor hat Recht, freie Concurrenz in der Liebe!" riefen mehrere Stimmen zugleich.

Selbst über Bergers Gesicht glitt ein Lächeln. Er selbst hatte ja der freien Concurrenz im geschäftlichen Leben so oft das Wort geredet.

„Berger, nun seien Sie vernünftig!" fuhr der Assessor fort, „und machen Sie, daß Sie fortkommen und künftig mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, denn die vollständige Redefreiheit wird uns erst die nächste große europäische Revolution bringen. Nun fort!" Er schob ihn der Thür zu.

Hellmann wollte gewaltsam ihm nacheilen. Der Assessor hielt ihn zurück. „Halt Förster!" rief er.

„Auch sie müssen sich heute an dem Abende des Balles und der allgemeinen Freude meinen Worten fügen. Heute keinen Krakehl!" Hellmann bezwang sich. „Gut," erwiderte er, „ich will es thun, freie Concurrenz und Freizügigkeit, wie Sie sagen, ich will ihn heute Abend frei ziehen lassen, aber ich schenke ihm den ihm zugedachten Lohn nicht, so wahr ich Hellmann heiße!"

Berger hörte diese Worte noch, er verließ soeben das Zimmer.

Wieder lachten die Anwesenden.

„Das ist ihre Sache, Förster," fügte der Assessor hinzu. „Ich selbst bin sogar principiell gegen alles Schenken!"

Noch einmal versicherte Hellmann, er werde Berger das eine Wort schwer anrechnen.

„Mögen Andere sich vielleicht seines Geldes wegen Manches gefallen lassen," fügte er, noch immer aufgeregt, hinzu, „ich thue es nicht. Noch ist auch Paula nicht die seinige und ich denke sie wird es nie werden."

Neue Gäste traten in das Zimmer. Der Streit war hiermit vor der Hand beendet. Prell verließ das Gastzimmer wieder und kehrte in den Saal zurück.

Er ging zur Tafel, nachher wurde nur noch kurze Zeit getanzt. Niemand sah wohl dem Ende des Balles mit größerem Verlangen entgegen als er. Er hatte seinen Wagen bestellt, um sie abzuholen.

Berger blieb bis zum letzten Augenblicke neben Paula, er war ihr sogar beim Einsteigen in den Wagen behülflich.

Das Herz Prells fing an ruhiger zu schlagen als endlich die Wagenthüre geschlossen war, als er neben Paula saß und mit ihr heimfuhr. Paula war in lustigster Stimmung.

„Du scheinst Dich sehr gut amüsirt zu haben?" fragte der Doktor.

„Vortrefflich," erwiderte Paula. „Seit langer Zeit bin ich nicht so heiter gewesen."

„Berger und Hellmann haben viel mit Dir getanzt?" fuhr Prell fort. „Es schien auch Dir lieb zu sein."

„Konnte ich sie zurückweisen?"

„Nein," sprach Prell. „Weshalb auch. Du hast Beide gern, sie sind Dir nicht gleichgültig. Du liebst sie."

Paula schwieg.

„Sprich — sprich, Paula," drängte der Doktor. Er erfaßte ihre Hand, die seinige war heiß. „Du liebst sie. Ich habe es Deinen Augen ja angesehen. Willst Du es mir nicht gestehen? Hast Du kein Vertrauen zu mir?"

Er neigte den Kopf zu ihr — er athmete aufgeregt, schnell.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen," versicherte Paula.

„So gestehe mir, daß Du sie liebst," fuhr Prell fort.

„Ich habe sie Beide gern."

„Gern — gern! Nein, Du liebst sie. Und wenn einer von ihnen um Deine Hand anhielte, so würdest Du ihn nicht zurückweisen. Sprich — sprich!" Er sprach flüsternd, hastig, drängend.

„Ich weiß nicht, was ich thun würde," gab Paula zur Antwort. „Ich habe selbst noch nicht daran gedacht."

„Haha!" rief der Doctor lachend. „Welches Mädchen dächte nicht daran, wenn es weiß, daß zwei Herren ihm in so auffallender Weise den Hof machen!

Du mußt daran denken, Paula. Du darfst Dich nicht vom Augenblicke hinreißen lassen, es gilt das Glück Deines ganzen Lebens, — Du mußt es reiflich überlegen. Thu' es, thu' es, ehe Du Dich bindest . . . !" (Forts. f.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Gottesdienst in der New-Yorker Taubstummen-Anstalt.) In amerikanischen Blättern finden wir folgende Schilderung: Der Gottesdienst in der Newyorker Taubstummenkirche wird auch von einem Taubstummen abgehalten, dessen mimischer Vortrag der Predigt einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte. Er steht da, eine würdige Gestalt; der feierliche Ernst der seine Seele umfangen, spiegelt sich auf seinen Gesichtszügen wieder. Seine Bewegungen zeigen die Poesie seiner Gedanken, die er veranschaulicht; Hand, Arm und Haupt scheinen idealisirt; jede Stellung, die er einnimmt, hat etwas Natürliches, Ausdrucksvolles. Jetzt hebt er Hand und Augen zum Himmel in inbrünstigem Gebet, jetzt drückt sein Gesicht die Reue aus, jetzt die Hoffnung zum Unendlichen. Er scheint nacheinander die verkörperte Liebe, Demuth, Geduld, Dankbarkeit und Unterwürfigkeit zu sein; er bittet, er trauert, er verehrt, er verachtet; von der Anbetung geht er plötzlich zum Haß gegen das Laster, von der höchsten Seligkeit zur tiefsten Verzweiflung über, und Alles mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit vollkommener männlicher Schönheit. Die ganze Versammelung steht — sie können nicht knieen, nicht das Haupt beugen, sonst würden sie dem Gedankenfluge des Geistlichen nicht mit den Augen folgen können. Seine Finger bewegen sich fortwährend, schnell, magisch, leidenschaftlich; auch sie versinnlichen die Worte, ebenso wie es seine Arme thun, die bald oben, bald unten, bald rechts, bald links ihre Zeichen geben. Er hält die Daumen an einander, er zeigt die flache Hand, krümmt diesen oder jenen Finger: Alles mit der Geschwindigkeit des Gedankens, ohne nur einen Augenblick zu ruhen. Endlich sinken seine Arme herunter; ruhig steht er da mit seinem würdevollen Antlitz, und das tiefe treue Auge spricht Amen!

(Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Form der Baumstämme.) Nach den Beobachtungen von Ch. Musset bildet der Durchschnitt der Baumstämme niemals einen Kreis, sondern stets eine Ellipse, deren große Achse immer nahezu mit der Richtung von Ost nach West zusammenfällt. Genauere Bestimmungen mit Hilfe der Bussole ergaben das interessante Resultat, daß dieselbe mit dem Ost- und Westpunkte denselben Winkel bildet, wie die Ebene der Ekliptik mit der Aequator-Ebene. Musset schließt daraus, daß die Umdrehung der Erde auf die Form der Baumstämme einen Einfluß ausübt.

Der dreijährige Knabe eines Gastwirths blieb ganz verdutzt vor einem Gaste stehen und schien diesen aufmerksam und musternd zu betrachten, indem er bald das kahle Haupt, bald das mit einem furchtbaren Barte versehene Angesicht beschaute, bis er auf einmal in die Worte ausbrach: „Dir sind ja die Haare ganz herabgerutscht!“

Hauslehrer: Wenn ich keine Augen habe, kann ich nicht sehen; keine Ohren, so höre ich nicht und wenn mir die Nase fehlt — was tritt dann ein?

Knabe: Dann brauche ich Ihnen nicht mehr heimlich Schnupftabak zu holen.

Bei einem Seesturm, wo man vor dem Angstgeschrei der Passagiere und dem Getose des Donners und der Wogen kein Wort verstehen konnte, ergriff ein Irländer in der Angst ein Sprachrohr und brüllte die eifrigsten Gebete um Rettung hinein.

Ein Vagabund stahl bei einem Ortsrichter einen Sack. Hierbei ertappt, wurde er mit dem Gestohlenen an das Amt abgeliefert, und in der Anzeige hieß es: Einem Königl. Justizamte überliefere ich hiermit den Dieb mit dem von mir gestohlenen Sacke.

Als neulich in einem kleinem Städtchen bei Anlegung einer Gasfabrik gegraben wurde, meinte Jemand in einem Wirthshause: „Mit der Gasfabrik ist es auch nichts; sie haben schon 16 Fuß tief gegraben und finden noch kein Gas.“

(Examen in der Mechanik.) Examinator: Was versteht man unter Flaschenzug?

Examinand: Wenn Einer einen so guten Zug hat, daß er an einer Flasche nicht genug hat.

Wodurch unterscheidet sich der Storch von einem armen Menschen? „Der Storch klappert im Sommer und der arme Mensch im Winter (vor Kälte).“

Ein Frankfurter, dem nichts über den Schlaf ging, sagte: „Ich kann Alles entbehre: „S' Arbeite und alle annere Strapatze, aber de Schlaf net!“

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 41. Samstag den 22. Mai 1869.

Freude über die schöne Natur.

Herzlich sei mir gegrüßt, die du die Finsterniß
Stiller Nächte verscheuchst, leuchtendes Sonnenlicht
Mit erneuender Kraft
Auf uns liebreich hernieder scheinst!

Deine Milde belebt, herrlichen Glanzes voll,
Jetzt die lachende Flur, jetzt den grünenden Wald
Und das prangende Thal
Schön vom rauschenden Bach umsäumt.

Lindere Wärme durchrinnt wonniglich jede Brust,
Wenn im heiteren Lenz sich die Natur verjüngt,
Wenn der frohe Gesang
Munt'rer Vög'lein im Wald' ertönt.

Ach! wie freut sich mein Herz dann, wenn ich kummerlos
Einsam wandle den Pfad, den das Geschick mich führt
In den laubigen Hain,
In das lieblich beblümte Feld;

Und dem Minnegesang horch' ich der Nachtigall,
Die im dichten Gebüsch schmelzende Töne singt,
Und mit zärtlichem Gruß
Ihre brütende Gattin küßt.

Dann im Schatten des Baumes, der mir Erfrischung beut,
Setze ich Müder mich hin, freue der Schöpfung mich,
Preise des Meisters Hand,
Die uns Alles so schön erschuf.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Wagen hielt in diesem Augenblicke an, der Kutscher sprang vom Bocke und öffnete die Thür.

Prell half Paula aus dem Wagen, die sich sofort auf ihr Zimmer begab, um den Ballstaat abzulegen und sich zur Ruhe zu begeben.

Prell schritt noch lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Er dachte nicht an Schlaf. Die Arme hatte er auf den Rücken gelegt, die Augen hielt er auf den Boden geheftet, so scharf blickend, so starr, als ob er einen Gegenstand dort suche. Nur zuweilen fuhr er mit der Rechten über die Stirn. Die Stirn brannte ihm. Er schien vor Aufregung oft kaum aufathmen zu können. Dann und wann stand er einen Augenblick still, als habe er den Gedanken dem er nachjagte, gefunden, allein sofort setzte er seine Wanderungen durch das Zimmer fort.

Das Morgenlicht schimmerte bereits in die Stube, er bemerkte es nicht. Was hatten auch seine brütende Gedanken mit dem Morgenlichte zu thun! All' die lichten Strahlen konnten die Aufregung nicht von ihm nehmen und er vermochte sich nicht zu beherrschen. Sein Gesicht war bleich, verzerrt. Die Hände hatte er krampfhaft geschlossen. Erst als Tritte vor seiner Thür hörbar wurden und ihm verriethen, daß die Dienerin aufgestanden war, warf er sich in einen Sessel. Er war erschöpft und dennoch kam keine Müdigkeit über ihn.

Acht Tage nach dem Balle mochten verflossen sein, da trat Berger am Nachmittag zu Prell in das Zimmer.

„Es ist mir lieb, Herr Doktor, daß ich Sie zu Hause treffe," sagte er, „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Prell forderte ihn auf, Platz zu nehmen, er schien zu errathen, was den jungen Kaufmann zu ihm führte. Berger zögerte mit dem, was er dem Doktor sagen wollte. Eine leichte Unruhe vermochte er nicht zu verbergen.

„Was wünschen sie denn?" fragte Prell lächelnd.

„Ich komme zu Ihnen, als dem Vormunde Paula's," sprach Berger, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, um die Verlegenheit, die ihn ergriffen hatte, zu verscheuchen.

„Mit Ihnen möchte ich zuerst einen Gegenstand besprechen, von dem das Glück meines ganzen Lebens abhängt."

„Ich errathe es," warf Prell ruhig lächelnd ein. —

„Es kann Ihnen auch kaum ein Geheimniß geblieben sein, daß ich Paula liebe," fuhr Berger die Verlegenheit immer mehr überwindend, fort.

„Ich liebe sie schon lange, und ich habe mich geprüft, meine Liebe ist wahrhaft. Trotzdem würde ich mit dem Schritte, der mich heute zu Ihnen führt, vielleicht noch gezögert haben, wenn ich nicht befürchtete, daß ein Anderer mir zu-

Digitized by Google

vorkommen könnte. Ja, Herr Doktor, ich will Paula meine Liebe gestehen, will sie bitten, mir ihr Herz und Hand zu schenken, zuvor möchte ich indeß wissen, ob ich auf ihre Zustimmung ja auf ihre Unterstützung rechnen darf."

Prell zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann streckte er dem jungen Kaufmanne die Hand entgegen. „Ich sichere Ihnen Beides zu, Herr Berger," sprach er, „Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich für die Tochter meines verstorbenen Freundes, die unter meinem Schutze steht, keinen andern Mann als sie wünsche. Unter Ihrer Obhut wird Paula's Glück gesichert sein."

„Ich werde ihr jeden Wunsch zu erfüllen suchen," unterbrach ihn Berger, „ich werde ihr Leben so angenehm als möglich gestalten; es fehlt mir ja nicht an Mitteln! Wird aber auch Paula mir ihr Herz schenken — wird sie mich nicht zurückweisen?"

„Sind Sie ihrer Sache noch so ungewiß?" bemerkte Prell lächelnd.

„Ich habe Paula meine Liebe noch mit keinem Worte gestanden, allein sie muß es wissen, daß ich sie liebe."

Es wäre ihr sonst das ein Geheimniß geblieben, was die ganze Stadt weiß!" rief der lachend.

„Ja, Paula müßte blind sein," fügte er hinzu. --

Wollen sie mit Paula sprechen?" warf Berger fragend ein.

„Ich?" rief Prell erstaunt. „Nein, wer ein Mädchen heirathen will, muß auch den Muth haben, es ihr zu gestehen. Kommen Sie — ich will Sie zu ihr geleiten."

Eine peinigende Unruhe ergriff den jungen Kaufmann. Dem Wendepunkte seines Lebensglückes trat er entgegen. Mit so viel Muth und Hoffnungen hatte er sich diesem Hause genähert und jetzt schwankte dieser Muth, jetzt wankten die Hoffnungen — er dachte an Hellmann -- wenn jenen Paula nun mehr liebte, wenn sie ihn zurückwies! Er wußte nicht einmal mehr, was er Paula sagen, wie er das Geständniß seiner Liebe anbringen sollte, und doch hatte er sich die Worte seit Tagen eingeprägt, hatte sie hundert und hundertmal wiederholt und jetzt — jetzt wußte er auch nicht ein Wort mehr davon. Er strich sich mit der Hand über die Stirn — die Verlegenheit wich nicht, sein Herz schlug nicht ruhiger.

„Dort ist Paula's Zimmer," sprach Prell, indem er auf eine Thür zeigte. „Paula ist darin — gehen Sie hinein und machen sie Ihrem Herzen Luft!"

Berger zögerte. Er blieb stehen und fast ängstlich erfaßte er des Doktors Hand.

„Kommen Sie mit, Herr Doktor," sprach er, „sagen sie Paula, was mich zu ihr führt — ich weiß nicht — ich — bin — ich bin befangen!"

Wieder strich er mit der Hand über die Stirn. Prell lächelte. Allein dies Lächeln war kein natürliches.

Ich werde es thun, da sie es wünschen, erwiderte er. „Jeder Mensch hat ja seine eigene Weise."

Sie traten in Paula's Zimmer. Paula saß am Fenster am Nähtisch. Erröthend erhob sie sich, als sie Berger erblickte. Sie schien zu ahnen, was ihn zu ihr führte. Befangen reichte sie ihm die Hand zum Gruße. Die Augen schlug sie nieder. Berger stammelte einige Worte — weder Paula noch Prell verstanden sie. Er selbst wußte nicht, was er gesagt hatte. Fast angstvoll richtete er seinen Blick auf den Doktor.

„Paula, Herr Berger wünscht Dir seine Liebe zu gestehen und um Deine Hand anzuhalten?" sprach Prell.

Es klangen seine Worte bitter, spottend. Berger bemerkte es nicht.

Ja, Fräulein," rief er, als er sah, daß sich Paula's Wangen nach dunkler färbten, „ich bin gekommen um das Geschick — das Glück meines Lebens in ihre Hand zu legen. Entscheiden Sie darüber."

Der Doktor beobachtete Paula. Kein Zucken ihrer Mienen entging ihm. Ja — sie liebte ihn. Was deutete anders das Roth ihrer Wangen, ihre Verlegenheit? Weshalb konnte sie das Auge nicht aufschlagen? Weshalb antwortete sie nicht?

„Sprechen sie — sprechen Sie, Fräulein," drängte Berger. „Sie müssen es wissen — längst wissen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie innig liebe, daß der ganze Zweck meines Daseins in Ihnen aufgeht. Ja, ich liebe Sie schon lange, schon seit Jahren und Sie machen mich zum glücklichsten aller Menschen, wenn Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand schenken wollen!"

Paula schwieg noch immer. Sie war befangen durch Prell's Gegenwart — die Weihe dieses Augenblickes ging ihr durch die Anwesenheit eines Dritten verloren.

„Nun, Herr Berger, Ihre Zunge ist ja jetzt beredt geworden," sprach der Doktor, wieder mit jenem etwas höhnenden Ausdrucke. „Nun werden Sie sich wohl allein verständig machen und ich kann gehen."

Er verließ das Zimmer ohne eine Antwort abzuwarten.

Paula's Schweigen machte Berger ängstlich. Er kannte ein Mädchenherz noch zu wenig.

„Nehmen Sie mir nicht die Hoffnung, Paula," rief er, „Ich meine es ehrlich. Ich habe mein Herz geprüft — es ist treu — stoßen Sie mich nicht zurück."

Digitized by Google

Paula hatte sich gesammelt.

„Ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen,“ erwiderte sie — „hier — hier!“ Sie streckte ihm die Hand entgegen. Dieses schnelle, leichte Erfüllen seiner liebsten Hoffnung setzte Berger im ersten Augenblicke in Verwirrung. Dann ergriff er hastig ihre Hand.

„Paula — Paula! Und diese Hand soll mein eigen sein — mein für immer!“

„Du liebst mich — Du liebst mich!“ rief er jubelnd. Er wartete ihre Antwort nicht ab, ungestüm umschlang er sie mit beiden Armen und sie ließ es geschehen.

„Ja, ich liebe Dich,“ erwiderte sie, „sonst würde ich nimmer Dir das Versprechen gegeben haben, die Deinige zu werden!“

Eine Zeit lang war Berger von seinem Glücke berauscht. Er konnte es noch nicht fassen, daß es wahr sei, daß Paula ihm wirklich ihr Jawort gegeben, daß sie ihn liebe, daß sie die Seinige werden wolle. Aber er saß ja neben ihr und hielt ihre Rechte mit beiden Händen umfaßt. Er sah ihr in die Augen und sie schlug sie nicht mehr nieder, Liebe und Glück leuchteten ihm aus denselben entgegen.

„Sieh, Paula,“ sprach Berger, „Du äußertest einst gegen mich, wenn Du Dir ein Leben ganz nach Deinem Wunsche zu wählen hättest, Du auf dem Lande in der Nähe der Stadt leben, auf einem Gute, wenn es auch noch so klein sei, wenn es nur ausreiche, dich vor Noth und Sorge zu schützen. Ich habe diese Worte nicht vergessen, ich bin mit dem Besitzer des Gutes in Alldorf in Verbindung getreten — es liegt ja nicht eine Stunde von hier entfernt, es liegt schön, das Wohnhaus ist rings vom herrlichsten Garten umgeben — ich habe mit ihm schon unterhandelt, bin über den Preis des Gutes mit ihm einig, nur abgeschlossen habe ich den Kauf noch nicht. Das hing ja von Deiner Antwort ab, von Deinem Ja! oder Nein! Nun eile ich heute noch zu ihm — das Gut ist mein — Dein — ich trage die erste Abzahlungssumme bei mir — sobald ich sie übergeben, bin ich Besitzer des Gutes. Es soll Dir gehören, Paula. Dort wollen wir zusammenleben.

Paula war überrascht. Sie kannte das Gut. In einem Thale gelegen, bildete es den schönsten Punkt in der ganzen Gegend. Auch sie erzählte dem Geliebten, wie ihr Vater ihr auf seinem Sterbebette an's Herz gelegt, ihm ihre Hand zu reichen, wenn er um sie anhalten sollte.

Der Abend brach bereits herein, als Berger von Paula sich trennte. Er bestand darauf, noch nach Alldorf zu eilen, um den Kauf des Gutes abzuschließen.

„Laß es bis Morgen Hugo,“ bat Paula: „Es wird schon Abend.“ „Für mich gibt es heute keinen Abend!“ rief Berger scherzend. „Heute noch muß das Gut unser gehören, dies ist ja ein Tag des Glückes für mich, den muß ich ausnützen!“ Er eilte fort.

Paula blieb auf ihrem Zimmer. Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Auch sie fühlte sich glücklich und sie wollte dies Glück erst allein durchkosten. Den Wunsch ihres sterbenden Vaters hatte sie erfüllt und es war ihr, als ob er befriedigt auf sie herabblicke.

Der Abend war völlig hereingebrochen — sie bemerkte es nicht. Träumend saß sie da. Eine neue große Zukunft hatte sich ihr geöffnet, und unwillkürlich weilten ihre Gedanken in derselben.

Die Dienerin rief sie zum Essen. Sie eilte in das Zimmer ihres Vormundes.

Der Doctor hatte sie schon erwartet. „Nun, Paula, wie ist Deine Antwort ausgefallen?“ fragte er.

Sie eilte zu ihm und warf sich ihm weinend an die Brust. Er vertrat ja ihres Vaters Stelle, er war stets lieb und gut gegen sie gewesen und ein Herz mußte sie haben, dem sie ihr Glück anvertrauen konnte. Prell's Augen blickten funkelnd, verlangend, als er das Mädchen in seinen Armen hielt. Er beugte sich auf sie herab und küßte sie auf die Stirne.

„Und Du fühlst Dich glücklich?“ fragte er weiter. —

„Ja, ich bin glücklich!“ rief Paula, „denn ich liebe Berger und er ist gut und edel.“

„Das ist er,“ versicherte Prell. „Wenn ich nicht die Gewißheit hätte, so würde ich ihn nicht selbst zu Dir geführt haben. Ich kenne ihn ja auch seit langen Jahren; — Berger ist gut.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein „nobles“ Brüderpaar.) Im Prager Landesgericht befindet sich gegenwärtig ein Schwindler Namens Wilhelm Weiß in Haft, aus dessen bewegtem Leben ein dortiges Blatt folgende Einzelheiten mittheilt: In den Polizei-Registern des Jahres 1865 befindet sich nachstehender Steckbrief: „Weiß Wilhelm, auch Lichtenstern und Lichtenstein sich nennend, aus Illava in Ungarn, welcher am 24. Juni 1865 aus dem Prager Strafhause, wo er wegen Betrugs und Diebstahls eine zweijährige schwere Kerkerstrafe verbüßte, entlassen wurde, wird wegen neuerdings verübter Betrügereien und Diebstahls steckbrieflich verfolgt“ ꝛc. Während der Zeit, als der hier citirte Steckbrief bei allen Polizeibehörden des In- sowie des Auslandes die Runde machte, lebte Weiß in London, wo

Digitized by Google

er als Baron Vay in mehreren Clubs, in adeligen und hauptsächlich in militärischen Kreisen seines liebenswürdigen Benehmens wegen, ein gern gesehener Gast war. Zu jener Zeit machte er auch die Bekanntschaft Kossuth's, auf dessen Anrathen er im Jahre 1866, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, nach Berlin ging wo er in Folge verschiedener Empfehlungen bei einer hochgestellten Persönlichkeit Audienz nahm. Das Resultat dieser Audienz war, daß Weiß kurze Zeit darauf als ungarischer Spiritushändler Böhmen, Mähren, so wie einen Theil Galiziens bereiste und über die gerade im Aufmarsch begriffene österreichische Armee der preußischen Regierung sehr genaue Berichte erstattete. Während des Feldzuges leistete er dem General v. Moltke als Spion wesentliche Dienste und auch bei dieser Gelegenheit kamen ihm seine außerordentlichen Sprachkenntnisse trefflich zu Statten, da er einmal in der Verkleidung als Offizier eines Grenzregiments, dann wieder als Husaren-Offizier zwischen den österreichischen Aufstellungen sich herumtrieb, und er rühmt sich, durch seine Berichte viel zu der Entscheidung des Gefechtes bei Skalitz, sowie der Schlacht bei Königgrätz beigetragen zu haben. Für seine Spionendienste bezog er einen täglichen Gewalt von zehn Dukaten, und an den Tagen, wo er im österreichischen Lager beschäftigt war, eine Extrazulage. Nach der Schlacht bei Königgrätz wurde er von der preußischen Regierung nach Kissingen in Bayern geschickt, wo er ebenfalls als preußischer Spion mit Erfolg thätig war. — Aus dem Leben Robert Weiß, eines älteren Bruders des Wilhelm Weiß, verdient folgende Episode erwähnt zu werden: Robert Weiß studirte in den Vierziger Jahren in Pesth, wo er, nachdem er Jus absolvirte, sich bei dem vierten Husaren-Regimente, damals „Großfürst Alexander," als Gemeiner engagiren ließ. In Folge seiner Tüchtigkeit avancirte er rasch zum Wachtmeister, welche Charge er aber nur kurze Zeit behielt, indem er in Folge von Veruntreuungen zum Gemeinen degradirt wurde. Da Weiß gut schreiben konnte, so verwendete ihn der Oberlieutenant v. B. in der Regiments-Kanzlei und er avancirte neuerdings zum Korporal. Kurze Zeit nach seinem zweiten Avancement übernahm er, während der Oberlieutenant v. B. mit Urlaub abwesend war, einen an diesen Herrn adressirten Brief, in welchem sich 5000 Gulden befanden, worauf er mit dem Gelde desertirte. Da er mit dem seither verstorbenen Feldmarschall-Lieutenant Graf Würben einige Aehnlichkeit hatte, so fälschte er einen Reisepaß auf dessen Namen, und nachdem er sich in Wien eine Husaren-Generals Uniform verschafft hatte, reiste er nach Neapel, wo er in hochadeligen Kreisen, besonders aber in dem Hause des Marquis P. die zuvorkommendste Aufnahme fand. Weiß besuchte dessen Haus fast täglich und der Magnet, der den jungen Husaren-General hinzog, war die liebenswürdige Tochter des reichbegüterten Marchese. Kurze Zeit darauf hielt Weiß um ihre Hand an, die ihm auch mit Freuden bewilligt wurde. Vor der Hochzeit begleitete Weiß seinen zukünftigen Schwiegervater auf einer Reise nach Venedig und dort stahl er demselben eine Kassette mit 60,000 Lire, worauf er über Wien nach Ungarn flüchtete und in Stuhlweißenburg verhaftet wurde. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu zehnmaligem Spießruthenlaufen mit Wechselung der Ruthen nach jedem Gange. Weiß überstand wohl diese schreckliche Strafe, aber ungefähr ein Jahr später starb er an einem Lungenleiden. — Wilhelm Weiß, der seine letzten Schwindeleien unter dem Namen eines Kapitäns Charles Burgeß verübte, wird nun vom k. k. Landesgerichte in Wien reklamirt, und wird an dasselbe vom Prager Strafgerichte ausgeliefert werden.

Der Montrose Standard hat sich die Mühe gegeben, zu berechnen, wie viel Gold die Befreiung jedes einzelnen abessinischen Gefangenen gekostet hat, 10 Millionen L.-St in einzelnen Souvereigns wiegen 78 Tonnen 12 Ztr. 39 Pfd. 8 Unzen; demnach käme auf jeden von den 60 Männern, Frauen und Kindern ein Goldhäuflein von 1 Tonne 6 Ztr. 23 Pfd. und eine Unze. Jeder Befreite ist demnach mit durchschnittlich seinem 20fachen Gewicht in Gold erlöst worden.

(Crinolinen als Regenschirme.) Ein Bostoner Handlungshaus sandte jüngst auf Speculation eine Schiffsladung Crinolinen nach Japan. Die Japanesen kauften die Crinolinen, befestigten eine Decke über dieselben und benutzten sie als Regenschirme.

(Mißrathene Speculation.) Vor vierzig Jahren, erzählt ein englisches Blatt, heirathete ein blühendes Mädchen von sechszehn Jahren einen alten Mann von sechszig, in der Erwartung, daß er bald das Zeitliche segnen und ihr sein bedeutendes Vermögen hinterlassen werde. Vorige Woche starb diese Dame im ansehnlichen Alter von sechsundfünfzig, einen trauernden Wittwer von hundert Jahren und vier Kinder hinterlassend.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 42. Mittwoch den 26. Mai 1869.

Das sterbende Kind.

Mutter, was singt in der Ferne?
Hörst Du nicht auch den Gesang?
Mutter, ach laß mich ans Fenster,
Sieh doch, ich bin nicht mehr krank.

„Herzchen, ein Vöglein nur hör' ich,
's zwitschert in Schlummer sich ein;
Bleibe nur ruhig im Bettchen,
Wirst bald genesen dann sein."

Mutter, wer pflückte die Blumen
Mir mit so freundlichem Gruß?
Ohne die Blumen zu knicken
Eilte vorüber sein Fuß.

Kindchen, das sahst Du im Schlummer,
's war nur ein freundlicher Traum.
Soll ich wohl Blumen Dir holen,
Aepfel vom süßesten Baum?"

Mutter, ja, hole mir Blumen,
Freu' mich darüber gar sehr.
Aber wo kam doch die Stimme,
Die mich beim Namen rief, her?

's werden wohl Deine Gespielen
Unter der Linde dort sein,
Bleib nur noch wenige Tage,
Wirst Dich bald wieder mit freu'n.

Mutter, es wird ja so helle,
Sieh' nur, mich blendet der Glanz.
Ach, diese freundlichen Kinder!
Alle mit Zweigen und Kranz!

Mutter, sieh', wie sie winken,
Laß mich doch mit ihnen gehn,
Wo die Gespielinnen wohnen,
Ist es gewißlich recht schön. —

Eh' noch die Mütter verwundert
Zum Lager des Kindes trat,
Ist schon mit leisem Kusse
Der Todesengel genaht.

Dort, wo im ewigen Lenze
Himmlische Blumen erblühn,
Führet, wie folgt es so willig,
Das Kindlein, das Kranke er hin.

Wie wird es dort mit den Engeln,
Selbst nun ein Engel sich freu'n! —
O sagt, wer möchte nicht gerne
Das Kindlein, das sterbende sein? —

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Paula erzählte ihm nun, wie es der Wunsch ihres sterbenden Vaters gewesen sei, daß es so kommen möge, und daß Berger nach Alldorf geeilt sei, um dort das Gut zu kaufen. Sie versetzte sich im Geiste schon dorthin und schuf sich ein friedliches Bild ihrer künftigen Thätigkeit. —

„Ja, ja, Du wirst glücklich werden," sprach er halb in Gedanken versunken. „Tausende werden Dich beneiden — ich gönne Dir das Glück!

Er stand auf. Er wollte eine innere Erregung niederkämpfen — es gelang ihm nicht vollkommen. Paula bemerkte sie. Ob sie dieselbe auch verstand? Gewiß nicht, denn sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand. „Nur den einen Wunsch habe ich noch," sprach sie, daß mein Vater dies Alles noch erlebt haben möge. Aber glauben sie nicht auch, daß er es weiß!"

„Gewiß, — gewiß — er weiß es!" erwiderte Prell hastig.

Er setzte sich zum Essen an den Tisch.

Der alte Kaufmann Berger saß in größter Ungeduld in seinem Zimmer. Er war in das Vorhaben seines Sohnes eingeweiht und hatte demselben freudig seine Zustimmung gegeben. Das Glück seines einzigen Kindes war ja sein höchster Wunsch und er war überzeugt, daß Paula ihn glücklich machen werde, wenn sie die Seinige würde. —

Als Hugo von Paula fortgegangen war, hatte er einen Boten an seinen Vater gesandt, der ihm die Nachricht seines Glückes überbrachte. Er war sofort dann nach Alldorf geeilt. Von dort war er noch nicht zurückgekehrt, obschon es bereits spät am Abend war. Unruhe hatte den Alten erfaßt. Es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß sein Sohn eine ziemlich bedeutende Summe Geld bei sich geführt hatte, wenn

Digitized by Google

ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Dann mußte er selbst wieder über seine Angst lächeln. Hugo war ja mit dem Gutsbesitzer bekannt. Es war ganz natürlich, daß er nach abgeschlossenem Kaufe noch bei ihm geblieben war, bei einer Flasche Wein. Schon öfter war er erst spät in der Nacht von Alldorf zurückgekehrt. Führte der Weg auch durch das Holz, das Holz war sicher. Er erinnerte sich keines Falles, wo in demselben Jemand überfallen sei. Es war Thorheit, daran zu denken.

Dies Alles stellte sich der Alte selbst vor und dennoch kehrten die beängstigenden Gedanken wieder und wieder. Er wollte einen Boten nach Alldorf schicken — er unterließ es, weil er befürchtete, daß man ihn seiner Aengstlichkeit wegen auslachen werde.

Es war schon Mitternacht — so lange hatte er vergebens auf Hugo's Heimkehr gewartet — als er sich endlich zur Ruhe legte, in der festen Ueberzeugung, daß er am andern Morgen selbst über seine Besorgniß lächeln werde.

Stundenlang lag er indeß im Bette, ehe der Schlaf sich einstellte.

Erst spät am andern Morgen erwachte er. Seine erste Frage war nach seinem Sohne. Derselbe war noch immer nicht heimgekehrt. Jetzt machte er aus seiner Besorgniß kein Hehl mehr und war fest entschlossen, sofort einen Boten nach Alldorf zu schicken. In der Eile kleidete er sich an. Stimmen vor seinem Hause zogen ihn an das Fenster. Eine Anzahl Menschen sah er auf der Straße versammelt. Sie waren in lebhaftem Gespräch begriffen. Er öffnete das Fenster. Alle schwiegen, sobald sie ihn erblickten — aller Augen richteten sich auf ihn. Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Ein Unglück mußte geschehen sein, eine innere Stimme rief es ihm zu und ihn mußte es betreffen — weshalb schwiegen sonst Alle, sobald sie ihn erblickt hatten. Ein Nachbar trat in diesem Augenblicke zu ihm in's Zimmer. Er sah es dessen bestürzten Gesichte an, daß er der Ueberbringer einer unheilvollen Nachricht war. „Was ist vorgefallen?" fragte er. „Fassen Sie sich — fassen Sie sich," erwiederte der Gefragte — „ein Unglück —!"

„Wo ist mein Sohn?" unterbrach ihn der Alte ungeduldig.

Fassen Sie sich," wiederholte der Andere— sein Gesicht verrieth schon Alles.

„Er ist todt — todt!" rief der Alte in entsetzlicher Angst.

„Ja — er ist heute Morgen erschossen im Walde gefunden," lautete die Antwort.

Mit lautem Aufschrei brach der Alte ohnmächtig zusammen. Sein Diener stürzte herbei, mehrere Männer kamen zu Hilfe. Sie trugen ihn auf sein Bett und waren bemüht, ihm das Bewußtsein zurückzurufen. Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen: erschossen lag der junge Berger im Walde.

Die ganze Stadt war schon von dieser traurigen Nachricht erfüllt. — Viele wollten es nicht glauben — sie konnten es nicht glauben, und dennoch war an der Wahrheit nicht mehr zu zweifeln, denn zwei Männer, welche den jungen Berger sehr gut kannten, hatten seinen Leichnam gefunden, und der eine von Ihnen hatte die Nachricht nach der Stadt gebracht.

Der Schreck war allgemein. Noch war nichts Näheres bekannt. War er ermordet, war er durch einen unglückseligen Zufall um's Leben gekommen, hatte er sich dasselbe selbst genommen? Die Arbeit ruhte für eine Zeit lang, das ganze Leben der Stadt stockte, gruppenweise standen die Menschen vor den Häusern, auf den Straßen und sprachen von dem Unglücke — da rollte ein Wagen rasch durch die Stadt hin und zum Thore hinaus zum Walde. Der Richter und, ein Actuar saßen darin. Es war sofort von dem Unglücke beim Gerichte Anzeige gemacht und sie eilten hin zur Untersuchung. Unmittelbar auf dem nach Alldorf durch den Wald führenden Fußwege lag der junge Berger erschossen. Der Weg war nur schmal, er führte durch Buchwald und war zu beiden Seiten mit Gras bewachsen. Die Stelle, wo der Todte lag, war durch Blut geröthet. Ungefähr fünf Schritte von dem Todten entfernt saß ein Holzarbeiter. Mit seinem Kameraden war er zur Arbeit gegangen und hatten den Todten gefunden. Während sein Kamerad zur Stadt geeilt war, um beim Gerichte Anzeige zu machen, war er als Wächter zurückgeblieben. Sicherlich hatte vor ihnen noch Niemand den Todten gefunden und er wußte daß es vielleicht von Bedeutung war, wenn der Todte von Niemand angerührt wurde, ehe der Richter kam. Erwartungsvoll blickte er den Weg hinab. Da kam der Richter mit dem Aktuar, von einigen Männern aus der Stadt begleitet. Der Wagen hatte nicht bis hieher fahren können. Sie gingen rasch. Der Holzarbeiter, der ihnen die Nachricht überbracht hatte, führte sie.

„Dort ist es — da liegt er", sprach er, als sie kaum noch fünfzehn Schritte von dem Todten entfernt waren.

Hastig trat der Richter heran. Forschend blickte sein Auge nieder und erschreckt zuckte er zusammen.

„Es ist wirklich wahr — er ist es!" rief er. „Es ist der junge Berger!

„Hier liegt ein Verbrechen vor," fuhr er fort — „dies wird dem Alten den Tod bringen!

Der Richter schwieg. Er mußte die ersten Eindrücke des Schreckens und Schmerzes erst überwinden, ehe er zur Untersuchung schritt. Er faßte sich. Sein Auge blickte umher, auf

Digitized by Google

den Boden. Er suchte nach einer Waffe — dem Instrumente, mit welchem Hugo getödtet war. Er sah nichts.

„Hier ist ein Mord geschehen," sprach er.

Der Todte lag auf dem Rücken. Die Züge seines Gesichtes waren durch den Tod nicht entstellt. Sie waren die eines Schlafenden. Nur die starre bleiche Farbe verrieth, daß kein Leben mehr in dem Körper war.

Der Hut war dem Todten entfallen — er lag vielleicht zwei Schritte von ihm entfernt.

In die Brust hatte er die Todeswunde erhalten, das verrieth das Blut, mit welchem Rock und Weste bedeckt waren, auf den ersten Blick. —

„Wann habt ihr den Todten hier gefunden?" fragte der Richter den Holzarbeiter, der ihm die Nachricht überbracht und ihn hieher geführt hatte.

„Heute Morgen, als ich mit meinem Kamerad dort zur Arbeit ging", erwiderte der Mann.

„Um welche Uhr?"

„Wir waren um sieben Uhr von Haus fortgegangen, von Alldorf, es mochte also nach sieben und ein halb sein, als wir hier ankamen."

„Geht Ihr so spät erst zur Arbeit?" warf der Richter ein.

„Wir arbeiten in Accord, da ist uns keine Zeit vorgeschrieben. Wir fangen gewöhnlich früher an. Heute hatten wir uns verspätet, — meine Frau liegt krank darnieder".

„Wie fandet Ihr den Todten?"

„Genau so, wie er jetzt noch liegt."

„Habt ihr ihn nicht berührt?"

„Nur mit der Hand habe ich ihn auf die Stirn gefaßt und am Arme — es konnte ja noch Leben in ihm sein. Die Stirn war indeß kalt und der Arm steif."

„Kanntet Ihr den Todten sogleich?"

„Gewiß, wir haben ihn oft in Alldorf beim Gutsbesitzer gesehen — auch in der Stadt."

Der Richter schwieg einen Augenblick. Er kannte die beiden Holzarbeiter, es waren rechtschaffene Männer, er hegte gegen sie keinen Verdacht, dennoch mußte er so genau als möglich forschen.

„Weshalb ist denn einer von Euch hier zurückgeblieben?" fragte er weiter.

„Ich wollte den Todten bewachen", erwiderte der Zurückgebliebene. Ich habe bereits einen ähnlichen Fall erlebt. Es war ein Mann auf der Heerstraße erschlagen. Am andern Morgen wurde er gefunden, aber es blieb Niemand bei ihm. Mehrere Menschen kamen bei ihm vorüber, sie berührten ihn — sie trugen ihn sogar vom Wege zur Seite in einen Graben. Als nachher das Gericht zur Untersuchung kam, waren alle Spuren, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen konnten, zertreten. Der Mörder ist auch nicht entdeckt und alle die, welche den Todten berührt hatten, kamen in Untersuchung".

Die Worte des Mannes trugen vollkommen das Gepräge der Wahrheit.

„Es war gut von Euch, daß Ihr es so gemacht habt", sprach der Richter. „Glaubt Ihr, daß der Todte hier schon vor Euch von Jemand gefunden ist?"

„Ich weiß es nicht, indeß glaube ich es kaum", erwiderte der Arbeiter.

„Weshalb glaubt Ihr es nicht?"

„Dieser Weg führt von der Stadt nach Alldorf. Wäre Jemand von der Stadt gekommen, so würde er uns begegnet sein, oder es in Alldorf erzählt haben, und hätte ihn Jemand gefunden, der zur Stadt gegangen, so würde es dort bekannt gewesen sein, ehe ich hinkam. Es wußte indeß noch Niemand etwas davon." Sie blickten dem Richter offen ins Auge.

„Habt Ihr die Kleidung des Todten untersucht?" fragte der Richter weiter.

„Nein", erwiderten beide Männer gleichzeitig.

„Habt Ihr besondere Zeichen hier bemerkt?"

„Es war Alles so, wie es jetzt ist. Wir haben nichts angerührt."

Der Richter schwieg. Zu weiteren Fragen hatte er jetzt keine Veranlassung. Ungeduldig blickte er den Weg hinab.

„Sie haben doch zu Prell geschickt?" wandte er sich an den Actuar.

„Gewiß", versicherte dieser. „Er ließ mir zurücksagen, daß er bald kommen werde".

„Er bleibt lange", bemerkte der Richter.

Prell war zugleich Physikus und Gerichtsarzt. Er mußte in solchen Fällen die erste Untersuchung vornehmen.

Mit schnellen Schritten kam Prell endlich auf dem Wege daher gegangen. Der Richter ging ihm entgegen. „Ein schrecklicher Fall", sprach er.

„Es ist also wirklich wahr?" warf Prell ein. „Er ist ermordet?"

„Ja — allen Anzeichen nach", bestätigte der Richter.

Prell strich sich mit der Hand über die Stirn. „Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert", sprach er. „Erst gestern Nachmittag war er noch bei mir, er hielt um Paula's Hand an und hat sich mit ihr verlobt."

„Gestern Nachmittag mit Paula Braun verlobt?" wiederholte der Richter überrascht.

„Ja — ja.

Und er war so glücklich.

Das Mädchen weiß noch nichts davon.

Als er sie verließ, wollte er nach Alldorf gehen, um das Gut zu kaufen.

Paula erzählte es mir — schrecklich, schreck-

Digitized by Google

lich — und nun schon todt! Wann ist die Thatsache geschehen?"

Der Richter zuckte mit den Achseln: „Ich weiß es nicht", erwiderte er.

„Und Sie wissen auch noch nicht, wer ihn getödtet hat?"

„Noch habe ich keine Ahnung davon — noch keine Spur."

„Es ist mir unbegreiflich", fuhr Prell fort. „Hier im Walde — so nahe der Stadt — der Weg ist stets ziemlich belebt — so lange ich denken kann, ist hier in der Gegend nichts Aehnliches geschehen."

„Ja — ja, es ist eine dreiste That", entgegnete der Richter.

„Doch kommen Sie, Herr Doctor. Der Todte liegt noch unberührt da, damit Sie bei der Untersuchung durch nichts irre geleitet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Wasserpest, Elodea canadensis (Anacharis Alsinastrum Bab.) verbreitet sich in Norddeutschland immer weiter und wächst bekanntlich mit einer solchen Ueppigkeit, daß sie die Gewässer mit dichten Massen anfüllt und einheimische Pflanzen vollständig verdrängt. Man hat bereits mehrfach versucht, aus dieser Pflanze Nutzen zu ziehen, und namentlich ist vorgeschlagen worden, sie als Dünger zu verwerthen. Eine wichtige Rolle dürfte die Elodea aber noch als Desinfektionsmittel spielen. Schür beobachtete, daß das Wasser, in welchem die Elodea wächst, stets krystallhell und geruchlos bleibt, er benutzte sie deßhalb zunächst, um das Wasser, in welchem die Blutegel aufbewahrt werden, rein und hell zu erhalten. Dieß gelang vollständig, und die Thiere befanden sich offenbar sehr wohl in dem Gezweige, an welchem sie ihren Körper von Schleim reinigen konnten. Letzterer verschwand vollständig. Nun versuchte Schür, die Elodea in Rinnstein- und Kanalwasser zu züchten, und es zeigte sich, daß die Pflanze bei passender Verdünnung und bei genügendem Kalkgehalt des Wassers allerdings im Stande ist, Fäulnißstoffe alsbald zu zersetzen. Die Trübung, welche durch den Zusatz der unreinen Flüssigkeiten erzeugt wurde, verschwand in circa 8 Tagen vollständig und das Wasser wurde klar und geruchlos. Nach diesen Untersuchungen dürfte es empfehlenswerth sein, in Kanälen und Gräben die Elodea anzupflanzen, um die oft in großer Menge sich entwickelnden Miasmen zu zerstören.

(Ein kanadisches Urtheil). In Quebeck ist eben ein Criminalprozeß zum Schlusse gekommen, welcher nach mehreren Seiten hin besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Schuld des Angeklagten war klar, sie in Frage zu stellen, war unmöglich; die große Jury erklärte daß die Anklage zu verfolgen sei; die kleine Jury sah sich nach Beendigung des Verhörs eine ganze Nacht eingeschlossen, weil sie keine Einigung ihrer Ansichten erzielen konnte, und am zweiten Tage trat sie endlich mit dem Wahrspruche: „Nicht schuldig" wieder vor den Gerichtshof. Diese Entscheidung wurde von den Anwesenden mit lautem, wenn auch regelwidrigem Beifalle aufgenommen, und den freigesprochenen Mörder — denn daß er dies war, leugnete er selbst nicht — geleitete eine gewaltige Volksmenge nach Hause. Daß hier die Gesetzgebung mit dem sittlichen Bewußtsein des Volkes im Widerspruche stehen mußte, ist klar genug. Der Angeklagte war ein junger Mann, Namens Chaloner, und stand vor Gericht wegen Ermordung des Fähnrichs Whitaker. Der Fähnrich hatte Chaloner's Schwester verführt und Chaloner, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist, erschoß ihn, um Rache für die verrathene Ehre seiner Schwester zu nehmen. Den Geschworenen wurde gesagt, daß ihnen nur zwei Wege offen ständen. Der Solicitor-General als Staatsanwalt erklärte ihnen, daß das mildere Urtheil auf Todtschlag in diesem Falle nicht zulässig sei; der Richter erklärte ihnen, daß eine Empfehlung zur Begnadigung nutzlos sein würde; der junge Mann müsse entweder dem Galgen oder der Freiheit übergeben werden. Es ist gewiß nicht zu verwundern, daß die Geschworenen das „Nicht schuldig" fällten, obwohl sie wußten, daß sie gegen besseres Wissen eine Lüge aussprachen, ja, streng genommen, einen Meineid begingen. Wäre eine Strafe auf Verführung gesetzt, so hätte Den, der die Rache in seine eigene Hand nahm, auch wiederum eine Strafe treffen können. Hätte ferner der Richter nicht nach geltenden gesetzlichen Bestimmungen sich genöthigt gesehen, die alleinige Wahl zwischen Hinrichtung und Freilassung zu stellen, so würde den Geschworenen ein solcher Gewissensconflict erspart worden sein.

Ein in der Nähe der Handelsbörse wohnender Barbier, bei welchen sich viele der Geldmänner rasiren ließen, erklärte: „Er werde Jedem, der nach der Börsenzeit komme, den doppelten Preis anrechnen, denn die Gesichter der Speculanten seien dann meist alle noch einmal so lang, als gewöhnlich geworden."

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 43. Samstag den 29. Mai 1869.

Die Hoffnung.

Das ganze Sein, das ganze Leben
All' unser Wirken, unser Streben,
Ist auf den Glauben festgestellt,
Was aber wär's mit allem Glauben,
Ein tiefer Schmerz kann ihn wohl rauben,
Es muß was sein, was ihn erhält.

Es muß was sein, wenn Schicksalsfragen
Das Herz mit bangen Zweifeln schlagen,
Was stützend ihm zur Seite steht;
Was mit ihm wohnt im stillen Herzen,
Das es auch bei den tiefsten Schmerzen,
Noch wie ein schöner Traum umweht.

Was immer in den schönsten Bildern
Die dunkle Zukunft weiß zu schildern
Wie auch das Dunkel sich erhellt.
Ein Etwas, das mit gleicher Strärke,
Und gleicher Kraft bei jedem Werke,
Den Glauben nährt und ihn erhält.

Und dieses Etwas, dieses Sein,
Dies Heil des Herzens, das ich mein,
Ist Hoffnung, Hoffnung nur allein:
Sie führt uns durch dies Erdenleben,
Gleich wie ein Leitstern, leicht und eben,
Auf Blumenwegen himmelein.

Sie strahlt, wie gold'ne Morgensonne
Die neues Leben, neue Wonne
Dem jungen Tage beigesellt.
Sie gleicht dem Anker, dessen Schwere
Das leichte Schiff auf offenem Meere
In wilden Wogen fest erhält.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Prell trat an den Todten heran. Fest richtete er das Auge darauf. „Durch die Brust!" sprach er halb zu sich selbst. Sein Gesicht ist ruhig. Er schein gut getroffen zu sein — mit dem Tode hat er nicht lange gekämpft." „Wollen Sie ihn nicht näher untersuchen?" bat der Richter. Prell kniete neben dem Todten nieder. Ein Päckchen mit Instrumenten legte er neben sich. Er untersuchte den Rock und die Weste des Erschossenen. „Er ist erschossen," sprach er. „Hier dies Loch im Rock und Weste rührt von einer Kugel her.

Ja — er ist durch eine Kugel gestorben. Mitten durch das Herz ist sie gegangen — ein sicherer Schuß — deßhalb ist auch auf dem Gesichte kein Zeichen eines Todeskampfes zu sehen. Es muß schnell mit ihm zu Ende gewesen sein — augenblicklich." Er nahm die Sonde zur Hand um die Wunde zu untersuchen. „Ein scharfer Schuß!" fur er fort. „Die Wunde ist tief — über viele Zoll tief — das ganze Herz ist von der Kugel durchbohrt. Am Rückenwirbel muß die Kugel angeschlagen sein — die Richtung der Wunde führt dorthin." Er sprach dies, während er fortwährend die Wunde noch mit der Sonde nutersuchte. Seine Hand war fest dabei. Er war ja zugleich ein tüchtiger Chirurg, ein geschickter Operateur. „Richtig, da ist die Kugel!" rief er. „Am Rückenwirbel ist sie angeschlagen, dann etwas zur Seite gedrungen. Es wird schwer halten, sie herauszuziehen!" Er legte die Sonde zur Seite und nahm ein auderes Instrument zur Hand. Endlich glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er hatte die Kugel mit einer Zange erfaßt und zog sie nun langsam heraus.

„Da ist sie, die ein Menschenleben vernichtet hat," sprach er.

In dem neben ihm stehenden Wasser reinigte er sie von Blut, dann betrachtete er sie genauer.

„Ein leichtes Kaliber," fuhr er fort. „Sie ist am Rückenwirbel etwas breit geschlagen, dennoch erkennt man, daß es eine Spitzkugel gewesen ist. Die schießen scharf. Deßhalb auch nur das kleine Loch in Rock und Weste und die kleine Wundenöffnung. Ueberzeugen sie sich selbst," fügte er hinzu, indem er sie dem Richter überreichte.

Dieser nahm sie schweigend zur Hand. Sein Blick ruhte prüfend darauf.

„Herr Doktor, Sie sind ja selbst ein Jäger," sprach er endlich. „Sie haben Erfahrung in den Sachen, halten sie dies für eine Pistolen- oder Büchsenkugel?"

Prell zuckte mit den Achseln.

Digitized by Google

„Das kann nach der Kugel Niemand entscheiden," sprach er. Man kann eine große Pistolenkugel aus einer engläufigen Büchse schießen und umgekehrt, ich kann hierüber nichts behaupten. Aber ein anderer Punkt kommt hiezu. Ich halte es nicht blos für Zufall, daß die Kugel das Herz so gut getroffen hat, ich glaube vielmehr, daß derjenige, der sie abgeschossen hat, eine sichere Hand besitzt, rechnen wir die Kraft hinzu, mit der die Kugel eingedrungen ist, so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß die Kugel aus einer Büchse geschossen ist. Man schießt sicherer mit einer Büchse."

Der Richter begnügte sich mit dieser Auseinandersetzung.

„Wollen Sie die Kleidung des Todten untersuchen?" bat er den Doktor.

Prell kam der Aufforderung nach. Sämmtliche Taschen des Todten waren leer, nur in einer der Westentaschen steckte ein kleiner Schlüssel.

„Es ist nicht denkbar, daß er ohne Uhr, ohne Geld mit sich zu führen, fortgegangen ist," warf der Richter ein.

„Er trug eine goldene Uhr an goldener Kette," bemerkte Prell. „Ich sah es zufällig, als er gestern Nachmittag bei mir war."

„Also ein Raubmord!" rief der Richter.

„Paula erzählte mir auch," fuhr Prell fort, „daß er eine Summe Geld bei sich geführt habe, um damit in Alldorf die erste Anzahlung auf das Gut, welches er zu kaufen beabsichtige, zu machen. In seinen Taschen findet sich nichts — er kann freilich erst auf dem Rückwege von Alldorf erschossen sein. Dies ist sogar wahrscheinlich. —

„Weßhalb?" warf der Richter ein.

„Als er mein Haus verließ," sprach Prell, „brach der Abend bereits herein, es war indeß noch nicht dunkel, bei seiner Heimkehr muß es jedoch dunkel gewesen sein und ich denke, für solche That wählt so leicht Niemand die Tageshelle."

„Sie sagen, daß er den Gutsbesitzer Frenzel in Alldorf besuchen wollte?" fragte der Richter.

„Paula erzählte es mir so. Zu mir selbst hat er nichts davon gesagt."

„Ich werde zu Frenzel schicken und ihn fragen lassen, ob Berger dort gewesen ist," fuhr der Richter fort. Er blickte sich nach einem Boten um. Mehrere Männer, welche von der entgegengesetzten Seite des Weges kamen, überhoben ihn der Mühe. Sie kamen von Alldorf und der Gutsbesitzer war unter ihnen. Auch nach Alldorf war die Nachricht des Unglücks bereits gedrungen.

Frenzel trat hastig heran.

„Entsetzlich — entsetzlich!" rief er laut.

Der Richter trat zu ihm. „Ist Berger gestern Abend bei Ihnen gewesen?" fragte er.

„Nein," erwiederte der Gutsbesitzer. „Aber er hatte mir versprochen zu kommen — ich erwartete Ihn — wir wollten sogar ein Geschäft abschließen."

„Er wollte ihr Gut kaufen?"

„Ja. Wir standen deßhalb in Unterhandlung, waren fast einig, gestern wollte er mir bestimmte Nachrichten bringen."

„Er ist nur bis hieher gekommen!" bemerkte der Richter. „Er hat die Summe bei sich getragen, die er Ihnen als erste Anzahlung geben wollte — sie scheint sein Unglück geworden zu sein!"

„Und Sie haben noch keine Spur des Mörders aufgefunden?" fragte Frenzel.

„Noch keine."

Der Richter und Aktuar untersuchten von Frenzel und dem Doktor unterstützt, die Umgebung. Sie fanden nicht das Geringste, was auf eine Spur des Verbrechens geleitet hätte.

„Wann hat der Ermordete Ihr Haus gestern verlassen?" fragte der Richter den Doctor.

„Der Abend brach bereits herein."

Und Berger hat sich sogleich auf den Weg nach Alldorf begeben?"

Prell zuckte mit den Achseln. „Ich weiß nur aus Paula's Munde, daß er die Absicht hatte," erwiederte er. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er es gethan haben."

Dann mußte er ungefähr um 7 Uhr hier sein," fuhr der Richter fort, „um diese Zeit muß die verbrecherische That vollbracht sein. Können Sie aus der Beschaffenheit des Todten nicht ungefähr auf die Zeit schließen, wann er ermordet sein muß?"

„Ich kann nur so viel daraus ersehen, daß er bereits vor mehreren Stunden, vor Tagesanbruch ermordet ist," entgegnete Prell. „Der Körper ist vollständig kalt, dazu würden 4 bis 5 Stunden in der frischen, kalten Luft ausgereicht haben. Die Kleidung ist von Thau durchfeuchtet, das beweist, daß die That schon vor Tagesanbruch geschehen ist, denn dann pflegt der Thau sich in der Regel zu bilden. Mehr kann ich nicht behaupten. Es widerspricht indeß nichts der Annahme, daß das Verbrechen schon gestern Abend geschehen ist."

Der Richter schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich glaube es kaum," sprach er. „Nun jedenfalls wird es sich leicht ergründen lassen, wann er sich auf den Weg nach Alldorf begeben hat. Selten wohl geschieht ein solches Verbrechen, ohne daß der Thäter die geringste Spur, welche zu einem Verdachte führen könnte, zurück läßt. Es muß eine vorher überlegte und vorbereitete und besonnen ausgeführte That gewesen sein."

„Er hat eine Spur zurückgelassen!" warf Prell ein.

„Welche?" fragte der Richter.

Digitized by Google

„Sie haben sie zu sich gesteckt — die Kugel," gab Prell zur Antwort.

„Wie kann ich errathen, wer sie abgeschossen hat, fragte der Richter.

„Obenan ist ihre Gestalt verändert und sie hat sich breit gedrückt."

„Aber ihr Gewicht ist geblieben," bemerkte Prell. —

„Es ist dies freilich nur ein geringfügiger Umstand, dennoch kann er vielleicht mit zur Ermittlung des Mörders führen."

Der Richter hatte einen der Holzarbeiter zur Stadt zurückgesandt, um einen Wagen zu holen, auf welchem der Todte fortgebracht werden sollte. Der Aktuar hatte jeden einzelnen Punkt der Untersuchung genau aufgezeichnet.

„Bleiben Sie hier, bis der Wagen für den Todten kommt, sprach der Richter zu ihm. „Ich werde zurückkehren."

Er reichte Frenzel die Hand zum Abschiede — da wurde des Todten Vater, der alte Berger, von 2 Männern unterstützt, herbeigeführt.

Es war ein erschütternder Anblick, den alten Berger mit schwankenden Schritten und doch mit der Hast der höchsten Angst nahen zu sehen. Noch suchte er sich mit der schwachen Hoffnung, daß die schreckliche Nachricht falsch sei, aufrecht zu erhalten. Es konnte ja nicht sein. Er konnte sein einziges Kind nicht auf so entsetzliche Art verloren haben. Schweigend machten die Umstehenden dem Alten Platz.

Der Richter trat ihm entgegen, er wollte ihn zurückhalten von dem traurigen Anblicke, wollte ihm beruhigende, tröstende Worte sagen — der Alte hörte ihn nicht — ungeduldig drängte er sich durch. Da stand er an der Leiche seines Sohnes. Noch schien er ihn nicht zu erkennen, vor seinen Augen schien alles zu verschwimmen, er beugte sich über ihn — der Todte lag so ruhig da. Jetzt erkannte er ihn.

Er zuckte zusammen — er wollte sich beherrschen, den Schmerz bemeistern — seine Kräfte reichten nicht aus. Kraftlos sank er neben ihm nieder und legte den greisen Kopf auf des Todten Brust. Die Hand desselben erfaßte er und führte sie an seine Lippen. Vernichtet war das höchste Glück seines Lebens, die Freude und Stütze seines Alters. Er hatte nur dies eine Kind gehabt und all seine Liebe auf dasselbe gehäuft. Hugo war sein Stolz gewesen. Freudig hatte er ihn am Tage zuvor ziehen lassen, die Brust mit den schönsten Hoffnungen, mit Liebe und Glück erfüllt, und so mußte er ihn nun wiedersehen!

Langsam richtete sich der Alte empor. Er zitterte wohl, allein sein Gesicht schien abgestorben zu sein. Was kümmerte ihn auch jetzt noch das Leben mit all seinen Freuden und Schmerzen. Der Richter suchte ihn zu trösten.

„Fassen Sie sich," sprach er. „Sie müssen selbst dies Entsetzlichste zu tragen lernen, denn es gibt keine Macht, es ungeschehen zu machen!"

„Ich bin — gefaßt!" erwiderte der Alte.

„Wann ist Ihr Sohn nach Alldorf gegangen?" fragte er.

„Gestern gegen Abend," sprach er. „Es mochte 6 Uhr vorüber sein, da ließ er es mich durch einen Boten wissen."

„Führte Ihr Sohn Geld bei sich?" fragte der Richter weiter.

„Fünfzehntausend Thaler in Papieren."

„Wissen Sie vielleicht was für Papiere dies waren?"

„Jetzt nicht, aber zu Haus, in meinem Buche! Ich verspreche dem zehntausend Thaler, der den Mörder entdeckt. Ich möchte ihn sehen, der diese That hat vollbringen können, muß wissen, ob er es nur des erbärmlichen Geldes wegen gethan hat!"

„Worin trug ihr Sohn die Papiere?" fragte der Richter weiter.

„In seiner Brieftasche," erwiederte der Alte. „Sie war von schwarzem Leder und sein Name Hugo Berger, darauf gepreßt."

„Waren noch andere Papiere darin?" forschte der Richter weiter.

„Noch einige Blätter mit Notizen und eine rothseidene Schleife, welche er auf dem letzten Balle von Paula erhalten."

„Ihr Sohn trug eine goldene Uhr mit goldener Kette?"

„Ja, Beides war sehr werthvoll."

„Trug Ihr Sohn kein Geld weiter bei sich?"

„Er pflegte nie ohne Geld das Haus zu verlassen, welches er in einem schon alten Portemonnaie mit silbernen Bügel trug."

Der Actuar hatte auch diese Angaben genau aufgezeichnet und der Richter nichts mehr zu fragen.

„Werden Sie den Mörder entdecken?" rief der Alte.

„Ich werde keine Mühe scheuen," erwiderte der Richter. „Noch habe ich freilich keine Spur, keinen Anhaltepunkt, aber ich glaube ein solches Verbrechen verräth sich selbst."

„Haben Sie diesen Glauben als Criminalrichter schon bewährt gefunden?" warf Prell ein.

„Ich glaube, daß es nur die Thorheit der Verbrecher ist, wodurch sie sich verrathen."

„Nennen Sie es Thorheit der Verbrecher, es ist die Macht selbst, die sie mit Blindheit erfüllt, die sie treibt vorsichtig zu sein, und dadurch meist schon eine Schlinge um ihr Haupt gelegt hat. Auf diese Macht der That vertraue ich auch in diesem Falle," erwiderte der Richter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In Berbice (England) wurde am 17. Mai ein Ostindier, Namens Johul, wegen Mordes hingerichtet. Der Delinquent glaubte bis zum letzten Moment an seine Begnadigung, und als er zum Schaffot geführt wurde, trug sich eine fürchterliche Scene zu. Er setzte sich gegen den Henker, der ihn binden wollte, zur Wehre, wobei es ihm gelang, eines seiner Beine von den Banden zu entledigen. Er wurde auf's Neue gebunden, warf sich aber dann auf die Plattform nieder und weigerte sich, aufzustehen. Drei Männer überwältigten ihn und stellten ihn unter den Galgen, wo ihm das verhängnißvolle Seil um den Hals gelegt wurde. Als die Fallthür weggerissen worden, fiel der Unglückliche auf die Plattform herab. Die vorige Scene wiederholte sich in noch schrecklicher Weise und erst nach großen Anstrengungen von Seiten des Henkers und seiner Knechte gelang es, den Wüthenden in die Ewigkeit zu schaffen.

Die „Kiss. Saalztg." enthält folgendes originelle Heiraths-Gesuch:

Vier Männer in den allerbesten Jahren,
Mit Geld und Gut, die noch verlobt nicht waren,
Die noch nach keinem Mädchen je geaugelt,
Und denen es hier an Bekanntschaft mangelt,
Die sehnen sich nach treuer Lieb' und Pflege
Und suchen auf dem sehr bekannten Wege,
Hier völlig fremd in diesem lieben Städtchen,
Vier hübsche, holde, brave junge Mädchen,
Um sie als zarte Weibchen heimzuführen;
Drum wolle man durchaus sich nicht geniren,
Und bringe, wie es häufig ja kommt vor,
Adressen nebst Portrait in's Intelligenz-Comptoir.
Nach viel Vermögen wird ja nicht gefragt,
Und strengste Discretion wird zugesagt.
Nun folgt die Chiffre hier „U. A. W. G." —

Wir entnehmen einer New-Yorker Korresp. die Mittheilung über ein seltsames Duell, welches beweist, bis zu welchem Grade die Emanzipation des weiblichen Geschlechts in Amerika schon gediehen ist. Beim Weggehen von einem Feste behauptete die Tochter eines der reichsten Banquiers von einer ihrer Freundinnen beleidigt worden zu sein, weil dieselbe mit ihrem (der Beleidigten) Bräutigam dreimal getanzt habe. Sie forderte sie also zum Zweikampf heraus. Am andern Morgen fanden sich die beiden Damen in Begleitung zweier Freundinnen als Sekundanten, auf dem Terrain ein und wechselten fünf Kugeln deren letzte die Banquierstochter an der Schulter streifte. Damit hatte die Sache ein Ende.

(Pariser Wahl-Anecdote.) Der „Gaulois" erzählt: Einige Invaliden des ersten französischen Kaiserreichs traten in dem Augenblick in einen Saal, als ein Candidat der Opposition den Wählern eine Auseinandersetzung seiner politischen Ansichten machte. „Sind Sie für den Ruhm der französischen Armee?" fragte ein alter Graubart den Wahlcandidaten. „Jawohl", erwiederte dieser und auch für den Sieg!" Eine Zustimmung machte sich durch Stampfen der hölzernen Beine bemerkbar. „Und im Fall unser Kaiser sterben würde", fragte der Invalide weiter, „was würden Sie thun?" Der Redner zögerte einen Augenblick und lächelnd bemerkte er dann dem Fragesteller: „Was ich thun würde? Ich fände mich zur Beerdigung ein."

Ein Soldat schrieb seiner Geliebten: 1zig Geliebte, Du kannst noch 2feln an meiner 3e, da doch mein Herz nur 4 Dich schlägt? Wir waren bereits in 5 Gefechten und 6trablatt wird Dir sagen, daß ich tapfer focht und kein 7schläfer war. Ich nehme Urlaub; gieb 8, ehe Du glaubst, bin ich bei Dir, sage aber nicht 9, wenn ich um Deine Hand anhalte, denn mir wässern schon alle 10ne nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in aller 11fertigkeit, denn es schlägt 12 und die Post geht ab.

Eine Mutter gab ihrem Söhnlein gute Lehren und sagte ihm unter Anderen, er solle nie auf morgen verschieben, was er heute thun könnte. Da rief der kleine Mann: „Ei, Mutter, dann laß uns doch den übrigen Kuchen noch heute Abend essen."

In einem Kaffehause wurde einst über die den Menschen lästigen Vögel debattirt. „Die mir am lästigsten," bemerkte einer der Gäste „sind die Spottvögel."

(Wahre Gastfreundschaft.) „Ich bin recht froh, daß Sie heute zum Thee bei uns bleiben," sagte ein kleiner Knabe zu einer Freundin seiner Mutter. — „Warum denn liebes Kind?" — „Wir kriegen allemal Kuchen, wenn Gäste da sind."

Guter Rath für Eisenbahnreisende. Man suche sich stets einen Sitz gegenüber einem korpulenten alten Herrn aus; im Fall eines Zusammenstoßes mildert er die Gefahr bedeutend.

Auf einem Grabstein lies't man folgende Inschrift: „Hier ruht Johann Bauer, durch Zufall erschossen als Zeichen der Liebe von seinem Bruder."

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 44. Mittwoch den 2. Juni 1869.

I.

In nebelgraue Ferne
Streift sehnend oft mein Blick,
Dort wohnet die Geliebte
Und mit ihr all mein Glück.

Sie hat mein einsam Leben
So freudenreich erhellt,
Und Nacht muß mich umtrauern,
So lang die Einz'ge fehlt.

Komm wieder in die Heimath,
Sei länger nicht mehr fern;
Geh' leuchtend auf mir wieder,
Du meiner Hoffnung Stern!

II.

Zieht hin, ihr meine Lieder,
Im luft'gen Windgebraus
Und klinget schallend wieder
An der Geliebten Haus!

Und klinget in ihr Stübchen
Mit eurem besten Schall
Und grüßt mein feines Liebchen
Von mir viel tausendmal.

Und sagt im frohen Tönen
Zum holden Mägdelein:
„Du Schönste aller Schönen
Auf ewig bin ich Dein."

K. F.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ich wünsche ebenfalls die Entdeckung des Mörders!" fügte der Doktor hinzu.

Der Todte wurde nach der Stadt gefahren; sein Vater folgte ihm.

Der Richter, der Aktuar und Prell kehrten zusammen zur Stadt zurück.

„Mir bleibt noch die schwere Aufgabe, Paula das Geschehene mitzutheilen," sprach der Doktor. „Sie war gestern Abend so glücklich; es wird schwer sein, sie zu trösten."

Sie trennten sich in der Nähe des Doktors Hauses. Prell betrat dasselbe.

Paula erwartete ihn. Durch die Dienerin war sie von Allem bereits unterrichtet — Ihre rothgeweinten Augen verriethen es.

„Er ist todt?" rief sie.

„Ja," bestätigte Prell.

Paula warf sich auf einen Stuhl, aufs Neue gab sie sich ganz ihrem Schmerze hin. Prell legte die Hand auf ihren Nacken.

„Ertrage es, Paula," sprach er. „Es ist geschehen und keine Menschenmacht kann es ändern."

Paula hörte die Worte nicht. Zu schnell war ihr junges Glück zertrümmert. Sie weinte heftig.

„Sei ruhig, Kind!" wiederholte der Doktor. Er lehnte ihren Kopf an seine Brust. Sein Herz schlug schnell, aufgeregt — sie hörte es nicht. —

Tage lang bildete die Ermordung des jungen Berger das Hauptgespräch in der ganzen Stadt.

Der Todte wurde am dritten Tage mit außerordentlichem Aufwande bestattet. Das Leichengefolge war ein außergewöhnlich zahlreiches. Auch Prell folgte dem Sarge.

Fortwährend beschäftigten sich die Menschen noch mit Vermuthungen, wer der Mörder sei. Das Versprechen des alten Berger, dem Entdecker zehntausend Thaler zu geben, war bekannt gemacht, und in mancher Brust mochte wohl die Hoffnung aufgetaucht sein, diese Summe zu verdienen. Die Polizei entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Eine solche Summe im Hintergrunde verlieh dem Pflichteifer einen gewaltigen Aufschwung. Dennoch blieben alle ihre Nachforschungen vergebens. Nicht einmal einen Verdacht hatte sie auf irgend eine Persönlichkeit schöpfen können. Mehr und mehr gewann die Vermuthung Raum, daß der Mörder mit dem Gelde sofort entflohen sei.

Da fand, durch Zufall geleitet, ein Gerichtsdiener in der Nähe des Försterhauses, welches Hellmann bewohnte, die leere Brieftasche des Gemordeten im Gebüsch. Er brachte sie dem Richter. Dieser hätte laut aufjubeln mögen.

Endlich ein Zeichen — eine Spur, mochte sie auch noch so gering sein. Er ließ den alten

Digitized by Google

Berger rufen und dieser erkannte die Tasche als diejenige seines Sohnes.

In seinem Zimmer allein sann Pintus, so hieß der Richter, nach, welche Wege er einschlagen, wie er diese Entdeckung weiter benutzen sollte. Wie war die Brieftasche in die Nähe des Försterhauses gekommen, da doch der Ort des Verbrechens in ziemlicher Entfernung lag? Ein Menge Vermuthungen knüpften sich für den Richter daran, sie alle zerrannen, sobald er sie weiter verfolgte. Prell trat in diesem Augenblicke in Pintus Zimmer.

„Ich störe Sie!" sprach der Doctor.

„Nein — nein!" rief der Richter. „Ich war nur vertieft! Dieses Verbrechen an dem jungen Berger raubt mir bei Tag und bei Nacht die Ruhe."

„Und Sie haben immer noch nichts entdeckt?" fragte Prell.

„Doch, Etwas! aber ich muß es noch geheim halten," fuhr Pintus fort. „Ihnen kann ich es ja sagen — nur schweigen müssen Sie." Er nahm die Tasche vom Tische. „Hier sehen Sie!"

„Ist das des Ermordeten Brieftasche?" fragte der Doctor. „Ja, hier steht sein Name," erwiederte Pintus. „Wo ist dieselbe gefunden?"

„Im Walde, in der Nähe des Försterhauses!" „Wo Hellmann wohnt?" „Dort. Aber es fällt Ihnen Etwas auf, Doctor, was ist es?" fragte der Richter schnell. „Nichts — nichts!" gab Prell zur Antwort. „Verschweigen Sie nichts Doctor, hier handelt es sich um die Entdeckung eines Verbrechens. Auf wem haftet ihr Verdacht?

„Auf dem Förster Hellmann!" antwortete Prell. —

„Unmöglich" rief Pintus. „Ich halte ihn einer solchen That nicht für fähig."

„Wenn er die That aber aus einem andern Grunde begangen hätte?"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Er liebt Paula — er war eifersüchtig auf Berger. Er hatte einen Streit mit ihm, — an jenem Ballabende — er drohte. —"

Prell erzählte den ganzen Hergang der Sache.

„Sie meinen, daß es eine That der Eifersucht und Rache gewesen sei?" fragte Pintus.

„Halten Sie das für unmöglich?" warf der Doktor ein. „Der Förster ist leidenschaftlich — jähzornig!"

„Allerdings!" sprach Pintus.

„Und ich sagte Ihnen bei der Untersuchung des Todten," fuhr Prell fort, „daß eine sichere Hand die Kugel abgeschossen haben müsse."

„Sie geben mir Anknüpfungspunkte, von denen ich keine Ahnung hatte. Hellmann ist ein guter Schütze," fuhr der Richter fort. „Ich werde meine Untersuchung nach dem Allem einrichten. Ich habe die Kugel noch. Hat Hellmann sie abgeschoßen, so wird sie auch in seine Büchse passen, oder zum wenigsten mit den Kugeln seiner Büchse ein gleiches Gewicht haben."

„Sie wollen doch nicht direkt den Förster in Untersuchung ziehen?" warf Prell ein. Seien Sie vorsichtig! Sie haben den Verdacht erst durch die Brieftasche in mir hervorgerufen, sagen Sie nicht, daß ich ihn gegen Sie ausgesprochen habe — ich bitte Sie darum."

„Seien Sie ohne Sorge," versicherte der Richter. „Alles, was ich gegen ihn unternehme, werde ich nur nach reiflichster Ueberlegung thun."

Prell ging.

Pintus war wieder allein. Noch einmal ging er ruhig prüfend im Geiste all die Punkte durch, auf welche Prell ihn aufmerksam gemacht hatte. —

Er vergegenwärtigte sich des Försters Vergangenheit und seinen Charakter. Wohin hatte die Eifersucht nicht schon sonst ruhige und besonnene Gemüther geführt! Was war sie anders als eine Art Wahnsinn. Zorn, Eifersucht, konnten Hellmann erfaßt haben und seiner Sinne nicht mehr mächtig, hatte er die Büchse von der Schulter gerissen, hatte sie angelegt auf dem ihm Verhaßten, ein Druck seines Fingers und das Verbrechen war geschehen, ohne daß er es gewollt hatte. Seine sicher geübte Hand hatte selbst in diesem Augenblicke der höchsten Aufregung nicht gefehlt. Nur zu sicher hatte sie das Rohr gerichtet — das Herz des Feindes war durchbohrt. Mit gesteigerter Hast war er dann geflohen. Die betretenen Wege hatte er vermieden, um Niemand zu begegnen. Quer durch das Holz war er geeilt — ihm war jeder Schritt im Walde bekannt. In der Nähe seiner Wohnung hatte er die Brieftasche geöffnet, den Inhalt herausgenommen und die Tasche von sich geworfen — sie konnte ja am ersten zur Verrätherin werden. Er glaubte vorsichtig handeln zu dürfen und beging eine Thorheit — das war ja die Macht, die unheimlich gewaltige Macht des Verbrechens, welche sich selbst verrieth.

So versuchte der Richter in Gedanken sich selbst die That zu erklären, den Hergang zu verdeutlichen. Es fiel ihm auch ein, daß er Hellmann seit jenem Tage nicht gesehen habe und doch pflegte er jeden Abend in die Stadt zu kommen. Sollte sein Gewissen ihn zurückgehalten haben?

Immer fester setzte sich die Ueberzeugung in ihm, daß Hellmann die That begangen habe, und er war entschlossen, ohne Umschweife ihn in Untersuchung zu ziehen.

Polizeikommissär Körber trat ins Zimmer. Er war noch jung, er mochte kaum 28 Jahre zählen, dennoch bekleidete er den Posten eines Polizeikommissärs. Seine Fähigkeiten allein

Digitized by Google

hatten seine schnelle Beförderung hervorgerufen. Auch die Erforschung des Mörders des jungen Berger war ihm vorzugsweise anheimgestellt, und seit dem Tage, wo das Verbrechen bekannt geworden war, hatte er sich noch keine Ruhe gegönnt. Ermüdet setzte er sich auf einen Stuhl, als er Pintus begrüßt hatte. „Meine Beine tragen mich kaum noch," sprach er. „Noch einen solchen Mord — und es ist um mich geschehen — er hetzt mich zu Tode. Glauben Sie mir, Berger hat sich das Loch ins Herz gefallen — und das ist Alles!" Der Richter lächelte. Er kannte ihn ja. Mochte er noch so erschöpft sein — der Humor verließ ihn nie ganz. „Und wie ist die Kugel in seine Brust gekommen?" warf er ein. „Die Kugel, richtig!" rief Körber. „Ich werde mit meinem Mediciner sprechen und ihn fragen, ob er sie nicht in früheren Zeiten verschluckt haben kann. Weshalb sollte das nicht möglich sein, ich habe in meinem Leben schon vielmehr verschlucken müssen, als solch' elende Kugel!"

„Es ist bereits einer von den Gegenständen welche der Ermordete bei sich trug, in der Nähe des Försterhauses gefunden worden," sprach der Richter. „Ich glaube, daß wir dadurch auf eine Spur kommen. Mein Verdacht ruht besonders auf Hellmann."

„Sie irren," rief Körber.

„Hellmann hat nichts damit zu schaffen — ich kenne ihn zu genau!"

„Und womit wollen Sie seine Unschuld beweisen?" warf Pintus ein. „Ich kann es nicht beweisen," sprach er, „aber meine feste Ueberzeugung sagt es mir. Ich kenne ihn ja seit Jahren." Körber schwieg. Er kämpfte mit seiner Aufregung. „Schonen Sie Hellmann, Herr Richter," fuhr er fort. „Sie wissen ja, welch' ein Licht eine solche Untersuchung auf den Unschuldigen und seine Angehörigen wirft!"

„Ich weiß, weshalb Sie ein so warmer Fürsprecher Hellmanns sind, Sie lieben seine Schwester," entgegnete der Richter.

„Ja ich liebe sie," gab er ruhig zur Antwort. „Sie weiß es vielleicht noch nicht, auch Hellmann weiß es noch nicht, denn ich habe meine Empfindung noch nicht gestanden. Und glauben Sie mir, wenn der Verdacht gegen Hellmann begründet wäre, ich würde meiner Pflicht meine Liebe zum Opfer bringen, ich würde es thun, wenn Hellmann mein Bruder wäre!"

„Ich bin überzeugt von Ihrer Aufrichtigkeit," sprach Pintus, „doch ich muß nach Pflicht und Gewissen handeln. Ich bitte Sie über das zu schweigen, was ich Ihnen mitgetheilt habe, sprechen Sie kein Wort zu Hellmann darüber!"

Der Commissär ging fort.

Am Mittage des andern Tages fuhr der Richter mit dem Aktuar zum Försterhause. Er wollte Hellmann verhören und eine Haussuchung bei ihm vornehmen.

Als sich der Wagen dem Försterhause näherte, traten zwei Männer an ihn heran.

„Halten Sie sich in der Nähe des Hauses auf, damit ich Sie rufen kann, wenn ich Sie brauche," sprach der Richter.

Der Wagen fuhr weiter.

Vor dem Försterhause angekommen, trat Hellmann ihnen entgegen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" sprach er.

Ohne zu antworten, traten sie in das Zimmer, welches Hellmann geöffnet hatte.

„Sind Sie krank, Herr Förster?" fragte der Richter. —

„Nicht krank und auch nicht gesund," erwiderte der Gefragte. „Ich kann aber meine Geschäfte besorgen, wenn es mir auch schwer wird. —

„Herr Förster," sprach Pintus, „ich bin gekommen, um einige Fragen an Sie zu richten, welche mit der Ermordung des jungen Berger in Verbindung stehen."

„Was habe ich damit zu schaffen?" warf er ein.

„Kennen Sie diese Brieftasche?" fragte der Richter. „Es befanden sich fünfzehntausend Thaler darin, und sie wurde leer in der Nähe ihres Hauses aufgefunden! sie gehörte Berger."

„Es ist möglich!" fuhr Hellmann auf, „was geht mich das an!"

„Sie sind am Abende des 10. Oktober im Walde mit Berger zusammengetroffen und geriethen mit ihm in Streit?" fragte der Richter weiter. —

„Ja, er hatte mich vor einiger Zeit auf einem Balle beleidigt und ich verlangte Genugthuung von ihm!" antwortete Hellmann.

„Und er hat sie Ihnen gegeben?"

„Er nahm das beleidigende Wort zurück und wir trennten uns dann."

„Welche Büchse trugen Sie an dem Tage bei sich?" forschte der Richter.

„Die dort hängt," erwiderte der Förster.

„Und wo sind die Kugeln zu der Büchse?"

„Hier," rief Hellmann und öffnete ruhig einen Kasten.

Der Richter schwieg. Er nahm einige von den Kugeln, es waren Spitzkugeln. Sein Blick fiel noch auf einen andern Gegenstand. An der innern Seite des Kastendeckels steckte eine rothe Schleife.

„Woher haben Sie denn diese Schleife?"

„Von einer Dame!"

„Wie hieß die Dame?"

„Das ist mein Geheimniß!" sagte der Förster.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Ueber den Nutzen des Meerrettigs (Kreen). Wohl gibt es wenige Gemüse, welche so viel Heilkräfte besitzen, als der Meerrettig und kann derselbe mehr als eine officinelle Pflanze betrachtet werden, da er in der Medicin so vielfach benutzt und angewandt wird. Ich will die vielfachen Arten, wozu er verwendet wird, nicht aufzählen, sondern nur ein Paar aufführen, welche sich größtentheils immer bewähren, und welche gewiß vielfach empfunden werden. Daß er das beste Zugpflaster ist, möchte von Vielen schon gekannt sein, daß es aber ein so gutes Mittel für Zahnschmerzen ist, möchte weniger gekannt sein. Ist der Zahn hohl, so reibt man ein wenig und steckt ihn in die Oeffnung, und der Schmerz läßt in der Regel nach; ist die Oeffnung zu klein, so lege man den Meerrettig unten an den Zahn auf das Zahnfleisch oder hinter das Ohr auf die Seite, wo der Schmerz ist, und es hilft größtentheils. Für Frostbeulen, erfrorene Füße und Hände ist er ausgezeichnet, man nimmt 1 Theil geriebene Meerrettig und 3 Theile Wasser, läßt das Wasser aufkochen, gießt es auf den Meerrettig und läßt so die Masse eine Zeit lang zugedeckt stehen; sobald es irgend möglich ist, die erfrorenen Theile darin halten zu können, halte man sie hinein und lasse sie so lange darin, bis das Wasser verkühlt. Dieß zweimal im Winter gemacht, hilft jedenfalls und befreit von den fürchterlichen Leiden. Daß er besonders magenstärkend ist, möchte auch noch wenig bekannt sein, allein es hat sich schon sehr oft erwiesen, und kann man oft dadurch theuere Medicin ersparen.

Aus Berlin vom 22. Mai berichtet die Berliner Börsenzeitung: „In der Louisenstraße wurde am Dinstag die Frau eines Eisenbahnbeamten von Zwillingstöchtern entbunden, welche eine seltsame Verwachsung zeigen. Beide Mädchen sind am obern Theile ihrer Köpfe aneinander gewachsen. Das Stirnbein (os frontale) des einen Zwillings setzt sich nämlich in das Vorderhauptbein (os barietale) des andern fort, als wäre es darin eingepflanzt. Beide Gesichter stehen demzufolge nicht in gleicher Richtung, sondern konvergiren in einen Winkel von 90 Grad. Sieht man das eine Gesicht von vorn, so ist das andere im Profil. Höchst bemerkenswerth ist dabei, daß Geschrei, Verlangen und körperliche Funktionen beider Zwillinge nicht gleichzeitig stattfinden, was zu dem Schlusse berechtigt, daß die in eine gemeinsame Knochenhöhle eingeschlossenen Gehirne dennoch vollständig getrennt sein müssen. Beide Kinder sind gesund. Wie man sagt, hat die Spekulation diese Zwillinge bereits mit Beschlag belegt."

Aus Oschersleben vom 22. Mai wird der Magdeb. Ztg. berichtet: „Die am 11. d. hier geborenen, vom Brustbein an nach abwärts zusammengewachsenen Zwillinge, welche von vielen auswärtigen Aerzten mit großem Interesse besichtigt wurden, sind am gestrigen Morgen — das eine Kind nur einige Minuten früher als das andere — verstorben. Da die Eltern zu einer Uebersendung der Leichen an das anatomische Museum zu Berlin nicht zu bewegen gewesen, so sind die Kinder heute hier beerdigt worden, nachdem man vorher eine sehr gut gelungene Photographie von ihnen aufgenommen hatte."

(Unfreiwillige Komik) Ein badischer Bürgermeister, der seine Stelle niederzulegen beabsichtigte, hat in seinem vom 3. Mai datirten Entlassungsgesuch an das großherzogliche Bezirksamt seinen Gefühlen beim Scheiden aus dem Amte in folgenden rührenden Worten voll unfreiwilliger Komik Ausdruck gegeben: „Ich scheide aus meinem Wirkungskreis mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, ich scheide mit dem Bewußtsein, nichts unterlassen oder versäumt zu haben, wodurch das Interesse und das Wohl der Stadt Lahr auf irgend eine Weise hätte gefährdet oder benachtheiligt werden können."

Ein Ehegatte fertigte für seine Frau an deren Geburtstage ein Gedicht, welches also begann: „Du meines Daseins Treuerkorne!" Der Setzer versah sich, oder kannte die ehelichen Umstände des Dichters genauer, und es wurde statt dessen gedruckt: „Du meines Daseins Trauerkrone!"

Gute Hilfe.

Ein junges Weib, als bös bekannt,
Bekam vom Manne Schläge,
Und fand nun schnell, von Wuth entbrannt,
Zum Vaterhaus die Wege.
Der Vater gab in kräft'ger Ruh:
Ihr zween Backenstreiche,
Und sprach mit mildem Wort dazu:
„Jetzt liebes Kind entweiche;
„Und wird zum Zorn dein Mann bewegt,
„So darfst du streng ihm sagen:
„„Wenn je mein Töchterchen er schlägt,
„„Werd' ich sein Weibchen schlagen.""

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichard in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 45. Samstag den 5. Juni 1869.

Mondschein-Phantasie.

In tiefem Schlummer ruhet der Teich
Von schaukelndem Hauche umwoben!
Es steht der Mond so träumerisch bleich
Und liebeflehend dort oben.

Er schauet herab wohl jegliche Nacht
Mit herzbewegenden Augen,
Ob nicht die schöne Nixe erwacht
Und aus den Fluthen mag tauchen.

Sie schlummert da drunten wohl tausend Jahr,
Dem See darf sie nimmer entsteigen,
Seit um der alten Götter Altar
Sich nicht mehr schlinget der Reigen;

Da lodernde Opferfeuer gebrannt,
Umkreist von feierndem Schwarme,
Und da man den Mond noch König genannt
Und Göttin die trauernde Arme.

Nicht kann sie entfliehen dem schilfigten Grab,
Den Heißgeliebten zu sehen —
Und sehnsuchtglühend schaut er herab,
Und will vor Wehmuth vergehen.

K. L.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Herr Hellmann, ich muß Sie verhaften, der Verdacht, daß Sie Berger erschossen haben, ruht auf Ihnen.“ Einen Augenblick sah ihn der Förster mit starren Augen an. „Mich verhaften — weil ein thörichter Verdacht auf mir ruht! Hoho! Herr Richter, so leicht ist das nicht ausgeführt!“ Er sprang zur Wand und riß eine Büchse herunter. „Begeben Sie keine Thorheit, Förster!“ sprach der Richter. Mit leidenschaftlichem Blicke wandte Hellmann sich um. „Sie haben Recht,“ erwiederte er, „ich hätte mich beinahe zu einer Thorheit hinreißen lassen.“ Der Richter winkte den beiden Polizeibeamten.

„Der Herr ist ihr Gefangener,“ sprach er zu den Eingetetenen. Der eine Polizeibeamte überreichte dem Richter ein Blatt Papier, welches er im Garten hinter der Laube gefunden hatte. Pintus prüfte es. „Kennen Sie dies Blatt?“ Hellmann schieg. „Gut, ich werde die Frage später wieder an Sie richten,“ sprach der Richter. Das ganze Haus, wie dessen nächste Umgebung wurden einer genauen Durchsuchung unterworfen, welche fruchtlos blieb. Was er indeß erlangt hatte, das Blatt mit den Notizen, die rothe Schleife, die Büchse, die kleinen Spitzkugeln, das Geständniß des Försters, daß er an dem Tage mit Berger zusammentraf, dies alles waren Beweise, die ihm den Thäter deutlich genug zu zeigen schienen.

Der Richter ertheilte den beiden Polizeibeamten den Befehl mit Hellmann im Wagen Platz zu nehmen und zur Stadt zu fahren.

Der Richter wartete, bis der Wagen fort war, dann folgte er ihm langsam mit dem Aktuar. Der Abend war bereits hereingebrochen, als sie die Stadt erreichten. Es mußte sogar schon dunkel gewesen sein, als der Wagen mit dem Gefangenen angekommen war. Es war dies des Richters Absicht gewesen, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden.

Am Thore erwartete sie einer der beiden Beamten, welche den Gefangenen begleitet hatten. Er berichtete dem Richter, daß Alles gut abgelaufen sei und der Förster sich in sicherer Haft befinde.

Der Polizeikommissär Körber saß am Morgen des andern Tages ermüdet und den Kopf auf die Hand gestützt in seinem Zimmer. Das Geschick des Försters erfüllte ihn mit Besorgniß. Er dachte an die Angst und Schmerzen, welche für die Mutter und Schwester Hellmanns daraus entstehen mußten. Vergebens hatte er nachgesonnen, wie er dies Geschick von ihnen abwenden könne — es stand nicht in seiner Hand. Seine Gedanken eilten in die Zukunft. Wie ganz anders und ruhiger mußte sich sein Leben gestalten, wenn Anna einst sein — sein Weib war, wenn sie ihm eine stille, gemüthliche Häuslichkeit schuf, in der er von den Mühen seiner Stellung ausruhen konnte. Sein Herz erzitterte bei dem Gedanken an das Glück — da störte ihn ein Pochen an der Thür.

„Herein!“ rief er.

Langsam wurde die Thüre geöffnet — eine

Digitized by Google

Frauengestalt trat ein. Körber sprang überrascht empor.

„Anna — Anna! Sie sind es!“ rief er.

„Herr Commissär,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „helfen Sie — retten Sie — mein Bruder ist verhaftet!“

„Verhaftet?“ rief Körber aufzuckend.

„Seit gestern Abend sitzt er im Gefängnisse,“ sprach Anna weinend.

„Ich wußte zwar schon, daß der Richter Verdacht auf ihn hatte, doch glaubte ich nicht, daß er so weit gehen werde,“ antwortete Körber.

„Herr Commissär,“ fuhr Anna mit steigernder Unruhe fort, „haben Sie kein Mittel ihn aus dem Gefängnisse zu befreien? Er darf nicht darin bleiben! Es wird ihn für immer vernichten!

„Ich werde alle Kraft daran wenden,“ versicherte Körber. „Seit Wochen habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, den Mörder zu entdecken, allein bis jetzt sind alle meine Bemühungen vergebens gewesen.“

Er stand dicht vor dem Mädchen, das mit vollem Schmerze zu ihm aufblickte.

„Anna,“ sagte er weiter, indem er ihre Hand erfaßte und festhielt, „ich werde mir nicht eher Ruhe gönnen, bis ich den Thäter entdeckt habe und vor Sie hintreten und sagen kann: Ihr Bruder ist frei! Anna — darf ich dann diese Hand wieder erfassen — und sie für immer behalten!“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und schwieg. Mit steigender Ungeduld blickte Körber sie an. —

„Anna — wollen Sie mich ohne Hoffnung lassen?“ rief er. „Soll dann diese Hand mir gehören?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen.

„Anna — Anna!“ rief er, sie leidenschaftlich an sich ziehend. „Du bist mein, Du liebst mich!“ —

Anna mußte ihm versprechen gegen Niemand den Bund ihrer Herzen zu verrathen, und sie versprach es auch. Es trieb sie zurück zu ihrer Mutter.

Körber war wieder allein. Vergebens strengte er seinen Verstand an, den Weg zur Lösung des Verbrechens zu finden, allein jede Muthlosigkeit war jetzt von ihm gewichen, selbst an das Unmögliche wäre er entschlossen herangetreten. Von dem Criminalrichter mußte er das Nähere über Hellmann erfahren und zu ihm begab er sich.

Er fand Pintus in seinem Zimmer.

„Es ist gut Commissär, daß ich Ihren Versicherungen von Hellmanns Unschuld keinen Glauben geschenkt habe,“ sprach der Richter, „sondern daß ich meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt bin, sie hat mich doch auf die richtige Spur geleitet!“

„Unmöglich!“ warf Körber ein.

Der Richter theilte ihm das Nähere seines Verhörs und dessen Erfolge seiner Untersuchung mit. Körber schwieg.

„Doch hören Sie weiter,“ sprach Pintus.

„Ich habe Ihnen erst die Resultate, welche ich gestern gewonnen habe, mitgetheilt und bin noch nicht zu Ende.“

Körber wollte aufspringen, doch er bezwang sich.

„Sehen Sie,“ fuhr der Richter fort, „dieses Briefcouvert, welches an Hugo Berger gerichtet ist und auf der einen Seite Notizen trägt, wurde hinter des Försters Laube gefunden. Mit der rothseidenen Schleife bin ich auch bei Paula Braun gewesen; sie sagt mir, daß diese ebenso sei, wie diejenige, welche Berger von ihr empfangen habe. Und noch einen letzten Beweis habe ich, Herr Commissär. Sehen Sie, dies ist die Kugel, mit der Berger erschossen ist, eine kleine Spitzkugel, und dies sind die Kugeln zu dieser Büchse, welche Hellmann an dem Tage getragen.“

Er nahm aus seinem Sekretär eine Goldwage und wog beide Kugeln — ihr Gewicht war gleich. Körber schwieg.

„Ich wäre nicht einmal auf den Gedanken gekommen, die Kugeln zu wiegen, wenn mich nicht Prell darauf aufmerksam gemacht hätte,“ sagte Pintus.

„Prell?“ fragte Körber. Ein Gedanke zuckte in ihm auf.

„Wie konnte er damals schon ahnen, daß dies ein Beweismittel sein würde?“ fuhr Körber fort. —

„Prell ist selbst Jäger und hat deßhalb in diesen Sachen mehr Erfahrung als ich,“ antwortete Pintus. „Und er hat auch zuerst Ihren Verdacht auf den Förster gelenkt,“ unterbrach ihn Körber.

Er richtete sein Auge scharf auf den Richter.

„Und wenn er es gethan hätte, so sehen Sie, daß sein Blick ein scharfer gewesen wäre,“ erwiderte der Richter. „Es hat Ihnen diese unglückselige Geschichte viel Mühe gemacht,“ fuhr Pintus fort, „es freut mich, daß Sie nun mehr Ruhe haben werden.“

„Ruhe,“ warf Körber ein. „Ich werde mir nicht eher Ruhe gönnen, bis ich Bergers Mörder entdeckt habe!“

Hastig verließ er das Zimmer.

In einer Stadt wechseln die Eindrücke fast mit jedem Tage. Von dem Morde wurde nur noch dann und wann gesprochen. Der Förster saß nun schon seit Monaten im Gefängniß — er hatte ja Berger erschossen, weshalb machte man noch so viel Umstände mit ihm. —

Was jetzt die Gemüther beschäftigte, hatte mit diesem Vorfalle nichts zu schaffen. Es hatte sich nämlich in der Stadt ein frommer Verein

Digitized by Google

gebildet und derselbe hatte um so mehr Aufsehen erregt, als die religiöse Stimmung der Einwohner im Allgemeinen eine durchaus freisinnige war und man es kaum für möglich gehalten hatte, daß ein solcher Verein entstehen könne. Der Verein hatte sich den Namen Philemon gegeben.

Ueber diesen Verein und sein Treiben unterhielt sich der Polizeikommissär mit dem Assessor Jung, demselben, der einst an dem Ballabende den Streit zwischen Berger und Hellmann in so lustiger Weise geschlichtet hatte. Sie saßen Beide in dem Winkel einer Restauration an einem kleinen runden Tische. Ungestört konnten sie mit einander sprechen. Körber pflegte den Verein Philemon den „Verein der Reuigen" zu nennen. Der Assessor hatte ihn nach dem Grunde seiner Benennung gefragt. Der Commissär lächelte.

„Begreifen Sie meine Benennung nicht?

„Ich meine nur, daß der Verein fast nur aus solchen besteht, die viel aus ihrem früheren und auch aus ihrem jetzigen Leben zu bereuen haben. Wenn der Ruf so ein Bischen stark an zu wackeln fängt, wenn Podagra und andere Beschwerden an das herangerückte Alter mahnen, dann ist es für manchen ein Bedürfniß, den Mantel der Frömmigkeit umzuhängen. Es läßt sich so hübsch darin einherwandeln und — und . . !"

„Sie meinen, es läßt sich unter dem Mantel der Frömmigkeit noch Manches treiben, was nicht jeder zu sehen braucht?"

„Das ist es," sagte Körber. „Wahrhaftig ein hübscher Verein dieser Philemon. Die Leute kommen jede Woche an zwei Abenden zusammen, singen aus dem Gesangbuche, halten fromme, langweilige Vorträge, lästern über die halbe Stadt, drücken sich gegenseitig mit einem Blicke nach oben die Hände und seufzen. Nehmen sie z. B. den Kaufmann Knüttel, derselbe ist Vice-Vorstand des Vereins. Er hat früher Bankerott gemacht und man sagt ihm nach, daß er das Geld vorher über die Seite geschafft habe. Er hat seine erste Frau zu Tode gequält, um sich ihrer früher zu entledigen. Er hat in einer Vormundschaftsgeschichte seine Mündel so schmählich angeführt, und — nun ich will's nur beim rechten Namen nennen — betrogen, daß er nur durch ganz besondere fromme Gönnerschaft der Untersuchung und dem Zuchthause entging. Nun sehen Sie den Mann, er betet laut auf der Straße. Nun nehmen sie den Präsident, den Superintendent Feld. Sie wissen daß er auch wegen schmutziger Geschichten in Untersuchung kommen sollte — niedergeschlagen, seiner Frömmigkeit wegen. Und dabei spricht der Mensch von der Kanzel herab über dasselbe Verbrechen bei Anderen laut den Fluch aus. So könnte ich Ihnen die meisten Mitglieder des „Vereins der Reuigen" charakterisiren. Sie verdammen jeden unschuldigen Tanz, jedes öffentliche Vergnügen, sie laufen jeden Sonntag zwei-, dreimal in die Kirche und das imponirt doch dem gewöhnlichen Volke. Es ist mir fast bei Allen begreiflich, weßhalb sie in diesen Verein getreten sind, nur bei einem Manne nicht."

„Und bei wem nicht?" warf er ein.

„Bei Prell," antwortete Körber etwas leiser.

„Auch mir ist sein Eintritt in den Verein aufgefallen," erwiderte der Assessor. „Vor einigen Tagen traf ich mit ihm zusammen und er gestand mir offen ein, daß er keinen anderen Verein habe, dem er sich anschließen könne, um den Forderungen seines Glaubens und Herzens Genüge zu thun!"

„Wie schlau!" erwiderte Körber. „Seien Sie versichert, daß Prell gar nichts glaubt, daß er im Stillen über das ganze fromme Treiben spöttisch lacht — ich müßte ihn nicht schon seit Jahren kennen!"

„Und welche Absicht könnte ihn geleitet haben?"

„Ich weiß es nicht," gestand der Commissär. „Eine ganz ehrliche wird es nicht sein, für sie bedürfte er eines solchen Deckmantels nicht."

„Körber — sie können den Polizeikommissär doch nie verleugnen!" rief Jung. „Immer voller Verdacht!"

„Ich halte ihn zu Allem fähig. Es liegt in seinem dunklen Auge eine unheimlich düstere verflossene Nacht," erwiderte Körber. Sie brachen dies Gespräch ab, weil noch mehrere Gäste in das Zimmer traten und sich in ihre Nähe setzten. Der Assessor ging bald fort.

Körber blieb allein in Nachdenken versunken sitzen. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt. Schwer war dieser Kopf ihm jetzt oft. Seit Monaten saß Hellmann nun im Gefängniß und immer näher rückte der Tag heran, an welchem endlich das Urtheil über ihn gesprochen werden mußte.

Mehrfache Zeugen waren noch verhört, kein einziger hatte zu des Försters Gunsten gesprochen. Auch sein Knecht und seine Haushälterin waren noch verhört. Der erstere hatte nichts über seinen Herrn gewußt, die Haushälterin dagegen hatte ausgesagt, daß der Förster an dem Abende, an welchem Berger erschossen war, erst ziemlich spät heimgekehrt sei. Von Tag zu Tag hatte er Anna und deren Mutter getröstet, daß ihm sein Streben gelingen müsse und nach Monaten hatte er ebenso wenig erreicht als am ersten Tage.

Hastig stand er auf und verließ die Restauration. Mit schnellem Schritte ging er durch mehrere Straßen und bog dann ungesehen in eine kleine Nebengasse ein, die zwischen Gärten hinlief.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Von der Prinzessin Mathilde, der oftgenannten Cousine des Kaisers Napoleon, entwirft ein französischer Schriftsteller im Gaulois das nachfolgende Porträt: Physisch genommen ist die Prinzessin Mathilde eine starke Brünette, von schwungvoller, massiger Statur; ihr Gesicht, heute etwas finster und welk, entbehrte sonst nicht eines gewissen Charakters. Die breite und intelligente Stirne wird durch zwei dunkle Bänder eingerahmt, die fast einem schwarzen Falter gleichen, der an dieser Stelle mit ausgebreiteten Flügeln verendet hat. Die Augenbraunen sind förmlich buschig gegen die Nasenwurzel hin, das lebhafte Auge, heimlich und tückisch wie das kleiner Raubvögel, hat ein Blinzeln, das keine Grausamkeit verräth und vielmehr von großer Seelengüte zeugt. Die Nase rechtsseitig mit einem Wärzchen bemakelt, ließe trotz ihren zitternden Flügel durch ihre weiche Biegung und abgerundete Spitze auf einen Mangel von Feinheit schließen, wenn dieses Anzeichen nicht sofort durch einen reizend geschnittenen, üppigen, sinnlichen, geistreichen und schnippischen Mund, der in seinen Winkeln den doppelten Schatz der griechischen Lust und der persischen Verschlagenheit hütet, Lügen gestraft würde. Das liebreiche gebildete Kinn zeigt Energie und abenteuerlichen Geist an. Der Kopf wird durch einen kräftigen Hals getragen, der, stiermäßig breit, dennoch in einer harmonischen Linie auf die runden Schultern abfällt. Sie wäre in China und in der Türkei eine willkommene Erscheinung, wo Wohlbeleibtheit als Zeichen von Weisheit und ausgemachter Schönheit gilt. Eine Freundin der Künstler, ist Prinzessin Mathilde selber Künstlerin, und weit entfernt, jene lässigen Frauen nachzuahmen, die nach beendigter Toilette einzig und allein dem süßen Nichtsthun obliegen, pflegt sie, nicht ohne einiges Verdienst, die zarte und reizende Kunst, in der die Aquarellisten Lamy und Harpignies excelliren. Sie gefällt sich ganz besonders in Gesellschaft von Schriftstellern und Poeten. Sie hat sich ihr Herz jung erhalten, wie jene Damen von einst und ehedem, deren Geschichtschreiber Brantome und Bussy-Rabuntin waren; nur übertrifft sie diese noch durch einen exquisiten Takt und durch die strengste Beobachtung eines tadellosen Schicks.

(Ein galanter Gerichtshof.) In Hawford, Maryland, wurde kürzlich eine junge Dame, Miß Martha Cairnes, welche ihren Geliebten wegen eines angeblich nicht erfüllten Eheversprechens kalten Blutes in ihrem Zimmer niedergeschossen hatte, nach einer mehrtägigen Assisen-Verhandlung von den Geschwornen des Mordes für nichtschuldig erkannt und freigesprochen. Während des ganzen Prozesses befand sich die schöne Verbrecherin nicht hinter Schloß und Riegel, da sie ihr Ehrenwort gegeben hatte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und weil man das gewöhnliche Gefangenhaus der Stadt als keinen anständigen Aufenthalt für sie erachtete. Die Galanterie des Gerichtshofes ging soweit, die Angeklagte von einem elegant gekleideten Sherif aus dem Hotel, wo sie wohnte, abholen und zurückführen zu lassen. Im Gerichtssaale erschien sie gewöhnlich in reicher Toilette am Arme des galanten Beamten, der sie mit dem verbindlichsten Lächeln zur Anklagebank geleitete und stets mit einer Verbeugung von ihr Abschied nahm. Auf der Promenade, im Hotel und überall, wo sie sich blicken ließ, bildete die junge Dame den Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Sympathie.

Nach ihrer Freisprechung hielt sie in ihrem Hotel ein wahres Lever ab. Die Honorationen der Stadt kamen, sie zu beglückwünschen, und am Abend wurde sowohl ihr als der Jury, die das freisprechende Verdikt abgegeben, eine Serenade gebracht.

(Sonderbar.) „Was jetzt für eine Menge Unglücksfälle mit Verbrennen der Frauenzimmer vorkommen — in der Kirche, im Theater, auf dem Balle, bei der Toilette, im Concert, auf der Bühne, kurz, wo nur immer Damen hinkommen können. Sonderbar! Nur daß eine einzige in der Küche verunglückt wäre, davon hab' ich noch nichts gelesen."

Goldberg in Berlin ist gestorben. Kein Tyrann der Welt hat so viele Leute in Ketten gelegt wie dieser Mann; denn er war der Vater der Rheumatismusketten. Als armer Junge kam er aus Schlesien, wo man gerne auf anderer Leute Kosten lacht und lebt, nach Berlin und ward ein grundreicher Mann. Wenn man ihn fragte: „Sind denn ihre Ketten wirklich gut?", so antwortete er: „Mir sind sie gut bekommen."

(Arsenikgenuß) — schreibt ein amerikanisches Blatt — ist seit Einführung der „Blonden-Mode" zur wahren Manie in New-York geworden. Fast alle die blendenden Teints der New-Yorker Damen sind das Resultat des Arsenikgenusses.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 47. Samstag den 9. Juni 1869.

Die Linde.

Ich saß mit Dir am Fenster,
Wir schauten froh hinaus,
Und suchten uns zum Frühling
Das Lindenplätzchen aus.

Jetzt stand sie kahl und einsam
Vom Winter kalt umstürmt
Wie schnell auf ihren Zweigen
Sich Flock' auf Flocke thürmt!

Was kümmert Den der Winter,
In dem der Frühling wohnt,
Und welchen Lieb und Friede
Mit ihrem Segen lohnt.

Ich dachte arglos weiter
Bis zu der Blüthenzeit,
Wo ihre Balsamdüfte
Ringsum die Linde streut.

Sah mich mit Dir im Geiste
In ihrem Schattenraum:
Gern schützt die junge Liebe
Der alte Lindenbaum.

* * *

Und Frühling war's — die Linde
Schon ihre Blüthen streut;
Ich denke still am Fenster
Der Wünsche früh'rer Zeit. —

Da draußen grünt der Frühling —
Wie doch die Hoffnung trog!
Längst in mein Herz der Winter
Mit seinen Stürmen zog.

Das Plätzchen an der Linde
Mir manche Thräne raubt,
So war denn alles Täuschung
Woran ich fest geglaubt? —

Was kannst du, alte Linde,
Für meine Traurigkeit?
Bald stehst auch du verlassen
Und kennst der Trennung Leid. —

Doch stehst Du unerschüttert
Du weißt, zur Frühlingszeit
Da stehst Du Deine Lieben
In neuer Herrlichkeit.

Drum sei mir Trost, du Linde,
Auf meiner dunklen Bahn,
Auch mir bricht solch ein Frühling
Nach dem Winter an.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der alte Berger, der nach dem Tode seines Sohnes kinderlos und ohne Erben dastand, hatte schon mehreremal gegen Prell den Wunsch geäußert, Paula zu sich und an Kindesstatt annehmen zu wollen. Unerwartet trat daher der alte Berger eines Tages gegen Abend in Prells Zimmer.

„Haben Sie mit Paula noch immer nicht über meinen Wunsch gesprochen?" fragte der Alte, indem er sich niedergelassen hatte.

„Nein," erwiderte Prell. Sie ist noch nicht ruhig genug dazu. Gönnen Sie dem armen Mädchen Zeit, das zu verschmerzen, was sie so gewaltig erschüttert hat!" Der Alte schüttelte mit dem Kopf. „Ich fürchte, daß ich selbst nicht mehr viel Zeit zu verlieren haben werde," sprach er tief bekümmert.

Die Stütze meines Lebens ist mir genommen, nun fühle ich, wie es schnell zusammenbricht. Lassen Sie mich daher selbst zu Paula, ich will ihr sagen, daß sie mir als Tochter in mein Haus folge."

„Thun Sie es nicht," warf Pell ein, „Ihr Wunsch trifft sie noch ganz unvorbereitet. Lassen Sie mich Paula langsam darauf hinführen — ich bin ja ihr Vormund und habe nur ihr Bestes im Auge. Es ist ihr Glück, wenn Sie sie als Kind zu sich nehmen und ich werde sie dahin bringen, daß sie gern und freudig zu Ihnen geht."

Der alte Kaufmann drückte dem Doktor die Hand und ging.

Prell blieb allein. Er schritt im Zimmer auf und ab. Der Alte drängte ihn — er wollte ihm die entreißen, an der sein Herz hing — trennen sollte er sich von Paula. Ein bitteres Lächeln glitt um seinen Mund, sein Auge ver-

Digitized by Google

„Kommen Sie, Fräulein," sprach er. „Ich werde Sie begleiten."

Ohne den Doktor weiter eines Blickes zu würdigen, erfaßte Körber Paula's Arm, um sie mit sich zu führen.

„Halt!" rief Prell, „keinen Schritt weiter! Paula geht mit mir!"

„Sie geht mit mir!" entgegnete Körber ruhig und fest. „Weßhalb sie meines Schutzes bedarf, das wird sich ja aufklären und darüber werde ich Rechenschaft von Ihnen verlangen!"

„Mit festen Schritten ging er mit Paula weiter. Prell ließ es geschehen. Körber mochte nicht in Paula dringen, um die Ursache, weßhalb sie vor dem Doktor geflohen, zu erfahren, jetzt zum wenigsten nicht. Nur die Frage richtete er an sie, wohin er sie geleiten solle.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Paula schluchzend. „Ich habe Niemand."

„So vertrauen Sie sich mir an," sprach Körber, „ich werde Sie an einen Ort bringen, wo Sie eben so sicher sind, als Sie freundlich aufgenommen werden."

„Wohin — wohin?" rief Paula.

Körber nannte ihr den Namen von Hellmanns Mutter.

„Nein, nicht zu ihr!" rief Paula und stand zögernd stille. Körber begriff die Weigerung des Mädchens.

„Fräulein," sprach er, „Hellmann ist nicht der Mörder Bergers! Hier ist meine Hand zum Ehrenpfande, daß ich die Wahrheit rede!"

„Er ist nicht sein Mörder?" fragte Paula erstaunt.

„Er ist es nicht, wenn er auch deßhalb im Gefängniß sitzt. Haben Sie Vertrauen zu mir, es muß sich ja nun bald Alles aufklären. Hellmann ist unschuldig, Sie können dreist bei seiner Mutter Zuflucht suchen. Kommen Sie — Sie haben mein Ehrenwort als Pfand!

Einen Augenblick zögerte Paula noch, dann folgte sie entschlossen.

Mit wenigen Worten klärte Körber seine Braut und deren Mutter, als er Paula zu ihnen brachte, über das Vorgefallene auf.

„Dringt mit keiner Frage in sie," bat Körber seine Braut leise, „forscht nicht nach dem Vorgefallenen, sie bedarf der Ruhe — laßt sie allein — Morgen wird sich ja Alles aufklären!"

Er selbst verließ das Haus und eilte zurück zu Prell's Wohnung, um sich zu überzeugen, ob der Doktor ihm gefolgt war.

Er sah Prell's Zimmer erleuchtet, einen Schatten in demselben sich langsam hin und her bewegen. Der Doktor schritt auf und ab. Ueberlegte er, was er beginnen sollte? An einen Baum gelehnt, fest in seinen Mantel gewickelt blieb der Commissär stehen. Endlich — es war bereits spät — verlöschte das Licht in Prells Zimmer. Körber lauschte mit angehaltenem Athem. Es war Alles ruhig. Auch er kehrte dann in seine Wohnung zurück.

Zeitig am folgenden Morgen hatte er sich angekleidet. Zu Hellmanns Mutter wollte er gehen. Schon hatte er den Hut erfaßt, da pochte es an die Thür.

„Herein!" rief er unwillig und — Prell trat ein.

„Herr Polizeikommissär," sprach Prell, „Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme. Es trieb mich, eine Verständigung mit Ihnen herbeizuführen, über den Auftritt, dessen Zeuge Sie waren und Sie nur zu leicht falsch auffassen können."

„Ich habe den ganzen Auftritt gar nicht begriffen," erwiderte Körber.

„Sie haben mich gestern Abend in großer Aufregung gesehen," fuhr Prell fort. „Das Mädchen hatte mir den Kopf warm gemacht — mich heftig erzürnt — auch gegen Sie, Herr Commissär bin ich zu schroff aufgetreten. Ohne Ihre Dazwischenkunft würde sich Paula bald zufrieden gestellt haben — sie war nur aufgeregt — Eigensinn — Trotz! — wohin haben Sie das Mädchen gebracht, Herr Commissär?"

„Vor der Hand glaube ich noch nicht verpflichtet zu sein, Ihnen hierüber Rechenschaft zu geben!" antwortete Körber.

„Was haben Sie vor?" fragte der Doktor. „Sie scheinen dem Auftritte eine Bedeutung beizulegen, die ihm nicht zukommt. Mir können wenig Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, wenn der Auftritt in der Stadt bekannt wird — allein Paula möchte ich schonen — ich muß es, denn ich bin ihr Vormund. Sie wollen mir also nicht sagen, wo Paula ist.

Körber nannte den Namen der Frau, welche Paula so bereitwillig aufgenommen hatte.

„Bei der Mutter des Mannes, der ihren Verlobten ermordet hat?" fragte Prell staunend.

„Ich habe es gethan!" versicherte Körber, „mit ihrer Einwilligung sogar. Ich sagte ihr nur das eine Wort, daß der Förster den jungen Berger nicht erschossen habe!"

„Und wer hat ihn denn ermordet?" warf er lächelnd ein.

„Das wird die Zeit darthun," erwiderte Körber kurz.

„Nun, dann ist es um so besser für den armen Förster, sprach Prell. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie all' die Beweise gegen ihn lügen können, doch ich bin ja kein Jurist. Sie müssen ja Gründe für Ihre Behauptung haben, natürlich!"

Mit spöttischem Lächeln ging Prell fort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Eine neue Papierart) stellt Pach in London aus einem Gemisch von vegetabilischen und animalischen Stoffen her. Die ersteren sind Flachs, Hanf, Leinen, neuseeländischer Flachs, Jute, Malve ɛc., die letzteren Seide, Wolle, Lederabfälle und „ein anderes Material, welches jedenfalls eine Neuheit in der Papierfabrikation ist". Die verschiedenen Substanzen werden in Zeug umgewandelt, gebleicht und auf „geeigneten Maschinen gefilzt". Das so dargestellte sogenannte „gefilzte Papier" soll außerordentlich fest und biegsam sein und ist zum Ersatz von Webwaaren bestimmt. So liefern Roberts & Throne in London, City, Gracechurch-Strett 82, aus demselben Frauenunterröcke, sowohl weiß wie bedruckt und mit ausgestanzten Verzierungen, die im Detail zu circa 5 Sgr. pro Stück verkauft werden, dann Vorhänge zu 1⅔ Thlr. pro Paar, Tischdecken, Bettdecken ɛc. mit ausgeschlagenen wie Reliefverzierungen. Auch wird dieses Papier zum Ersatz von Leder angewendet und sollen aus demselben sogar Schuhe hergestellt werden können, die durch Tränken mit Oel und Kautschuk gegen Nässe undurchdringlich gemacht werden. Sämmtliche Artikel sollen sich vor ähnlichen bisher aus Papier hergestellten sowohl durch die weit bessere Qualität des Materials wie durch ihre sehr geschmackvolle Ausführung auszeichnen.

Ueber die Zündstreichhölzchen macht O. Ule in der „Natur" folgende Mittheilungen: „Man hat berechnet, daß in Frankreich 6, in England 8, in Belgien 9 Streichzündhölzchen pro Kopf und Tag verbraucht werden, und in dem rauchenden Deutschland dürfte die Zahl leicht noch größer sein. Nehmen wir indeß nur die kleinste Zahl als Durchschnitt an, so erhalten wir doch für ganz Europa einen täglichen Verbrauch von 2000 Mill. Stück, und diese repräsentiren mindestens 400,000 Pfd. Holz. Der jährliche Verbrauch würde also etwa 145 Mill. Pfd. Holz betragen. Von den leichten Holzarten (Espe und Pappel), die gewöhnlich dazu verwendet werden, wiegt der Cubikfuß nicht mehr als etwa 15 Pfund. Demnach würden in Europa allein jährlich gegen 90,000 Klafter Holz in den so wenig geachteten Zündhölzern vernichtet werden.

New-Yorker Zeitungen zufolge werden die neuen Briefmarken der Vereinigten Staaten in 10 verschiedenen Werthbeträgen verausgabt, und zwar in 1, 2, 3, 6, 10, 12, 15, 24, 30 und 90 Centmarken. Drei werden die Köpfe von resp. Franklin, Washington und Lincoln zeigen, zwei führen den amerikanischen Schild und Adler, fernere drei einen Postboten zu Pferd, eine Lokomotive und einen Dampfer auf offener See, während die letzten beiden „die Landung des Columbus" und „das Komité, welches die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnete", darstellen. Die Köpfe der lezten Marke sind sehr klein, jedoch gute Porträts.

Das Veloziped ist schon wieder durch eine neue Erfindung übertroffen worden. Ein Mann in Maysville in Kentucky hat einen Wagen construirt, der wie eine Uhr aufgezogen wird und, von einer starken Feder getrieben, eine halbe Stunde lang nach jeder beliebigen Richtung und auf jedem Boden läuft, dabei auch mit Leichtigkeit gelenkt werden kann.

Ein dem Andenken einer verstorbenen Gattin errichteter Grabstein in Maine, Vereinigte Staaten, trägt folgende Inschrift: „Thränen können Dich nicht mehr zum Leben zurückrufen, darum weine ich."

Jemand hatte von seinen Freunden Auftrag erhalten, in einem Putzladen etwas für sie zu kaufen. Auf seinem Rückwege traf er einen Freund, der ihn bat, bei ihm ein wenig einzutreten. Der Herr weigerte sich aber mit der Bemerkung, er habe seiner Frau einen Hut gekauft und müsse eilen nach Hause zu kommen ehe die Mode wieder wechsele.

Ein Züricher Kaufmann hat folgende Annonce in die Zeitungen einrücken lassen: „Da ich wünsche, meinem Leben, das mir zur Last fällt, ein Ende zu machen, und sobald als möglich zu sterben gedenke, will ich vorher meine sämmtlichen noch vorräthigen Waaren zu einem unerhört billigen Preise verkaufen."

In einer sehr lobenden Leichenrede hieß es unter anderm von der Verstorbenen: Sie war vierundzwanzig Jahre verheirathet gewesen und in dieser langen Zeit schlug sie nicht einmal die Thüre heftig zu.

Das Strikefieber hat auch die Wirthe ergriffen! aber in origineller Weise. Eine Kostfrau in Lausanne, bei welcher circa 40 Arbeiter ihr Mittagessen einnehmen, hielt kürzlich folgende Anrede an ihre Gäste: „Ihr seid schlechte Zahler wenn ihr Arbeit und Geld habt. Wie soll es werden, wenn ihr die Arbeit einstellt?! Ich erkläre euch also, ich schließe meine Pension für Jeden, der da striket." Zwei andere Wirthe haben ihren Gästen eine ähnlich klingende Mittheilung gemacht.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 48. Mittwoch den 16. Juni 1869.

I.

In die Ferne zieht mein Singen,
Wo ich mir die Liebste weiß;
Meiner Sehnsucht Lieder klingen
Zu der Allerschönsten leis.

In des Abends stillem Dunkeln,
Wenn sich Nacht vom Himmel senkt
Und die Sternlein golden funkeln —
Ganz gewiß! die Holde denkt

Oft mit träumerischem Sinnen
An die Heimath dann zurück,
Ahnet freilich nicht mein Minnen,
Weiß nicht, daß mit ihr mein Glück

In die Ferne fortgezogen;
Aber wie ein Heimathgruß
Soll es ihr entgegenwogen:
„Du bist's, die ich lieben muß!"

II.

Einsam schau' ich, traumumwoben
In die zauberreiche Nacht;
Schau' empor zum Himmel droben,
Wo die Sterne halten Wacht.

Ihnen hab' ich aufgetragen
Wohl schon oft gar manchen Gruß,
Daß sie ihn der Holden sagen,
Die allein ich lieben muß.

Wenn sie wieder heim mag kommen
Aus dem fernen fremden Land,
Ist ein Stern für mich entglommen,
Wie ich keinen schönern fand.

St. L.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf verließ auch der Commissär sein Zimmer und schritt dem Hause seiner Verlobten zu.

Anna hatte ihn bereits erwartet.

„Sie schläft jetzt," sprach sie, als er nach Paula fragte.

Die ganze Nacht hindurch hat sie geweint, erst heute Morgen hat die Müdigkeit und Anspannung sie überwunden. Sie hat mir Alles erzählt. Der alte Berger will sie in sein Haus, an Kindesstatt annehmen. Prell hat es ihr gestern Abend mitgetheilt, sie hat sich bereit erklärt, den Wunsch des alten Mannes zu erfüllen — da hat Prell ihr seine Liebe gestanden. Sie hat ihn zurückgewiesen — er ist stürmisch, leidenschaftlich geworden, hat gesagt, daß er sie schon lange heiß liebe — er hat sie mit Gewalt zwingen wollen, die Seinige zu werden, da ist sie ihm entflohen.

Eine namenlose Angst hat sie bei seiner Leidenschaftlichkeit erfaßt — sie hat selbst nicht mehr gewußt, was sie gethan hat.

Sie hat Dich im Park bemerkt und ohne Dich zu erkennen, hat sie Deinen Schutz angerufen. Sie hat uns gebeten, sie bei uns zu behalten — sie könne das Haus des Doctors nicht wieder betreten — sie fürchte sich vor seinen glühenden, leidenschaftlichen Augen.

Sie wolle heute zum alten Berger gehen und ihn bitten, sie zu sich zu nehmen."

„Es ist so gut," erwiederte Körber befriedigt. „Ich will sie jetzt nicht stören, allein wenn sie erwacht, sage ihr, daß ich sie nicht im Stiche lassen werde. Theile ihr mit, daß Du meine Braut bist, dann wird sie um so größeres Vertrauen zu Dir und mir fassen. Zum alten Berger soll sie nicht gehen — ich will mit ihm sprechen — heute noch. Bitte sie, daß sie das Haus nicht verläßt."

Anna versprach es.

„Hat sie von Deinem Bruder nicht gesprochen?" fragte Körber weiter.

„Prell hat ihr eingeredet, daß Heinrich den jungen Berger erschossen habe," antwortete Anna.

Körber verließ sie und versprach nach einigen Stunden wieder zu kommen.

Während er tief in Gedanken versunken die Straße dahin ging, störte ihn ein Bote des Criminalrichters. Pintus wünschte ihn dringend zu sprechen.

„Ich werde sogleich kommen," erwiderte er dem Boten.

Als er kurze Zeit darauf bei Pintus in das Zimmer trat, entging ihm nicht, daß derselbe in aufgeregter Stimmung war.

Digitized by Google

„Herr Commissär," sprach Pintus, „der Doktor Prell ist bei mir gewesen und hat mir den gestrigen Auftritt, ihr Eingreifen in seine Vormundsschaftsrechte und seine Unterredung mit Ihnen heute Morgen mitgetheilt."

„Nun?" warf Körber mit größter Gelassenheit fragend ein. „Hat er nichts weiter hinzugefügt?"

„Doch," erwiderte Pintus, „er hat sich über Ihre Eigenmächtigkeit beschwert, daß sie Paula Braun zu der Mutter des Mannes gebracht haben, der ihren Verlobten ermordet hat!"

„Herr Criminalrichter," fuhr jetzt auch Körber ungeduldig auf. „Was Sie Eigenmächtigkeit nennen, werde ich zu vertreten wissen. Fräulein Braun hat mich um Schutz angerufen und ist mir aus freiem Entschlusse zu Hellmanns Mutter gefolgt."

„Mischen Sie sich nicht in Familienangelegenheiten und machen Sie aus dem Eigensinne eines Mädchens kein Stadtgespräch — Prell ist ein Ehremann — er hat für das Mädchen gesorgt, als wenn es seine eigene Tochter wäre!"

„Vielleicht noch mehr!" rief Körber auflachend. „Ja, er liebt sogar die Tochter seines Jugendfreundes! Fräulein Braun hat es so erzählt und ich glaube ihr mehr, als den Aussagen des Doktor Prell."

„Herr Commissär," sprach Pintus ruhiger, „treiben sie die Sache mit dem Mädchen nicht zu weit, vermeiden Sie alles Aufsehen!"

„Ich werde handeln, wie meine Pflicht es mir vorschreibt," erwiderte Körber und verließ in unwilliger Stimmung den Richter.

In unwilliger Stimmung erreichte er seine Wohnung. Er warf sich aufs Sopha. Immer beschäftigte ihn diese Angelegenheit. Er glaubte einige Fäden gefunden zu haben, allein dieselben waren so schwach, liefen so verworren durcheinander, daß er nicht wußte, wo er sie anfassen sollte. —

Da störte ihn ein unerwarteter Besuch. Der Superintendent Feld trat zu ihm ins Zimmer. Er konnte sein Erstaunen nicht verbergen, den Mann bei sich zu sehen, mit dem er nie in nähere Berührung gekommen war, dem er seiner religiösen Ueberzeugung nach sehr ferne stand.

„Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme, Herr Polizeikommissär," sprach Feld in ruhigem, fast demüthigen Tone. „Der Doktor Prell war heute Morgen bei mir und erzählte mir den unangenehmen Auftritt mit seinem Mündel. Ich bin daher gekommen, um eine Ausgleichung zwischen Ihnen und dem Doktor Prell herbeizuführen und Sie ersuchen, die ganze Angelegenheit fallen zu lassen. Der Doktor wünscht, daß Sie das junge Mädchen bewegen, zu ihm zurückzukehren."

„Es thut mir leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können," entgegnete Körber.

„Herr Commissär, sie werden doch nicht den Eigensinn eines unmündigen Mädchens gegenüber ihrem Vormunde, der als Ehrenmann bekannt ist, in Schutz nehmen!" rief Feld.

„Sie bedienen sich falscher Worte, Herr Superintendent," entgegnete Körber nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Die Hülflose hat meinen Schutz angerufen und ich werde ihr denselben gewähren!"

„Urtheilen Sie über eine augenblickliche Schwäche nicht zu streng," sprach der Superintendent.

„Die meisten Vergehen gehen aus einer augenblicklichen Schwäche hervor," entgegnete Körber. „Wir müßten all unsere Strafgesetze über den Haufen werfen, wenn wir sie als Entschuldigungsgrund ansehen wollten!"

„Herr Commissär," sprach Feld, „der Doktor Prell gehört meinem Vereine, dem Philemon an, kommt diese Angelegenheit in die Oeffentlichkeit, so wird man leicht dem ganzen Vereine einen Vorwurf daraus machen. Ich bin der Präsident desselben und muß ihn in Schutz nehmen."

„Dann halte ich es auch für Ihre Pflicht, jeden Fehltritt eines Mitgliedes auf das Strengste zu beurtheilen," entgegnete Körber. „Von dem Mitgliede eines so frommen Vereins, wie der Philemon ist, erwartet man ja ein solches Benehmen am allerwenigsten und es wundert mich, Herr Superintendent, daß sie demselben das Wort zu reden vermögen!"

„Vergebet, so wird euch wieder vergeben werden," sprach Feld.

„Unser Strafgesetzbuch hat diesen Paragraphen nicht," antwortete Körber.

Feld erhob sich.

„Sie wollen also nicht nachgeben?"

„Nein," antwortete Körber mit Bestimmtheit. Der Superintendent verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Mehrere Tage waren seitdem verflossen. Paula war in das Haus des alten Berger aufgenommen. —

Durch die alle bereits gemachten Entdeckungen, wenn sie auch nicht genügend waren, dem wirklichen Thäter auf die Spur zu kommen, so verstärkte sich doch der Verdacht in dem Commissär, daß Prell mit dem Morde in irgend einer Verbindung stehen müsse.

Jeden Abend stand er versteckt in des Doktors Park, bis das Licht in dessen Zimmer verlöschte. Es brannte oft bis spät in die Nacht hinein und es blieb ihm ein Räthsel, womit Prell sich so lange beschäftigen mochte.

Wieder stand er Abends in Prells Park. Es war unfreundliches, stürmisches Wetter. Feiner Regen rieselte nieder. Er hatte Anfangs gezögert,

Digitized by Google

bei diesem Wetter das Haus zu verlassen, allein der Gedanke, daß Prell, wenn er irgend etwas vorhabe, sicherlich solch einen Abend wählen werde, hatte ihn in den Park getrieben.

An einen starken Baumstamm gelehnt, der ihm zum wenigsten gegen den Wind und Regen einigen Schutz gewährte, stand er da. Anna hatte ihn gebeten, an diesem Abend zu ihr zu kommen — er hatte es abgelehnt. Es hing ja für ihn so viel von der Entdeckung des Mörders ab! Sein Glück — seine Ehre.

„Länger als gewöhnlich hatte Prell an diesem Abende Licht. Er sah den Schatten desselben hinter den Fenstern mehreremal sich unruhig hin und her bewegen. Was hatte er vor? Endlich verlöschte er das Licht. Noch kurze Zeit wartete Korber, dann wollte er sich nach Hause begeben. Er war durchkältet und durchnäßt.

Schon hatte er den ihn schützenden Baum verlassen, da war es ihm, als ob er ein leises Knarren der Thür bemerke. Er lauschte — Alles war wieder still. Hatte ihn der Wind getäuscht? Dennoch schlich er an den Baum zurück und horchte.

Nach wenigen Minuten hörte er auf dem Fußwege sich nähernde Schritte. Hinter den Baum zurückgedrängt, lauschte er mit angehaltenem Athem. Eine in einen Mantel gehüllte Gestalt näherte sich. Kaum zwei Schritte von ihm entfernt schritt die Gestalt durch — er erkannte sie deutlich — es war Prell. Ein Grabscheit trug er über der Schulter.

Der Doktor hatte ihn nicht bemerkt. Schnell schritt er weiter, dem Walde zu. Körber folgte ihm. Er durfte ihn nicht aus dem Auge lassen. Von Baum zu Baum schlich er ihm nach. Tief in den Wald hineingekommen, bog Prell in einen Seitenweg ein, der zur Försterwohnung führte.

Körber hätte aufjubeln mögen. Endlich — endlich schien er zum Ziele zu gelangen. Er warf seinen Mantel ab, um dem Vorauseilenden ungehinderter und leichter folgen zu können. Immer näher kamen sie dem Försterhause. Prell schien hier genau Bescheid zu wissen. In der Nähe des Gartens drang er mitten durch das Gebüsch. Es war eine schwere Aufgabe für den Commissär ihm weiter zu folgen, ohne sich zu verrathen. Nur seinem Gehör konnte er folgen. Er hörte deutlich wie er mit dem Spaten grub. Der Gedanke drängte sich ihm auf, schnell vorwärts zu dringen, sich auf den Doktor zu werfen und ihn fest zu nehmen. Er wagte es nicht. Alles konnte er dadurch auf das Spiel setzen. Mit Hast hörte er ihn weiter graben. Deutlich vernahm er wie die Erde auf das dürre Laub fiel. Dann legte er den Spaten zur Seite, legte einen Gegenstand in das Loch und schüttete mit den Händen die Erde wieder darauf. Der Doktor raschelte mit dem Laube, wahrscheinlich scharrte er es über der frischen Erde zusammen. Dann erhob er sich. Er stand still. Wahrscheinlich horchte er, ob er auch keinen Zeugen seiner That gehabt habe. Hastig entfernte er sich. Regungslos hatte Körber dagelegen. Jetzt hörte er den Doktor gerade auf sich zukommen. Es war ein peinigender Augenblick. Er mußte über ihn fallen, wenn er liegen blieb. Schon erblickte er Prells dunkle Gestalt — kaum drei Schritte von ihm entfernt. Da sprang er auf und dem Nahenden zu. Der Doktor schien heftig zu erschrecken — hastig trat er einen Schritt zurück. Körber wollte sich auf ihn stürzen, sein Fuß blieb an einer Baumwurzel hängen und im nächsten Augenblicke blitzten schon zwei Schüsse hinter einander fast dicht vor seinen Augen auf. Taumelnd fuhr er zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Folgende Geschichte wird in den Blättern erzählt: Der Bankier Mende in Leipzig erhielt von dem Handlungshause „Hachette und Masson" in Paris, dessen Geldangelegenheiten Mende schon seit einer Reihe von Jahren in Deutschland besorgte, folgenden rekommandirten und durch einen Expressen überbrachten Brief: „In größter Eile theilen wir Ihnen mit, daß unser Kasirer sich heimlich davongemacht und uns 200,000 Frs. in Wechseln entwendet hat. Die Geständnisse seiner Frau, der wir für ihre Offenheit unsere Theilnahme zugesagt, lauten dahin, daß Granier, so heißt der Kassierer, nach Deutschland geflohen ist und am 16. d. Mts. in Leipzig im Hotel de Prusse, wohin seine Frau wenn nöthig, telegraphiren soll, logiren wird. Wir bitten Sie, ihm doch vorläufig ohne Polizei und ohne Aufsehen die Wechsel abzunehmen und uns alsbald zurückzusenden. Gibt er sie Ihnen nicht gutwillig, so nehmen Sie sofort die Hilfe der Polizei in Anspruch. Seine Frau und drei Kinder, die er hinterlassen, dauern uns. Wir haben versprochen, mild zu verfahren. Wenn er Ihnen die Wechsel gutwillig zurückgibt, so zahlen Sie ihm für unsere Rechnung zwanzig Tausend Franks, damit er nach Amerika entkommt und unser Haus nicht kompromittirt. Granier ist elegant gekleidet, und groß, hat volles schwarzes Haar, einnehmende Gesichtsformen und auf der rechten Backe eine schon von weitem auffallende Narbe. Bitten um baldige Nachricht und grüßen: Hachette und Masson." Der Bankier Mende wußte seinem

Digitized by Google

Plan, den er als kluger Mann in der Sache vorzuzeigen hatte, schon gerecht zu werden. Am 16., Mittags 1 Uhr, ließ er seinen Wagen vorfahren und begab sich in's Hotel de Prusse, um dort zu speisen. Als er in den Speisesaal trat, fand er die ansehnliche und gewählte Gesellschaft eben im Begriff, sich zur table d'hôte zu setzen. Unser Bankier musterte die Versammlung und nahm dann Platz an der Seite eines großen, elegant gekleideten Mannes mit schwarzen Haaren und einer Narbe auf der rechten Backe. Beim Dessert wandte sich der Fremde an seinen Nachbar, der während der Tafel sehr zuvorkommend gegen ihn gewesen war, mit der Frage nach einem Bankier, bei dem er Wechsel diskontiren könne. — „Ich selbst, entgegnete Mende, bin Bankier und würde Ihre Wechsel, wenn sie von guten Firmen sind, recht gern annehmen." — „Sehr gütig!" — Sie tranken den Rest des Champagners, setzten sich in einen Wagen und fuhren zum Mende'schen Geschäftslokal. Der Bankier musterte hier die Papiere anscheinend sehr aufmerksam, näherte sich der Thür, riegelte dieselbe zu und steckte die Wechsel in die Tasche. „Herr" begann er nun, „Sie sind ein Schurke! Sie haben ihrem Hause 200,000 Frcs. in Wechsel gestohlen! Sie werden es ganz in der Ordnung finden, wenn ich dieselben behalte und dem Hause wieder zustelle!" — Der Fremde blieb ruhig und stumm. Der Bankier fuhr fort: „Danken Sie es der Großmuth ihres ehem. Chefs, wenn ich Sie nicht sofort ins Gefängniß abführen lasse." — „Ich unglücklicher leichtsinniger Mensch! Was habe ich gethan!" schluchzte der Fremde. — „Und doch geht die Güte Ihrer Chefs so weit," fuhr der Bankier fort, „daß sie Ihre Schande nicht nur verschweigen, sondern auch aus Rücksicht für Ihre Frau und Kinder Ihnen sogar die Mittel gewähren wollen, nach Amerika zu flüchten und dort mit Ihrer Familie ein neues, ein ehrenhaftes Leben zu führen. Sie haben drei Kinder," —„Fünf," murmelte der Fremde, der, völlig zerknirscht, Alles angab. — „Ich bin beauftragt, Ihnen 20,000 Francs auszuzahlen — hier sind sie. Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen." Der Fremde, der vor lauter Scham und Rührung kaum sprechen konnte, steckte die Bankbillets zu sich und verließ thränenden Blickes das Komptoir. Der Bankier, der sich auf das Gelingen seines Planes etwas zu Gut that, schrieb noch an demselben Tag nach Paris, legte die Wechsel bei und bat nebenbei um gefällige Erstattung der 20,000 Frcs. Drei Tage später erhielt der Bankier die ersehnte Antwort auf seinen Brief. Hachette u. Masson machten ihm darin Mittheilung, daß sie gar nicht bestohlen seyen, daß ihr Kassierer sich noch auf seinem Posten befinde und daß sowohl die Wechsel als der Brief gefälscht wären. Sie fügten zugleich ihr lebhaftes Bedauern bei, daß Herr Mende jene 20,000 Frcs auf sein eigenes Verlustconto zu schreiben habe.

(Der Stammbaum Eugeniens.) Gustav Rasch erzählt im „U. Lloyd" unter Anderem folgende Geschichte: In Malaga wohnte vor vielen Jahren ein armer deutscher Spielwaarenhändler, der eine sehr schöne Tochter hatte. Der dritte Sohn des alten, in Andalusien reich begüterten Grafen Montijo fing mit der schönen Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers eine Liebschaft an. Aber das Mädchen war klug, wie so und so viele Jahre später ihre Tochter Eugenie, als sie in Paris die Bekanntschaft Louis Bonaparte's des damaligen Präsidenten der Republik, machte; denn sie sagte: „Ohne Heirath keine Liebe." Der Sohn des alten Grafen Montijo war aber liebesvoll, er mußte die Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers besitzen und heirathete sie wider den Willen seines Vaters und der ganzen Familie. Der alte Graf wurde wüthend und entzog seinem Sohne jedes Einkommen; es ging daher den jungen Eheleuten lange miserabel. Aber die junge Gräfin hatte Glück. Die beiden älteren Brüder ihres Mannes starben, und Letzterer wurde der Erbe der Titel und Besitzungen seines reichen Vaters. Die Tochter dieses armen deutschen Mädchens ist die Kaiserin der Franzosen, Louis Bonaparte's Frau. —

Der alte Frankfurter Rothschild führte einmal einen Freund auf die Börse, und als ihn dieser fragte, worin denn eigentlich „der ganze Schwindel" mit dem Fondsgeschäft bestehe, sagte der erfahrene Greis: „Sie begreifen wohl nicht was dabei herauskommt, wenn immer dieselben Leute mit einander handeln?" — „In der That," sagte der Neuling, „am Ende müssen Gewinn und Verlust sich doch zuletzt wieder ausgleichen?" —„Zählen Sie einmal die lautesten Spektakelmacher hier", sagte Rothschild darauf. — „Es sind vierzehn an der Zahl." — „Nun gut, nach vierzehn Tagen kommen wir wieder und zählen auf's Neue. Als sie vierzehn Tage darauf nachzählten, da waren ihrer nur noch eilf, die eifrig mit Händen und Füßen gestikulirten. „Sehen Sie wohl", sagte Rothschild, die Drei, welche fehlen, sind von den Anderen aufgefressen worden." — „Wie muß man's denn machen, um gut zu spekuliren?" fragte schließlich der harmlose Fremdling. — „Wie im kalten Bade — rasch hinein und rasch wieder heraus."

* * *

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 49. Samstag den 19. Juni 1869.

I.

Nicht einem körperlosen Ideale
Gehört mein Lied; wie viele Dichter singen
Von unbestimmten, Erdenrückten Dingen
Und andachtsvoll ihr Angesicht, das fahle,

Gen Himmel richten, daß es sehen Alle,
Wie, unzufrieden mit dem lauten Klingen
Der bösen Welt, gleich Märtyrern sie ringen
Und Frauenliebe ihnen nicht gefalle.

Nein, Gott hat dieses Leben uns gegeben
Zu froher Liebe, nicht daß wir verderben
In krankhaft schmachtenden Sehnsüchteleien.

Mein Ideal muß hier auf Erden leben!
Nicht eines Engels Huld will ich erwerben,
Doch meinem Mädchen will ich ganz mich weihen!

II.

Ich singe nicht in dunkeln, düstern Weisen
Vom Tod und von des Schicksals mächt'gem Schreiten;
Nicht will ich gegen Glaubenslose streiten
Im schwachen Wort den Ewigen zu preisen.

Nicht tapf'rer Helden Tod durch's Mördereisen
Will ich besingen, nicht des Krieges Leiden;
Die Möglichkeiten von Unmöglichkeiten
Will ich nicht philosophisch euch beweisen.

Von Einem nur kann meine Leier klingen,
Nur Einem ist mein Dichten zugekehret,
Von Einem nur tönt froh der Busen wieder:

„Dich, schönstes Mädchen, würdig zu besingen,
Dich, der allein mein ganzes Herz gehöret,
Das ist das Streben aller meiner Lieder.“

St. L.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Die Hunde auf dem nahen Försterhofe schlugen laut an. Körber raffte sich empor. Auch er trug ein Pistol bei sich — er riß es aus der Brusttasche und wollte dem Doktor nachsetzen, er sah ihn nicht mehr — in größter Eile war er geflohen. Zögernd stand Körber einen Augenblick still, ungewiß, was er beginnen sollte. Sein linker Arm schmerzte heftig, zu gut hatte ihn der Schuß getroffen. Die Jagdhunde bellten immer heftiger in dem nahen Garten. Schon ließ sich die Stimme des Försters, welcher Hellmans Stelle so lange versah, vernehmen.

„Hierher! Herr Förster!“ rief Körber; er kannte ihn.

„Wer ist da? — Was giebts dort?“ rief der Förster. „Wie kommen Sie hierher, Herr Commissär, wer hat hier geschossen?“

„Alles nachher,“ antwortete Körber. „Kommen Sie nur.“

Hastig nahm ihm Körber die Laterne ab. Vor sich hinleuchtend, war sein Blick auf die Erde gerichtet. Er erblickte die Spuren frischer Tritte, ihnen folgte er.

„Da — da ist es!“ rief er plötzlich, auf einen dunkeln Punkt an der Erde zeigend.

„Halten Sie die Laterne — so!“

Er kniete nieder und mit beiden Händen begann er das Laub fortzuschaffen. Doch die hastige Bewegung erinnerte ihn bald an den verwundeten Arm. Er mußte das Weitergraben dem mit anwesenden Knechte des Försters überlassen und trat auf die Seite.

„Da! da ist es;“ rief er, als der Knecht eine Parthie Erde weggeräumt hatte, und er beugte sich nieder und zog mit der Rechten ein kleines Packet triumphirend hervor.

„So,“ sprach er, „laßt die Erde liegen, ich habe mich überzeugt, es ist nichts mehr darin Förster nun folgen Sie mir nur noch eine kurze Strecke.“

Wieder nahm Körber die Laterne und sie schritten auf demselben Wege zurück.

„Hier muß er gestanden haben, als er auf mich schoß,“ sprach Körber.

„Sie sind mit einer Pistole geschossen?“ fragte der Förster.

„Gewiß und das Ding schießt gut, ich merke es an meinem Arm.“

„Richtig, dort liegt der Pfropfen,“ bemerkte der Förster, auf ein geschwärztes Stück Papier zeigend.

„Man darf auch das geringste Zeichen

Digitized by Google

nicht unbemerkt liegen lassen, sagte Körber und steckte es in die Tasche.

„Nun kommen sie in Ihr Haus, fuhr der Commissär fort. Ich hoffe Beweise genug zu haben."

Nach kurzer Zeit hatten sie das Försterhaus erreicht. Ungeduldig wurde das vielverschnürte Päckchen geöffnet. Eine goldene Uhr mit Kette, Werthpapiere und mehrere beschriebene Blätter lagen darin! Einen Augenblick starrte Körber darauf hin, dann rief er aufjubelnd: „Förster, Förster! Hier — hier! Hellmann ist frei! Nicht er ist der Mörder!"

Der Förster war auf das Höchste überrascht.

„Hellmann ist nicht der Mörder?" fragte er.

„Nein, der Doktor Prell hat ihn erschossen! sprach Körber mit matter Stimme und sank auf den Stuhl zurück.

Die Anstregung und der Blutverlust riefen einen einer Ohnmacht ähnlichen Zustand hervor. Erschreckt sprang der Förster ihm zur Hilfe und wusch ihm die Stirne mit Wasser und Branntwein. Körber erholte sich wieder.

„Geben Sie mir ein Glas Wein und einen trockenen Rock," sagte Körber, „ich muß zur Stadt zurück. Ich muß den Vogel fangen, ehe er mir davon fliegt."

Die Wunde wurde, so gut wie es sich thun ließ, verbunden. Der Förster hatte ihm auch einen Mantel geliehen, da er einen Rock nicht anzuziehen vermochte. Hastig hatte er einige Glas Wein getrunken, und neu gekräftigt erhob er sich, um zu gehen.

„Eine Bitte noch, lieber Förster," sprach er. „Lassen Sie ihren Knecht mich zur Stadt begleiten. Ich weiß noch nicht, wie weit meine Kräfte reichen werden — vielleicht bedarf ich der Unterstützung unterwegs."

„Ich selbst werde Sie begleiten!" rief der Förster.

„Gut, so kommen Sie!" Er barg die Uhr, die Werthpapiere — das ganze wieder zusammengeschlagene Packet sorgfältig in der Tasche.

„Halt!" rief er „lassen Sie uns noch den Pfropfen ansehen — er steckt in meinem Rocke."

Der Förster nahm das geschwärzte Stück Papier aus der Tasche, glättete es möglichst und besah es.

„Lateinisch," und reichte es Körber.

„Sie haben Recht!" sagte der Commissär. „Cancer pulmonum" las er. „Haha! Förster, das ist aus einem medicinischen Buche gerissen, denn wer beschäftigt sich sonst mit dem Lungenkrebs, als ein Mediciner."

Sorgfältig verwahrte er das Papier in seiner Tasche.

„Nun kommen Sie aber," fuhr er fort. Es wird Tag, ehe wir in der Stadt anlangen."

Sie verließen das Haus und schritten scharf der Stadt zu.

„Die Leute werden Augen machen, wenn sie erfahren, daß ich den ehrbaren Doktor Prell habe verhaften lassen," sprach er lachend zu dem Förster.

Ohne Zögern begab er sich zum Polizeiamt. Dort wählte er sich vier Diener aus, auf deren Zuverlässigkeit er bauen konnte und befahl ihnen, sich einzeln zum Thore zu begeben und ihn dort zu erwarten. Einem Fünften trug er auf, einen Wagen zum Thore zu schicken.

„So," sprach er zum Förster, „wenn er jetzt noch nicht geflohen, wird es ihm schwer werden, zu entkommen."

Am Thore angekommen, fand Körber die Polizeidiener bereits dort, und jetzt theilte er ihnen erst mit, daß er den Doktor verhaften wolle. Ohne Zögern schritt er mit ihnen auf des Doktors Haus zu.

Einen der Diener ließ er an der Hausthüre stehen, einen zweiten sandte er an die in den Park führende Thür mit dem strengsten Befehle, den Doktor auf jeden Fall festzunehmen, wenn er zu fliehen versuchen sollte. Dann trat er mit den beiden andern Dienern in das Haus. Von der Wirthschafterin erfuhr er, daß der Doktor sich auf seinem Zimmer befinde.

Hastig schritt er auf dasselbe zu, pochte an und trat ein.

Im Morgenschlafrock saß der Doktor auf dem Sopha — vor ihm stand ein Tisch mit dem Kaffe. Er sprang empor, als er Körber und dessen Begleiter eintreten sah, er schien zu erschrecken.

Körber wartete seine Anrede nicht ab, ohne Säumen verkündete er ihm die Verhaftung.

„Sie wollen mich verhaften?" fragte Prell erstaunt. „Sie werden mir die Frage erlauben, weshalb?"

„Brauche ich Ihnen das noch zu sagen?" warf Körber ein. „Ich denke Sie wissen es. Sie sollen nur Auskunft geben, wie Sie in den Besitz der dem gemordeten Berger geraubten Sachen gekommen sind."

Der Doktor hatte ihn schweigend angehört. „Sie sprechen in Räthseln für mich," erwiderte er mit kaltem Lächeln. „Bitte — setzen Sie sich und klären Sie mich auf!"

„Das Gericht wird Sie vollständig aufklären!" gab Körber zur Antwort. Ich habe vorläufig nur Ihre Verhaftung auszuführen!"

„Und ich werde mich derselben widersetzen, bis ich den Grund derselben erfahren habe," rief Prell leicht auffahrend.

„So werde ich Sie mit Gewalt fortbringen lassen," entgegnete Körber mit festem Ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Topographisch-ethnographische Beschreibung einer dem Untergang bestimmten „schönen Landschaft."

(Aus dem Hofer Anzeiger)

Betritt man die Landschaft, so zeigt sich dem Auge zunächst eine stille feierliche Au (Ow), bewohnt von dem Aumüller und Ebenauer auf der einen, dem Bermühler, Kaltenhauser und Angerer auf der andern Seite: schweigend liegt daneben ein Grünwald. Es gibt hier Auer und andere Wild und Füger: so schläft dort der alte Beer, bewegt sich der riesige D'Ellefand und läßt sich hie und da ein Wolf sehen. Auf den höchsten Bäumen horstet der Scheubel, ein sehr seltener dem Adler ähnlicher Vogel.

Beinahe regelmäßig schleicht zu bestimmten Stunden und mit strenger Einhaltung seines Wechsels ein Fuchs herum, vor welchem jedoch weder der edle Butler, noch der Berck-Hahn, noch das kleine Hänle, noch sonst einer der verschiedenen Vögel sich fürchtet.

Die Landschaft ist reich an Gewässer: da fließt der gewaltige Jordan sanft dahin, in der Nähe wohnt ein „Förg", berühmt durch seine Gewandheit im Umschiffen von Klippen und Strudeln; da ist der stattliche Krumbach, dazu verurtheilt, ein altes schwerfälliges Mühlwerk zu treiben, der rasch sprudelnde Breidenbach, der ruhige Leimbach, über welchen ein Brückl führt. In der Nähe des Jordans finden wir die periodisch sehr reichlich strömende murmelnde Golsen-Quelle; in diesen Gewässern schwimmt der seltene Häring.

Aus einer großen Seefläche jenseits der Au, wohin alle Gewässer ihre Richtung nehmen, erhebt sich vereinzelt eine Felseninsel „der Ruland": verschiedene Wilde wohnen an den Ufern dieses stillen Sees.

Auf der andern Seite zeigen sich der schöne schlanke Grafenstein, (theilweise dicht bewaldet, das Muster einer sorgfältigen Forstcultur, aus den Gebüschen unterhalb seines Gipfels tönt oft süßes Flötenspiel), hinter demselben, beinahe ganz isolirt, eine weithin bekannte Basaltkuppe, „der Pfälzer Kolb", dann wieder im Vordergrund der röthlich schimmernde Stauffenberg, an dessen Fuß der tiefe Schätze bergende Behringer See liegt, unmittelbar daneben die Brandenburger mit kahler Platte und auf dem anstoßenden Hochplateau das Schönfelder Kloster, nur mehr Spuren ehemaliger Pracht aufweisend, und etwas weiter unten das leider auch etwas schadhafte Schobert's Haus.

Weiter, nahezu in der Mitte der Landschaft, auf einer mäßigen Anhöhe steht der „Neuffer", ein Wachtthurm aus dem Mittelalter, dermalen Schatzkammer der Landschaft neben „dem Stenglein," einem jungen, bei gutem Boden und sorgsamer Pflege rasch in die Höhe wachsenden Tannenforste.

Noch weiter rückwärts erhebt sich neben dem Pfäffinger See, an einer Seite schroff abfallend, der ziemlich entwaldete „Föckerer Kopf", von hier aus wird der gegenüber liegende Ruland scharf beobachtet und ist zu diesem Zwecke dort eine Station für Lärm- und Feuersignal errichtet, die der Uebung halber und um die Wachsamkeit der Bewohner zu erhalten, öfters auch blinden Lärm macht.

Im Hintergrunde wird die Gegend überragt von dem majestätischen Landstuhl, auch Dreisesselberg genannt, bei welchem die Pözl-Spitz, der Hirschberger Kogel und das Wiedenhofer Horn unterschieden werden; an der Abdachung dieses Gebirgsstockes befindet sich ein Bergwerk, das stark abgebaut wird: böse Leute behaupten, das meiste des in der letzten Zeit geförderten Materials sei die Förderungskosten nicht werth, sondern nur taubes Gestein, und wollen deshalb bei der nächsten Gelegenheit andere Knappen gewinnen und auch die Grubenverwaltung entfernen. Am Fuße des Landstuhls findet sich ein einzelner Granitblock „der Pfetten" genannt.

Nicht sehr weit davon liegt das alte bekannte Steinsdorf: dort hausen mehr als ein Bauer, aber noch mehr Gewerbsleute: ein schlauer Crämer, der alles Vierlingweise verabreicht, ein derber Fischer, mehrere Wagner und Schmiede, ein Schneider und ein Müller.

Unter den Geschlechtern ist natürlich das der Mayer das zahlreichste, es gibt neben dem gemeinen deutschen Mayer, das in drei Stämmen vertreten ist, noch die Absmayer, Lehmayer, Neumayr, Schmiedemayer, Sedelmayr, und Thürmayr, dann von dem Geschlechte der Mann noch die Hartmann, Pöhlmann, Tillmann u. s. w.

Die Bewohner sind fast ausnahmslos von mittlerer Größe, kleine gibt es gar nicht, Groß ist nur einer.

Als besonders häufig vorkommende Krankheit ist der Perfall oder deutsch Durchfall zu bezeichnen, der sehr regelmäßig und stets sehr stark auftritt, der Saft der einheimischen „Rebay" ist nicht herbe genug, um dieses Leiden zu zwingen; auch die bereits wiederholt gemachten Versuche, diese Krankheit mit dem „Kraussolde," zu vertreiben, sind trotz der stärksten Dosis dieses sonst immer sehr drastisch wirkenden Mittels nicht gelungen: nachdem man in neuerer Zeit aber die bei gewissen Naturen so beruhigenden Wirkungen des Schlörkrautes kennen lernte, welches namentlich mit Eisen im Dampfbade genossen in der Beruhigung die unglaub-

Digitized by Google

lichsten Erfolge erzielte, während es in anderer Form die entgegengesetzten Wirkungen macht, hofft man auch des Perfalls Meister zu werden. Geisteskranke sind verhältnißmäßig selten, es kommt nur ein Nar vor.

Die Leute leben einfach: daß sie einen „Brater" haben, darf nicht als Gegenbeweis angeführt werden, sie bedürfen einen solchen, um sich die sehr häufig etwas harten Speisen, die sie zum Verzehren vorgesetzt erhalten, einigermaßen überhaupt genießbar und verdaulich und zum Genuß aus freier Hand geeignet zubereiten zu lassen.

An Kleidungsstücken, Hausgeräth und Werkzeugen ist offenbar Mangel: ein nicht feiner, etwas geflickter Mantel, ein dicker grauer Scheidemantel — ein mystisches Kleidungsstück, dessen Bedeutung bis jetzt noch nicht erklärt ist — und sehr stark wattirter Janka, ein Spiegel, ein gewichtiger, von den Leuten aber sehr geschätzter Feustel, ein Kapfhammer und ein Doppelhammer ist Alles, was vorzufinden war: der letztere macht bei gewissen Arbeiten ein Geräusch, welches die Nerven einiger Bewohner der Landschaft außerordentlich angreift, während es den übrigen Bewohnern stets ungemein wohlthuend lautet.

Luxus- oder eigentliche Ziergegenstände findet man mit Ausnahme von Abt's-Dosen gar nicht, und es ist nahezu unmöglich, daß sich das vorkommende Geschlecht der Zierer mit irgend etwas zieren kann.

Von Kaisern, Königen oder Fürsten findet man in der Landschaft keine Spur, merkwürdigerweise aber doch einige Hofmänner.

Die höchste weltliche Obrigkeit wird repräsentirt durch einen oft längere Zeit abwesenden Vogt und Schultes. Streit ist bei ihnen nur selten, dagegen nimmt das Ge-Dandl und Ge-Liebl namentlich bei den Wittmännern kein Ende: vergebens warnt der getreue Eckart.

Uebrigens sind die Bewohner sehr kirchlich; es haust da ein behäbiger Münch, ein Pfaff, und sogar ein Bischoff, der sich öfter da als scharf urtheilender Oberrichter zeigt, wo der weltlichen Obrigkeit das Judicium mangelt. Schutzpatron ist der h. Urban.

Die Landschaft wird im Ganzen und Großen von zwei verschiedenen Völkern bewohnt; die Verschiedenheit zeigt sich zunächst schon in der Farbe des Barths, der schwarz und roth erscheint; man trifft außerdem einen Bayer, einen Schwab und aus grauem Alterthum einen Meder, der ebenfalls vorkommende Mederer ist, obwohl es dem Wortlaute nach so erscheinen könnte, kein Stammesgenosse des Meder, sondern ein eigner Volksstamm.

Die Namen der Geschlechter der Exter, Latein, Benzino und Rambaldi weisen auf Italien, Croissant und Pasquay auf Frankreich, Wündisch auf slavische, Woback und Schacky auf slowakische, Al'W-Enz auf arabische Abstammung hin, während die Namen der Buchner, Dasinger, Schreyer, Reger, Dingler, Prandtner, Bauner, Stabler, Kleber, Wieninger, dann Böckling, Strobel u. s. w. die deutsche Abstammung unzweifelhaft darthun, während die Abstammung des „Rühl" hier ungewiß erachtet werden muß. Der Haut nach vollkommen Schwarze giebt es nicht, weil man den Morett doch nicht dazu zählen darf; dagegen sind vorhanden mehrere Weiße, ein Rother und sogar ein Gelbert.

Von Charakter sind die Leute theils Edel, theils Umbscheiden, theils Langguth, mitunter auch Rösch.

Als besonderer Schmuck der Landschaft ist endlich hervorzuheben die heitere Jugend derselben: fröhlich tummeln sich bei dem Leyerer und Sing, oder beim Kammersänger und Kammerpfeifer der hübsche Jörg, der wilde Franz, der muntere Louis, der dicke Carl und der harmlose Jakob.

Zu bedauern, daß diese schöne Landschaft unwiderruflich (größtentheils) dem Untergange verfallen ist.

Möge sie in der Erinnerung fortbestehen!

Mannigfaltiges.

Für die Kathedrale zu Beauvais wurde unlängst eine Uhr in England angefertigt, welche alle bisherigen Leistungen der Uhrmacherkunst weit übertreffen soll. Sie enthält angeblich 90,000 Räder und zeigt neben vielen anderen Dingen die Tage der Woche, den Monat, das Jahr, die Himmelszeichen, den Lauf der Planeten, die Phasen des Mondes, die Zeit in allen Hauptstädten der Welt, die veränderlichen Feste für 100 Jahre, die Heiligen-Tage ꝛc. Vielleicht der merkwürdigste Theil des Mechanismus besteht darin, daß vermittelst einer nur alle vier Jahre einmal in Wirkung tretenden Kraft auch der eine Tag des Schaltjahres angegeben wird. Die Uhr wird alle acht Tage aufgezogen, hat ein Zifferblatt von 12 Fuß Durchmesser und kostet 8000 Pfd. St.

(Auch ein Verstrich.) In Mainzer Blättern steht folgende Anzeige: „Zur Aufrechthaltung eines landesgerichtlichen Contumacial-Urtheils wird der Unterzeichnete Freitag, den 4. Juni 1869, Vorm. 12 Uhr auf dem Markte in Mainz eine Kleiderbürste zwangsweise gegen gleich baare Zahlung versteigern. Rubi, großherzoglicher Gerichtsvollzieher."

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 50. Mittwoch den 23. Juni. 1869.

Sehnsucht.

Fort nach Süden ziehn die Vögel
Aus des Nordens Winternacht,
Dorthin, wo in hellem Glanze
Unumwölkt die Sonne lacht,
Wo die bunten Blumen blühen
Ewig jung in Frühlingspracht,
Wo die lauen Lüfte wehen,
Wo zum Tage wird die Nacht:

Dorthin, wo die Palmen wachsen,
Die Mimose zitternd winkt,
Wo um alter Welten Reste
Die Liane sich verschlingt,
Wo des Niles erste Woge
Aus dem Felsenbecken springt,
Wo aus feuerglüh'nder Asche
Neu der Phönix sich verjüngt;

Wo die Pyramidenbauer
In dem Felsen schlummern tief.
Weil, nun auszuruhn vom Werke,
Sie Osiris Stimme rief,
Wo die Pharaonentochter
Mit der blauen Blume schlief,
Die am Strand des nord'schen Meeres
Neue Wunderblüthen trieb.

Dort nun singen unsre Vögel
Von des Nordens Schnee und Eis,
Wie von ew'gen Schnee's Glanze
Rings umher die Erde weiß;
Wie des Nordlichts Gluthenstrahlen
Ziehen ihren Feuerkreis,
Wie aus eisumstarrten Krater
Strömt die Quelle siedend heiß.

Und der Mohr, er schaut gen Norden
Wär' ich doch dort oben nur,
Wo in ihrer hehren Stille
Kühl und lind ist die Natur!
Jeden Tages neue Sonne,
Sie versenkt hier nur die Flur
Und in nächt'ger Schattenkühle
Folgt der Tiger meiner Spur.

O wie schön ist es im Norden!
O wie herrlich muß es sein,
Wenn die kühle Sonne glitzert
Auf dem Schnee, so weiß und rein,
Wenn den langen Nächten leuchtet
Farbenprächt'ger Nordlichtschein;
Warum ward verhüllt der Norden?
Warum ward der Süden mein?

Und der Nordbewohner sehnt sich
Nach dem warmen Süden hin;
Unter hohen Cedernbäumen
Wiegt in Träumen sich sein Sinn,
Steht im Geist am Sarkophage
Von Aegyptens Königin,
Und er wandelt sehnsuchtstrauernd
Durch die Tannenwälder hin. —

Warum gabst du uns dies Sehnen,
Große, heilige Natur?
And'rer Welten schön're Farben
Zeigen eig'nen Schatten nur.
Nur verhaßt wird mir der Norden
Mit des ew'gen Schnee's Spur,
Seh' ich Südens blauen Himmel,
Ach und seine Blumenflur.

Ja, der Mensch ist niemals glücklich,
Was auch die Natur ihm beut,
Und nach bessern Zonen strebt er
Auch in höchster Ueppigkeit.
Ist dies Streben nur die Folge
Ird'scher Ruhelosigkeit?
Ahnt er etwas von dem Abglanz
Von Elysiums Herrlichkeit?

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Gut, so werde ich mich verhaften lassen, allein ich werde Genugthuung verlangen!"

Körber antwortete nicht.

„Sie gestatten mir doch, daß ich mir einen Rock statt des Schlafrockes anziehe," fuhr er höher fort.

„Ich werde Ihnen den Rock holen, Sie sind

Digitized by Google

jetzt mein Gefangener und müssen sich fügen," sagte Körber. Er holte aus dem Schlafgemach einen Rock. Schweigend zog ihn Prell an. Körber trat ans Fenster und rief die beiden untenstehenden Diener herauf.

„So — nun möchte ich noch eine Durchsuchung ihres Hauses vornehmen," sprach er dann, „darf ich um die Schlüssel bitten?"

Schweigend reichte ihm Prell einen Bund. Dann setzte er sich auf dem Sopha nieder und brannte sich die Cigarre wieder an. Körber durchsuchte zuerst das Zimmer, den Schreibsekretär und das Schlafgemach. Er fand nichts, was ihm als fernerer Beweis hätte dienen können. —

Er hatte die in dem Schlafzimmer hängenden Kleidungsstücke untersucht, sie waren sämmtlich trocken — sie hatte also der Doktor während des nächtlichen Ganges nicht angehabt. Sie konnten unmöglich schon völlig getrocknet sein und mußten sich deßhalb finden.

Er schritt zur weiteren Untersuchung des Hauses, indem er einen der Diener mit sich nahm, während er die drei Uebrigen zu Prells Bewachung im Zimmer ließ. Ehe er diese Untersuchung indeß vornahm, verhörte er die Wirthschafterin.

„Wann ist Ihr Herr diese Nacht zurückgekommen?" fragte er sie.

„Ich weiß nichts davon. Er ist gar nicht fortgewesen," antwortete die Frau.

„Wer reinigt das Zeug des Doktors?" fragte Körber weiter.

„Der Kutscher."

„Hat er es heute Morgen schon gereinigt?"

„Nein, er ist heute noch gar nicht im Hause gewesen," antwortete die Frau.

„Wo ist der Kutscher?" fragte Körber.

„Er ist im Stalle," gab die Frau zur Antwort. Er verhörte den Kutscher. Auch durch dessen Aussagen konnte er zu keinem weiteren Resultat gelangen. Er hatte geglaubt, durch die Haussuchung noch mehr Beweise zu finden, doch vergebens. Es war ihm ein Räthsel, wo Prell die durchnäßte Kleidung gelassen haben konnte. Auch eine doppelläufige Pistole fand er nicht.

Unwillig kehrte er in die Stube des Doktors zurück. Ohne weiter eine Frage an ihn zu richten, befahl er ihm, ihm zu folgen.

„Darf ich mir die Schlüssel zurückerbitten?" fragte Prell, indem er sich ruhig erhob.

„Nein," erwiderte Körber kurz. „Sie werden Sie wohl auch nicht mehr gebrauchen."

„Vielleicht doch und sogar hoffe ich sehr bald," warf Prell ein.

„Folgen Sie mir," entgegnete Körber. Er behielt die Schlüssel und schritt voran.

Ohne Weigerung stieg Prell in den vor seinem Besitzthum harrenden Wagen. Drei Polizeidiener nahmen neben ihm im Wagen Platz, der vierte auf dem Bock neben dem Kutscher.

„Sie haften mir für Alles," sprach Körber noch einmal zu ihnen. „Einer bringt mir Nachricht nach meiner Wohnung."

Der Wagen mit dem Gefangenen rollte davon. Körber ging nach Hause. Er ließ sich gleich einen Arzt holen, der die Wunde nicht für gefährlich erklärte. Kaum eine Stunde später kam der Richter in größter Aufregung zu ihm.

„Commissär, was haben Sie gemacht?" rief er bestürzt.

„Den Mörder Bergers verhaftet," erwiderte er.

„Den Doktor Prell?" rief Pintus. „Nein das ist nicht möglich! Sie haben eine Uebereilung begangen — haben sich durch ihren unglücklichen Verdacht zu weit führen lassen. Haben Sie denn Beweise gegen ihn?"

„Ja, einige!" gab Körber zur Antwort und zeigte ihm die Uhr und die Werthpapiere und das Portemonnaie. Dann erzählte er ihm Alles ausführlich. „Zweifeln Sie nun noch an Prells Schuld?" schloß er fragend.

„Körber," sprach er, sich vor ihn stellend, „haben Sie sich nicht in der Person des Doktors geirrt — es war Nacht — man täuscht sich leicht!"

„Ich begreife nicht, daß Sie solchen Beweisen gegenüber so schwer an die Schuld dieses Mannes glauben wollen?" rief Körber ungeduldig.

„Ich kenne ihn seit Jahren, er ist so ruhig — ein unbescholtener Mann," erwiderte der Richter.

„Auch der Förster war ein unbescholtener Mann, und dennoch hatten sie nicht gezögert, ihn zu verhaften," sprach der Commissär.

„Gut, so werde ich Prell ins Gefängniß abführen lassen," sprach Pintus. Auch ich werde noch einmal die genaueste Haussuchung in Prells Hause vornehmen."

„Wollen Sie dann darauf achten, ob unter den Pistolen sich keine findet, in welche die Spitzkugeln zu Hellmanns Büchse passen, bemerkte Körber. „Ich habe heute Morgen mir nicht die Zeit dazu genommen?"

„Ich werde darauf achten," versicherte der Richter.

„Und nun noch eins, Herr Criminalrichter," sprach Körber. „Mögen Sie noch immer Zweifel hegen, ob Prell der Mörder ist, oder nicht, die Gewißheit muß sich Ihnen nun doch endlich aufgedrängt haben, daß Hellmann unschuldig ist, daß er seit Monaten unschuldig sitzt, daß eine Bubenhand die Beweise auf ihn hingelenkt hat! Entziehen Sie ihm nicht länger die Freiheit — jetzt — jetzt öffnen Sie endlich sein Gefängniß!"

Digitized by Google

„Ja, ich werde es thun," gab Pintus zur Antwort. Schon Morgen soll er frei sein."

Pintus ging. Er nahm die von Körber aufgefundenen Sachen mit sich, um sich durch die Aussagen und die Besichtigung des alten Berger zu überzeugen, daß sie dessen Sohn gehört hatten.

So still auch die Verhaftung ausgeführt war, so war sie dennoch kein Geheimniß geblieben.

Schon wenige Stunden später wußte die ganze Stadt darum. Die Mitglieder des Philemon waren außer sich, wüthend auf den Commissär, denn er trug nach ihrer Ansicht alle Schuld. Erst auf diesem allgemeinen Wege erhielt auch Anna die Nachricht von Prells Verhaftung und der Verwundung ihres Verlobten. Natürlich hatte das Gerücht die letztere bedeutend vergrößert. Vergebens suchte ihre Mutter sie zu beruhigen, sie ließ sich nicht zurückhalten, selbst wollte sie sich überzeugen und eilte zu ihm.

„Anna! — Anna!" rief er, als sie bei ihm eintrat, und zog sie glücklich an sein Herz.

„Morgen wird Dein Bruder frei!"

Jetzt endlich glaubt der Criminalrichter an seine Unschuld. Anna blieb bei ihm, um ihn zu pflegen. Und es that ihm wohl, wenn ihre weiche Hand sich auf den schmerzenden Arm legte. Erst gegen Abend kehrte sie zu ihrer Mutter zurück.

Körbers zähe Natur hatte sich schon am folgenden Morgen nach einem festen Schlaf bedeutend erholt. Zwar hatte der Arzt ihm untersagt, das Zimmer zu verlassen, dennoch kleidete er sich an. Es ließ ihm keine Ruhe im Hause. Hellmann kam an diesem Tage frei und er mußte ihn begrüßen. Das trieb ihn fort. Vorerst eilte er zum alten Berger. Auf's Tiefste bewegt kam ihm der Alte entgegen.

„Endlich haben Sie den Mörder meines Sohnes entdeckt," sprach er.

„Ich weiß, mit welcher Selbstaufopferung Sie die schwachen Spuren verfolgt haben.

„Herr Berger," erwiderte Körber, „was mich antrieb die Entdeckung des richtigen Mörders zu finden, war das Geschick eines Mannes, von dessen Unschuld ich überzeugt war, und der dennoch im Gefängniß saß, des Försters.

„Ich werde, so viel in meinen Kräften steht, Sorge tragen, daß auch er vergißt, was er unschuldig erduldet hat," sagte der Alte.

Paula trat ein. Schweigend reichte sie Körber die Hand.

„Fräulein," rief der Commissär freudig, „der Mörder Ihres Verlobten ist entdeckt. Heute öffnet sich Hellmanns Gefängniß, heute erlangt er die Freiheit wieder; er ist gebrochen an Geist und Körper. Es gibt nur eine Macht, die die Erinnerung verwischen kann, und die Macht liegt in ihren Händen!" Paula schwieg.

Dunkler wurde das Roth ihrer Wangen.

„Fräulein," begann Körber wieder, „ich werde von hier zu meiner Braut eilen, dort werde ich Hellmann begrüßen — wollen Sie mir nicht ein Wort an ihn mitgeben, nur ein einziges Wort, das aber sein Herz mit Glück erfüllen würde?"

Der alte Berger ahnte, was Körber damit sagen wollte.

„Ich soll Dich wieder verlieren!" rief der Alte.

„Du sollst mir wieder entrissen werden, nachdem ich mich kaum an den Gedanken gewöhnt habe, ein Kind in Dir wieder gefunden zu haben!" Körber trat zu dem Alten und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Herr Berger," sprach er, „verlieren Sie denn Paula, wenn Sie ihr und eines andern Menschen Lebensglück begründen? Gewinnen Sie nicht zwei Herzen dadurch!"

Der Alte kämpfte einen Augenblick mit sich, dann rief er entschlossen: „Gut — Paula, ich will Dich nicht hindern. Für einen alten Mann wie ich bin, wird immer noch ein Platz in Deinem Herzen übrig bleiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber das in Nro. 145 des „Anzeigers" erwähnte Erscheinen der Prozessionsraupe lassen wir als von Wichtigkeit folgenden Auszug aus Pierrers Lexikon folgen:

Processionsraupe, die Raupe des Processionsspinners (bombix processionea, Viereichenspinner), aus der Gattung Spinner (Nachtfalter); welcher graulich mit zwei dunkeln Streifen auf den Oberflügeln und einem dritten schwärzlichen nach der Mitte und dessen Hinterleib bräunlich mit schwärzlich braunem Afterbart ist. Die Raupe ist behaart, grau, auf dem Rücken schwärzlich mit gelben Wärzchen, lebt auf Eichen, in der früheren Jugend in einem gemeinschaftlichen Gespinnst, dessen Ort sie oft verändert (bis zur dritten Häutung); wenn es an Futter fehlt, verlassen die Raupen ihre Wohnungen und fallen dann nicht nur auf Eichen, sondern auch auf andere Bäume, selbst auf Feldbohnen, Flachs, Kohl und Kartoffel, welche sie gefräßig verzehren. Auf diesen ihren Zügen kriegt erst eine Raupe dann 2, dann 3, 4 u. s. f. So bilden sie, durch Fäden mit einander verbunden, ein sich fortbewegendes Band, welches sich ebenso endigt, als es angefangen hat. Sie spinnen

Digitized by Google

sich gemeinschaftlich ein, so daß eine Puppe an der anderen liegt; in dem Gewebe ist eine safran- oder röthlichgelbe, feine, staubartige Masse beigemischt, welche aus den zarten Theilen neben jedem schwarzen Rückenschild hervor, die sich unter dem Mikroskop als feine, stechende Nadeln zeigt und welche auf die Haut der Menschen und Thiere gebracht, heftiges Jucken, auch wohl Hautausschlag u. Entzündung verursachen. Daher setzt das Zerstören eines solchen Gespinstes mit der Hand in große Gefahr. Wahrscheinlich wird dieser Staub auch vom Winde mit fortgeweht, daher schon der Aufenthalt in der Nähe solcher Nester gefährlich ist. Als Mittel gegen die Entzündung empfiehlt man Einreibungen von Oel oder Sahne. Die Vertilgung der Prozessionsraupe besteht darin, daß man, im August oder Ende Juli, sowie die Raupen sich versponnen haben, die Verpuppungsballen vorsichtig von den Bäumen nimmt und vergräbt, damit der Staub nicht verschleppt werde; dann müssen der Gesundheit wegen die stark mit Puppen besetzten Distrikte abgesperrt und mit Gräben umgeben werden, es darf darin kein Vieh weiden, das Beeren- und Kräutersammeln darf an diesen Orten nicht gestattet sein, und Puppensammler, Holzhauer und alle im Walde beschäftigten Leute müssen möglichst gegen diese geschützt werden. Letzteres geschieht, indem sie die der Luft ausgesetzten Theile fleißig mit Oel oder Fett bestreichen. Im Mai kommen die Räupchen aus und wandern baumaufwärts. Die Eier sind etwas gedrückt, weißlich, mit Haaren sparsam überzogen, die Puppen rothbraun, in braunem tonnenförmigen Cocon.

(Ein eigenthümliches Pfingstabenteuer) ist einem Berliner Kaufmann zugestoßen. Herr Sch. benutzte mit seiner ihm erst kürzlich angetrauten jungen Gattin den am ersten Pfingstfeiertage von Berlin nach Dresden abgegangenen Extrazug, um eine kleine Fahrt nach der sächsischen Schweiz zu machen. Bei seiner Ankunft in Dresden hört er, daß durch den großen Andrang der Vergnügungszügler schwerlich in Schandau ein bequemes Nachtquartier in einem Hotel zu erhalten wäre. Sch. entschließt sich aber doch, durch Anwendung eines gewöhnlich anschlagenden Mittels den Versuch zu wagen, ein Zimmer mit zwei Betten zu erhalten. In Schandau angekommen, bemerkte er auch gleich an der Landungsstelle der Dampfer einen Mann, der ihm zugänglich erscheint und verspricht demselben ein Douceur von 2 Thaler, wenn ihm ein Zimmer verschafft wird. Der in Anspruch genommene Schandauer war mit dem Oberkellner eines dortigen Hotels bekannt; er stellt diesem die Lage der Sache vor und bietet ihm die Hälfte des Douceurs an. Nach langem Ueberlegen verfällt der Oberkellner endlich auf die Idee, das Badezimmer zum Schlafcabinet umwandeln zu lassen. Die Wanne wird hinaus expedirt und an deren Stelle zwei Betten hineingebracht. In der Nacht schreckt plötzlich ein Hülferuf die Bewohner des Hotels aus den Betten und treibt sie nach der Badestube, wo sich Folgendes zugetragen hatte. Frau Sch. fühlte sich unwohl und wollte der Bedienung klingeln, ergreift aber unglücklicher Weise die Schnur zur Brause, welche sich gerade über ihrem Bette befand und wird durch die von oben kommenden Wasserstrahlen vollständig durchnäßt. Der Herr Gemahl, durch das Geschrei seiner Frau erwacht, greift auch zur Klingel, faßt aber die Schnur zur Douche. Man kann sich wohl die Verwirrung denken, welche die von allen Seiten so gewaltig hereinbrechenden Wasserstrahlen verursachten, daß, als endlich Hülfe herbeikam, das Wasser schon $1\frac{1}{3}$ Fuß hoch im Zimmer stand, da die Kellner, um Zugluft zu vermeiden, die Abflußlöcher verstopft hatten, die Hauptsache aber, die gefährlichen Klingelzüge zu entfernen, vergessen hatten. Weiteren Unfall haben die Betheiligten glücklicher Weise nicht erlitten.

Unter der Ueberschrift: „Unglück eines edlen Vaterlandsfreundes", bringt die Deutsche Volksztg. Folgendes: „Welcher Deutsche kennt nicht den Namen „Venedey"? Wer weiß nicht, daß der Träger dieses Namens seit fast vierzig Jahren in erster Reihe gestanden, wo es dem Kampfe für Recht, Freiheit und Einheit der deutschen Nation galt, und daß er Gefangenschaft und langjährige Verbannung von dem Vaterlande für seine Liebe und Treue zu demselben erdulden mußte? . . . Den greisen Vorkämpfer des Volks hat ein so schwerer Schlag getroffen, daß er harten Bedrängnissen mit seiner Familie entgegengeht, wenn ihm seine Freunde und Verehrer nicht zur Hilfe eilen. Ein Haus, das Venedey an seinem Wohnorte Oberweiler bei Badenweiler zur Aufnahme von Fremden erbaut hatte, ist, am Tage vor der Eintragung desselben in eine Feuerversicherung, von ruchloser Hand angesteckt und völlig eingeäschert, sogar die Gartenanlagen, welche er um dasselbe hergestellt hatte, absichtlich zerstört worden. Er hatte auf dieß Haus nicht nur den Rest des eigenen Vermögens verwendet, sondern Anleihen gemacht. Konnte er doch von dessen Ertrage auf eine gesicherte Subsistenz rechnen. Das Alles ist jetzt dahin! Rathlos, hilflos steht der sonst muthige, so unerschütterlich feste Mann vor einem Aschenhaufen! Es bedarf keiner weiteren Mahnung als dieß Bild, um Alle, die das Verdienst Venedey's kennen, herauszufordern daß sie werkthätig desselben eingedenk seien."

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 51. Samstag den 26. Juni. 1869.

Wo wohnt der Frieden?

Die Mutter:

Was fehlt Dir, traute Tochter mein
Sprich, was Dich traurig macht
Wo ist der Wangen Rosenschein,
Die sonst so frisch gelacht?
Wo ist der Stimme froher Klang,
Dein muntrer Scherz, Dein leichter Gang?
So trüb, so schmerzlich lächelst Du: —
Was nahm Dir Glück und Ruh?

Die Tochter:

O, wüßt ich selbst, wie mir geschehn;
Mir ist so krank und weh! —
Es zieht mich recht, hinauszugehn
Zum Strand der blauen See.
Der Abendwind bewegt die Fluth,
Die Sonne sinkt in Purpurgluth . . .
Ich schaue still den Wellen zu,
So kommt mein Herz zur Ruh.

Doch nein! was rauscht die Woge nur . . .?
Hörst Du ihr Flüstern nicht? —
So süß, wie falscher Liebe Schwur,
Daß mir das Herz zerbricht!
Laß uns zum Waldesgrunde gehn,
Wo durch das Laub die Sterne sehn:
Die Sterne winken Trost mir zu —
Dort kommt mein Herz zur Ruh.

Wie lieblich ist der Sterne Schein,
Die uns zu Häupten ziehn:
Doch seufzt der Wind so bang im Hain; —
Das Seufzen mahnt an ihn . . .
O Mutter, Mutter, bleib' nicht stehn . .
O komm, ich will nun schlafen gehn . . .
Deckt Deine Hand mich liebend zu,
So kommt mein Herz zur Ruh.

Nein, nein! Dein Kuß, so traut, so warm,
Dein Herzschlag, voll und bang,
Mahnt an die Zeiten, da sein Arm
Beglückend mich umschlang . . .
Wohin ich wand're, gramerfüllt
Wohnt in der Seele mir sein Bild!
O, sag mir's, liebste Mutter Du,
Wann kommt mein Herz zur Ruh?

Die Mutter:

Hoch oben klagt der Welle Mund,
Sie ruht und rastet nie;
Nur unten, tief im Meeresgrund,
Da schweigt und feiert sie. —
Hoch oben seufzt im Sturm der Baum —
Die Blume unten fühlt ihn kaum;
Deckt Dich der Grabeshügel zu,
Dann kommt Dein Herz zur Ruh.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Nun, Fräulein,“ sprach Körber wieder „soll ich ohne Gruß von Ihnen vor Hellmann hintreten? Ich verlange ja nur so wenig. Sie sollen ja nur Ihr Herz fragen, ob es ihm Hoffnung geben kann — Hoffnung, an der er sich wieder aufrichtet!“

„Gieb sie ihm, wenn Dein Herz es kann,“ nickte der Alte zu.

„So sagen Sie es ihm,“ erwiderte Paula leise.

„Haben Sie Dank, Fräulein, für dies eine Wort,“ rief Körber und eilte mit ungeduldiger Freude fort. Er stürmte durch die Straßen. Schon erblickte er Hellmann in dem Hause seiner Mutter. Auch Hellmann hatte ihn gesehen, er wußte von seiner Schwester bereits Alles — wem er seine Rettung verdankte.

Er stürzte Körber entgegen, mit offenen Armen, und preßte ihn an seine Brust.

„Körber — Dir — Ihnen verdanke ich meine Freiheit, mein Leben!“ rief er.

„Laß das „Du“ erwiderte Körber, „Hellmann, ich denke wir sind Freunde und werden es bleiben!“

Ein schmerzliches Gefühl bemächtigte sich Körbers, als er jetzt das bleiche abgemagerte Gesicht sah.

„Ich habe ein Wort für Dich, Hellmann,“ fuhr Körber fort, „das Dein Herz freudig

Digitized by Google

stimmen und all die trüben Stunden vergessen lassen wird. Hör mich an, komm!"

Er legte die Hand auf des Försters Schulter.

„Ich komme soeben von Paula, Sie läßt Dich grüßen und ihr Herz läßt Dir sagen, — Du sollest auf die Zukunft hoffen!"

Freudig richtete sich der Förster empor und seine Augen glänzten.

„Oh!" rief er, „um diesen Preis will ich gern die Zeit im Gefängnisse gesessen haben — dies hatte ich ja nicht gehofft. Körber, Dir Freund, habe ich auch dies zu verdanken."

Aufs Neue schloß er ihn in seine Arme.

Das Glück, welches noch vor wenigen Tagen von diesem Hause so fern zu sein schien, war nun mit einem Male und im vollen Maße eingezogen, denn es umfaßte vier Herzen.

Prell saß im Gefängnisse. Des Criminalrichters Untersuchung seines Hauses hatte nicht das geringste Resultat ergeben. Auch im Walde ward trotz des aufmerksamsten Forschens durch die Polizeidiener nichts aufgefunden. Prell blieb in mehreren Verhören, welche der Criminalrichter mit ihm anstellte, bei seiner kalten, ruhigen Behauptung, daß er von Allem nichts wisse. So scharf des Criminalrichters Auge auch zu blicken vermochte, aus Prells Zügen las er nicht das Geringste, keine Furcht, keine Unruhe. Seine Kaltblütigkeit weckte auf's Neue Zweifel bei Pintus. Konnte der Commissär sich nicht dennoch geirrt haben, so fest er auch bei der Aussage blieb? Wenn nun dieser unglückseligen That wegen wieder ein Unschuldiger verhaftet war und im Gefängnisse saß! Sein Ruf als Richter stand auf dem Spiele. Der Förster hatte in einem Baume eine der Kugeln, welche auf Körber abgeschossen waren, gefunden und sorgfältig ausgelöst — sie paßte indeß in keine der Pistolen, welche in des Doctors Zimmer hingen.

Vor Allen hatten die Mitglieder des Philemon dazu beigetragen, die Zweifel gegen ihn zu verbreiten und der Superintendent Feld hatte offen erklärt, Prells Verhaftung sei nur ein Racheact und eine schlaue Berechnung von ihm, um Hellmann zu befreien. Er war ja mit dessen Schwester verlobt und hatte diese öffentlich bekannt gemacht. Es kam noch hinzu, daß Prells Tochter, Maria, bei der Nachricht von der Verhaftung ihres Vaters sofort aus der Residenz zurückgekehrt war.

Sie konnte nicht an die Schuld ihres Vaters glauben und ihr Schmerz, ihre Thränen gingen Allen zu Herzen.

Hatte man Anfangs bei Prells Verhaftung des Commissärs unbeugsamen Eifer, seinen Scharfblick und seine Entschlossenheit gepriesen, so blickte man jetzt mit unverhohlenem Mißfallen, selbst mit Mißtrauen auf ihn.

Ja man ging so weit, sein ganzes Verfahren gegen Prell als eine absichtliche Beleidigung und Kränkung des Phi lemon, dem dieser ja angehörte, zu deuten.

Körber war dies Alles nicht geheim geblieben, er lachte darüber.

Nur zu bald empfand er indeß, wie unangenehm es ist, fast überall mit Unwillen betrachtet zu werden. Wieder stand er fast auf demselben Punkte wie früher. Er hatte endlich Ruhe zu finden gehofft, und auf's Neue mußte er sinnen und forschen, um Beweise gegen Prell zu finden, weil man seiner Zeugenaussage nicht volles Gewicht beilegte, weil man an der Wahrheit zweifelte. Auch Hellmann litt unter diesen Verhältnissen.

Er war in das Försterhaus und in seine Stellung zurückgekehrt, er hatte sich wieder einigermaßen erholt, allein die Hoffnung, auf welche Paula ihn hatte hinweisen lassen, war für ihn mehr und mehr gesunken.

Die peinliche Ungewißheit über die Schuld oder Unschuld ihres Vormundes machte sie zögernd, ausweichend.

Oefters ging jetzt Körber zum Föfterhause, um sich mit Hellmann über diese unvorhergesehene und bittere Wendung zu besprechen.

„Gib Acht," sprach er mit bitterem Lächeln zu Hellmann, „es kommt zuletzt noch dahin, daß man mich in Verdacht hat, den jungen Berger erschossen zu haben und daß ich schließlich noch verhaftet werde.

Ich würde mich jetzt so sehr nicht mehr darüber wundern, denn ich weiß, daß der menschliche Unverstand keine Grenzen hat.

Es befremdet mich sogar, daß der Criminalrichter noch nicht einen Arzt zu mir geschickt hat, um meine Augen untersuchen zu lassen, ob sie auch fähig sind, auf zwei Schritt Entfernung einen Menschen wie Prell zu erkennen, oder mich gar zu prüfen, ob mein Verstand nicht gelitten hat.

Die sauberen Mitglieder des Philemon scheuen ja kein Mittel, gegen mich zu wirken, sie werden zuletzt noch das Gerücht verbreiten, ich sei verrückt geworden und die große Menge glaubt es ihnen, die glaubt ja überhaupt Alles, was man ihr vorschwatzt, sobald es nur nicht vernünftig ist.

Aber nur Geduld! Ich werde nicht mit thörichtem Edelmuthe prahlen und es ihnen vergeben — büßen sollen sie es!"

Vergebens suchte Hellmann ihn in solchen Stimmungen zu beruhigen.

Man sprach offen in den Restaurationen und Wirthshäusern davon, daß man die Freilassung Prells von dem Gerichte fordern wollte denn es sei unerhört, einen solchen Ehrenmann

Digitized by Google

nur auf das ungewisse Zeugniß seines erklärten Feindes im Gefängnisse sitzen zu lassen.

Selbst der Polizeidirector, der bis dahin Körbers Partei genommen hatte, weil er dessen Gewissenhaftigkeit kannte und seine Fähigkeiten hoch schätzte, rief ihn eines Tages zu sich.

„Die Stimmung der ganzen Stadt ist gegen Sie, Körber,“ sprach er. „Sie wissen, daß ich viel auf Sie halte, daß ich Ihrem Worte fest vertraue, allein ich kann dieser Stimmung nicht Einhalt thun. Sie setzen sich zuletzt dem Aeußersten aus — ich werde auf Ihre Versetzung in eine andere Stadt — in die Residenz — ja um Ihnen nicht wehe zu thun, auf Ihre Beförderung zu einer höheren Stelle antragen.

Das Blut wich bei diesen Worten aus Körbers Wangen.

„Zu Ihrem eigenen Besten mache ich Ihnen den Vorschlag,“ fuhr der Polizeidirektor fort.

„Nein — nein,“ wehrte Körber entschieden zurück. „Sie würden mich zwingen, meine Entlassung zu nehmen, um hier bleiben zu können. Nicht einen Zoll breit weiche ich. Und ich werde noch die zweifellose Aufklärung schaffen, daß Prell der Mörder ist. Ich werde es! — Nur von dem Philemon geht diese ganze feindselige Stimmung gegen mich aus!“

„Ich weiß es,“ gab der Polizeidirektor zur Antwort. „Aber auch Sie wissen, daß ich nichts dagegen thun kann, die angesehensten Männer der Stadt sind ja in diesem Vereine. Und leider scheinen ja die Frommen das Vorrecht zu haben, auf andere rechtschaffene Männer ungestraft schimpfen zu dürfen, während man gegen sie kein Wort sagen darf, ohne daß es sofort heißt, man ziehe gegen den Glauben, die Dogmen, gegen die ganze christliche Religion und Kirche zu Felde. Commissär! Wohin sollen die Zustände zuletzt führen! Sie, wir Alle haben in dieser unglückseligen Angelegenheit unsern Scharfsinn, unsere Kräfte erschöpft, ohne etwas zu erreichen. Ich habe keine Hoffnung mehr, daß Licht in dieß Dunkel kommt. Ich bewundere ihren Muth, Ihre Zähigkeit, mit der Sie die Nachforschungen fortsetzen — Sie strengen sich vergebens an!“

„Ich werde erreichen, was ich bestrebe,“ sagte Körber fest.

„Körber,“ fuhr der Polizeidirector fort, „Prells Schwester aus der Residenz ist hier angekommen, sie setzt alle Hebel für ihren Bruder und gegen Sie in Bewegung.

Sie bittet nicht mehr um des Doctors Freilassung, sie verlangt dieselbe, weil Sie gegen den Doctor feindlich gesinnt seien und Ihr Zeugniß deshalb keine Geltung habe. Der Superintendent Feld hat sich im Namen des ganzen Philemon mit derselben Forderung an das Ministerium gewandt.

Sie haben hier mehr Feinde als Sie selbst glauben, ich kann Sie zuletzt nicht länger mehr schützen. Folgen Sie meinem Rathe — ich werde um ihre Versetzung und Beförderung einkommen.“

„Nein,“ erwiederte Körber fest, „dann reiche ich meine Entlassung ein — ich bleibe hier. Ich kann mich nicht beugen, wo ich im Rechte bin — lieber brechen als biegen!“

Der Polizeidirector zuckte mit den Achseln.

„Sie werden brechen,“ gab er zur Antwort. „Sie haben meinen wohlgemeinten Rath abgelehnt, nun gehen Sie!“

Unwillig entließ er Körber. —

Langsam schritt er durch die Straßen zum Thor hinaus in den nahen Wald. Auf einem Steine an dem Waldwege setzte er sich nieder und stützte nachdenkend den Kopf auf die Hand.

Zwei Männer kamen auf dem Wege daher, er sah sie nicht und hörte ihre Tritte nicht. Es war der Superintendent Feld und der Sekretär des Philemon, der Kaufmann, den Körber einst gegen den Assessor Jung so vortrefflich geschildert hatte. Körber bemerkte sie erst, als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt waren. Mit stolzem, verächtlichen Lächeln schritt Feld an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen.

„Der erbärmliche Mensch wird bald außer Stand gesetzt sein, rechtschaffene Männer zu verfolgen,“ sprach er zu seinem Begleiter. Körber hörte diese Worte, er wußte, daß sie ihm galten. Aber die Worte dieses Mannes konnten ihn am wenigsten beleidigen.

Von Tag zu Tag gestalteten sich die Verhältnisse in der Stadt ungünstiger gegen Körber. Der Philemon trat mit seinen Angriffen gegen ihn immer offener hervor. Der Superintendent erwähnte sogar in einer Predigt von der Kanzel herab unter den Prüfungen des Menschenlebens, welches Unglück selbst den ehrenwerthesten Mann treffen könne, wenn er der Rache eines gewissenlosen Feindes ausgesetzt sei. Er hatte keinen Namen genannt, allein jeder wußte, daß er Prell und Körber meinte. Er hatte hinzugefügt, daß die Prüfungen des Gerechten und Gläubigen indeß nur eine kurze Zeit währen würden, er werde dennoch zuletzt über seinen gewissenlosen Feind triumphiren und dann werde diesen das ganze Unglück treffen, welches er über Andere habe bringen wollen.

Körber hörte in einer Restauration, wie die Bürger sich über die Predigt unterhielten, wie sie dieselbe wahr und vortrefflich fanden, wie sie den Superintendent Feld priesen, der unerschrocken die Wahrheit auszusprechen wage. Dies Gespräch erregte ihn heftig.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der Professor Dr. Virchow hat, im Auftrage des preußischen Unterrichts-Ministers, einen Bericht über gewisse, die Gesundheit benachtheiligende Einflüsse der Schulen erstattet und in seinem „Archiv“ veröffentlicht. Zuerst wird von den Krankheiten der Augen besonders von der Kurzsichtigkeit berichtet. Neben der Beleuchtung und Helligkeit des Schulraumes legt Virchow den Bänken eine hervorragende Bedeutung bei. Demnächst folgen Erörterungen über die Kongestionen des Blutes nach dem Kopfe, welche sich bei Schülern oft in Nasenbluten und Kopfschmerzen äußern. Es wird als unzweifelhaft angenommen, daß die Schule derartige Leiden fördert, nicht selten vielleicht erzeugt. Was die Verkrümmungen der Wirbelsäule betrifft, so glaubt Virchow, daß in dieser Beziehung das Haus mehr Schuld als die Schule trägt. Weiter kommen die Erkrankungen der Brusteingeweide, namentlich Lungenschwindsucht, meist in Verbindung mit Skrophulosis dann die Erkrankungen der Unterleibsorgane, endlich die ansteckenden Krankheiten und Verletzungen zur Sprache. Virchow empfiehlt der Aufsichtsbehörde, dafür zu sorgen, daß ihr eine vollständige Kenntniß der schulpathologischen Zustände zu Theil werde. Zur Herbeiführung entscheidender Beschlüsse sollte bald eine Zentralkommission von Aerzten und Schulmännern gebildet werden, und ihre Erörterungen lenken auf Luft, Licht, Sitzen, körperliche Bewegungen, insbesondere Spielen, Turnen, Baden, ihr Verhältniß zum Sitzen und zu den rein geistigen Arbeiten, ihre Einrichtungen und Beaufsichtigungen auf die geistigen Anstrengungen, die Strafen, das Trinkwasser, die Abtritte; andererseits auf die Größe des Drucks der Schulbücher nnd auf die Anschauungs-Gegenstände.

Physiognomik der Todtenschädel.

Der große Schädel, nur halb kahl,
Mit breiter Stirne, hart wie Stahl,
Und diese Knochen, fest wie Stein,
Wem mögen die gewesen sein? —
Dumpf sprach der Genius, der um das Beinhaus schwebt:
„Das war ein Deutscher, der naturgemäß gelebt.“
Und dieses Schädelchen hier,
So weiß, so dünn, wie Postpapier;
Und diese Gebeinlein dabei,
Wie Marzipan weiß und weich, wie Brei.
Wer war denn dies? „Ein Geck aus Paris.“

Nach einem Briefe von Herrn Dr. Belloni Antonia, Direktor des katholischen Waisenhauses zu Bethlehem, ist am 8. Mai, Abens 9 Uhr in der Grotte zu Bethlehem, Feuer ausgekommen, welches jedoch durch die rasche Hülfe hinzueilender Franziskaner bald gelöscht wurde. Die alten Verzierungen und Tapisserien des Gewölbes brannten herab, doch konnten der Altar der Geburt und der Krippe gerettet werden. Am anderen Morgen begaben sich die katholischen Behörden, sowie der griechische und der armenische Patriarch und der Gouverneur oder Pascha von Jerusalem mit Soldaten und Gerichtspersonen nach Bethlehem. Daselbst wurde über den Vorfall ein Protokoll aufgenommen; denn jenes christliche Monument gehört den Katholiken und den schismatischen Armeniern und Griechen. Die Katholiken besitzen ausschließlich die h. Krippe und den Altar der h. drei Könige; die Griechen mit den Armeniern zusammen die Stätte der Geburt, woselbst sie einen Altar errichtet haben. Eben die Ausschmückung und Einrichtung an diesen Orten geschieht nicht allein der Heiligkeit derselben wegen, sondern auch weil sie direkte Beweise des Besitzes sind. Aus diesem Grunde sind die das Gewölbe der Grotte schmückenden Tapisserien den Katholiken seit langer Zeit von hohem Werthe, namentlich da die Griechen schon mehrere Male das Recht der Katholiken an diesen Theil der Grotte auszusprechen gesucht haben. Hier nun kam das Feuer zum Ausbruche, und es wird vermuthet, daß dasselbe von den Schismatikern angelegt worden, um diese Beweisstücke des Anrechts zu zerstören.

(Curiosum) Eine österreichische Schauspielergesellschaft eröffnete ihre Darstellung in einem Badeorte mit einem Prolog. Ein junger, angehender, aber schmucker Mime wurde zum Vortrage desselben, welcher mit den Worten: „Hochgeneigtes Publikum“ beginnen mußte, erwählt. Am Abend aber wurde derselbe über die zahlreich versammelte Haut volée im höchsten Grade bestürzt. Zitternd bebend unter lautem Gelächter der Zuschauer über seine burlesken Verbeugungen begann er endlich lallend mit den Worten: Hochgepupeltes Neiglikum — Peigehuppeltes Nublikum — Neigepupeltes Hochlikum — Hochgepeibeltes Nublikum — Nubgepobeltes Heiligkum — Pup — Pup — Pup — gehobeltes Publikum. — Der Direktor in Verzweiflung ließ den Vorhang fallen und ein stürmischer Applaus begleitete den unterbrochenen Prolog.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 52. Mittwoch den 30. Juni. 1869.

Vorwärts!

Ein niegeahnter Wissensdrang,
Ein Sehnen nach dem Lichte,
Zeigt sich — befreit vom Träumerhang —
In jeder Volksschichte.
Und den, der meint, daß er ihn hemmt
Den Strom, weil er sich gegenstemmt,
Begraben dessen Fluthen.

Dem eig'nen Ich gilt keiner Zeit
Ausschließlich unser Streben,
Es sei ein jeder stets bereit
Für And're auch zu leben.
Von dem, was jeder weiß und kann,
Weih' einen Theil er auch als Mann
Dem Wohl des großen Ganzen.

Bequemlichkeit und Feigheit blos
Spricht grollend und verhöhnend
Sich von dem neuen Streben los,
Die Zeit zurück ersehnend,
Wo man sich d'rin gar wohl gefiel,
Stets der Verdummung blödes Spiel
Mit allem Volk zu treiben.

Drum tritt an jeden ächten Mann,
Dem noch ein Herz geblieben,
Die heil'ge ernste Pflicht heran,
Es nimmer zu verschieben:
Mit muthiger Beharrlichkeit
Den freien Geist der neuen Zeit
Zu fördern und zu pflegen.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

In dieser unwilligen Stimmung traf ihn ein Bote des Polizeidirectors, der ihn ersuchen ließ, zu ihm zu kommen. Ohne Zögern folgte er der Aufforderung.

Körber traf den Polizeidirector in seinem Zimmer. „Körber,“ sprach er, gegen Ihren Wunsch bin ich um Ihre Versetzung eingekommen. Die Antwort ist zurück. — Sie sind befördert — als Polizeicommissär nach der Residenz versetzt. In acht Tagen schon werden Sie Ihre neue Stellung antreten.“

Schweigend hatte ihn Körber angehört. Einen Augenblick schien er mit sich zu kämpfen, dann erwiderte er gefaßt: „Ich danke Ihnen, Herr Polizeidirector, ich kann es nicht annehmen. Ich bin jetzt gezwungen, um meine Entlassung einzukommen.“

Noch einmal versuchte der Polizeidirector, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. — „Gut,“ rief er endlich ungeduldig, „so reichen Sie Ihr Entlassungsgesuch ein.“

Körber ging. Der Abend war hereingebrochen — er begab sich auf sein Zimmer. Er setzte sich an den Schreibtisch und preßte die Hand an die Stirn, fest, lange. In die Zukunft wollte er schauen — nur mit einem einzigen Blicke sein künftiges Geschick überfliegen — sie verschloß sich ihm. Mit fester Hand schrieb er sein Entlassungsgesuch.

Es war Nacht geworden, als er es beendet hatte. Ihm fehlte die Ruhe zum Schlafe. Er ging in dem Zimmer auf und ab. Da drang ein Feuersignal des Nachtwächters in sein Ohr. Es folgten mehrere Signale. Der Ruf: Feuer — Feuer! hallte auf den still gewordenen Straßenlaut wieder. Schon rief die Sturmglocke die Schläfer wach und zur Hilfe herbei. Er warf einen Mantel um und eilte hinab auf die Straße. Die Feuerwehr war schon zum Theil auf den Beinen und eilte mit der ersten Spritze die Straße entlang dem Thore zu. Durch einen Polizeidiener erfuhr er, daß das Haus des Doctor Prell brenne. Mit doppelter Eile stürzte er dem Thore zu. Es standen die an das Wohnhaus grenzenden Stallungen in hellen Flammen — schon leckten sie an das Haus selbst hinüber.

In dem einem Theile des unteren Stockwerkes wohnten Prells Tochter Marie, deren Tante und die Haushälterin; fast ohnmächtig wurden sie aus dem Hause getragen. Eine Anzahl Zimmer, namentlich diejenigen, welche Prell selbst bewohnt hatte, waren noch immer durch das Gericht verschlossen.

Digitized by Google

Der Criminalrichter eilte mit den Schlüsseln herbei, allein er kam zu spät. Thüren waren bereits eingeschlagen, der größte Theil der in ihnen enthaltenen Sachen waren bereits in den Park gebracht, wo er gegen das Feuer gesichert war. Das Feuer wurde durch die Anstrengungen und treffliche Leitung der Feuerwehr mehr und mehr beherrscht. Es war sogar schon mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß der größte Theil des Hauses erhalten bleiben würde. Plötzlich trat ein Polizeidiener zu Körber heran und rief ihn in das Haus. „Kommen Sie schnell!“ rief er und eilte ihm voran. „Hier — hier!“ sprach er weiter, als sie im Zimmer angelangt waren, und deutete auf eine Oeffnung in der Wand. Einen Augenblick stand Körber bestürzt davor. Mit lautem Ausruf stürzte er dann darauf zu und riß mehrere der Sachen heraus. „Ruft den Criminalrichter und den Polizeidirector — sie stehen unten im Garten,“ rief er und wandte sich wieder den Sachen zu.

Erst jetzt erfuhr er, wie dieser geheime und geräumige Wandschrank durch einen Zimmermann der Feuerwehr, der die Wand hatte durchschlagen wollen, um in das Zimmer nebenan zu gelangen, entdeckt war. Er hatte die Thür mit der Axt eingeschlagen. Noch stand der Mann daneben und erzählte es ihm selbst. „Dies soll eine gute Nacht für Euch werden!“ rief ihm Körber zu, indem er dem Manne in feuriger Aufregung die Hand drückte.

Der Criminalrichter und Polizeidirector traten in das Zimmer. Sie wußten noch nicht, warum es sich handelte — sie hatten noch keine Ahnung davon.

„Hier, Herr Criminalrichter!“ rief Körber, indem er den Arm desselben erfaßte und ihn an den Wandschrank zog.

„Hier haben Sie die Beweise gegen Prell! hier der Spaten, mit dem er das Loch gegraben — sein Mantel, seine Mütze, die er in jener Nacht getragen, hier die beschmutzten Stiefel — hier die Doppelpistole, mit der er auf mich geschossen — ha — hier eine andere Pistole, mit der er Berger ermordet. Ha! Sehen Sie — hier die rothe Schleife — ein Notizblatt aus Bergers Brieftasche, hier ein Brief an Hugo Berger — und hier!“ Er hatte ein Packet erfaßt, das mehrere Papiere enthielt.

„Sehen Sie jetzt endlich ein, daß Prell der Mörder ist?“

Bestürzt blickte Pintus den Polizeidirektor an. All' diese Beweise sprachen ja deutlich.

„Jetzt zweifle ich nicht mehr! rief er endlich.

„Herr Direktor,“ wandte sich jetzt Körber an den Polizeidirektor „ich habe mein Entlassungsgesuch geschrieben, es liegt fertig in meinem Zimmer — allein jetzt reiche ich es nicht ein. Jetzt habe ich die Genugthuung, nach der ich verlangte!

Der Polizeidirektor begriff Körbers Freude. Er erfaßte seine Hand und drückte sie.

„Ich gönne Ihnen diese Genugthuung,“ sprach er, Sie haben sie schwer genug verdient.“

Auf das Sorgsamste ließ Pintus all die Sachen durch einen Polizeidiener einpacken und durchsuchte selbst noch einmal den Schrank. Die Wände des Zimmers waren in alterthümlicher Weise getäfelt, die Thüre des Schrankes war, wie die zerschlagenen Reste derselben noch zeigten, durch eine geheime Feder verschlossen gewesen. Als Körber an der Seite des Kriminalrichters und Polizeidirektors endlich aus dem Hause trat, erglänzte das erste Roth des heranbrechenden Tages durch die Gipfel der Bäume in dem Parke. Es war ein schöner Anblick und griff bewegend in Körbers übervolle Brust.

„Das Roth bringt mir mein Glück zurück!“ rief er unwillkürlich aus. „Ich habe so oft verzweifelt, jetzt habe ich meinen alten Muth wieder! Man soll nie den Kopf hängen lassen! — hah! Jetzt wird der Philemon schäumen vor Wuth!“

Mit dem Richter und Polizeidirektor kehrte er in die Stadt zurück. Pintus war still, schweigend. Der Weg führte vor seiner Wohnung vorbei.

Als sie dort ankamen, stand er still.

„Körber!“ sprach er „ich habe Ihnen Unrecht gethan, ich gestehe es ein, allein ich habe es nicht mit Absicht gethan. Lassen Sie uns deshalb keine Feinde werden!“

Er streckte ihm die Hand entgegen. Mit voller Kraft schlug Körber darin ein.

„Hier!“ rief er. „Bei Ihnen vergebe und vergesse ich — denn Sie haben sich nur durch Andere irre führen lassen und mir kein Unrecht thun wollen — das weiß ich!“

Auch von dem Polizeidirektor trennte Körber sich jetzt. Leid und Schmerz hatte er so lange Zeit in sich verschlossen — die Freude drohte ihm jetzt die Brust zu zersprengen. Zum Hause seiner Braut eilte er. Er fand die Thüre verschlossen, allein heftig, ungestüm pochte er an. Die Thüre wurde geöffnet. Er stürmte hinauf zu der Geliebten. Anna hatte das Feuer wach gerufen, sie hatte sich nicht wieder zum Schlaf niedergelegt. Schrecken ergriff sie, als sie ihn so hastig durch das Zimmer stürzen sah, allein schon ein einziger Blick auf sein Gesicht genügte, sie zu überzeugen, ob er eine gute Botschaft bringe.

„Gefunden! Gefunden!“ rief Körber, der Geliebten entgegeneilend und sie in seine Arme schließend.

„Gefunden, Anna! Alle Beweise gegen Prell gefunden — in dem brennenden Hause — in

Digitized by Google

einem geheimen Wandschranke! — Gepriesen sei die Hand, die mit oder ohne Absicht das Feuer entzündet hat — denn sie, Anna — sie hat uns unser Glück zurückgegeben!"

Ausführlich hatte Körber Anna erzählt, wie Alles gekommen war. Als er sie wieder verlassen hatte, eilte er zu Pintus, um sich noch einmal zu überzeugen, daß auch keiner der Beweise gegen Prell fehle.

„Wie sehr man sich in einem Menschen täuschen kann," sprach er, Körber die Hand reichend.

„Prell ist noch schuldiger, als selbst Sie glauben und ahnen."

Körber blickte ihn überrascht, fragend an.

„Sehen Sie hier," fuhr Pintus fort, „er hat nicht allein den jungen Berger ermordet, und beraubt, er hat nicht allein den Verdacht auf den Förster gelenkt um diesen zu verderben — nein und das hätte ich für unmöglich gehalten bei ihm — er hat selbst Paula eines Theiles ihres Vermögens beraubt — des größten Theiles! Als der Steuerrath gestorben war, war ich erstaunt, daß er nicht mehr Vermögen hinterlassen hatte — hieran hat Niemand gedacht. — Ich begreife nicht, was Prell zu dieser That bewogen hat, denn er hat das Geld nicht benutzt. Hier in diesem Packete sind die Werthpapiere enthalten — hier liegt auch ein Nachweis des Steuerraths über sein Vermögen bei.

„Glauben Sie nun, daß die Beweise gegen Prell ausreichen werden?" warf Körber ein.

„Die Hälfte würde genügen," erwiderte der Richter.

„Ich bin nur gespannt, welches Benehmen er den vielen Beweisen gegenüber inne halten wird," bemerkte Körber. „Seine bisher behauptete Ruhe wird doch wohl endlich erschüttert sein."

„Noch heute Nachmittag werde ich ihn verhören," entgegnete der Richter. „Ich werde die ganze Angelegenheit jetzt beschleunigen, es ist ja kein Zweifel, keine Ungewißheit mehr möglich und Prell kann nicht länger leugnen." Körber ging. In dem Vorzimmer trat ihm der Superintendent Feld entgegen. Auf dem Gesicht dieses Mannes waren Schreck und Bestürzung deutlich ausgeprägt. Er wich unwillkürlich zurück, als er Körber erblickte, ihn schien er nicht erwartet zu haben.

Körber konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Ah, Herr Superintendent," rief er nicht ohne Spott. Ihre prophetischen Worte haben sich bereits erfüllt, der Gerechte hat über seine gewissenlosen Feinde triumphirt! Ich bewundere Ihren Scharfsinn, der dies vorausgesehen!"

Feld zuckte zusammen, entschlossen trat er vor Körber hin und schien ihn mit seinem Blicke niederschmettern zu wollen. „Ja der Gerechte hat auch über die gewissenlossen und boshaften Schwätzer triumphirt," fuhr er fort.

„Er kennt jetzt die ganze Gesellschaft der Frommen! Haha! Ihr Philemons-Mitglied Prell hat sich schlecht bewährt — ein Dieb, ein Mörder! Haha! Herr Superintendent Feld, die Zeit wird auch kommen, wo wir Beide Abrechnung halten werden und rechnen Sie auf keine Schonung von meiner Seite!" Mit Verachtung wandte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In den Steinbrüchen von Leicestershire ist gegenwärtig eine Drahtbahn (Wire Tramwey) in Gebrauch, auf welcher ansehnliche Lasten mit beträchtlicher Geschwindigkeit befördert werden. Diese „Eisenbahn ohne Durchstechungen, Tunnels, Viadukte oder Brücken ꝛc.", wie „Herpaths Journal" die neue Erfindung nennt, besteht aus einem endlosen Drahtseile, das auf einer Reihe von massiven Pfosten, die in Zwischenräumen von 150 Fuß aufgestellt sind, gespannt ist. Eine der Enden dieses Seils ist um eine Art Trommel gewunden, die, von einer tragbaren Maschine in Bewegung gesezt, das Seil mit einer Schnelligkeit von 6 engl. Meilen in der Stunde forttreibt. An dem Seile werden am Landungspunkte in der Nähe der Steinbrüche vermittelst eines sinnreich konstruirten Gehänges eine beliebige Anzahl Kasten befestigt, von denen jeder einen Zentner Steine trägt, die nach der drei Meilen davon gelegenen Eisenbahnstation mit überraschender Leichtigkeit befördert werden. Aehnliche Drahtbahnen wie die in Leicestershire werden gegenwärtig in Frankreich, Italien und Spanien konstruirt. Anerkannte Ingenieure haben es sogar für möglich erklärt, eine solche Drahtbahn von stärkster Bauart zwischen Dover und Calais anzulegen, auf welcher, wenn durch eine Linie von starken in der Meeresmitte zu versenkenden Pfeilern unterstüzt, Passagiere ohne Schwierigkeit oder Gefahr über den Kanal befördert werden können. Die Kosten einer solchen Unternehmung würden sich verhältnißmäßig sehr billig stellen, etwa 1000 — 1500 Pfd. St. pro Meile bei einer Tragkraft von 100 Tonnen per Tag. Der Erfinder dieser Draht-Tramways ist ein Engländer Namens Hodgson.

Die Bienen nützen noch mehr als durch Honig und Wachs dadurch, daß sie beim Honig- und Blumenmehl-Sammeln Millionen Blüthen befruchten, namentlich Obstbaumblüthen. Zur

Digitized by Google

Zeit der Blüthe sind zu wenig Insekten vorhanden, als daß eine reichliche Befruchtung der Obstblüthen ohne Mithülfe der Bienen entstehen könnte. Daher die Erfahrung, daß in bienenreichen Gegenden die Obstbäume viel reicher tragen, als in bienenarmen. Vor 2 — 300 Jahren gab es viel mehr Bienen als jetzt, da sie in den Wäldern wild hausten; darum war damals die Ernte an Eicheln und Buchnüssen reicher als heutzutage.

Deutscher Provinzialwerth von Schubarth!

Der Sachs' ist fein, der Breme stark,
Das Bayernvolk hat Knochenmark.
Oestreicher haben guten Muth,
Genießen viel, verdauen gut.
Der Frank ist bieder und gerecht,
Der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt
Noch viel Cherusker Enkel hat;
Doch übertrifft sie Alle weit
Der gute Schwab an — Herzlichkeit!

Die Mehrheit.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer Nichts hat?
Und hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt
Um Brod und Stiefel seine Stimm verkaufen!
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n früh oder spät
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Eindruck und Ausdruck.

Laß auf Dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst Du schnell den rechten Ausdruck finden.
Und kannst Du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst Du schnell den rechten Eindruck machen.

Merkwürdige Inschrift am Rathhause zu Gotha.

Wo der Bürgermeister schenket Wein
Die Fleischer mit im Rathe sein
Und der Bäcker wiegt das Brod:
Da leidet die Gemeinde Noth!

Jeder der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß sein ein Plaggeist, er muß nicht warten, bis man ihn ruft, er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt, er muß sein, was Homer an den Helden preißt; er muß sein, wie eine Fliege, die verscheucht, den Menschen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Wenn Dirs im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Bess'res haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Drei Viel und drei Wenig
Sind für den Menschen verderblich:
Viel sprechen und wenig wissen;
Viel ausgeben und wenig haben;
Viel Selbstdünkel und wenig Werth!

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Einst niest ein armer Sünder
Der auf der Leiter stand,
Und „Prosit" sprach der Schinder
Den Strick in seiner Hand. —
Ist nicht Du falscher Freund
Dein „Prosit" so gemeint?

(Zärtlichkeit.) Ein zärtlich gesinnter Rheinländer ließ sich in das 34. Regiment versetzen, um seinem Bruder, der im 33. stand, nahe zu sein.

„Heiliger Gott hilf mir!" schrie ein Taglöhner, als er von einem Gerüste herunterstürzte. Der Zufall fügte es aber so glücklich, daß er auf die Füße zu stehen kam, und nun meinte er: „Ne, nu ist's nicht mehr nöthig."

Im Jahre 1814 standen in der Nähe einer Stadt eine Menge Pulverwagen. Beim Herannahen eines sehr heftigen Gewitters bat der Bürgermeister, man möge diese Wagen, um jedes Unglück durch etwaiges Einschlagen des Blitzes zu verhüten, eine Strecke von der Stadt wegfahren. Allein es wurde ihm folgender Bescheid: „Sein's nur ganz ruhig, der Blitz kann nit einschlagen, 's steht ja d' Schildwache dabei."

Ein Franzose, welcher sich erst seit Kurzem in Deutschland aufhielt, aber sich viele Mühe gab, Fortschritte in der deutschen Sprache zu machen, sah einst Bauern grasen und fragte, „sind das nicht Feldscheerer?"

(Naive Antwort.) Herr: „Ei, das ist ja ein wunderliebes Kind und wie groß wird die Marie! Die kann ja bald ihrer Mutter unter die Arme greifen." — Mädchen: „Ach das darf ich nicht thun, die Mutter ist gar zu kitzlich!"

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 53. Samstag den 3. Juli. 1869.

Letzter Gruß.

Es tanzt ein Schifflein auf dem Rhein,
Trägt einen jungen Ritter,
Sein Herz ist schwer von Liebespein,
Er singt zur gold'nen Cither:
„Ade! ade! du grüner Strand,
Du rebenreiches Heimatland,
Ade, du Süße, Holde!“

Ein Blättlein wirft er in die Fluth,
Ein allerletztes Grüßen.
„Ihr Winde, nehmt's in eure Hut
Und weht's zu ihren Füßen;
Dort blinkt ihr Schloß im Sonnenschein,
D'rin wohnt die Minnigliche mein
In Mitten grüner Reben.

Mit ihrer Augen hellem Strahl
Hat sie mein Herz gewonnen,
Doch ward mir nur zu bitt'rer Qual
Das gold'ne Netz gesponnen
Da ich nicht Lieb' um Liebe fand,
Bin ich in dir, mein Heimatland,
Ein irrer Fremdling worden.

Behüt' dich Gott, vielsüße Maid,
Behüt' dich Gott vor Schmerzen!
Es bringt gar bösen Widerstreit,
Trennt sich der Leib vom Herzen.
Das Schifflein trägt den Leib von hier,
Mein Herz bleibt alle Zeit bei dir,
Du Röslein unter Reben.“

Es rauscht die Fluth, es braus't der Wind;
Wie sich die Segel breiten!
Vom Schlosse sieht ein schönes Kind
Das Schiff vorübergleiten;
Es hört den tiefen Klaggesang,
Doch weckt es keinen Widerklang
Im jugendfrohen Herzen.

Dunkel!

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Als Körber über die Straße seiner Wohnung zueilte, bemerkte er bereits an mehreren ihm begegnenden Bekannten, wie schnell sich die Stimmung in der Stadt zu seinen Gunsten umgewandelt hatte. In seinem Zimmer angekommen, zerriß er das Entlassungsgesuch und warf sich dann auf's Sopha, um endlich einmal ohne Störung sich der Ruhe hingeben zu können.

Prell saß am Nachmittag dieses Tages in seiner Zelle auf der einfachen, harten Bank. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und blickte starr in Gedanken versunken vor sich hin. Er hatte den Feuerlärm während der Nacht bemerkt und den Schein der Feuerglut am Himmel gesehen, wo das Feuer stattgefunden hatte, wußte er nicht. Es kümmerte ihn auch nicht und wenn die halbe Stadt zerstört wäre. Ganz andere Gedanken und Sorgen erfüllten ihn.

Durch den Gefängnißwärter wurde er in seinen Gedanken gestört. Unwillig blickte er auf, als derselbe die Thür öffnete und eintrat. Der Gefängnißwärter theilte ihm mit, daß er ihn in das Verhörzimmer führen solle. Prell erhob sich schweigend. Nur mit der Hand strich er über die Stirn, als könne er dadurch seine ganzen Kräfte und all seine Fassung zusammen rufen. Ohne Zögern folgte er ihm in das Verhörzimmer. Der Criminalrichter und ein Aktuar, der das Protokol führte, befanden sich in demselben.

„Ich muß Sie noch einmal verhören, Herr Doktor,“ sprach Pintus.

„Wie es Ihnen beliebt,“ warf Prell ein. „Ich muß ja vor der Hand Alles ertragen — und Sie sehen, ich ertrage es auch.“

„Es ist diese Nacht Feuer gewesen,“ fuhr der Richter fort. „Sie haben es vielleicht bemerkt!“

Prell nickte bejahend nur mit dem Kopfe, indeß entging es dem Richter nicht, daß sein Auge ihn aufmerksamer und erwartungsvoller anblickte.

„Ihr Haus ist zum Theil abgebrannt,“ fuhr der Richter fort.

Prell zuckte zusammen — er faßte sich indeß in demselben Augenblicke wieder.

„Mein Haus?“ rief er. „Wodurch ist das Feuer entstanden?“

„Das ist noch nicht ermittelt. Mich interessiren auch nicht die Entstehungsursachen, sondern

Digitized by Google

die Folgen dieses Feuers. Es ist in ihrem Hause, in dem Zimmer mit den getäfelten Wänden ein geheimer Schrank entdeckt — kennen Sie denselben, Herr Doktor?"

„Nein," erwiderte Prell bestimmt. „Ich habe keine Ahnung davon gehabt."

„Nicht?" warf Pintus ein, und dennoch haben Sie verschiedene Sachen in ihm verborgen, versteckt!"

„Das ist wohl nicht möglich, weil ich den Schrank nicht kenne," erwiderte Prell mit derselben unveränderlichen kalten Ruhe. Diese Ruhe brachte jetzt selbst den Criminalrichter in Aufregung.

„Ihr Leugnen ist unnütz!" rief er aufstehend. „Es hat sich die Pistole darin gefunden, mit der Sie Berger ermordet, die Doppelpistole, mit der Sie auf den Commissär Körber geschossen, die Kleidung, welche Sie in jener Nacht angehabt haben, der Spaten, mit dem Sie das Loch gegraben, die rothe Schleife und ein Brief aus Bergers Brieftasche, und — die Werthpapiere welche sie dem verstorbenen Steuerrath entwendet!"

„Herr Criminalrichter!" rief Prell auffahrend. „Ich bin weder ein Mörder, noch ein Dieb!"

„Sie sind es!" erwiderte Pintus bestimmt, „wie kommen all jene Sachen in den Schrank?"

„Ich weiß nichts davon."

„Es ist, wie Ihre Wirthschafterin ausgesagt hat, wie auch Paula bestätigt, Niemand außer Ihnen in dies unbenutzte Zimmer gekommen."

„Bitte, lassen Sie meine Aussage zu Protokoll nehmen, daß mir der Schrank unbekannt ist, daß ich von den darin gefundenen Sachen nichts weiß," warf Prell mit höhnender Kälte ein.

„Sie wissen selbst, daß Ihnen dies Leugnen diesen Beweisen gegenüber nicht das Geringste hilft!"

„Ich kann nur das aussagen, was die Wahrheit erfordert," erwiderte Prell.

„Sprechen Sie das Wort Wahrheit nicht aus!" rief Pintus aufgebracht.

„Ich werde so sprechen, wie es meine Ueberzeugung vorschreibt," entgegnete Prell.

Pintus ließ den Doktor nach diesem Verhöre wieder in seine Zelle zurückbringen. Er sah ein, daß er kein Geständniß von ihm erzwingen werde und er bedurfte desselben auch nicht einmal bei der Fülle der Beweise gegen ihn. Ein Zweifel war ja umsoweniger möglich, als sowohl Prells Wirthschafterin, wie auch sein Kutscher bestätigt hatten, daß die in dem Wandschrank aufgefundenen Kleidungsstücke ihrem Herrn gehörten. —

Am folgenden Morgen trat der Gefängnißwärter bestürzt zu Pintus in das Zimmer.

„Was haben Sie?" fragte der Richter, der dem Mann den Schrecken ansah.

Herr Richter," erwiderte der Mann — „der Doktor Prell — heute Morgen, als ich in seine Zelle kam — war er todt!"

„Todt!" rief Pintus aufspringend. „Wie ist dies möglich?"

Er scheint sich vergiftet zu haben — dieses Fläschchen lag neben ihm."

„Wie hat er das erhalten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Wärter.

„Er ist doch genau untersucht worden, als er in das Gefängniß kam?"

„Ja, und dennoch muß er es versteckt bei sich getragen haben, denn Niemand außer mir ist zu ihm gekommen."

Dies hatte der Richter nicht erwartet. Für einen Augenblick schien es ihn außer Fassung zu bringen.

„Er bat mich gestern Abend dringend, ihm Papier, Dinte und Feder zu bringen," fuhr der Gefängnißwärter fort.

„Sie haben es ihm gegeben?" warf Pintus fragend ein.

„Nein, ich wagte es nicht — es ist mir ja streng untersagt. Er wollte sogar in meiner Gegenwart schreiben, an Paula Braun, dennoch wagte ich es nicht."

„An Paula," wiederholte Pintus für sich selbst, „die unglückselige Liebe zu dem Mädchen scheint ihn zu einem doppelten und dreifachen Verbrecher gemacht zu haben. — War er unruhig — aufgeregt gestern Abend?"

„Nein. Es schien mir fast, als ob er traurig wäre. Ich habe nur wenig mit ihm gesprochen, ich hatte ja keine Ahnung von dem, was er im Sinne hatte."

„Vielleicht hätte der Brief uns über die Motive seiner Verbrechen aufgeklärt," sprach Pintus — allein Sie hatten Recht, Sie durften seinem Verlangen nicht nachkommen, und wer weiß," fügte er hinzu, „ob er auch in jenen letzten Zeilen wahr gewesen wäre, ob er! nicht am Ende gar Paula seine Unschuld versichert hätte. — Es ist so gut! Ich werde nachher mit einem Arzte kommen und den Todten untersuchen. Lassen Sie Niemand in die Zelle."

Die Vergiftung Prells wurde durch die Untersuchung als zweifellos herausgestellt. Sein Selbstmord sprach in den Augen der großen Menge am Deutlichsten für seine Schuld. Die Mitglieder des Philemon vermieden, so viel als möglich war, darüber zu sprechen. Es war ein schwerer Schlag für sie. Am unangenehmsten fühlte sich der Superintendent Feld berührt. Hätte er nur jene unglückseligen Worte nicht in der Predigt angebracht, sie waren jetzt auf sein eigenes Haupt zurückgefallen.

Kurze Zeit darauf wurde der Polizeidirektor versetzt und Körber trat an dessen Stelle. Nun führte er auch Anna als sein Weib heim.

Der Superintendent suchte sich ihm in freund-

Digitized by Google

lichster Weise wieder zu nähern, allein er wies ihn entschieden zurück. Der alte Berger hatte ihm nicht allein die dem Entdecker des Mörders verheißenen zehntausend Thaler ausgezahlt, sondern noch die Hälfte der Summe, welche seinem Sohne geraubt war.

Hellmann hatte sich in der Stille mit Paula verlobt. Sie selbst zögerte indeß noch, ihm ihre Hand zu reichen, weil die für sie so schnell auf einander folgenden Erschütterungen sie zu heftig angegriffen hatten und außerdem der alte Berger sich nicht von ihr trennen konnte. Fast ein Jahr war nach Prells Tode vergangen, ehe Hellmann mit Paula verbunden wurde. und dann auch nur unter der Bedingung, daß er seine Försterstelle aufgeben und mit Paula auf das Gut Alldorf ziehen mußte, welches Berger für Paula gekauft hatte. Dort lebte auch der Alte, der Paula immer mehr in sein Herz geschlossen hatte.

Prell hatte kein großes Vermögen hinterlassen, indeß reichte es, namentlich, nachdem seine Besitzung verkauft war, vollkommen aus, um die Zukunft seiner unglücklichen Tochter sicher zu stellen. Marie war nach seinem Tode mit ihrer Tante nach der Residenz zurückgekehrt. Sie konnte nicht in der Stadt leben, die so traurige Erinnerungen stets in ihr wieder wach rufen mußte. —

Die That Prells ist unter den Bewohnern der Stadt längst in Vergessenheit gerathen, denn auch der alte Berger ist seitdem gestorben. Nur dann und wann kommt noch die Rede darauf.

Die Motive, welche Prell zu der That veranlaßten, sind nicht völlig aufgeklärt, obschon man mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, daß nur seine leidenschaftliche Liebe zu Paula ihn dazu getrieben hatte.

Mannigfaltiges.

Der Kaiser Napoleon wird bekanntlich im August nach Corsika reisen, um das hundertjährige Geburtsfest Napoleons I. zu feiern. Nun aber ist der Geschichtsforscher Boulée aufgetreten und behauptet, der berühmte Attila des neunzehnten Jahrhunderts sei nicht im Jahre 1769, sondern ein Jahr früher geboren worden. Der Auszug eines lateinisch ausgestellten Taufscheins, der durch eine Erklärung des königl. Richters von Corte authenticirt wurde, besagt, „daß Karl Bonaparte in der Pfarrkirche von Corte ein ihm von der Dame Lätitia gebornes Kind am 7. Jänner 1168 auf den Namen Nabulion habe taufen lassen. Boulée gilt als ein sehr gründlicher und gewissenhafter Geschichtsforscher. Er hebt zur Konstatirung seiner Behauptung noch hervor, daß Napoleon oder recte Nabulion I. anläßlich seiner Vermählung mit Josefinen, die im März 1796 stattfand, ein Alter von 28 Jahren angab, was mit der Jahresziffer 1768 genau stimmt. Darob erheben sich schwere Zweifel und Bedenken. Was soll die Feier des 15. August, mit der man um ein halbes, was diese hundertjährige Feier, mit der man um anderthalb Jahre zu spät kommt. Die Böswilligen freuen sich über diese in der Hof-Genealogie angerichtete Konfusion und witzeln über die neue Orthographie des Namens, von dem einst Europa wiederhallte. Boulée aber bleibt trotz der gegen ihn erhobenen Controversen standhaft und führt den Beweis, daß der in der Militärschule von Brienne beigebrachte Taufschein unecht sei, da die Taufbücher von Ajaccio und Corte in der Zwischenzeit verstümmelt worden seien. Also nicht in Ajaccio, sondern in Corte, nicht 1769, sondern 1768, nicht am 15. August, sondern am 7. Januar wäre nicht Napoleon, sondern Nabulion I. geboren worden. Und man wundert sich noch, daß man nicht weiß, wann und wo Homer das Licht der Welt erblickt, oder ob Karl der Große wirklich ein uneheliches Kind war, das erst durch eine bigamische, kirchlich sanktionirte Ehe Pipins legitim und thronfähig wurde?

(Gesunder Durst.) Daß heute noch im deutschen Vaterlande so wacker gezecht wird, wie zur Zeit des Tacitus, geht aus einer Notiz im „Norddeutschen Wochenblatt" hervor, worin mitgetheilt wird, daß in der Gemeinde Heiligen-Ebersdorf (ein Marktflecken von 970 Einwohnern, worunter sich eine Herrnhuter-Brüdergemeinde von 250 Seelen befindet, im Fürstenthum Reuß jüngere Linie unweit der bayerischen Gränze, resp. der Provinz Oberfranken gelegen) jährlich 536,904 Seidel Bier getrunken werden. Die Gemeinde gehört nicht zu den wohlhabenden, consumirt aber trotzdem jährlich für 18,000 Thaler Bier bei einer Einwohnerzahl von noch nicht 1000 Seelen, Säuglinge und lebensmüde Greise mitgerechnet! Wie das „Norddeutsche Wochenblatt" mittheilt, gibt es drei Gasthöfe, zwei Bierschenken und elf Branntweinkneipen in dem Orte. Neuerdings wurde daselbst noch eine Bierschenke errichtet, die den schönen Namen „Zum guten Vorsatz" erhielt.

Einen Begriff von amerikanischer Wohlhabenheit geben die neuerdings veröffentlichten Steuerlisten der Stadt New-York, in welchen mit jährlichem Einkommen von über 100,000 Dollars u. A. figuriren die Herren A. J. Stewart 3,015,000 Doll., Elias S. Higgins 431,000 Doll., J. A. Benedict 311,000 Doll., Harvey

Digitized by Google

Fish 286,000 Dollars, Moses Taylor 279,000 Dollars, A. S. Hatch 278,000 Doll., W. E. Dodge 221,000 Doll., J. G. Benet, Eigenthümer des „Herald", 186,500 Doll., Rbt. Bonner, Eigenthümer des „Ledger", 184,000 Doll., L. Delmonico, der berühmte Restaurateur, 126,000 Doll., B. Schlesinger 119,000 Dollars. u. a. m.

(Briefmarken-Anfeuchtungs-Apparat.) Ein originell-komisches Bild bot sich jüngst vor dem Briefschalter an der k. Filial-Postanstalt zu Augsburg dar. Eine Dame, der dortigen Geldaristokratie angehörend, kam in Begleitung ihres Dienstmädchens, welches einen Brief trug, an den Schalter und verlangte eine Groschenmarke. Nachdem sie dieselbe erhalten hatte, rief sie zum Dienstmädchen: „streck' die Zunge heraus!" Das geschah auf Commando. Die Dame rieb die Briefmarke über die Zunge der weißen Sclavin, klebte die Marke auf den Brief und warf diesen dann eigenhändig in den Briefkasten, worauf sie mit dem Briefmarken-Anfeuchtungs-Apparat unter der Heiterkeit der Umstehenden gravitätisch von dannen schritt.

(Eine neue religöse Secte) Eine finnische Zeitung berichtet, daß in dem Kirchspiel Haapavesi eine neue religöse Secte entstanden ist. Die Zusammenkünfte beginnen mit Gesang; die alten Weiber sitzen an einem Tische und schlagen auf demselben den Tact mit den Händen, erst mit der flachen und dann mit der umgekehrten Hand; die jüngeren umkreisen wild tanzend den Tisch, erheben die Hände, schlagen dieselben gegeneinander und stürzen zuletzt der Länge nach zu Boden; während ihres Tanzens heulen sie wie die Wölfe, und die älteren Weiber welche nicht mittanzen können, lachen dazu und sagen: „So freuen sich die Kinder Gottes."

(Velocipedistinnen.) Das Hippodrom in Paris, welches seit einiger Zeit ziemlich schlechte Geschäfte machte, trachtet sich mit den knapp bekleideten Beinen weiblicher Velocipedes-Meisterinnen auf die Beine zu helfen. Am 20. ds. wurde sogar ein Wettlauf veranstaltet, woran auch externe Damen theilnehmen durften. Ein „konvenables" Kostüm ward als Bedingung gestellt; die Frage ist nun, was der Direktor unter konvenable versteht. Als Preis war eine goldene Medaille ausgesetzt. Man sagte, daß zwei Damen der Hautevolee — maskirt — mitfahren wollten. Auch das Pré Catalan im Bois de Boulogne debutirt mit schlanken, schmucken Velocipedistinnen; Mabil wird nachfolgen.

Um das Sauerwerden der Milch zu verhindern, gibt man in Beligen und Frankreich, wie die Nordd. landwirthschaftliche Zeitung schreib den Kühen an heißen Tagen je ein Loth Soda in das Trinkwasser. Hiedurch wird dem Sauerwerden ohne Nachtheil für die Güte der Milch vorgebeugt.

In einem Blatte sollte jüngst eine Sammlung veranstaltet werden für einen „schwer betroffenen Familienvater." Durch die Bosheit des Zufalls schlich sich ein Druckfehler ein, der unkorrigirt blieb und die Abonnenten der Zeitung waren nicht wenig erstaunt, als sie lasen: An edle Menschenfreunde! für einen schwer besoffenen Familienvater ꝛc.

Eine alte Jungfer in Chicago hat ein glänzendes Geschäft gemacht; die dortigen Gerichte sprachen ihr nämlich in einer Klage gegen einen reichen Bürger wegen nicht gehaltener Eheversprechung 100,000 Doll. als Entschädigung zu.

Auf dem Stufenberge.

Motto: Hier ruht mein treu'ster Gefährte im Land
Herr Hypochonder zubenannt.
Er starb auf frischer Bergesluft
An Vogelsang und Waldesduft. —
Sonst wünsch ich ihm alles Glück und Heil!
Die ewige Ruh' werd' ihm zu Theil.
Nur wahre mich Gott vorm Wiederseh'n.
Und seinem dereinstigen Aufersteh'n!
(Anastasius Grün.)

Und wer du auch seyst, der nach mir den Lauf
Noch lenkt zur bewaldeten Höhe hinauf,
Weß Alters und Stands, und wie immer dein Nam',
Hast das Herz du voll Kummer, voll Sorgen und Gram
Und wandelst du finster und mürrisch auf Erden
Mit dem Herrn Hypochonder, dem schlimmen Gefährten:
O laßt ihn hier sterben, auf grüner Höhn.
Ach, Gottes Erde sie ist ja so schön!
Die ewige Liebe, voll Huld und Erbarmen
Trägt alles, was Menschen heißt auf segnenden Armen.
O! lern hier voll Glauben, voll Muth und Vertrauen
Von irdischer Höhe zur himmlischen schauen.
Dann weichet die Sorge, dann fliehet der Schmerz!
Und Friede und Freude zieht ein in das Herz!

Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 333.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 54. Mittwoch den 7. Juli. 1869.

Ernteliedd.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr
Der Wald längst grün und doch noch klar.
Die Blumen ganz im Blüh'n,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Still steht des Lebens Flucht
Noch zwischen Blüth und Frucht.

Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das!
Wohl wenn's an's Welken geht,
Dem, der so süß verweht!

Die Luft noch nicht so wild durchschwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Im Grill'chen kichert nur,
Im Vogel jauchzt Natur.

Vorüber schwellt ein geist'ger Duft,
Ein Aether durch den Dampf der Luft.
Des welken Grases Balsamhauch
Zeugt sterbend noch vom Leben auch.

O komm, genieße dieser Zeit
Und athme sie, wie Ewigkeit!
Leg' dich am Quell ins Heu,
Erbau' dein Traumgebäu!

Geschwind, eh' dich ein Tropfen weckt
Eh' dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born
Wallt plötzlich auf im Zorn.

Dann sä't sein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Aeste sich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüthe, Gras verschwand.

Die Hammerschmiedstochter.

In dem nördlichen Theile des Böhmerwaldes, nahe an der Gränze Bayerns, liegt ein nicht unbedeutendes Dorf, dem die Hüttenwerke eines reichen und angesehenen Grafen große Regsamkeit verleihen. Längs des schnell fließenden Waldbaches liegen die Eisenhämmer mit den dazu gehörigen Gebäuden in schöner Ordnung, an die sich weiter elende Hütten dürftiger Landbewohner ungeregelt anreihen. Etwas links auf einer Anhöhe liegt ein schönes Schloß mit mehreren anmuthigen Häusern in Verbindung, letztere von Beamten des Grafen, ersteres von diesem selbst bewohnt, wenn er, wie es eben jetzt der Fall war, hier sich aufhielt; denn seinen festen Aufenthalt hatte der Graf in der Kaiserstadt Wien.

Es war ein Sonnabend und die Hämmer alle bis auf einen verstummt; in diesem arbeiteten zwei rüstige, halbnackte Hammerschmiede mit doppelter Anstrengung, um auch ihr Tagewerk zu Ende zu bringen, bevor die Sonne, welche schon den dritten Theil ihres Halbkreises vollendet hatte; gänzlich in die Berge sank. Der eine, ein guter Dreißiger von rohem und wildem Ansehen, hatte eben das glühende Eisen unter dem Hammer, der mit gewichtigen Schlägen feuerige Strahlen von zischenden Funken zertheilt; der andere, ein junger Bursche mit ansprechenden Mienen stand am Ofen, in dessen heiße Gluth die Bälge ihren brausenden Luftstrom hauchten. Ein gellender Pfiff des Ersteren rief noch ein ohngefähr 18 Jahre altes Mädchen herbei, welches eben an der offenen Thüre vorübereilen wollte, jedoch durch das bekannte Zeichen aufmerksam gemacht, sich rückwärts wendete und bald mit einem irdenen Krug voll Bier eintrat. Unterdessen war der glühende Klumpen Eisen zur Hälfte in eine gleiche glatte Stange verwandelt worden, der am Ofen Beschäftigte eilte die Schütze zurückzulassen, während jener die halbfertige Stange auf die beschwerte Waage warf und dann triefend von Schweiß nach dem gefüllten Gefäße langte, welches er in schneller. Zügen bis über die Hälfte leerte.

Das schmeckt! rief er, und mit den Worten: Da, Simon, trink! reichte er den Krug seinem Genossen, welcher ihn nach einem mäßigen Trunke zurückgab.

Du bist kein ächter Hammerschmied! rief der Aeltere, indem er prüfend in das Gefäß schaute.

Hans, du weißt, sprach Simon, ich bin es nicht gewohnt, gegen meine Natur zu stürmen.

Was, Natur! entgegnete dieser; ein tüchtiger

Digitized by Google

Hammerschmied muß Alles vertragen können — über seine Kräfte arbeiten und seinen Durst trinken.

Mit diesen Worten leerte er vollends den Krug und gab ihn dem harrenden Mädchen, welches davon eilte, um ihn auf's Neue zu füllen.

Ein schmuckes Mädchen, fuhr Hans fort, und, mit den beziehenden Worten nach Simon blickend, wohl im Stande, das Herz eines jungen Burschen in Verwirrung zu bringen.

Simon wandte sich ab, ging zum Ofen, nahm einen halbvollendeten Stab und führte das glühende, noch ungeschmiedete Ende zum Hammer, während Hans laut lachend die Schütze aufzog.

Das Pochen des Hammers machte die Fortsetzung dieses Gespräches unmöglich, und wiewohl es Hans gerne wieder aufgenommen hätte, so hielt ihn doch die Arbeit von nun an so unausgesetzt in vollem Athem, daß er kaum Zeit fand, den neugefüllten Krug, welchen das Mädchen gebracht hatte, in hastigen Zügen zu leeren, und bei dem letzten Hammerschlag todtmüde sich sogleich entfernte, um sich auf das rußige Lager zu werfen und in den Armen des Schlafes die Mühen des Tages zu vergessen. Simon blieb noch, richtete erst Alles in Ordnung, versperrte das fertige Eisen sorgfältig in den hohen Schrein, legte die nachlässig hingeworfene Zange an ihren Ort und ging dann erst in sein halbdunkles Kämmerlein, um sich von Kohlenstaub zu reinigen und seine Kleider anzulegen. Nachdem er noch einen flüchtigen in den kleinen, aber reinlichen Spiegel, den er aus einem hölzernen Kästchen zog, geworfen hatte, begab er sich in eines der nieblichen Häuschen, in welchen die Schmiedemeister wohnen, und trat beklommenen Herzens in ein nettes Stübchen ein.

Du bist allein, Johanna? fragte er ein Mädchen, welches, den Kopf auf die Hand gestützt, am Fenster lehnte, und dem Anscheine nach gedankenlos durch die Scheiben starrte.

Die Mutter und die Schwester, entgegnete diese und wandte sich zu Simon, sind noch im Walde, und der Bruder ist oben beim Vater.

Was macht dein Vater? fragte Simon theilnehmend.

Gottlob, es ist besser! Er hat vor wenigen Stunden einen gesunden Schlaf gehabt und fühlt sich jetzt merklich erleichtert. Wir sind dir viel Dank schuldig, Simon, fuhr Johanna fort! du verstehst die Arbeit des Vaters und die deinige. Ich glaube, du hast diese drei Tage die Wohlthat des Schlafes wenig genossen. Du wirst auch krank werden!

Sei meinetwegen außer Sorge, sprach Simon; ich habe einen gesunden Körper, der eine so kurze Zeit die Ruhe leicht entbehren kann. — Vertraue nicht zu viel auf deine Gesundheit; deine Arbeit ist gethan, lege dich jetzt wenigstens zu Bette.

Simon blickte bei diesen Worten wehmüthig zu Boden. Johanna, sprach er, ich kann jetzt nicht schlafen, laß mich noch einige Augenblicke hier. —

Ich meine es gut mit dir, entgegnete diese und reichte ihm zum Zeichen ihrer Theilnahme die Hand. Doch schnell dem Gespräche eine andere Wendung gebend, fragte sie: Wirst du morgen auch mit zur Jagd gehen?

Wir haben sämmtlich dazu den Befehl vom Grafen erhalten, antwortete Simon. Es wird ein großes Treibjagen werden, wir sind über hundert Treiber.

Ich höre, die Tochter des Grafen wird demselben ebenfalls beiwohnen, fragte Johanna weiter mit einem Gemisch von Neugierde und Unbefangenheit.

Sie wünschte es, allein der Arzt behauptet, daß ihre Gesundheit noch nicht so weit hergestellt sei, um einem solchen Vergnügen ohne Nachtheil beiwohnen zu können.

So bleibt sie zu Hause?

Sie und ihr Verlobter, der junge Baron Heinrich.

Bei diesen Worten überflog Johannens Gesicht eine leichte Röthe; ein leichter Seufzer entrang sich ihrem Busen. Dann plötzlich, als hätte sie sich selbst in ihren Gedanken überrascht und suche dieselben zu verscheuchen, sprang sie zu einer neuen Frage über, die jedoch bei aller Hast das Gepräge der größten Theilnahmslosigkeit trug.

Und Graf Eduard?

Er fehlt bei einem solchen Vergnügen nie, entgegnete Simon. Seinem wildem Charakter behagt das Treiben einer Jagd am besten.

Er hat wenig gräfliches an sich, meinte Johanna.

Auch scheint er auf seinen Stand nicht viel zu halten, sprach Simon. Er setzt sich in der Schenke unter die liederlichsten Bursche, betrinkt sich und wetteifert dann in Rohheit mit Allen. Hans kann, wie er sich ausdrückt, seine Leutseligkeit nicht genug rühmen. Er erzählt mir viel von seinem tollen Treiben.

Mich wundert, daß ihn der Graf, unser Herr, in seiner Nähe dulden mag.

Es geschieht dies mehr aus Rücksicht für seinen Vater, von dem er ein inniger Freund ist.

Auch meinte ich, Graf Eduard selbst müßte sich bei einer so einförmigen Lebensweise langweilen. Die Jagd ausgenommen, kann er hier wenig Unterhaltung finden.

Er bleibt mehr um des Fräuleins willen

Digitized by Google

da, wie Hans von ihm selbst zu wissen behauptet.

Um des Fräuleins willen! rief Johanna verwundert.

Er liebt sie, sprach Simon, obgleich er weiß, daß sie schon mit dem Baron Heinrich verlobt ist. Auch hegt er Hoffnung; er meint, unvorhergesehene Fälle könnten schnell die Sache ändern.

Woher weißt du dieß Alles? fragte Johanna dringend.

Aus Hans Munde; er genießt Eduards Vertrauen im vollen Maße und erzählt mir in arbeitsfreien Stunden Manches von seinen Gesprächen mit demselben.

Simon, sagte Johanna und setzte sich neben ihn auf die hölzerne Bank, zugleich schmeichelnd seine Hand fassend, du weißt, ich verabscheue den rohen Gesellen Hans und möchte dich nicht bereden, daß du dich allzuenge an denselben anschließest. Du selbst machtest nie genaue Kameradschaft mit ihm, wohl mehr wegen seines wüsten Benehmens, als deßwegen, weil er dir im Alter weit weit voraus ist. Und dennoch bitte ich dich jetzt, zwinge dich wenigstens eine Zeit lang, freundlicher gegen ihn zu sein, trinke mit ihm, spiele mit ihm, mache ihn glauben, du fingest an, seinen Grundsätzen geneigter zu werden; aber vor Allem merke dir wohl, was er dir vom Grafen Eduard erzählt. — Ich bitte dich darum, fuhr Johanna fort, als Simon, der ihre Worte nicht begriff, eine Antwort zurückhielt; wirst du mir es nicht zu Gefallen thun?

Kann ich dir etwas verweigern? sprach Simon und wagte es, leise ihre Hand zu drücken.

Ich werde dir dankbar dafür sein, versetzte Johanna und erhob sich wieder, die Hand sachte losmachend. In diesem Augenblick trat ihr Bruder ein und meldete, daß der Vater nach dem Thee verlange. Das Mädchen eilte, diesen Auftrag zu erfüllen, in die Küche, und Simon schlich sich weg in sein Kämmerlein, wo er bald dem lang entbehrten Schlaf in die Arme sank und die süßesten Bilder der Liebe in lieblichen Träumen seine Sinne umgaukelten.

* * *

Der schönste Septembermorgen strahlte im heiteren Glanze; die Sonne hatte den Nebel, welcher sich leicht auf die Fluren hinzog, zu Boden gedrückt und rein und wolkenlos lachte der blaue Himmel. Vor dem gräflichen Schlosse war eine Anzahl Männer, Burschen und Knaben in buntem Gemisch versammelt, theils mit Prügeln theils mit jenen lärmenden Instrumenten, welche man zum Aufscheuchen des Wildes anwendet, versehen; einige hielten Hunde an sicheren Leinen, andere trugen Jagdgewehre und zottige Jadtaschen. Alles war voll Leben und freute sich auf den heutigen Tag. Die Knaben machten ein fürchterliches Geklapper, hier erzählten sich Einige frühere Jagdscenen und begleiteten ihre Rede mit lebhaften Gestikulationen, dort waren Andere beschäftigt, ihre Gewehre vollends in Ordnung zu richten, noch Andere hatten sie prüfend am Backen und fuhren damit einem vorüberfliegenden Vogel nach.

Mit sichtbarem Wohlgefallen blickte durch die verschlossenen Fenster die junge Gräfin Mathilde in das lebendige Getümmel hinab. Ihre Mienen, obschon sie den leidenden Zustand ihres Körpers verriethen, waren dennoch nichts weniger als abstoßend; es drückte sich vielmehr in ihnen jene wohlthuende Freundlichkeit aus, die so schnell alle Herzen gewinnt.

Als sich der Zug, nachdem der Graf mit seinen Jagdfreunden das Zeichen zum Aufbruche gegeben hatte, in Bewegung setzte, trat sie vom Fenster weg und zu Baron Heinrich, der ihr zur Seite stand, sich wendend, sprach sie mit besonderem Liebreiz:

Ich bringe dich heute um ein schönes Vergnügen.

Meine Leidenschaft für die Jagd, entgegnete dieser ist sehr gering! und überdieß, Mathilde, bist du nicht überzeugt, daß die einsamen Stunden in deiner Nähe jedes andere, noch so laute Vergnügen aufwiegen?

Ich kenne dein Herz, sprach Mathilde, und weiß, daß diese Worte lauter aus deiner Brust fließen. Ich habe dir viel durch treue Liebe zu vergelten, Heinrich, wenn ich dir für die zarte Sorgfalt, welche du mir während meiner Krankheit bewiesest, dankbar sein will. Du hast mich mit doppelten Banden gefesselt, nimm die Versicherung daß mein Eifer, dir stets meine innigste Zuneigung zu beweisen, eben so groß sein wird.

Du rechnest meine Verdienste höher an, als sie es verdienen, versetzte Heinrich. Waren sie nicht eigennützig? Hat Gott durch die Wiederkehr deiner Gesundheit mir eine geringere Wohlthat, als dir, erwiesen? Wir haben beide Ursache, ihm für dieselbe zu danken!

Ja, ich erkenne die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit jetzt mehr als je, sprach Mathilde. Der Mensch, so lange es ihm wohlgeht, wird leicht lau gegen seinen Schöpfer; die Stunden der Prüfung ziehen sein Herz wieder empor. Wie viel Tausende genießen heute diesen herrlichen Tag, ohne in dem Gefühle ihrer Gesundheit mehr als ein Wohlbehagen zu empfinden.

Sie scheinen keine Ahnung zu haben, daß sie ohne dieses Geschenk für den Reiz desselben unempfänglich wären. Mit welch' anderen Empfindungen genießt ihn hingegen der Wiedergenesene! Der Wonne, mit welcher die wieder-

Digitized by Google

kehrende Lebenskraft sein Herz erfüllt, sich bewußt, vergißt er die Quelle nicht, aus der sie fließt; jeder Athemzug, der erquickend sein Blut kühlt, stimmt ihn zum Danke gegen Gott; jede frohe Regung wird ein Gebet zum Himmel.

Komm Heinrich, fuhr sie dann fort und hing sich an den Arm des Verlobten, mich treibt es, in die freie Natur zu eilen; es dünkt mich, Sünde zu sein, diesen herrlichen Herbstmorgen innerhalb der beengenden Mauern zuzubringen. Ich habe mein Lieblingsplätzchen unter den hohen Buchen lange nicht besuchen können, führe mich dahin, daß ich wieder einmal seinen wohlthuenden Zauber einathmen kann.

(Fortsetzung.)

Mannigfaltiges.

Unter den Ursachen, denen man die wechselnde und schlechte Witterung des heurigen Sommers zuschreibt, wird von den Astronomen die wichtigste in Sonnenflecken gesucht. Der Astronom Pater Secchi, korrespondirendes Mitglied der französischen Akademie, äußert sich schon am 11. Mai im „Giornale di Roma" in folgender Weise: „Die Sonne befindet sich derzeit im Stadium sehr zahlreicher Flecken. Am Morgen des 7. Mai zählte man 33 erster Ranges, die sich in sieben oder acht Gruppen befanden. Ihre Anzahl geht rasch auf ihr Maximum zu. Die ganze Sonne ist damit thatsächlich bedeckt. Sie erscheinen wie eine Masse weißer Flocken auf aschgrauem Grunde." Diese Beobachtung erhält noch einen wesentlichen Nachdruck durch den Zusatz, daß „die Variationen der Sonnenflecken in einer beiläufig dreijährigen Periode einzutreffen scheinen". Auf diese Weise wäre die Hoffnung vorhanden, daß die Astronomie durch die positive Feststellung eines Gesetzes über die Variationen der Sonnenflecken zugleich wichtige Anhaltspunkte bieten würde, um die Wechselfälle der Witterung und die Unregelmäßigkeiten der Jahreszeiten schon vorweg zu bestimmen.

(Die Straßenreinigung in Paris.) Die Straßenreinigung Berlins und anderer deutschen Städte kostet Geld; die in Paris ist verpachtet und bringt jährlich — sechshunderttausend Francs der Stadt ein! der Staub und Schmutz wird nach Argentueil geschafft, in den dortigen Pourissiers der Dung verarbeitet und an Tausende von Gärtnern, welche die Vorstädte bewohnen, zu drei bis fünf Francs der Cubikmeter verkauft, wodurch die Pachtgesellschaft einen Umsatz von — $2^1/_2$ Mill. Franken jährlich erzielt!

In Boston gerieth Anfangs März ein ehrlicher Kaufmann in Konkurs. Der Akkord kam nicht zu Stande, sein einstöckiges Haus wurde verauktionirt. Die Gläubiger hatten sich eingefunden, um zu bieten, da trat der dreizehnjährige Sohn des Kaufmanns vor und rief: „Hier mein Sparkassenbuch mit 84 Dollars zum Ersten! Ein Schuft, wer weiter bietet!" Keiner hatte das Herz dazu und der Kaufmann behielt sein Haus als Geschenk von seinem Sohne.

(Ein bündiges Geständniß.) Das, von einem in München wegen Diebstahls verhafteten Schlossergesellen abgelegte Geständniß ist so charakteristisch, daß es seinen Platz wohl hier finden mag. Der freche Bursche erklärte nämlich, um, wie er sich ausdrückte, „die Sache kurz zu machen": „Ich hab' mir an Schlüssel gemacht, hab' meinem Meister sein' Kasten aufg'sperrt, 's Geld g'stohlen und verputzt und jetzt habens mich! Punktum."

In Bern ein Mäusekrieg zwischen Allopathen und Homöopathen, den Vertretern der entgegengesetzten Heilarten. Ein Arzt der alten Schule gab einer Maus eine ganze homöopathische Apotheke ein, ohne daß sich Folgen einstellten. Er und seine Zeugen erzählten das triumphirend im Blättchen. Bravo! riefen die homöopathischen Gegner, gewonnen! denn hätte die Maus eine allopathische Apotheke verschluckt, so wäre sie längst krepirt!

Ein Zechbruder taumelte Nachts durch die Straßen. — „Hat Zwei geschlagen!" rief der Wächter. — „Fällt keinem Menschen ein. Eins hats geschlagen! Ganz genau gehört! Es hat sogar zwei Mal Eins geschlagen — gar kein Irrthum möglich."

Der Unterschied zwischen einem Armen und einem Reichen besteht in der Hauptsache in folgender Frage:
Reicher: Was werde ich heute essen?
Armer: Werde ich heute essen?

Auch ein Verschen. (Nichts ist vollkommen.)

Wo ist ein Mensch, der sagen kann, er habe keine Klagen,
Wie heißt das Land, das frei sich nennt von Plagen?
Ich glaub, wo Menschen sind, da sind auch Uebel;
Den schon die ersten zwei, so lehrt's die Bibel —
War'n nicht davon befreit in ihrem Paradies.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francowia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 55. Samstag den 10. Juli. 1869.

Jammerlied eines Gartenwirths im Sommer 1869.

Wenn ich in meinen Garten geh'
Und schön die Sonne scheinet,
Da wird es mir so weh, so weh',
Daß ich drin keine Seele seh'
Die's gut noch mit mir meinet.

Die Tische und die Bänke sehn
Mich an in tiefer Trauer,
Wie sie so ganz verlassen stehn,
Und rauhe Winde drüber wehn
Mit wunderlichem Schauer.

Man sagt, verdreht sei alle Welt,
So scheint mirs auch geworden,
Im Winter blüht das Sommerfeld,
Im Sommer starrt's vor Winterkält'
Man friert an allen Orten.

Strohhüte wir zur Winterszeit
Und Sonnenschirme tragen,
Im Sommer, hu! da stürmt's und schneit,
Und halberstarrt wir weit und breit
In's warme Zimmer jagen.

Sonst eilten Gäste froh herbei
Zu Bier und Wein und Schinken,
Doch jetzt — o Himmel, steh mir bei!
Ich muß mit lautem Schmerzensschrei
Nun alles selber trinken.

Wenn ich mein Räuschchen krieg' davon
O wollt mir's nicht verdenken,
Ihr blickt auf mich mit Spott und Hohn,
Drum mach' ich mir's zum stillen Lohn,
Mir selbst recht einzuschenken.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Wird dir aber die kühle Morgenluft nicht schaden? entgegnete Heinrich sorgsam.

Sei deßhalb unbekümmert! sprach Mathilde; ich fühle mich ganz gesund. — Und mit diesen Worten mehr an Heinrich anschließend, zog sie ihn gleichsam mit sich fort, zugleich die Zweifel beschwichtigend, welche dieser aus Sorgfalt für ihre Gesundheit wiederholte.

Ein so raubes Aussehen im Allgemeinen die Natur im Böhmerwaldgebirg trägt, so fehlen ihm doch nicht einzelne Stellen, welche mehr als schön, die reizend zu nennen sind. Die Besitzungen des Grafen liegen in einem anmuthigen Thale, welches südöstlich sich immer mehr verengend einen wildromantischen Anblick gewährt, gegen Norden hin aber freier und breiter wird, und allmählig in eine ausgedehnte Ebene verläuft, die bei günstiger Vegetation den Carakter der Gebirgsgegend verloren hat. Da, wo das Thal anfängt, sich weiter auszubreiten, springt rechts der abgeplattete Theil eines Berges etwas vor, der von hundertjährigen Buchen bewachsen, auf der einen Seite die Aussicht nach der Ebene gewährt, auf der andern den Blick über die Besitzungen des Grafen weit in die Schlucht hinein trägt. Zu diesem Punkt gehen künstliche Wege, die langsam aufwärtssteigend einzelne Ruhepunkte haben und so den Naturfreund unter geringer Anstrengung auf den Gipfel führen.

Diesen selbst hatte der Graf mit allen Erfordernissen der Bequemlichkeit reichlich ausstatten lassen, weil er von jeher der Lieblingsaufenthalt seiner Familie, sowie aller derer, die diese Gegend besuchten, gewesen war. Dahin nun wandelten auch Heinrich und Mathilde in glücklichen Gesprächen.

Als sie am Ziele angelangt waren, genossen sie eine Zeit lang stumm die überraschende Aussicht; dann setzten sie sich auf eine der zur Ruhe einladenden Bänke, über welche die Zweige einer alten Buche schattengewährend reichten.

Die angenehme Kühle, welche hier wehte und die um so einladender war, als die Sonne jetzt heiß wie an einem Sommertage brannte, sowie das Reizende der ganzen Umgegend machte auf Mathildens Gemüth einen wohlthätigen Eindruck. Sie war sehr heiter, sprach von ihrer Krankheit, wie von einem längst vorübergegangenen Uebel und schuf sich für die Zukunft die lieblichsten Bilder, zu denen sie die Liebe zu Heinrich und die Hoffnung auf baldige, ewige Vereinigung berechtigte.

Digitized by Google

Heinrich war von ihrer Anhänglichkeit innig gerührt; die Größe seines Glückes fühlend, gab er sich ebenfalls den schönsten Träumen hin. Wie konnten die Glücklichen ahnen, daß das herbe Schicksal ihnen die Verwirklichung derselben grausam untersagt hätte!

Ihre Unterhaltung schweifte jetzt in die Vergangenheit zurück; sie zählten sich wechselseitig die glücklichen Stunden vor, die sie schon gelebt und erzählten sich, wie sie schon als Kinder für einander bestimmt sich lieben gelernt, und in ihnen das freundschaftliche Verhältniß der Väter neue Nahrung gefunden hätte. Aber wie die Erinnerung an das Vorübergegangene nie rein ist, von den unfreundlichen Flecken der Wehmuth, so mischte sich auch hier bald die Farbe des Gespräches düster. Mathilde gedachte der liebenden Mutter, welche der Tod schon frühzeitig von ihrer Seite gerissen hatte.

Wie oft, sprach sie zu Heinrich, saß ich hier mit der guten Mutter, wie überaus glücklich war ich in ihrer Nähe! Daß der Tod so innige Verhältnisse lösen kann, daß er sie so unbarmherzig löst! Was ist das menschliche Leben! Dieser alte Baum, wie viele Geschlechter sah er schon vorübergehen, wie kurz ist die Frist des menschlichen Daseins mit dem seinigen verglichen! Und meine Mutter starb in der schönsten Kraft ihres Lebens ein noch nicht zum Tode reifer Stamm! Wenn die Blume der Zeit verfallen in den Herbststürmen untergeht, wen schmerzt dies! Wenn sie aber im schönsten Glanze ihrer Blüthe am warmen Sonnenstrahl sich verzehrt, wer schenkt ihr dann nicht sein Mitleid.

Es war eine fromme tugendhafte Frau, entgegnete Heinrich; sie genießt jetzt den Segen des Himmels. Dieser Trost muß uns hienieden in unserem Schmerze beruhigen.

Kann er aber, fuhr Mathilde fort, auch jenes Sehnen nach Mutterliebe stillen, welches die Brust des Kindes bewegt, jene Leere ausfüllen, die dieselbe in meinem Innern zurückgelassen hat? Wie viel schönes und Gutes mir auch die Welt darbietet, mein Herz genießt doch nur halb ihre Freuden. Und was soll ich es läugnen, als der Tod mich schon mit kalter Hand gefaßt hatte, da zitterte ich nicht furchtsam der ernsten Stunde entgegen; der Gedanke die liebende Mutter bald wieder zu finden, machte mir das Scheiden von der Welt angenehm, versüßte mir den bitteren Augenblick.

O Mathilde! rief Heinrich, der Schöpfer hat dich dem Leben wiedergeschenkt, weil auch die Lebenden Anspruch auf dich haben.

Ich bin ihm dankbar dafür, versetzte Mathilde; ich bin es um deinet-, um des Vaters willen. — Und indem sie sich inniger an Heinrich schmiegte, fuhr sie fort: Mißdeute nicht die Gefühle meines Herzens, Heinrich! Meine Liebe gegen dich ist so warm, wie sie nur in dem Busen einer glücklichen Braut lebt, deine Gegenliebe macht mich so selig, daß ich über sie Alles vergessen kann, außer den Tribut, den ich dem Andenken meiner Mutter, den ich aber auch den Göttern schuldig bin, die, wie die alten Weisen lehren, dem Menschen, den sie lieben, mit der süßen Gabe des Lebensglückes auch den bitteren, schmälernden Tropfen des Unglücks reichen.

Und, sprach Heinrich, wie tief die Wunde auch ist, die der Tod einer geliebten Mutter in dem Herzen des liebenden Kindes gräbt, so ist sie doch nicht ein Brandfleck, der die Zerstörung weiter trägt, sondern heilbar durch den lindernden Balsam der Zeit. Die Natur täuscht uns nicht, wenn sie ihren gesetzlichen Gang geht, und wenn sie mit ihrem vernichtenden Rade in unsere Verhältnisse greift, so ist die lindernde Thräne vorbereitet. Aber es giebt Wunden, denen dieser Balsam fehlt! Wer hat je ein menschliches Herz ergründet? Und die bitteren Täuschungen, die den Menschen daraus entstehen, sind die Brandmahle, die am Lebensfrieden zehren und sich von Zerstörung sättigen. Laß uns dem Himmel danken, Mathilde, daß er uns von solchen Täuschungen bewahrte!

Und daß sie überhaupt selten sind, setzte Mathilde hinzu.

Nicht so selten, als wir vielleicht denken, erwiderte Heinrich. Wir dürfen die Außenwelt nicht nach unseren Erfahrungen beurtheilen. Freilich du, Mathilde, hattest nur Gelegenheit das menschliche Herz von der guten Seite kennen zu lernen. Von trefflichen Eltern erzogen, blieb dem enggezogenen Kreise deines Umganges jeder Mißton, der deine Seelenharmonie stören konnte, fern. Aber ich war oft naher Zeuge der menschlichen Bosheit und mir that es immer im innersten Herzen wehe, wenn ich sah, wie die Menschen an dem Unglücke ihres Nebenmenschen gegenseitig die größte Schuld trugen. Unsere Erde wäre wahrhaftig schön genug, einem seligeren Geschlechte, als wir sind, zum Aufenthalte zu dienen, und der Engel mit dem flammenden Schwerte vor dem Paradiese versperrt ein wenig zu beneidendes Glück, wenn nicht die Menschen selbst muthwillig die reine Stätte entheiligten und ihr verbrechenathmendes Antlitz aufdrückten!

O für uns soll die Erde immer ihr paradisisches Kleid bewahren! sprach Mathilde mit lebhafter Stimme und blickte zu Heinrich auf, der sich bei den letzten Worten unwillkürlich von seinem Sitze erhoben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Freuden einer Hochzeitsreise.

Humoreske von Max Ring.

„Sprecht mir von allen Schrecknissen der Hölle, nur nicht von den Freuden einer Hochzeitsreise," sagte unser Freund, der Doktor Burger, indem er das vor ihm stehende Glas mit Rheinwein zurückstieß.

„Aber ich begreife nicht, was Du gegen die allgemeine Sitte haben kannst," versetzte Assessor Hellwig, der sich nächstens zu verheirathen gedachte.

„So eine Hochzeitsreise ist eine Erfindung des Satans, die charakteristische Ausgeburt unserer ruhe- und rastlosen Gegenwart, die keine Gemüthlichkeit, keinen wahren Herzensgenuß mehr kennt. Kaum daß man die Trauung überstanden hat, so stürmt man aus der Kirche nach der Eisenbahn, wirft sich in das erste beste Coupe, wo man mit seiner jungen Frau kein vertrauliches Wort wechseln, keinen Händedruck tauschen kann, ohne von allen Seiten begafft und kritisirt zu werden. Statt der Häuslichkeit, von der man als Bräutigam träumt, findet man nur unbehagliche Hotels mit dumpfigten Zimmern, eine langweilige Gasthaustafel mit feuchten Servietten und ungenießbaren Braten, unverschämte Kellner und prellende Wirthe mit ellenlangen Rechnungen, wenn nicht noch Schlimmeres."

„Nach Deiner Wuth zu schließen, mußt Du wirklich sehr traurige Erfahrungen gemacht haben."

„Ich darf mich gar nicht daran erinnern, sonst geräth mein Blut sogleich in Wallung. Es war ein verwünschtes Abenteuer —"

„Ein Abenteuer!" lachte der Assessor. „Das mußt Du uns zum Besten geben."

„Damit ihr mich zum Besten habt, daraus wird nichts."

„Du bist es mir schuldig, wenn Du mich als Freund warnen und vor einer gleichen Thorheit bewahren willst."

„Nun, meinetwegen!" sagte der Doktor, indem er sich eine frische Cigarre anzündete. „Vielleicht nimmst Du Dir ein Exempel daran."

„Ich bin ganz Ohr, wenn der weise Nestor spricht."

„So höre und schaudre. Ich war der glücklichste Mensch der Welt und hätte gewiß mit keinem Könige getauscht, als ich mit meinem reizenden Weibchen, das ihr ja kennt, nach erfolgter Trauung die versprochene Hochzeitsreise antrat. Nach einem solennen Frühstück, wobei wir vor Liebe und Aufregung keinen Bissen genießen konnten, nahmen wir von den Eltern und Verwandten den zärtlichsten Abschied. Begleitet von ihrem Segen und ihren Glückwünschen stiegen wir in den Wagen, der uns nach dem Eisenbahnhofe brachte. Da wir uns etwas verspätet hatten, mußte ich mich beeilen, um in dem Gedränge wir die nöthigen Billete und das Gepäck, welches keineswegs ganz unbedeutend war, zu besorgen."

„Während ich mit Kutscher und Gepäckträger wegen ihrer unverschämten Forderungen herumzankte, wartete meine junge Frau in dem Salon der zweiten Classe, wo ihr wohl die Zeit lang geworden sein mochte, da ich bei dem großen Andrang der Reisenden länger aufgehalten wurde, als es mir lieb war. Wie ich endlich zu ihr zurückeilte, fand ich sie mit gerötheten Augen, mit dem feinen Battisttuche ihre Thränen trocknend, worüber ich mich keineswegs verwunderte, da es ja ihre erste längere Trennung von Eltern und Geschwistern war.

„Sobald die Glocke das Zeichen zur Abfahrt gab, eilte ich mit meiner Rosa auf den Perron, um mir mit Hilfe eines Achtgroschenstückes einen bequemen Platz zu sichern. Ein für solche galvanische Berührungen empfänglicher Schaffner schloß mir ein leeres Coupé auf, wo ich mit meiner jungen Frau im ungestörten Tête-à-tête zu verbleiben hoffte. Natürlich bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, um sie zu zerstreuen und den Schmerz des Abschiedes vergessen zu machen, was mir jedoch nicht so leicht gelingen wollte, da die Erinnerungen an das verlassene Vaterhaus noch zu frisch waren."

„Ach, die arme Mutter!" seufzte sie traurig. „Sie wird gewiß heute Nacht aus Sorge um mich kein Auge schließen."

„Das ist gerade nicht sehr schmeichelhaft für mich. Sie weiß, daß Du Dich in den besten Händen befindest.

„Das wohl, lieber Emil, aber Du ahnst gar nicht, wie sehr sie mich liebte. Ich fürchte, daß sie vor Sehnsucht noch krank werden wird."

„Du ängstigst Dich umsonst. Die gute Mama ist zu vernünftig, um eine solche Thorheit zu begehen."

„Wie!" versetzte Rosa pikirt, „Du hältst ihre Liebe für eine Thorheit?"

„Gott behüte! Aber ich glaube nur, daß sie durchaus keinen Grund hat sich zu ängstigen, oder gar vor Aufregung krank zu werden."

„Keinen Grund zur Aufregung!" zürnte meine junge Frau. „Ist die Trennung einer Mutter von ihrer Tochter kein Grund? Aber was weiß ein Mann von den Gefühlen eines Mutterherzens? Ich wollte es niemals glauben, aber leider ist es nur zu wahr, daß ihr Alle ausgemachte Egoisten seid."

„Aber mein süßes, mein theures Kind, wie kannst Du nur denken —"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Der Norton'sche Pumpbrunnen.) In der Landesgewerbehalle zu Karlsruhe war dieser Tage Gelegenheit, im Hofe daselbst der Anwendung eines neuen Brunnensystems beizuwohnen und man bekam den Eindruck, daß hier eine Erfindung vorliegt, welche ganz geeignet sein dürfte, eine vollständige Revolution in diesem Fache hervorzurufen. Der neue amerikanische Brunnen ist der Norton'sche Pumpbrunnen. Die Deichel bestanden aus 2 gegossenen eisernen Röhren, jede 9' lang und etwa 3/4" von außen dick. Die Röhren sind ungefähr 1 Zoll im Durchmesser weit und können an einander geschraubt werden. Die Eine derselben ist am einen Ende zugespitzt, damit man sie leicht in die Erde eintreiben kann, und an dieser (Stahl-) Spitze ist sie mit kleinen Oeffnungen versehen, welche klein genug sind, um die Erde aus der Röhre fern zu halten und doch auch weit genug, um das Wasser einlassen zu können. Auf die einfachste Weise wurde nun zuerst die eine Röhre in die Erde eingerammt, sodann die andere Röhre an die erste angeschraubt und beide bis zu 15 Fuß Tiefe eingetrieben. Dies war das Werk einer halben Stunde. Sofort konnte man durch ein in die Röhren eingelassenes Senkblei bemerken, daß man schon Wasser hatte. Nunmehr wurde der gegossene Aufsatz, in welchem sich eine Klappe befindet, auf die Röhre aufgeschraubt und Wasser ausgepumpt. So können 2 Personen in höchstens einer Stunde, und was beim Sandboden auch wichtig ist, ohne irgend welche Gefahr, einen Brunnen fertig machen. Ueberdieß ist jeder einzelne Theil so leicht, daß man ihn bequem tragen kann. Will man den Brunnen versetzen, so kann man die Brunnenrohre im Verlauf von einigen Minuten wieder aus der Erde ausziehen und an jedem beliebigen Orte, sei es in der Küche, oder bei großer Hitze um den Garten begießen zu können, in diesen einrammen und so den Brunnen herstellen. (Im Schweinfurter Lager sollen hiemit Versuche angestellt werden.)

(Ausstattung einer Braut.) Die „N. Y. Sun" beschreibt die Ausstattung einer in Madison Ave, in Newyork, wohnenden jungen Dame, welche im Laufe dieses Monats ihre Hochzeit feiert. Wir hoffen, daß diese eingehende Beschreibung auch unsere Leserinnen interessiren wird, und bringen dieselbe deßhalb zum Abdruck: Unter den kostbaren Sachen sind zu erwähnen ein Dutzend Taschentücher von Valenciennes Spitzen, von denen jedes die Kleinigkeit von 800 Dollars kostet. Das Brautkleid ist von weißem Atlaß, darüber ein Spitzenüberwurf, der an den Seiten von großen Atlaßrosetten und Orangenblüthen aufgerafft wird. Außerdem gehören zu der Ausstattung vierzehn verschiedene Roben von Seide und Atlaß, sämmtlich, wie auch das Brautkleid, in Paris angekauft und aufs Verschwenderischste ausgestattet. Zu jedem Anzug gehören besondere, mit Farben des Anzugs correspondirende Schuhe, Handschuhe und Fächer. Ferner sind zu erwähnen: 12 Paar Schuhe, 5 Dutzend Handschuhe, 4 Dutzend Taschentücher, 6 Paar Pantoffeln, 6 runde Hüte, 4 Façonhüte, 4 Sonnenschirme, 2 Spitzenshawls, 3 Spitzensonnenschirme, 2 indische Shawls, 13 Dutzend Paar Strümpfe, 28 Gesellschafts-, Haus- und Straßenanzüge, 5 Mäntel, 9 Jacken 2c. Mit den übrigen Artikeln, wie Unterröcken, Crinolinen 2c., könnte man mehrere Möbelwagen füllen. Auch die Anzüge für die sechs Brautjungfern sind aus Paris importirt und den jungen Damen zum Geschenk gemacht worden. Sie sind von weißer gerippter Seide mit weißem Tüllüberwurf, der an den Seiten durch Zweige von Theerosen aufgerafft ist. Besatz Valenciennes Spitzen. Der Vater der Braut hat dem Paar als Brautgeschenk ein prachtvolles Braunsteinhaus in Madison Ave gekauft und es aufs Luxuriöseste ausgestattet. Besonders geschmackvoll ist die Ausstattung des Schlafzimmers. Der Fußboden ist mit doppeltem Brüsseler Teppich belegt. Die Wände sind mit prachtvollen Gemälden und Statuen, die Scenen aus dem Leben der Götter Griechenlands darstellen, geschmückt, mattes Licht verbreitende Ampeln hängen von der Decke herab, parfürmirte Gewässer entsendende Springbrunnen verbreiten eine entzückende Frische und herrliche Wohlgerüche. Die Kopfkissen enthalten reine Dunen; die Ueberzüge sind von weißer Seide. Das Bettgestell ist von getriebenem Silber und stellt den Wolkenwagen der Venus dar. Die lieblichste der Göttinnen schwebt über demselben und verhüllt mit einem Spitzenschleier das Innere. — Die Steuern für das Haus und Mobilien sind von dem Vater der Braut auf ein Jahr voraus bezahlt.

Ein Scheidungsproceß wird vor den amerikanischen Gerichten von der Frau eines sehr bekannten Generals, nämlich des Generals Tom Pouce, angestrengt. Als Scheidungsgrund gibt die Dame an, daß ihr Gemahl Gewohnheitstrinker sei. Das Glas des Zwerges Tom Pouce ist ohne Zweifel nicht groß, doch scheint er entsetzlich viel daraus zu trinken.

* * *

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 56. Mittwoch den 14. Juli. 1869.

In vino veritas.

Beim Weine sitzt
Ein dummer Narr,
Das Blut erhitzt,
Die Augen starr.

Er guckt in's Glas
Gar tief hinein, . . .
D'rin regt sich was,
Was mag das sein?

Die Lippe drückt
Er an den Rand,
Den Kopf gebückt,
Am Ohr die Hand.

Er guckt und guckt
Gar tief hinein, . . .
Am Boden duckt
Ein Teufelein,

Ein winz'ger Daus,
Voll Neckerei.
Er rief: „Trink aus!
Lieb Hahnerei!

„Trink aus! Trink aus!“
Er trank vor Zorn,
Und ging nach Haus
Mit seinem Horn!

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Wenn es an unseren Bemühungen allein läge, versetzte Heinrich, ja! Aber wenn wir auch die böse Welt meiden, kann sie uns nicht suchen? O die Schlingen der Bosheit langen weit und kein Platz der Erde gewährt uns Sicherheit vor denselben.

Heinrich hatte diese Worte mit so ungewöhnlichem Ernste gesprochen, daß Mathilde in bangem Gefühl und in steigender Aufregung vergaß, wie sich der Faden des Gespräches natürlich gesponnen hatte, und daß sich vor ihrer Seele die ohnedieß der Einwirkung krankhafter Nerven unterworfen war, aus denselben die Klänge einer weissagenden Vorahnung ablösten und Bilder zusammenfügten, die mit ihren Riesengestalten in nahem Bezuge auf das Schicksal der beiden Verlobten standen. Und als wollten sie denselben entgehen, erhob sie sich von ihrem Sitze, hing sich fest in Heinrichs Arm und bat ihn, den Rückweg mit ihr anzutreten.

Heinrich, der mit der größten Theilnahme an den Mienen seiner Geliebten hing, glaubte zu bemerken, daß die leichte Röthe, die ihn vorher mit der Hoffnung der erstarkenden Gesundheit erfüllt hatte, aus ihrem Gesichte wich und theilte in ängstlicher Besorgniß die Bemerkung Mathilde mit. Diese versicherte jedoch, daß sie sich noch gleich befinde, und beschleunigte, gleichsam als Bestätigung dieser Versicherung ihre Schritte, welche im Anfang mehr eine Folge von Heinrichs Kraftanstrengung, — so fest ruhte die theure Last an ihm, — zu sein schienen. Auch in ein heiteres Gespräch suchte sie wieder einzulenken und dadurch Heinrichs wiederholte Zweifel an ihrem Wohlbefinden zu verscheuchen.

Und bald verloren sich die Glücklichen abermals in die zauberreichen Gespräche der reinen, heiligen Liebe.

Unterdessen hatten sich am fernen Horizonte leichte Wölkchen gebildet, die nach und nach sich dichter zogen und endlich durch ihre verrätherische Farbe und Gestalt sich als die Verboten eines Gewitters ankündigten, welche von manchen Menschen mit Wohlgefallen, von anderen mit Angst bemerkt werden, je nachdem ihnen das Naturereigniß selbst, welches sie in ihren Mantel hüllen, Freude oder Schreck verursacht. Mathilde gehörte zu den Letzteren, und als daher das ferne dumpfe Rollen des Donners die glückseligen Träume der Liebenden unterbrach, hatte Heinrich alle Kraft nöthig, um die Geliebte zu beruhigen. Er versicherte, daß die Gewitter in dieser Jahreszeit ganz ungefährlich seien, auch meinte er, daß es ihnen gelingen würde, vor dem vollen Ausbruche desselben das Schloß zu erreichen. Aber wenn auch die erste Behauptung für Mathilde im Augenblick etwas Beruhigendes hatte, so wurde ihre Angst doch bedeutend gesteigert, als der geäußerten Meinung zum Trotze das Gewitter mit aller Schnelligkeit näher und

Digitized by Google

näher kam, und die im Zickzack glühenden Blitze in kurzen Zeiträumen sich wiederholten, überdies der Donner in vielfachem Echo unter schauerlichem Getöse sich durch die Schlucht wälzte. Jetzt stand das Gewitter ober ihnen und fing zugleich an, sich eines schrecklichen Regenstromes zu entlassen, und wie sehr auch Heinrich wünschte in Bälde das Schloß zu erreichen, so ließ er sich doch durch die Vorsicht rathen, die eilenden Schritte zu hemmen, so wie er auch Mathildens Vorschlag, unter einem Baume Zuflucht vor dem Regen zu suchen, aus demselben Grunde entgegen war. Mathilde hatte bisher, obwohl unter bedeutender Beängstigung, noch ziemlich die Fassung erhalten; als aber jetzt die Vorsicht Heinrichs sie überzeugte, daß auch er die Furcht vor der Gefahr theile, war sie kaum mehr mächtig den gemäßigten Schritten desselben zu folgen und Heinrich sah sich genöthigt, die Geliebte mehr zu tragen als zu führen. Sie waren nicht weit mehr vom Dörfchen entfernt, als Mathilde mit schwacher Stimme, die nur zu deutlich ihren leidenden Zustand verrieth, versicherte, daß es ihr unmöglich sei, weiter zu gelangen, und Heinrich, der nunmehr die Gefahr, in der sich Mathilde befand, erkannte, wandte seine ganze Kraft auf, um die geliebte Last wenigstens bis zum äußersten Häuschen des Dorfes zu bringen. Hier legte er sie fast leblos auf ein schmutziges Bett, welches in der kleinen und unreinlichen Stube sich befand, und sorgte zugleich dafür, daß vom Schlosse für das Fräulein schnell trockene Kleider geholt würden. Dann beugte er sich zu Mathilde hinab, blickte mit schmerzlicher Wehmuth in das todtenbleiche Angesicht und fragte, wie sie sich befinde? Mathilde zwang sich, eine beruhigende Antwort zu geben: in dem Tone ihrer Stimme lag aber die Widerlegung derselben.

Die trockenen Kleider kammen bald an; ihnen folgte mit eilendem Fuße Mathildens Mädchen. Diese trat weinend an das Bett; aber auch sie suchte jene mit erzwungener Kraft zu beruhigen. Doch als sie an Mathilde das Geschäft des Umkleidens verrichten wollte, zeigte sich nur zu deutlich, wie schwach diese war. Sie war nicht im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten und das Mädchen hatte Mühe, trotz der Hilfe der herbeigerufenen Hausfrau die nassen Kleider mit den trockenen zu vertauschen.

Mathilde wünschte jetzt in das Schloß gebracht zu werden; sie versicherte, daß sie sich innerhalb der gewohnten Wände bald erholen würde. Da der Regen nachgelassen hatte, und das Gewitter nur noch fernerhin mit dumpfen Gemurmel seinen Weg verrieth, so trug Heinrich kein Bedenken, ihr diesen Wunsch zu erfüllen, und Mathilde, an Heinrich gelehnt und von einem rüstigen Bauer unterstützt, wandte ihre letzte Kraft an, den Weg nach dem Schloß vollends zurückzulegen.

O wie jetzt die Natur nach dem Gewitter in erquickendem Schimmer lag! Wie aus einem Bade war sie verjüngt und neu emporgestiegen und sie entfaltete nun in jungfräulicher Kraft ihre blühenden Reize. Die Luft wehte balsamreich und erstärkend; man hätte glauben sollen, ein Todter, von ihr überweht, müßte in's Leben zurückkehren. Aber Mathilde empfand diese Wonne nicht. Als man sie in ihrem Zimmer auf das Ruhebett gelegt hatte, war ihre Kraft erschöpft, und es schien als hätte sie nur durch übermäßige Anstrengung dieselbe so lange rege gehalten, bis sie an diesem Ziele angelangt wäre. Nun lag sie bewußtlos da, und als sie nach einiger Zeit den Mund zum Sprechen öffnete, kamen unzusammenhängende Worte hervor, die mit anderen Anzeigen verbunden zu erkennen gaben, daß die Kranke im Fieber lag.

Heinrich machte sich Vorwürfe von der bittersten Art. Er fühlte, wie unrecht er gethan habe, daß er dem Verlangen Mathildens, einen für die noch nicht völlig Genesene höchst mühsamen Spaziergang zu machen, nachgegeben habe. Auch darin, daß er sich den Regungen seines Gefühles ohne Widerstand in die Hand gegeben und durch die lebhafte Farbe des Gespräches die ohnehin gesteigerte Nevenreizbarkeit der Geliebten noch erhöht habe, handelte er wie er jetzt einsah, unvorsichtig. Er erinnerte sich, wie sich in Folge desselben der leidende Zustand auf's Neue in ihrem Gesichte ausgeprägt habe. Und wenn er ferner in Erwägung zog, daß durch diese Umstände die Angst während des Gewitters und der Schrecken des Regenschauers um so zerstörender auf Mathildens Gesundheit wirken mußte, so war es natürlich, daß der Anblick der Kranken, die sich des Zustandes, in welchem sie sich befand, völlig unbewußt zu sein schien, seinen Augen Thränen erpreßte, die durchaus nicht geeignet waren, ihm zur Beruhigung zu dienen.

Zitternd legte er die Hand auf die fieberheiße Stirn der Kranken, sein Auge ruhte an ihrem matten Blick; aber das Band, das ihre Seelen hielt und an dem sich sonst die Gefühle im wechselseitigen Austausche entgegenflogen, schien zerrissen. Kein Wort der im Fieber Redenden hatte auf ihn Beziehung, dagegen nannte sie ihren Vater vielmals. Heinrichs Lage entschuldigt, daß er erst darin eine Aufforderung fand, nach demselben zu schicken. Er selbst eilte einen schnellen Boten zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Freuden einer Hochzeitsreise.

(Fortsetzung.)

Doch das süße, theure Kind wollte nicht hören und zog sich in die entgegengesetzte Ecke des Coupés zurück, die ihr als Schmollwinkel diente. Umsonst flehte ich um ihre Verzeihung, obgleich ich mir nicht der geringsten Schuld bewußt war, vergebens bat und beschwor ich sie, mir zur Versöhnung ihre Hand zu reichen, sie antwortete mir nur mit einem Thränenstrom, der über ihre holden Wangen, wie ein Regenschauer über ein Rosenbeet niedertröpfelte. Ich selbst aber kam mir wie ein armer Sünder vor, da ich wie so mancher brave Mann alles eher, als das Weinen einer geliebten Frau ertragen kann.

Mein Humor wurde nicht besser, als wir auf der nächsten Station trotz meines Achtgroschenstückes und aller Protestationen einen unwillkommenen Reisegefährten erhielten, der unserm bisherigen Tête-à-tête ein Ende machte.

Ohne meine zurückweisenden Worte und Blicke zu beachten, ließ sich derselbe mit seinem schweren Reisesacke in unserer Mitte nieder mit einer Zudringlichkeit, die mich gelinde zur Verzweiflung trieb. Schließlich blieb mir jedoch keine andere Wahl, als mich in mein Schicksal zu ergeben, obgleich mir die Sache äußerst fatal war.

Abgesehen von diesem Grunde, mißfiel mir mein neuer Begleiter außerordentlich, so daß weder seine Physiognomie noch sein Benehmen mich auf seine nähere Bekanntschaft begierig machten. Es war ein kleiner, ältlicher Herr mit einem kahlen Kopf und jenen mir unausstehlichen Backenbärten in Form von Kalbscoteletten. Sein Gesicht trug den unverkennbaren Stempel des vollkommenen Philisters, jene unangenehme Mischung von Schlauheit und Bornirtheit, von Selbstgefälligkeit und Zudringlichkeit. Dazu kam noch ein lauernder Zug, der sich in den rastlos umherschweifenden kleinen Augen und der fortwährend schnüffelnden Nase verrieth, um mir seine Gesellschaft nur noch mehr zu verleiden.

„Trotz meiner Zurückhaltung, in der ich anfänglich seine Gegenwart vollkommen ignorirte, lies er sich nicht abschrecken, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, das sich jedoch mehr zu einem von ihm allein geführten Monolog gestaltete, aus dem ich ersehen konnte, daß er ein wohlhabender Lederhändler, glücklicher Familienvater u. s. w. war. Wider meinen Willen und ohne mein Zuthun machte er mich mit seinen Verhältnissen, seinem politischen Glaubensbekenntnisse, seinen religiösen und moralischen Grundsätzen, mit dem Stammbaum seiner weitverzweigten Familie, mit der Fabrikation und den Preisen der verschiedenen Ledersorten, vom russischen Juchten bis zum spanischen Corduan bekannt.

Zu jeder andern Zeit hätte mich vielleicht sein Geschwätz belustigt, aber in meiner augenblicklichen Stimmung erschien mir seine Gesellschaft unerträglich, so daß ich bis zur Unhöflichkeit einsilbig und wortkarg war, was er jedoch nicht im Geringsten beachtete. Vollends aber brachte mich seine Neugierde zur Verzweiflung, die er um jeden Preis zu befriedigen suchte. Der kleine Mann war ein verkörpertes Fragezeichen, ein geborener Spion, so daß man ihn leicht für einen geheimen Polizisten halten konnte.

„Sie reisen wohl nach Cöln? Ja! In Geschäften? Nein! Zum Vergnügen? Ja! Denken Sie sich lange aufzuhalten? Nein! Sie gehen wohl noch weiter? Vielleicht mit ihr lieben Frau? Ja! —"

Um den mir lästigen Fragen ein Ende zu machen, griff ich nach meinem Reisehandbuche, und that, als ob ich darin lesen wollte. Endlich schien der zudringliche Herr den Wink zu verstehen.

Er schwieg und zog aus seiner Reisetasche ein Blatt hervor, in das er sich vertiefte, bis er darüber eingeschlafen war. Ich benutzte diese erfreuliche Ruhepause seiner Sprachwerkzeuge, um mich meiner noch immer mit mir schmollenenden Rosa zu nähern.

„Zürnst Du mir noch?" fragte ich leise.

„Du hast es zwar verdient," versetzte sie in demselben Ton," aber Du weißt nur zu gut, wie sehr ich Dich liebe.

„Du sollst es nie bereuen, nie bedauern, daß Du mir gefolgt bist."

„Ach Du ahnst nicht, wie weh Du mir gethan hast."

„Es soll gewiß nicht wieder vorkommen, aber auch Du bist dabei nicht ganz ohne Schuld."

„Ist es nicht natürlich, daß eine Tochter an ihre verlassenen Eltern zurückdenkt? Meine arme Mutter —"

„Fängst Du schon wieder von Neuem an?"

„Wenn ich mich nicht schämte, so würde ich auf der Stelle zu ihr zurückkehren, und mich in ihre Arme stürzen."

„Du würdest Dich und mich dem allgemeinen Gelächter aussetzen. Der Skandal wäre für uns beide entsetzlich. Man würde auf uns mit Fingern zeigen."

„Ich wollte selbst die Gefahr der Lächerlichkeit nicht scheuen, um meine Mutter wiederzusehen —"

„Das kann doch unmöglich Dein Ernst sein."

„Mein völliger Ernst. Wenn Du mich wirklich liebst, so laß uns noch heute umkehren."

„Und ich werde nie dazu meine Einwilligung geben, selbst wenn ich Dich mit Gewalt entführen sollte."

Digitized by Google

„Oh!“ schluchzte Rosa. „Du bist ein Tyrann, ein Barbar, der mein Herz mit Füßen tritt.“

„Um des Himmels Willen!“ bat ich leise. „Nimm Dich zusammen. Wir sind nicht allein.“

Unser Reisegefährte, der fest zu schlummern schien, erwachte jetzt und rieb sich die Augen.

„Ich gab Rosa einen Wink, die verrätherischen Thränen zu trocknen, während ich selbst eine möglichst gleichgiltige Miene anzunehmen suchte. Der kleine Herr aber fixirte mich mit seinen eigenthümlich lauernden Blicken in einer wahrhaft unverschämten Weise.

„Junger Mann!“ sagte er nach einer Pause mit einem Anstrich väterlicher Salbung. „Geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen. Ich weiß Alles.

„Ich glaube gar,“ versetzte ich empört, „daß Sie sich nur schlafend gestellt haben, um mich desto besser zu belauschen. Das ist eine Indiskretion, die ich mir ernstlich verbitten muß.“

„Junger Mann!“ versetzte der pathetische Philister. „Ich kann Ihnen nur einen Rath geben. Kehren Sie um, so lange es noch Zeit ist, und bereuen Sie ihre Unbesonnenheit.“

„Ich habe keinen Rath von Ihnen verlangt und muß Sie schon ersuchen, sich nicht unberufen in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Als Familienvater und Staatsbürger bin ich verpflichtet, Sie vor den Folgen Ihres Leichtsinns zu warnen. Im Namen der Tugend und Moral, beschwöre ich Sie, von Ihrem sträflichen Vorhaben abzulassen.“

„Was unterfangen Sie sich, mein Herr!“

„Nie werde ich es dulden, daß Sie in meiner Gegenwart gegen ein schutzloses Wesen Gewalt üben. Ich werde die Unschuld aus den Klauen des Verführers retten und die reuige Tochter ihren betrübten Eltern zurückgeben, soweit dies in meiner Macht steht.“

„Herr! Sie scheinen das Bischen Verstand verloren zu haben, das Sie noch besitzen!“

„Keine Injurien, junger Mann! Sie sollen mich noch heute kennen lernen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(In Todesangst.) Zu Heilsberg in der Provinz Preußen befand sich am 5. v. Mts., Nachmittags, der Schornsteinfegermeister Schultz mit zwei Gesellen wegen Reinigung der Rauchröhren auf dem Kreisgericht und befahl dem einen Gesellen, Namens Fieber, in ein russisches Rohr hinunterzufahren. Fieber aber blieb darin stecken. Der zweite Geselle warf ihm die Leine zu und versuchte ihn heraufzuziehen. Es wurde nun ein Maurer geholt, um den Bedrohten auszubrechen. Der erste Ausbruch geschah aber so weit über dem Kopfe des Fieber, daß man nur die Finger seiner ausgestreckten Hand erreichen konnte und mußte also ein zweiter tieferer gemacht werden, welcher auf seine Fußspitzen mündete. Nun wurde allmälich höher gebrochen bis man ihn nach $4^3/_4$ Stunden hervorziehen konnte. Halb ohnmächtig sank Fieber nieder, erholte sich aber bald. Der durch den ersten Durchhau bis ans Knie verschüttete, fortwährend in Todesangst schwebende Mann erklärte nach seiner Befreiung, daß er, der 1866 in mehreren Schlachten gekämpft, nie eine solche Angst ausgestanden habe, wie diesmal.

Leinwand, Shirting und Papier sind bis jetzt die Stoffe gewesen, aus denen man Hemdenkragen rc. verfertigte. Nun aber auch man jüngst in England begonnen, „permanente“ Kragen für Herren und Damen anzufertigen, und zwar aus sehr dünem Eisenblech. Dieselben sind schön und dauerhaft, weiß lackirt und mit feinem Damarlack überzogen, so daß sie jederzeit mit Seifenwasser vollkommen gereinigt werden können.

Bilder aus dem Badeleben.

I. „Weßhalb so niedergeschlagen gnädige Frau? Vielleicht Migräne nach dem gestrigen Ball?“ — „Ach, denken sie sich nur, arbeite ich doch seit drei Monaten an meinem Ehetyrann daß er mir die Badereise erlaubt, und eben bekomme ich die Nachricht, daß er mir morgen nachkommen wird!“ —

II. „Weßhalb trinken Sie denn den Brunnen, schönes Fräulein!“ — „Aus bloßem Muthwillen.“ — „Fühlen Sie schon Besserung?“ —

III. „Nun sagt' mal, guter Freund, was macht Ihr hier, ich sehe Euch schon lange dasteh'n?“ „Das ist so Vorschrift des Arztes; beim sechsten Glase soll ich stehen bleiben.“ —

Zwei Diebe, wovon der eine eine Uhr der andere ein Paar Schuhe gestohlen hatten, kamen in ein und daselbe Gefängniß. Der Uhrenfänger fing an, den Schuhdieb zu ärgern.

„Sie scheint der Schuh ungeheuer zu drücken, College!“

„Es wird bei Ihnen auch nicht anders sein, wenn man ihnen zeigt, was die Uhr geschlagen hat!“

Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem guten Rufe und einem Goldstücke? — Wechselt man beide, so bleibt bald gar nichts von ihnen übrig.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 57. Samstag den 17. Juli. 1869.

Kreislauf.
(Ein Trinklied.)

Aus den Trauben in die Tonne,
Aus der Tonne in das Faß;
Aus dem Fasse d'rauf, o Wonne!
In die Flasche und in's Glas.

Aus dem Glase in die Kehle,
In den Magen durch den Schlund,
Aus dem Blute in die Seele
Und als Worte in den Mund!

Aus dem Worte, etwas später,
Formt sich ein begeistert' Lied,
Das durch Wolken in den Aether
Mit dem Menschenjubel zieht.

Und im nächsten Frühling wieder
Senken sich die Lieder fein
Auf die lieben Reben nieder,
Hei, und werden wieder Wein!

Die Hammerschmiedstochter.
(Fortsetzung.)

Wir gehen zu dem Häuschen zurück, in dem wir gestern den liebewarmen Simon mit Johanna im Gespräch belauschten. Heute hat sich die Scene geändert. Im gescheuerten Stübchen befindet sich der größte Theil der Familie, die Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern, die Mühen des kleinen Hauswesens besprechend, und der neunjährige Knabe auf dem Boden, den selbstgeschnitzten Kreisel lustig zum Tanze drehend. Vor dem Hause nächst der Thür sitzt auf hölzerner Bank der genesende Vater zur Seite seiner Tochter Johanna. Die durch das Gewitter gereinigte stärkende Luft hatte ihn aus der Stube gelockt, und nun genoß er seit mehreren Tagen zum erstenmal wieder den freien Anblick des Himmels und den ungestörten Genuß eines herrlichen Herbsttages. Johanna hatte sorgsam neben ihm Platz genommen. Ihr dunkelblaues Auge schien wie der bononische Stein die Sonnengluth in sich aufgefangen zu haben und ihre Wangen wetteiferten mit dem Glanze der tiefsten Morgenröthe. Man war versucht, ihr dunkelbraunes Haar das sich in einfachem Geflechte zu einem zierlichen Körbchen wand, schwarz zu nennen, doch die Anmuth, welche sich über ihr Gesicht, ja über die ganze bezaubernde Gestalt verbreitete, bezeichnet keine Sprache. Sie schien planlos in die Weite zu blicken; aber ihre weit offenen Augen ruhten bewegungslos an den Fenstern des gräflichen Schlosses, welches dem Häuschen gegenüber in mäßiger Entfernung auf einer Anhöhe lag. Was ihr Auge dorthin lenkte, was ihr dabei den Busen so unruhig hob, wer wagt es zu bestimmen, da Johanna des beunruhigenden Gefühls sich selbst nicht deutlich bewußt war?

Die arme Kranke! seufzte sie; wird sie noch lange die Hoffnung der Genesung täuschen? Wer ist uns Bürge eines fernen Todes? Nahe an unserem Lebenswege steht für jeden Schritt ein Grabhügel und der Greis hat ihn nicht näher, als der lebensfrohe Jüngling. Wird sie noch lange an den offenen Gräbern vorübergehen, da doch der Schritt sich schon seitwärts neigt? —

Dieser Gedanke, an und für sich nicht zur Freude stimmend, mußte in seinem Gefolge des Düstern noch mehr und Größeres haben; denn Johanna verlor sich in eine immer tiefere Wehmuth, und als sie ihren Blick schnell nach dem beglückten Vater wandte, schien sie sich mit Gewalt eines unheimlichen Gefühls erwehren zu wollen. Der Vater nahm diese Bewegung nicht wahr, er athmete wortlos die Wonne der Genesung in der balsamischen Luft ein; Johannas Blicke aber suchten wiederum die verlassene Richtung.

Und indem sie unbewußt den unterbrochenen Gedankenfaden wieder aufnahm, fielen ihre Augen auf einen Gegenstand, dessen Erscheinen einen mächtigen Eindruck auf ihren Ideengang ausüben mußten. Die Spuren der Schwermuth verloschen im Augenblick, und in allen ihren Mienen drückte sich plötzlich eine Erregtheit aus, die sie trotz aller Anstrengung nicht zu überwinden vermochte. Es schien ihr daran zu liegen, diesen Zustand zu verbergen, denn sie zog sich schnell in's Zimmer zurück.

In demselben Augenblick stand Baron Heinrich vor dem einsam dasitzenden Vater und er-

Digitized by Google

kundigte sich mit dringender Hast, ob er nicht einen sicheren Boten wüßte, der mit dem Gange der Jagd vertraut, dem Grafen die Nachricht von dem gefährlichen Erkranken Mathildens überbringen könnte. Der halbkranke Mann, dem es von jeher ein Glück war, sich seiner lieben Herrschaft nützlich erweisen zu können, entschuldigte sich mit seinem leidenden Zustande, daß er nicht selbst seine Dienste anböte. Er fügte sein inniges Bedauern bei, da nach seiner Meinung schwerlich ein passender Bote an dem heutigen Tage anzutreffen wäre.

Heinrichs Unruhe, die sich in der Hast seiner Stimme deutlich zu erkennen gegeben hatte, stieg bei dieser Nachricht noch mehr. Es bemächtigte sich seiner eine Seelenangst, die ihn in dem Vorsatz, weitere Schritte für die Aufsuchung eines Boten zu thun und zur fieberkranken Geliebten zurückzueilen getheilt hielt. Johanna, an der Seite des halboffenen Fensters gelehnt war Zeuge derselben. Ihrem Blicke konnte der Seelenzustand Heinrichs nicht verborgen bleiben. Ohne jede andere Rücksicht als die, durch ihre Dienstfertigkeit ihm nützlich zu sein, verließ sie das Zimmer und erbot sich zum Botengang.

Ich bringe die Nachricht dem Grafen! rief sie etwas ungestüm beim Hinaustreten, indem sich ihr das Blut sichbar nach den Wangen drängte; Niemand kennt, wie ich, den Gang der Jagd, und die Steige des dichtesten Gebüsches will ich zur Nachtzeit finden. Die Gefahr wird zur Schnelligkeit meinen Füßen Flügel leihen, und mein guter Wille soll den Lauf eher fördern als hindern.

Heinrich war durch dieses Anerbieten von einer drückenden Sorge befreit. Er gab in Kurzem die nöthige Mittheilung, versicherte Johanna den Dank des Grafen, und indem seine Blicke einen Augenblick an den edelen Mienen und der anmuthigen Gestalt der Hammerschmiedstochter hiengen, gab ihm die Theilnahme die Bitte in den Mund, sie möchte beim Gehen ihre Gesundheit schonen. Dann eilte er zurück zur Geliebten, die noch immer bewußtlos auf dem Krankenbette lag.

Wir folgen Johanna. Mit der Schnelligkeit eines Rehes eilt sie die Fluren entlang, bald einen gebahnten Fußweg verfolgend, bald über die leeren Felder seine Krümmungen vermeidend. Jetzt biegt sie in den Vorsaum des Waldes, tausende von Fußsteigen führen hier nach allen Seiten, aber nur einer führt zu ihrem Ziele am nächsten. Sie braucht ihn nicht ängstlich zu suchen, alle Wege sind ihr bekannt. Wie oft hat sie hieher den Kohlenbrennern der Eisenwerke das Mittagsmahl getragen, wie oft hieher ihren Vater begleitet, wenn er den Arbeitern, die im Walde an den verschiedensten Orten Holz fällten, nachgieng, um sie dem Auftrage des Herrn gemäß bei ihrer Thätigkeit zu belauschen! Auch allein als Kind hatte sie oft diese dunkeln Räume besucht; das Schauerliche hatte in dem zarten Alter einen gewissen Reiz für sie. Wenn sie damals von ihren ängstlichen Gespielinnen verlassen einsam unter den hohen Tannen wandelte, dann belebte ihre Fantasie die stille Umgebung mit allen Zauberwesen der Märchenwelt, wie sie dieselben aus dem Munde ihrer Mutter kennen gelernt hatte. In dem einfachen weißen Waldblümchen glaubte sie manchmal den Schlüssel zu einem unterirdischen Feenschlosse zu finden, und wenn sie sich getäuscht sah, faßte sie oft den Muth, die Königin der Feen laut beim Namen zu rufen.

So war sie in dieser Einsamkeit heimisch geworden, und wenn sie später in den bekannten Räumen wandelte, erinnerte sie sich immer mit Vergnügen an die kindliche Schwärmerei. Aber heute blieb sie ihrer Seele fern; der feste Wille, so schnell als möglich die aufgetragene Nachricht zu überbringen, schien alle Empfindungen mit ihrem hindernden Einfluß gefangen zu halten. Ihr ganzes Wesen war Eile, glückliche, beseligende Eile. Der Weg führte sie durch die verschiedensten Holzstände; hier hundertjährige Fichten und Tannen, die himmelan strebten, dort niedriges Gebüsch, dessen jugendliche Zweige im Scheine der Sonne lichtgrün glänzten.

Von Zeit zu Zeit mußte sie die Hindernisse eines durch die Regengüsse des Gewitters angeschwollenen Waldbaches überwinden, der von der Höhe des Berges herab ohne Bett über den steinigen Fußweg stürzte, bald sah sie ihre Schritte durch eine sumpfige Waldwiese gehemmt, welche noch keine Sonnengluth auszutrocknen vermocht hatte. Aber alle Schwierigkeiten verzögerten ihre Eile nur wenig; sie war in kurzer Zeit so weit gelangt, daß sie hoffen durfte, der Jagd bald nahe zu kommen. Sie hielt deshalb jetzt von Zeit zu Zeit inne, um nach allen Richtungen hin zu lauschen, ob sie nicht das Gebelle der Hunde oder ein anderes Anzeigen der Jagd vernehmen könnte; aber ringsumher lag eine Todtenstille, die nur zuweilen durch den klagenden Ton eines einsamen Waldvogels unterbrochen wurde.

Johanna kam zuletzt auf den Gedanken, der ganze Jagdzug habe beim Ausbruch des Gewitters in den links im Gebirge liegenden Häuschen, die armen Kohlenbrennern zugehören, Schutz gesucht und verweile noch daselbst. Sie lenkte daher ihre Schritte nach dieser Gegend, und als sie die Köhlerhäuschen, die in armseligem Zustande an dem Abhange eines holzfreien Hügels aus dem flittrigen hohen Waldgras und uraltem Gestäude nur unmerklich hervorragten, erreichte, sah sie ihre Voraussetzung verwirklicht und die Jagdgesellschaft eben im Begriff das unterbrochene Vergnügen fortzusetzen. (Forts. f.)

Digitized by Google

Die Freuden einer Hochzeitsreise.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte in der That, daß der kleine Herr wahnsinnig geworden sei, weßhalb ich den lächerlichen Wortwechsel abbrach, noch dazu, da Rosa mich ängstlich bat, die Sache nicht auf das äußerste zu treiben. Während er noch einige Drohungen in den Bart murmelte, kehrte ich ihm den Rücken, ohne weitere Notiz von dem zudringlichen Narren zu nehmen.

Auf der nächsten Station, wo der Zug längere Zeit verweilte, verließ uns der Reisegefährte mit auffallender Eile, worüber ich die größte Freude empfand, indem ich mir mit der angenehmen Hoffnung schmeichelte, ihn durch meine entschiedene Grobheit für immer verscheucht zu haben. Dieser Gedanke gab mir meine gute Laune wieder und ich scherzte heiter mit Rosa über den alten Ritter der Damen, an dem sie einen unvermutheten Beschützer und Bundesgenossen gefunden hatte.

Während wir noch herzlich das komische Abenteuer belachten, trat ein Herr in der Uniform eines Polizeibeamten an uns heran und forderte uns höflich auf, ihm zu folgen. — Es blieb uns nichts übrig, als dem Diener des Gesetzes zu gehorchen, der uns gleich zwei ertappten Verbrechern durch die gaffende Menge der Passagiere nach der Inspektion führte.

„Sagen Sie mir, was das zu bedeuten hat?“ fragte ich entrüstet.

„Das sollen Sie sogleich erfahren,“ entgegnete mein Begleiter mit geheimnißvoller Amtsmiene.

„Unter solcher Eskorte wurden wir in ein besonderes Zimmer gebracht, wo Rosa zurückbleiben mußte, wogegen ich in die Amtsstube genöthigt wurde, wo ich unseren bisherigen Reisegefährten vorfand, der sich angelegentlich mit dem Polizei-Inspektor zu unterhalten schien.

„Es ist gut,“ sagte der Beamte. „Sie können jetzt gehen, damit sie den Zug nicht versäumen. Später werden Sie eine Vorladung erhalten, um nöthigenfalls ihre Aussage zu beschwören.“

Mit einer Verneigung empfahl sich der kleine Mann, der mir im Fortgehen noch einen maltiösen Blick zuwarf, woraus ich schließen konnte, daß er die alleinige Ursache dieses mir unerklärlichen Verfahrens war.

Während ich diese Betrachtungen anstellte, schrieb der Polizei-Inspektor an dem vor ihm liegenden Protokoll, indem er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Inquirentenblick auf meine Person richtete, ohne mich eines Wortes zu würdigen, so daß mir zuletzt die Geduld riß.

„Werde ich endlich erfahren, warum ich hier festgehalten werde?“ fragte ich erbittert.

Eine solche Kühnheit mochte dem Polizeityrannen der kleinen Stadt noch nie vorgekommen sein; vor Entsetzen ließ er die eingetauchte Feder fallen und starrte mich sprachlos an.

„Herr! Wer sind Sie und wie heißen Sie?“ fragte er barsch, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte.

„Ich heiße Emil Burger und bin Doktor der Philosophie.“

„Das kann jeder sagen. Haben Sie eine Paßkarte oder sonstige Papiere, um sich zu legitimiren?“

„Ich bedauere, daß ich Ihnen damit nicht dienen kann. Für eine Reise im Inland habe ich eine solche Vorsicht nicht für nöthig gehalten.“

„Das ist verdächtig, höchst verdächtig. Ein Mensch, der sich nicht zu legitimiren vermag, ist immer ein gefährliches Individuum. Wissen Sie auch, daß ich Sie festnehmen kann?“

„Doch nur wenn ein begründeter Verdacht gegen mich vorliegt.“

„Das wird sich finden. Jetzt antworten Sie auf meine Frage und räsonniren Sie nicht! Verstanden?“

„Ich werde Ihnen gern jede Auskunft geben, die Sie von mir verlangen dürfen.

„Wozu reisen Sie?“

„Zu meinem Vergnügen!“

„Allein oder in Gesellschaft.“

„In Begleitung meiner Frau.“

„Ihrer Frau?“ versetzte der Polizei-Inspektor mit zweideutigem Lächeln. „Sind Sie denn wirklich verheirathet?“

„Allerdings, seit heute Morgen,“ entgegnete ich voll Verwunderung über seinen Zweifel.

„Das mögen Sie einem Andern weiß machen. Wo haben Sie Ihren Trauschein?“

„Sie werden doch nicht verlangen, daß ich alle Dokumente bei mir trage?“

„Sie haben keinen Trauschein, folglich sind Sie auch nicht verheirathet.“

„Diese Logik will mir nicht einleuchten,“ versetzte ich unwillkürlich lachend.

„Das Lachen soll Ihnen schon vergehen,“ brummte der Tyrann, „wenn Sie erst vor dem Staatsanwalt stehen werden. Ein bis zwei Jährchen Gefängniß werden wohl bei der Geschichte herauskommen.“

„Es kann doch kein Verbrechen sein, wenn man mit seiner Frau eine kleine Reise macht?“

„Das wohl, aber wenn man ein junges, minorennes Mädchen entführt und dabei mit Gewalt droht, so ist das eine andere Geschichte.“

„Ich begreife nicht, wie Sie zu einer solchen Annahme kommen, für die sie auch nicht den geringsten Grund haben können.

Digitized by Google

„Das sollen Sie gleich hören. Ihr Reisegefährte, der sich vollständig legitimiren konnte, hat Sie denunzirt, daß Sie ein junges Mädchen gegen ihren Willen aus dem elterlichen Hause entführt haben."

„Und Sie können der Aussage eines solchen Narren Glauben schenken?"

„Der Herr ist vollkommen zurechnungsfähig und hat sich bereit erklärt, seine Angaben zu beschwören."

„Aber ich sage Ihnen, daß er sich durch einige mißverstandene Aeußerungen täuschen ließ."

„Das sind faule Ausreden. Können sie es läugnen, daß die junge Dame Sie flehentlich gebeten hat, sie zu ihrer Mutter zurückzubringen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Sohn Albion's, mit vortrefflichem roth-blonden Backenbart, tadellos gekleidet und behandschuht, tritt in einen Juwelierladen in Palermo und drückt in sehr schlechtem Italienisch den Wunsch aus, einen Halsschmuck von Diamanten kaufen zu wollen, resp. nach seinem Geschmack fassen zu lassen. Es werden ihm die mannichfaltigsten Sachen vorgelegt, die reinsten Edelsteine, edelste Perlen, aber alles ist ihm nicht kostbar genug. Endlich, nach anderthalb Stunden, trifft der Engländer seine Wahl. Während der Juwelier plaudernd seine Waaren wieder ordnet, bemerkte er, daß ihm eine schwarze Perle von hohem Werth fehlt. „Mylord", sagte er bestürzt zu dem Engländer, „vor wenigen Minuten habe ich Ihnen noch eine kostbare Perle gezeigt, und nun ist sie mit einemmal nicht mehr da."—„Was geht denn das mich an?" sagte Mylord. —„Es geht Sie so viel an, daß Sie hier nicht aus dem Laden herauskommen werden, bis ich die Perle gefunden habe." — Nach der Perle suchend, gab der Juwelier einem seiner Commis einen Wink und dieser holte einen Polizei-Inspektor und zwei Polizeigardisten. Der Juwelier erzählte den Vorfall und wie er nur den Engländer in Verdacht haben könnte. Mylord erbietet sich, sich auf's genaueste visitiren zu lassen. Das läßt der Inspektor sich nicht zweimal sagen. Aber wunderbar, als der Engländer sich des Ueberziehers entledigt, fällt ihm der eine Backenbart ab. — „Halt, mein Herr!" sagte der Inspektor, „jetzt bin ich meiner Sache gewiß. Wo haben Sie die gestohlenen Gegenstände versteckt? Denn daß Sie sich blos mit der einen begnügt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich?" — „Ich habe nicht gestohlen", erwiderte Mylord, „und wenn es mir beliebt, einen falschen Bart zu tragen, so ist das meine Sache."— Die sorgsamsten Nachsuchungen ergaben kein Resultat, aber der Inspektor beschloß, dennoch, den Engländer nach der Polizei-Präfektur zu bringen. Unterwegs, als sie bei einer Apotheke vorbeikamen, hatte der Inspektor einen geistreichen Einfall, er bestellte eine Purganz. Mylord hatte die schwarze Perle, drei weiße, vier schöne Diamanten und einen Türkis — einen Werth von einigen zwanzigtausend Franken verschluckt.

Zu Arlon in Belgien wurde in der letzten Sitzung der Assisen ein gewisser F. Lebeau trotz seines Leugnens des Raubmordes verübt an einem Kassier Namens Artus, schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt. Als der Präsident ihm ankündigte, daß ihm eine Frist von drei Tagen zur Einbringung des Cassationsgesuches frei stehe, schien der Verurtheilte von dem Todesspruche, der über ihn gefällt worden, wenig ergriffen und bat nur, man mögte ihm doch die Schuhe, die sich unter den Beweisstücken befanden ausfolgen, damit er sie sammt seinen übrigen Kleidungsstücken seiner Frau übersenden könne. Eine solche Bitte in einem solchen Augenblicke erregte Verdacht; man untersuchte das vondem Verurtheilten zur Absendung vorbereitete Packet und fand unter dessen Kleidern einen Zettel, mit welchem er einen seiner Verwandten benachrichtigte, daß die dem Kassier geraubten Werthpapiere unter einem Steinhaufen an einer näher bezeichneten Stelle zwischen Barvaux und Bomal vergraben seien. Es wurde sofort eine Commission abgeschickt und dieselbe fand richtig an der bezeichneten Stelle die geraubten Effekten.

(Das zwanzigtausendste Piano) wurde in New-York den 19. v. Mts. in der Fabrik der Herren Steinway und Sons vollendet, welches Ereigniß in entsprechender Weise gefeiert wurde. Unter anderem überreichte Herr Theodor Steinway die seitens der Firma dem aus über 700 Mann bestehenden Arbeitspersonale zum Geschenk gemachte prachtvolle Fahne. Aus den mit vielem Enthusiasmus aufgenommenen Reden entnehmen wir, daß, während die Firma vor kaum 17 Jahren wöchentlich ein Piano beendet, gegenwärtig wöchentlich sechzig Pianos fix und fertig aus den Werkstätten dieses weltberühmten Hauses hervorgehen.

(Grabschrift.) Auf dem Grabsteine eines amerikanischen Advocaten ist folgende Inschrift zu lesen: „Der Tod folgte nicht dem Beispiele des Advocaten; er machte kurzen Prozeß mit ihm."

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 58. Mittwoch den 21. Juli. 1869.

Frühlingssegen.

Komm', schöne Maid, mit mir auf stillen Wegen
Zum Frühlingsgrund!
Der Gottesengel Lenz wird spenden Segen
Dort unserm Bund.

Von Berg und Thal wird Weihrauch uns umwallen,
Die Hand der Nacht
Ein Heer von Flammen in den Tempelhallen
Anzünden sacht.

Und bei des Herzens stillen Harmonieen
Wird strömen aus
Die Nachtigall die heil'gen Melodieen
Durch's duft'ge Haus.

Da wird das Aug' von sel'gen Thränen glühen
Beim Sang so süß,
Und wunderbar in uns'rer Brust erblühen
Ein Paradies.

Es wird, auf zarter Wange Andachtszähren,
Die Rose steh'n,
Und horchend sich der wilde Sturm verkehren
In leises Weh'n;

Es wird der Bach, der hinbraust durch die Auen,
Nur flüstern sacht,
Und freudig von den Bergeshöhen schauen
Der Mond der Nacht:

Wenn wir einander ew'ge Treu' geloben,
Und unser Bund
Verkündet wird dem Herrn der Welten droben
Von Engelsmund.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Johanna theilte dem Grafen die Nachricht mit möglicher Schonung mit; aber auch in dieser Weise konnte sie ihren Eindruck nicht verfehlen. Der Graf war sichtlich bestürzt, und sein Seelenzustand so offenbar getrübt, daß er die Theilnahme seiner Jagdfreunde, obgleich den meisten die neue Unterbrechung der Jagd nichts weniger als erwünscht war, nicht geringer in Anspruch nahm. Die ganze Gesellschaft schlug still den Heimweg ein, und eine der vorhergegangenen so entgegengesetzte Stimmung mußte in Allen den Eindruck der betrübenden Nachricht vergrößern.

Johanna ging in gemäßigtem Schritte hinter dem Jagdzug her. Ihre Augen musterten die bunte Gesellschaft; aber nicht aus Neugierde, sie schien absichtlich Jemand aus derselben heraussuchen zu wollen. Man konnte dieß vermuthen, weil sie sich Mühe gab, dieselbe von allen Seiten zu überschauen, bald langsamer, bald schneller ging, je nachden sie durch das Eine oder das Andere ein Theil derselben ihren Blicken in seinen einzelnen Personen deutlicher zeigte. Endlich bemächtigte sich ihres ganzen Wesens eine auffallende Unruhe; sie schien durch das Vermissen der gesuchten Person veranlaßt zu sein. Sie blieb eine Weile stehen, legte die Hand wie zum Nachdenken an die Stirne; dann ging sie wieder rasch einige Schritte vorwärts, blickte links und rechts durch die Baumgruppen, hob sich zuweilen auf die Zehen, um so einen weiteren Raum durchspähen zu können, und zuletzt wandte sie sich wieder der Jagdgesellschaft zu, einer Person zuwinkend, der nicht die geringste ihrer Bewegungen entgehen konnte. Es war ja Simon. Den ganzen Morgen hatte er unter dem lauten Jagdlärm Ein Bild in der Brust getragen, Ein Gedanke hatte in beschäftiget, Ein Sehnen hatte er genährt, und das Bild, der Gedanke, sein Sehnen war Johanna. Und als sie nun plötzlich erschien, da war sie für ihn die niedrige, unbeachtete Hammerschmiedstochter, nein — sie war ihm ein Wesen aus einer höheren Welt, ein Engel, der sich aus seinem Traume in die Wirklichkeit herniedersenkt und die Regungen seines Gefühls zu einer Wonne steigerte, wie sie nur die Menschen empfinden können, die mit den Göttern verkehren. Konnte von Simon Johannas ängstliches Suchen unbemerkt bleiben? Er sah, daß er nicht der Gegenstand derselben war; aber dieß schmälerte seine Wonne nicht. Dem Winke freudig gehorchend näherte er sich der Angebeteten und harrte auf ihre Befehle.

Simon, sprach Johanna mit erzwungener Ruhe, ich sehe Graf Eduard nicht unter der

Digitized by Google

Jagdgesellschaft; auch dein Nebengesell Hans fehlt unter den Treibern?

Sie haben die Jagd mitgemacht, antwortete Simon; kurz ehe du kamst, sah ich sie miteinander von den Köhlerhäuschen den Weg links in den Wald einschlagen.

Und hast du nicht bemerkt, in welcher Absicht? fragte Johanna.

„Sie schienen Geheimes unter sich verabreden zu wollen.“

Diese Mittheilung war die Ursache eines schnellen Entschlusses für Johanna. Sie reichte Simon zum Danke für dieselbe die Hand, erinnerte ihn an sein gestriges Versprechen, bat in wiederholt um genaue Aufmerksamkeit auf die genannten Personen bei gegebener Gelegenheit und kehrte dann eilig zu den Köhlerhäuschen zurück, Simon aber ging langsam dem Jagdzuge nach, im Stillen anfangs über die Ursache des sonderbaren Auftrages nachdenkend, bald aber wieder dem abgebrochenen Traume seiner Liebe ungestört nachhängend.

Johanna fand bald auf dem von Simon bezeichneten Waldsteige die Spuren von zwei männlichen Fußtritten; diese nahm sie zum Wegweiser. Sie führte eine Zeit lang auf dem von Regen schmutzig gewordenen Weg fort, dann lenkten sie links ab in einen dichtgedrängt stehenden Fichten verdunkelten Waldtheil, wo Johanna Mühe hatte, die Spur nicht zu verlieren. Die Gegend herum hatte etwas Schauerliches. Die Bäume wurden immer riesenhafter, die Fläche immer finsterer, der Weg immer mühsamer. Alte Mooshügel, aus ihnen da und dort hervorragend der splitterige Stamm einer vom Winde niedergerissenen Fichte, schlüpfrige Granitsteine, die immer häufiger wurden, — solche Hemmnisse machten selbst den Gang Johannas, welche die Waldwege gewohnt war, unsicher und zwang sie, in ihrer Eile inne zu halten. Bald hatte sie die leitenden Fußspuren gänzlich verloren und nun ging sie, von Zeit zu Zeit still haltend und nach allen Gegenden hin lauschend, langsam und jedes Geräusch vermeidend, ohne eine bestimmte Richtung einzuhalten und nur ihrem Gefühle folgend, weiter. Endlich sah sie ohngefähr zehn Schritte vor sich eine Granitwand, auf welche sie ihre Schritte lenkte, in der Hoffnung, sie auf einer Seite besteigen und dadurch für die Fortsetzung ihres Weges eine leitende Spur finden zu können. Sie war ihr bis auf drei Schritte genähert, als hinter ihr der scharfe Knall eines Schusses die lautlose Stille unterbrach. Der Schall schlug weithin in den Wald und links hallte dreifach ein lang tönendes Echo wieder. Der Pulverdampf zog sich über die Felsenwand empor, und hoch aus der Luft stürzte unmittelbar auf den Schuß eine Hohltaube, welche das Ziel desselben gewesen war, herab.

In demselben Augenblick erscholl ein lautes Triumphgeschrei, in welchem Johanna die Stimme des Grafen Eduard erkannte.

Ein Meisterschuß, rief eine andere Stimme, die dem Hammerschmied Hans zugehört, wahrhaftig ein Meisterschuß!

„Sie flog hoch, so hoch, daß ich noch keine Taube in solcher Höhe schoß. Wie meinst du Hans, gilt es einmal ein anderes Wild — ?“

So möchte ich nicht in seiner Haut stecken! vollendete Hans lachend den abgebrochenen Satz.

Die Taube war vielleicht im Begriffe, ihrem Nestchen zuzufliegen. Nun trauert das Weibchen einsam! sprach Eduard ohne alles Gefühl, vielmehr im Tone einer beziehenden Bosheit.

Aber ein anderes Männchen wird Ihrem Schusse Dank wissen; denn er traf seinen Nebenbuhler.

„Und das Täubchen —“

Wird bald bei dem neuen Männchen sein altes vergessen; lachte Hans.

Wir sind einig Hans! sprach Eduard und zu gleicher Zeit hörte man einen festen Handschlag. Wir schießen noch eine Taube! Ich oder du! Im letzeren Falle —

Kenn' ich das Schußgeld, setzte Hans in die Rede fallend hinzu.

Johanna, die dicht an die Felsenwand gelehnt, mit gespannter Aufmerksamkeit das Ohr dem Tone der Stimme zuwendend und den Athem fest an sich haltend kein Wort entgehen ließ, zog sich in diesem Augenblick hinter eine Felsenplatte zurück, die sie aber stehend nur halb verdeckte, weßhalb sie sich fest an ihr an den Boden kauerte.

Eduard und Hans verließen im gleichen Momente ihren Versteck, um in verschiedener Richtung sich wieder der Jagdgesellschaft anzuschließen.

Johanna verharrte in der unbequemen Stellung, bis sie ungesehen aus ihrem Schlupfwinkel hervortreten konnte; dann mit schneller Hast über die Felsenblöcke hinwegkletternd, wandte sie sich immer links, die Schwierigkeiten des Weges wenig beachtend, bis der Wald sich steil abwärts zog und Johanna unten in der Schlucht angelangt auf dem am lauttosenden Waldbache sich zur rechten Seite hinziehenden, ziemlich gebahnten Fahrwege langsam weiter ging. Jetzt erst rief sie die ganze Scene, deren unbemerkter Zeuge sie war, in das Gedächtniß zurück. Die Worte: „Gilt es einmal ein anderes Wild —“ und: „Wir schießen noch eine Taube!“ erregten in ihr einen unwillkührlichen Schauer.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Freuden einer Hochzeitsreise.

(Fortsetzung.)

„Keineswegs, aber nur aus Sehnsucht, aus einer natürlichen Bangigkeit.“

„Haben Sie nicht dem armen Mädchen gedroht, nöthigenfalls sie mit Gewalt zu entführen.

„Auch das muß ich zugeben, obgleich ich mich nur von meinem Eifer zu einer derartigen Aeußerung hinreißen ließ.“

„Und hat die junge Dame nicht heftig geweint und sich gesträubt?“

„Allerdings hat Rosa auch geweint. Aber Sie können sie selbst fragen, ob ich nicht die Wahrheit spreche.“

„Das wollen wir gleich sehen,“ erwiderte der Polizei-Inspektor, indem er mit der vor ihm stehenden Glocke läutete und den Befehl gab, meine Frau hereinzuführen.

Bleich und verlegen erschien das arme Kind, das zum erstenmale in seinem Leben einem Verhöre beiwohnte und schon deßhalb an allen Gliedern zitterte. Ich wollte ihr entgegen eilen um sie zu beruhigen, aber der Polizei-Tyrann hinderte mich daran.

„Kein Wort!“ rief er barsch.

„Ich werde doch mit meiner Frau reden dürfen,“ versetzte ich entrüstet.

„Damit sie sich mit ihr verständigen und ihr einen Wink geben. Das kennen wir schon.

„Aber, mein Herr —“

„Ruhig! Oder ich werde von der mir zu Gebote stehenden Macht Gebrauch machen.“

„Um des Himmelswillen!“ bat Rosa, „thun Sie ihm nichts. Er ist gewiß unschuldig.“

„Das werden wir gleich aus ihren Antworten ersehen.“

„Was soll ich denn sagen?“ fragte sie ängstlich.

„Nur die Wahrheit. Wie lange kennen Sie den Angeklagten?“

„Länger als zwei Jahre.“

„Er hat sie überredet, mit ihm das elterliche Haus zu verlassen?“

„Ich bin ganz gern mit ihm gegangen.“

„Da hören Sie selbst,“ sagte ich einfallend.

„Aber unterwegs haben Sie Reue empfunden und verlangt, zu Ihren Eltern zurückzukehren.“

„Das wohl, aber es war nur ein thörichter Wunsch, wie ich erst jetzt einsehe.“

„Im Gegentheile. Ihr Gewissen war erwacht und Sie erkannten noch rechtzeitig Ihre Unbesonnenheit.“

„Ich sehnte mich zu sehr nach meiner guten Mutter.“

„Und der Angeklagte drohte mit Gewalt Sie an Ihrem Vorsatze zu hindern.“

„Emil ist von Herzen gut, nur manchmal etwas heftig.“

„Sie haben sich bitter über ihn beschwert und sogar geweint.“

„Ich war in der That so kindisch.“

„Der Angeklagte behauptet, daß Sie seine angetraute Frau sind.“

„Das bin ich auch seit heute Morgen.“

„Können Sie den Beweis für ihre Behauptung beibringen?“

Rosa antwortete nicht, sondern blickte mich erröthend und verlegen an, während der Polizei-Inspektor sie mit unverschämten Augen anstarrte. Ich mußte mich gewaltsam bezwingen, um den frechen Menschen nicht zu ohrfeigen, wodurch ich jedenfalls mir die größten Unannehmlichkeiten zugezogen hätte.

„Machen Sie,“ rief ich erbittert, „dieser unwürdigen Posse ein Ende, oder ich werde mich höheren Ortes über Ihr unverantwortliches Verfahren beschweren.“

„Das können Sie haben,“ versetzte der brutale Polizei-Inspektor. „Vorläufig aber sind Sie mein Gefangener.“

„Das heißt den Scherz doch zu weit treiben, da ich unmöglich glauben kann, daß Sie im Ernste mich zu verhaften gedenken, wo Ihnen jeder Grund dazu fehlt.“

„Meinen Sie wirklich? Sie besitzen weder eine Paßkarte, noch einen Trauschein; Sie reisen in Begleitung einer jungen, minorennen Dame unter höchst verdächtigen Umständen und haben, wie ein glaubwürdiger Mann bekundet, derselben mit gewaltsamer Entführung gedroht.“

„Aber Sie hören doch aus ihrem eigenen Munde, daß sie meine angetraute Frau ist und mir freiwillig folgt.“

„Das sagt die Zeugin jetzt nur, um Sie zu retten. Diese nachträgliche Erklärung steht im Widerspruch mit dem sonstigen Verhalten derselben und ist um so weniger beweiskräftig, da die Zeugin, wie sie selbst nicht läugnet, ein Interesse zur Sache hat, weßhalb sie vor dem Richter nicht vollen Glauben haben kann.“

„Aber bedenken Sie doch —“

„Ich weiß am besten, was ich zu thun habe. So lange Sie sich nicht legitimiren können, werden Sie hier in sicherem Gewahrsam bleiben.“

„Und ich protestire gegen diesen Akt einer unverantwortlichen Willkühr.“

„Das steht Ihnen frei. Sobald Sie die nöthigen Papiere beibringen, können Sie ungehindert weiter reisen. Bis dahin aber sehe ich mich genöthigt, Sie hier festzuhalten.“

„Sie brauchen nur nach Berlin zu telegraphiren, um sich von meiner Unschuld zu überzeugen. Einstweilen bin ich bereit, eine von Ihnen selbst zu bestimmende Caution zu erlegen, die Sie hoffentlich annehmen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In der Bon'schen Buchhandlung zu Königsberg ist soeben eine interessante kleine Schrift des k. preuß. Obersten Otto v. Henning, Kommandeur des 5. ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 41, erschienen, welche die Darstellung des Gefechts von Kissingen (10. Juli 1866) durch den k. bayerischen Generalstab beleuchtet. Es geschieht völlig sine ira. Hr. v. Henning spricht mit aufrichtiger Anerkennung von der „klassischen Einfachheit und Treue" des bayerischen Generalstabswerks, welches sichtlich bemüht sei, die Bewegungen der preußischen Truppen nicht minder wahrheitsgemäß darzustellen, als die der bayerischen Armee, und wenn dies nicht überall gelungen, so erwachse daraus kein Vorwurf, da die größere oder geringere Ergiebigkeit der Quellen dabei entscheide. Herrn von Henning ist es darum zu thun, einige Irrthümer zu berichtigen, welche sich auf den Rückzug der Bayern nach Nüdlingen und den erneuerten Angriff derselben am Sinnberg beziehen, wo das von Herrn v. Henning kommandirte 2. posen'sche Infanterie-Regiment No. 19 eine entscheidende Rolle spielte. Der uns zugemessene Raum gestattet kein näheres Eingehen in die lichtvolle Darstellung. Nur ein Zug von Tapferkeit und Hingebung soll hier erwähnt werden.

„Das 19. Regiment hatte sich unter Entbehrung jedes frischen Trunkes vom Morgen an mit anerkennenswerther Ausdauer des Sinnberges versichert. Es hatte dabei den sehr zweckmäßig aufgestellten und unverdrossen kämpfenden bayerischen Schützen gegenüber einen Verlust von 90 Mann erlitten. Nachmittags 4 Uhr wurde das Gefecht als beendigt angesehen. Gegen 6 Uhr aber erhielt die auf dem linken Flügel stehende preußische Kavallerie neue Infanterieschüsse mit solcher Gewalt, daß sie in die eigene Infanterie einritt. Zwar sammelte sich diese bald wieder, aber ihr alsbaldiges Vorgehen mußte unterbleiben, weil sie auch in das Feuer der eigenen Artillerie gerieth. General v. Kummer verhinderte durch persönliches Hineilen den von dieser Seite kommenden weiteren Schaden. Dicht am Holze, die Front nach dem Sinnberge, hatte die 9. Kompagnie des 19. Reg. den Chausseedamm deployrt besetzt und wechselte die Kugeln mit den feindlichen Schützen, die auf 150 Schritte nahe gekommen waren. Die 3., 4. und 12. Compagnie hatte links geschwenkt, um einen von dort kommenden geschlossenen Angriff des überlegenen Feindes entgegenzutreten. Diese Compagnien standen ungedeckt im feindlichen Feuer. Da auch hier die im kritischen Momente erforderliche Ordnung fehlte, so befahl Oberstlieutenant von Henning dem Hauptmann v. Baczo das Feuer der 9. Compagnie einzustellen, damit sein Commando vernommen werden könne. Es erinnerte dies an einen im siebenjährigen Kriege einmal mit Erfolg angewendeten ähnlichen Schritt, um die Kaltblütigkeit und das Vertrauen der Soldaten in ihre Offiziere zu bewähren, und es gelang bei der guten Disciplin der Truppen hier wie dort. Hauptmann v. Baczko machte seinen Befehlshaber auf das scharfe Feuern der Bayern aufmerksam, welches die 9. Kompagnie zur lebhaften Erwiederung bewog. Da aber der Oberstlieutenant seinen Befehl mit einem „trotzdem" wiederholte, so sprang Hauptmann Backo, da er sich seinen Soldaten im Lärm der Waffen nicht anders verstandlich machen konnte, auf den Chausseedamm, eilte, den feindlichen Schüssen völlig ausgesetzt, die Linie entlang und hob mit dem Degen alle noch angelegten Gewehre in die Höhe. Jetzt wurde es möglich, die Compagnien zu ordnen und ihnen die Stellung anzuweisen, in welcher sie unerschütterlich aushielten. Das Regiment hatte einen harten Stand, der Feind drohte, die Stellung desselben zu umfassen. Mehrere Compagnien wurden abgedrängt, andere, welche Nüdlingen schon erreicht hatten, mußten weichen. Besonders exponirt war Hauptmann v. Leseczinski mit der 10. und einen Theil der 6. Compagnie. Er selbst fiel schwer verwundet, aber seine Mannschaften hielten das Treffen und die Bayern mußten sich zurückziehen. Abends 10 Uhr rückte das 19. Regiment ins Bivouak an dem westlichen Abhange des Sinnberges. Aber der Tag war ein blutiger gewesen. Die Division Goeben verlor am 10. Juli nicht weniger als 36 Offiziere, 861 Mann und 26 Pferde. Davon hatte das 19. Regiment allein 10 Offiziere, 304 Mann und 5 Pferde eingebüßt. Den Todten dieses Regiments ist von ihren Kameraden am Abhange des Sinnbergs ein ehrendes Denkmal errichtet.

Was ist das Freieste am Menschen? Auf jeden Fall die Haare; denn wenn auch der ganze Mensch hinter Schloß und Riegel sitzt, so können die Haare doch ausgehen.

Typographisches Echo.

Willst Du treulos von mir weichen,
Theures Liebchen? (Fragezeichen.)
Nimmermehr verlaß ich Dich
Theuerster — (Gedankenstrich.)

* * *

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 59. Samstag den 24. Juli. 1869.

Joseph Poniatowski.

Hier ist eine heil'ge Stelle *)
Traurig rauscht der Elster Welle.
Wenn ein Pole hier erscheint,
Sitzt am Denkmal er und weint.

Einer von den größten Helden,
Die uns Klios Blätter melden,
Haucht' aus in der Elster Fluth
Seinen Geist in Freiheitsglut.

Um sein Vaterland zu retten
Aus des Czaren grausen Ketten
Hat erkämpft er manchen Sieg
In des großen Kaisers Krieg.

In der Elster tiefen Fluthen
Mußt' der Polenheld verbluten.
Seine Polen zu befrei'n
Mußt auch er ein Opfer sein.

Darum rauscht der Elster Welle
Traurig an der heil'gen Stelle.
Wenn ein Pole hier erscheint,
Sitzt am Denkmal er und weint.

Julius Ruttor.

*) An der Stelle, wo sich der Polenheld in die Elster stürzte, ist ein Denkmal gesetzt, auf dem eine polnische Inschrift befindlich, welche in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet:
„Hier starb in der Elster der Fürst Joseph Poniatowski, Generalissimus der polnischen Armee und Marschall von Frankreich, durch drei todtliche Wunden, welche er bei der Deckung des Rückzuges des französischen Heeres erhielt. Beim letzten Abzuge vom Schlachtfelde opferte er sein Leben und seine Ehre für das heilige Vaterland am 19. Oktober 1813; er lebte 52 Jahre. Durch Thränen ist dieses stille Andenken gesalbt. Ein geborener Pole, ein Soldat des Feldherrn, hat es ihm gesetzt." —

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Sie verstand ihren Sinn. Die unvorhergesehenen Fälle, welche zu Gunsten Eduards eintreten könnten, waren hier in der schrecklichen Einsamkeit von zwei Bösewichtern, die um so gefährlicher waren, als Niemand bei ihnen das Verbrechen suchte, vorbereitet worden. Die Taube sollte Heinrich sein; die Ahnung, die sich in Johannas Brust seit ihrem Gespräche mit Simon festgesetzt hatte, und die sie mit unwiderstehlicher Gewalt den beiden Vermißten nachgeführt hatte, war ihr zur Gewißheit geworden.

Wir schießen noch eine Taube! sprach sie halblaut vor sich hin. Ich oder du! Im letzteren Falle kennst du das Schußgeld. Das Mordgeld!! Ist dir der wahre Name so schrecklich, daß du ihn nicht auszusprechen wagst, Bösewicht! Aber du sollst den Blutlohn nicht verdienen. Ich werde dich darin hindern, eisenharter Bösewicht, Bösewicht, härter als das Eisen, für den kein Gefühl brennt, das ihm das Herz schmelze. Ich erkenne jetzt die Aufgabe meines Lebens. Ich werde für dich wachen, Heinrich, ich werde dich schützen! Ich fühle die Kraft dazu in mir. Möge Gott Mathildens Leben wahren, daß in der Vereinigung mit ihr dir das schönere Theil deines Lebens aufgehe und ich in deinem Glücke das meinige finde.

Wer jetzt Johanna beobachten konnte, der mußte sich unwillkührlich an jene weiblichen Wesen erinnern die in seltener Erscheinung mit der weiblichen Zartheit die männliche Kraft und Entschlossenheit verbinden, und die die Vollkommenheit beider Geschlechter vereinigend wie Geschöpfe einer vorgezogeneren Welt, oder wie die göttlichen Gestalten der alten Mythenzeit der Erde weniger anzugehören scheinen, als dem Aufenthaltsorte einer seligeren Gemeinschaft. Ihr zartes Gesicht war mit einer tiefen Purpurröthe übergossen, aus ihr leuchtete im Feuerglanze das dunkelblaue Augenpaar. Ihr Gang, jetzt gemäßiget, war leicht und ernst; die Bewegung ihres Körpers frei und edel. Ihre Mienen hatten an der Stelle der früheren Erregtheit den Ausdruck einer festen Ruhe angenommen. So wandelte sie in der Einsamkeit des Waldes und um sie schien sich der Schauer der Natur zu verklären in dem milden Abdruck einer sonnenreichen Blumenaue.

* * *

Unter den elenden Hütten, welche sich an die Besitzungen das Grafen anschließen, und die von der Armseligkeit ihrer Bewohner hinlänglich Zeugniß geben, befindet sich eine, welche, obgleich sie sich von außen durch eine etwas solidere Bauart auszeichnet, in der wenig geräumigen Wohnstube schwerlich ein Schenkzimmer demjenigen wird errathen lassen, der ähnliche Kneipen

Digitized by Google

noch gesehen und von dem Leben der Gäste, die dasselbe von Zeit zu Zeit besuchen, keine Vorstellung hat. Wir führen den Leser in dasselbe ein. Von Reinlichkeit ist keine Spur vorhanden, noch weniger von Ordnung. Schmutzige Fetzen liegen auf dem Boden umher, welcher nur theilweise mit halb verfaulten Brettern belegt ist. Die Tische und Bänke befinden sich in dem erbärmlichsten Zustande, die wenigen Stühle, welche in dem Zimmer sind, haben sämmtlich schlotterige Beine, ein Umstand, der sehr begreiflich wird, wenn man weiß, daß dieselben schon oft rauflustigen Trunkenbolden zur Waffe gedient; der Ofen an den meisten Theilen mit Lehm verpicht und gleichsam eine Karte mit vielen Wasserstraßen darstellend, verdunstet das Wasser eines großen Behälters, der an demselben angebracht ist, wodurch die kalten Wände beständig feucht erhalten werden. Ganz dieser Umgebung gemäß stellen sich die Bewohner derselben dar. Der Wirth, ein Mann in den Fünfzigern, trägt, wie heute, so mitten in dem Sommer, eine alte Pelzmütze, welche nur an sehr wenigen Stellen ihren früheren Werth erkennen läßt, ein tuchenes Goller, an den Ellenbogen mit Leder besetzt und an vielen Stellen geflickt, lederne Hosen, die vor Schmutz keine Farbe errathen lassen, und große Holzpantoffel. Die Frau, etwas jünger, als ihr Mann, aber noch bedeutend schmutziger, ist am kürzesten und doch treffendsten zu schildern, wenn man sie mit einer jener Scheuchen vergleicht, welche in den Feldern zur Abwendung von Wildschaden aufgestellt werden.

Außer diesen beiden Eheleuten befindet sich im Zimmer ein ungefähr eilfjähriger Knabe, welcher ebenso armselig und zerlumpt gekleidet doch erkennen läßt, daß ihm die Pflege der Reinlichkeit angenehm wäre, wenn unter den obwaltenden Verhältnissen ihre Anwenduug nicht geradezu zur Unmöglichkeit würde. Dieser Knabe ist der Schwestersohn des Wirthes und von diesen seiner Mutter, wie er sich ausdrückt, aus Mitleid abgenommen worden, da dieselbe sich in noch viel ärmeren Umständen als er befindet, was der Knabe, so oft seine Base bei den Gästen dieses Umstandes erwähnt, immer mit fester Stimme zu bekräftigen gewohnt ist. Eines Geschöpfes dürfen wir auch nicht vergessen, da es schon seit vielen Jahren zum Haushalte gehört und, so lange die Stube frei von Gästen ist, regelmäßig seinen Platz auf der Bank am Ofen behauptet, — eines schönen weißen und schwarzgefleckten Katers, welcher sich den ganzen Tag beleckt und putzt und wegen seiner Reinlichkeit einen merkwürdigen Contrast zu der ganzen Umgebung bildet.

Wir finden das Alles an den Abende jenes Tages, an welchen die Jagd stattgefunden hatte, in der Schenkstube beisammen. Der Wirth konnte da sicher auf die Gäste rechnen; denn der Hauſe der Treiber wußte nie das verdiente Trinkgeld anders zu verwenden, als auf die schlechten Getränke, die hier geboten wurden. Er hatte deßhalb Bier und Schnapps bereit gestellt und war eben im Begriffe, die unreinlichen Gläser zusammenzutragen, um sie im Falle des Bedarfs, gleich bei der Hand zu haben. Die Frau saß in Erwartung der Gäste müssig auf einem Stuhle, dem Kater gegenüber, welcher sich wenig um seine Herrin zu kümmern schien.

Auf einmal sprang der Kater von seinem Lager auf und in schnellem Satze auf den Ofen.

Es kommen Gäste, sagte nun die Frau zu dem Wirth, der Hinz verläßt seinen Tagesposten.

Wirklich hörte man auch bald die Hausthüre gehen und kurz darauf trat Simon in's Zimmer.

Ein seltener Gast, sprach der Wirth, als er desselben ansichtig wurde; dabei reichte er ihm zum Willkommen die Hand. Die Alte hingegen suchte aus der Ecke eines wurmstichigen Wandschrankes einen schmutzigen Hadern und fuhr mit denselben, ohne etwas zu denken und zu wollen, über den Tisch am Ofen, dabei Simon zum Sitze einladend. Dieß pflegte sie beim Eintritte eines jeden Gastes zu beobachten, jedoch aus nichts weniger, als aus dem Gefühle für Reinlichkeit; sondern ihr Mann hatte einmal dieses Verfahren bei einer Entfernung vom Hause in einem Wirthshause, wo er übernachtete, bemerkt und bei seiner Heimkehr seiner Frau mit wichtiger Miene mitgetheilt, und seitdem war dieser die eben beschriebene Gewohnheit gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, freilich oft zur Unzufriedenheit der Gäste, wenn sie mit dem berußten Lumpen, wie es eben jetzt der Fall war, der Tischplatte die Spuren desselben aufdrückte.

Simon setzte sich mit einigem Ekel an den angewiesenen Platz. Er war, wie überall, still und beinahe schüchtern. Die Wirthsleute mochten seine Gewohnheit kennen, denn die Empfangsfeierlichkeiten ausgenommen, schienen sie seine Anwesenheit nicht weiter zu beachten. Der Knabe aber rückte zutraulich aus seiner Ecke näher und stellte sich dicht an Simon, seinen reinlichen Anzug mit besonderer Aufmerksamkeit musternd und mit merklichem Wohlgefallen die Hand über den Glanz seiner neuen Tuchjacke streichend. Der Kater mochte durch die Zutraulichkeit des Jungen sich angelockt fühlen, denn er kam vom Ofen herabgesprungen und schmiegte sich schnurrend und mit senkrecht gehaltenem Schwanze ebenfalls an Simon.

Was das Pest dreist und unverschämt ist, sagte die Alte, als sie das bemerkt. Aber der Junge meinte, Ein kluges Thier ist er; denn er weiß, daß ihm Simon nichts zu leid thut. Er ist gegen Niemand weiter so zutraulich. Forts. folgt.

Digitized by Google

Die Freuden einer Hochzeitsreise.
(Schluß.)

„Bei einem so schweren Verbrechen, wie es hier vorliegt, kann ich Ihr Anerbieten nicht annehmen. In diesem Falle verlangt das Gesetz die sofortige Verhaftung."

„Nur mit der größten Mühe vermochte ich meine gewiß nur gerechtfertigte Wuth zu unterdrücken. Vergebens wendete ich noch einmal meine ganze Beredtsamkeit auf, den Polizeityrannen von der Ungerechtigkeit seiner Maßregel zu überzeugen; umsonst verschwendete Rosa ihre Bitte, ihre Thränen an dem Ungeheuer. Außer sich vor Schmerz und Angst umklammerte sie mich, so daß ich mich mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

Erst jetzt erkannte ich, wie sehr sie mich liebte, und nie war sie mir reizender erschienen, als in dem Augenblicke, wo sie sich laut wegen ihrer Thorheit anklagte, und bald weinend mich um Verzeihung, bald den Tyrannen um Gnade anflehte.

„Nein, nein!" rief sie schluchzend. „Ich werde, ich kann Dich nicht verlassen. Wo Du bist, da will ich auch bleiben und das Gefängniß mit Dir theilen. Das darf mir nicht verwehrt werden."

„Leider," erwiderte der Polizei-Inspektor, „muß ich Ihnen diese Bitte abschlagen. Ich selbst werde für Ihr Unterkommen im Gasthofe Sorge tragen, wo Sie so lange unter meiner Aufsicht bleiben sollen, bis Ihre betrübten Eltern Sie abholen, oder anderweitig über Sie bestimmen werden."

„Lieber todt, als mich von meinem Manne trennen!" rief die arme Frau, der ich gar nicht eine solche romantische Leidenschaft zugetraut hätte.

„Wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen" tröstete ich heroisch. „Ich hoffe, daß in wenigen Stunden dieses Mißverständniß sich aufklären wird. Um so freudiger wird unser Wiedersehen sein."

Meine schöne Rede wurde leider durch einen Gensdarm unterbrochen, der meinen Arm ergriff und mich mit sich fortzog, bevor ich meine rührende Abschieds-Elegie beenden konnte. In seiner Begleitung wanderte ich melancholisch durch die Straßen der Stadt nach dem Polizeiverwahrsam zum Gaudium der löblichen Straßenjugend, die in mir einen angehenden Rinaldini oder Schinderhannes vermuthete und mich mit keineswegs schmeichelhaften Ehrennamen begrüßte. —

In meinem Kerker warf ich mich erbittert auf die harte Pritsche und verwünschte die ganze Hochzeitsreise. Meine Lage war in der That wahrhaft tragikomisch, so daß ich nicht wußte, ob ich darüber weinen oder lachen sollte. Statt der gehofften Freude erlebte ich eine Reihe kaum denkbarer Fatalitäten.

Ich saß getrennt von meiner jungen Frau in einer elenden Zelle, hungrig und durstend, da ich den ganzen Tag nicht einen Bissen zu mir genommen hatte. Auf mein Verlangen brachte mir der Kerkermeister ein Stück Schwarzbrod und einen irdenen Krug mit abgestandenem Wasser, das mein ganzes Souper bildete. Mein Lager war ein jammervoller Strohsack und meine Gesellschaft ein notorischer Taschendieb, der mich als seinen angehenden Collegen begrüßte, und als ich gegen seine Vertraulichkeit protestirte, mich höhnisch auslachte.

Dazu kam noch die Sorge um Rosa, die mir in ihrer Verlassenheit noch beklagenswerther erschien, als ich selbst. Meine rege Phantasie malte mir ihre Verzweiflung, ihren Seelenschmerz mit den lebhaftesten Farben aus. Ich sah sie in dem Hotel unter fremden Menschen vor Scham und Angst vergehend, die Hände ringend, sich schlaflos auf ihrem Lager wälzen; ich hörte sie im Geiste klagen, seufzen und vergeben nach mir rufen. Es war wirklich, um darüber wahnsinnig zu werden.

Von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde stieg meine Ungeduld. So oft ich ein Geräusch hörte, erwartete ich die Verkündigung meiner Befreiung. Nach meiner Ansicht mußte die telegraphische Auskunft längst eingetroffen sein, und doch wurde ich noch immer widerrechtlich zurückgehalten. Ein furchtbarer Verdacht gegen den Polizeityrannen, den ich jeder Schandthat für fähig hielt, stieg in meiner Seele auf. Dem Wahnsinne nahe, sprang ich von meinem Lager auf; ich rüttelte und klopfte an die Thüre meines Kerkers, die jedoch aller meiner Anstrengung spottete.

Jetzt nahten sich Schritte; es konnte nur der Bote sein, der mir Erlösung aus dieser Hölle bringen sollte. Aber statt des sehnsüchtig erwarteten Befreiers, erschien mein Gefängnißwärter, der mich grob wegen des verursachten Scandals anfuhr, und im Wiederholungsfalle mit den ernstlichsten Repressalien drohte. Ich hätte den Menschen erwürgen mögen, aber in Anbetracht seiner Stellung und seiner derben Fäuste blieb mir nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Knirschend vor Wuth suchte ich vergebens einzuschlafen. Wenn ich die Augen schloß, verfolgten mich das Bild meiner armen Rosa und die faunischen Züge des Polizeityrannen. Außerdem lag ich keineswegs auf Rosen gebettet; die ungewohnten Strohhalmen meiner Gefängnißmatratze kitzelten und stachen mich wenn es nicht lebendige Wesen waren, die mir

Digitized by Google

die Ruhe raubten und mich vollends zur Verzweiflung brachten.

„Erst gegen Morgen überwältigte mich die Müdigkeit. Ich träumte von meiner jungen Frau, mit der ich mich in einem schönen bewimpelten Nachen auf dem grünen Rheinstrom schaukelte.

Zärtlich umschlungen tauschten wir süße Worte der Liebe, feuerige Küsse, als mich plötzlich eine rauhe Hand aus diesen holden Träumen weckte. Als ich schlaftrunken emporfuhr, erblickte ich statt meiner geliebten Rosa meinen nichts weniger als liebenswürdigen Kerkermeister."

„Ziehen Sie sich an," sagte er barsch, „und folgen Sie mir auf der Stelle."

„Meine Toilette war schnell gemacht, da ich meine Kleider gar nicht abgelegt hatte. In Ermanglung eines Kammes fuhr ich mit meinen fünf Fingern mir durch's Haar. So frisirt erschien ich vor meinem Peiniger, in dessen Gesellschaft ich bereits meine Rosa fand. Mit einem Freudenschrei stürzte das gute Kind in meine Arme.

„Du bist frei," rief sie mir entgegen.

„In der That," fügte der Polizei-Inspektor hinzu, „das Mißverständniß hat sich vollkommen aufgeklärt. Ihrer Abreise steht jetzt nichts mehr im Wege, da Sie als gänzlich unverdächtig legitimirt sind."

„Ist das Alles?" fragte ich mit bitterer Ironie.

„Sie haben nur noch eine Kleinigkeit zu bezahlen," versetzte er lächelnd. Hier die Rechnung für die telegraphische Depesche hin und zurück, für ihr Nachtquartier, Transportkosten und Verköstigung macht zusammen fünf Thaler zehn Silbergroschen.

„Ich werde nicht einen Pfennig zahlen, sondern Genugthuung verlangen.

„Das kann Ihnen nichts nützen, da Sie allein die Schuld tragen. Sollten Sie sich weigern, so werde ich auf ihr Gepäck Beschlag legen."

„Auch das noch," brummte ich vor ohnmächtiger Wuth, indem ich meine Börse zog, um nur aus dem verwünschten Loch loszukommen."

„Nun dürfen Sie in Gottes Namen reisen," sagte der malitiöse Polizei-Inspektor. „Für Ihr Geld aber will ich Ihnen einen guten Rath geben. Wenn Sie künftig eine Vergnügungstour machen wollen, so vergessen Sie nicht Ihre Paßkarte und sonstige Papiere, um sich nöthigen Falls legitimiren zu können.

Noch in derselben Stunde gab ich meine Hochzeitsreise auf und kehrte wieder um, obgleich Rosa versprach mir bis an das Ende der Welt zu folgen, wenn ich es von ihr verlangte. Für diesmal hatte ich genug und seitdem hasse ich nichts so sehr, als die Freuden einer Hochzeitsreise, vor denen ich alle meine Freunde warne."

Mannigfaltiges.

Der „Russische Invalide", das vertrauliche Organ des Kriegsministeriums, hat soeben eine Reihe von beachtenswerthen Artikeln beendigt, in denen die Eisenbahnnetze Preußens, Oesterreichs und Rußlands vom strategischen Standpunkte näher beleuchtet werden. Der Verfasser dieser Artikel, offenbar ein Militär von Fach, spricht dem österreichischen und preußischen Eisenbahnnetz, im Vergleiche mit dem russischen eine strategische Ueberlegenheit zu und dringt daher auf schleunige Ergänzung und Vervollständigung des russichen Eisenbahnnetzes an der westlichen und südwestlichen Grenze, will aber die die südwestliche Grenze sichernden strategischen Bahnlinien eher zur Ausführung gebracht sehen, als die zum Schutze der westlichen Grenzen nothwendigen, „weil mit der Türkei und Oesterreich eher ein Zusammenstoß zu erwarten sei, als mit Preußen." Eine ganz besondere strategische Wichtigkeit legt der Verfasser dem Bahnprojekte Moskau-Smolensk Brzesc bei, ohne dessen Ausführung Rußland dem Auslande preisgegeben sei.

„Nun Kleiner, hat es Dir bei uns geschmeckt?" fragte Jemand einen kleinen Knaben, der mit seinen Aeltern zum Essen geladen war. — „Ach ja," lautete die Antwort, „manchmal ist's bei uns auch nicht besser, aber mehr giebt's immer."

Student: Herr Agent, ich will mein altes Haus versichern lassen.
Agent: So viel ich weiß, besitzen Sie kein altes Haus.
Student: Ich bin selber das alte Haus.

In einem Wirthshause beklagten sich die Bauern bitter über den Stolz und die Anmassung ihres Amtmanns. „Sogar den Hund," sagten sie, „müssen wir Herr Kules (Herkules) nennen; aber wenn der Amtmann nicht zu Hause ist, lassen wir das Herr weg und rufen ihn nur Kules."

Ein schwer geprüfter Dulder verging dermaßen vor Schmerz, daß man ihn nur noch durch ein Mikroskop wahrnehmen konnte.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No.383.)

Digitized by Google

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 60. Mittwoch den 28. Juli. 1869.

Nur ein häusliches Weib!

Ich möchte ein niedliches Weibchen umfangen
Mit Augen wie Sterne, und rosigen Wangen.
Mit kußlichen Lippen — wie wollt' ich es ehren!
Nur müßt' es die Herrschaft im Haus nicht begehren.

Ich wünsch' mir ein Liebchen voll Geist und voll Feuer,
Belesen, gebildet — wie wär's mir so theuer;
Es könnte mich auch musikalisch entzücken;
Doch müßt' es verstehen, mir Strümpfe zu stricken.

Ich liebe die Anmuth — voll Grazie wallen
An meiner Seite, die Schönste von Allen,
Müßt meine Gattin sein — so möcht' ichs sehen,
Doch sich auch perfekt auf die Küche verstehen.

Ein liebliches Lächeln — mich würd' es erfreuen,
Ein zärtlicher Blick mir Wonne verleihen,
Sie dürfte auch schelmisch die Schmollende spielen,
Doch niemals — kokett nach Anderen schielen.

Sie könnt' sich auch putzen — fern bin ich vom Geize,
Und hübsche Gewänder erhöhen die Reize,
Sie dürfte mit gold'nem Geschmeide sich zieren,
Doch nicht durch Verschwendung den Mann ruiniren.

Allein, weil ich solchen Schatz nicht gefunden,
So hab' ich mich auch noch nicht ehelich gebunden.
Geist, Schönheit und Anmuth sie locken vergebens,
Nur ein häusliches Weib ist die Krone des Lebens.

E. J. N. Freier.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick war der Kater wieder mit einem Satz auf dem Ofen. Merkt auf, sprach der Junge, ob er heute seinen Platz noch einmal verläßt; die Leute, die jetzt kommen, werden sich nicht gleicher Anhänglichkeit rühmen können.

Nun tritt mit wüstem Gepolter die ganze Schaar von Simons Nebengesellen und ein großer Theil der bei dem Treibjagen verwendeten Bauernbursche ein. Der Wirth reicht jedem die Hand, heißt alle willkommen, und die Frau wiederholt die gewohnten Empfangsceremonien. Bald sind alle Tische mit vollen Gläsern besetzt, und der Lärm im Zimmer wird allgemein. Man erzählt von der unterbrochenen Jagd, schildert das Gewitter, den angeschwollenen Waldbach, hier macht sich bei Erwähnung des plötzlichen Regens ein derber Fluch Luft, dort klirren die Gläser, indem man sich gegenseitiges Wohl zutrinkt, Hans singt ein unzüchtiges Lied, in dessen Refrain man an seinem Tische kräftig einstimmt, der Wirth und die Wirthin aber sind vollauf beschäftigt, die schnell geleerten Gläser auf's Neue zu füllen. In diesem Gewühle, unter diesem Lärm empfindet Simon die größte Unbehaglichkeit. Aber er muß bleiben, denn ihn hält hier ein höheres Gebot fest; — die unbedingteste Unterwerfung in den Willen Johanna's. Er begreift ihn nicht; aber er gehorcht ihm. Sie hat ihm geheißen, mit Hans zu trinken, und seinen Reden zu lauschen; deßhalb sitzt er da und hört seinen unzüchtigen Liedern zu, obgleich sie ihn anekeln.

Jetzt erhebt sich Hans von seinem Stuhle, nimmt das Glas und geht auf Simon zu. Butterweicher Bursche, ruft er mit rauhem Ton: hast du auch den Weg zum Wirthshause gefunden? Trink Dein Glas zur Neige! Auf das Wohlsein Deines Mädels.

Simon wurde purpurroth im Gesicht und zögerte Bescheid zu thun. Aber Hans ließ nicht nach; Simon mußte sein Glas leeren. Dann setzte er sich dicht an ihn und fuhr fort, ihn mit seinen Scherzen zu belästigen.

Simon duldete sie ruhig; doch war er sehr froh, als durch den Eintritt des Grafen Eduard die ganze Scene eine andere Gestalt bekam.

Ein lautes Halloh erscholl von sämmtlichen Gästen, als er in die Stube trat. Hans ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand dar, welche dieser kräftig drückte.

„Nun fing das Gelage erst an, recht wild zu werden. Graf Eduard warf dem Wirthe acht Thaler auf den Tisch; dafür mußte ein Faß Bier in das Zimmer geschafft werden, aus welchem sich die Gäste ihren Bedarf nach Belieben selbst abzapften. Obgleich das Getränke schlecht war, so äußerte es, in so großem Uebermaß getrunken, wie es die Gäste thaten, doch

Digitized by Google

bald seine berauschende Wirkung. Hier sank ein Bursche vom Stuhl, dort geriethen zwei in Streit und faßten sich bei den Kehlen, an diesem Tische schrieen sie, wie Rasende, an jenem trommelten sie mit den Füßen. Eduard, mitten im Zimmer stehend, fand solches Vergnügen an all der Rohheit, welche sich hier kund gab, daß er laut auflachte. Das Glas in der Hand, trank er bald diesem, bald jenem zu, oder er kommandirte den ganzen Haufen zum Trinken mit: „Setzt an! Trinkt aus! Setzt ab!“ Als die letzte Neige aus dem Fasse geschüttet wurde, und Jeder der betrunkenen Gesellen das leere Glas vor sich stehen hatte, nahm er sein Glas und stieß es so heftig auf den nächsten Tisch daß es in Trümmern sprang, und die wilden Bursche folgten mit lautem Hurrah seinem Beispiele. Ueberall lagen die Scherben auf dem Tische und auf dem Boden herum, und als der erschrockene Wirth über seinen Verlust sich beklagte, warf ihm Eduard abermals einige Thaler zu, worauf er ganz freundlich dem freigebigen Grafen wiederholt seinen unterthänigsten Dank aussprach. Die Gäste aber verloren sich jetzt mit schwerem Kopfe nach und nach aus der Stube.

Nach einigen Minuten befanden sich Eduard und Hans nebst Simon allein im Zimmer; dieser lehnte mit verschlossenen Augen in der Ecke, welche der Ofen mit der Wand bildete und schien zu schlafen. Der Wirth und die Wirthin giengen ab und zu, um zerbrochene Stühle und Gläser hinwegzuschaffen.

Auf einen Wink setzte sich Hans zu ihm am Tisch, ziemlich weit von Simon entfernt. Darf ich hier ohne Sorge sprechen? fragte Eduard, indem er auf Simon mit dem Finger deutete.

Der schläft sicher und fest, sagte Hans. Er kann das Bier nicht vertragen und muß wie immer, wenn er getrunken hat, dem Schlaf seinen Tribut zahlen.

Du weißt noch, was du mir heute Morgens versprochen hast?

Hinsichtlich des Wildes? lachte Hans; zum Teufel, ja!

Wann bist du bereit, das Schußgeld zu verdienen?

Wenn es sein muß, morgen, heute, jetzt gleich! sprach Hans und schlug mit geballter Faust auf den Tisch.

Ich nehme dich beim Wort. Morgen gehst du auf den Anstand!

Morgen schon? Werde ich aber auch die Fährte finden?

Ich will dich darauf führen. Merk auf!

Eduard wollte weiter sprechen; aber in diesem Augenblicke trat der Wirth in das Zimmer und dicht in ihre Nähe.

Wir sind hier nicht ungestört, sagte Eduard, als sich der Wirth wieder entfernt hatte, und das, was wir zu sprechen haben, verträgt keinen Zeugen. Weißt du keinen sicheren Ort, wo ich dir offene Mittheilung machen kann?

Hans dachte einen Augenblick nach; dann sprach er: Im Hammer drüben, im Kämmerlein, wo wir Gesellen schlafen, ist jetzt keine Seele, die uns hört.

Wirklich keine?

Keine!

Können wir den Hammer versperren, daß wir sicher vor jeder Ueberraschung sind?

Ich habe den Schlüssel.

So geh' voraus und warte auf mich. Aber ich binde dir's auf's Gewissen, durchschaue jeden Winkel und sorge dafür, daß wir ganz allein sind. Ganz allein; hörst du?

Sie können sich auf mich verlassen. Mit diesen Worten entfernte sich Hans; Eduard aber erhob sich und stellte sich dicht vor Simon, ihm in's Angesicht schauend. Er schläft in der That fest, sagte er vor sich; dann rüttelte er ihn wach und warf ihm einen Zwanziger zu mit den Worten: du bist heute zu kurz gekommen, Bursche trinke noch einige Gläser auf mein Wohlsein.

Der Wirth hatte zufällig diese Worte gehört, und schnell, als wäre es ihm geboten, war er mit gefülltem Glase da, um es vor Simon auf den Tisch zu setzen.

Ich mag nicht mehr trinken, sagte Simon.

Wie, du wolltest nicht trinken! sprach der Wirth mit sichtlichem Erstaunen. Auf das Wohlsein des Herrn Grafen nicht trinken?

Ich kann nicht, antwortete Simon.

Du kannst nicht? So steh doch hieher auf den Tisch, das Geld gehört ja dir.

Ich kann um alle Schätze der Welt nicht! rief Simon unwillig aus.

Der Wirth wollte weiter reden; aber Eduard sprach:

Laß ihn; er mag es ein andermal thun. Steck ein das Geld! Nicht du, schmutziger Wirth, sondern Simon. Dir, glaube ich, habe ich bezahlt, was ich schuldig bin.

Mehr, als das, sagte der Wirth, indem er die nach dem Zwanziger ausgestreckte Hand zurückzog.

Unterthäniger Dank dafür, unterthäniger Dank!

Gut, Alter! Und willst du's künftig noch besser machen, so schaffe besseres Bier.

Beehren sie mich ferner, Herr Graf; ich werde dafür sorgen.

Adieu!

Adieu! Unterthänigstes Adieu!

Der Graf war aus dem Zimmer. Der Wirth begleitete ihn bis vor die Hausthüre und

Digitized by Google

wiederholte mit sichtbarem Ungeschick seine Komplimente.

Simon aber blickte durchs Fenster und verfolgte die Richtung, welche der Graf einschlug. Er ging geraden Weges auf den Hammer zu. Dorthin mußte er ihm folgen. Er hatte kein Wort von dem Gespräche Eduards mit Hans verloren, obgleich er scheinbar in tiefem Schlafe lag. Als daher der Wirth zurückkehrte und ihn mit dreister Zudringlichkeit nöthigen wollte, das Geschenk des Grafen zu vertrinken warf er es ihm trotzig vor die Füße und sprach:

Willst Du das Geld, so nimm es; mich aber laß in Ruhe mit Deinem schlechten Getränke.

Ohne Scham hob der Wirth das Geldstück auf und schob es in die Tasche; Simon aber eilte aus dem Hause dem Grafen nach.

Als er an den Hammer kam, ging er behutsam an die Thüre und fand sie verschlossen. Dann schlich er leise, doch so, daß es kein Aufsehen erregte, um das Gebäude, machte in einer Ecke der Radstube, wo er verborgen war, sachte und ohne Geräusch ein Brett los, stieg in das Rad, kletterte von da auf einen Arm desselben und setzte sich in einen Winkel fest, wo er sich dicht an der Schlafkammer befand und mit dem vor ein Astloch der Bretterwand gehaltenen Ohre Alles hören konnte, was in derselben gesprochen wurde.

Eduard und Hans waren im tiefen Gespräche. Er wird morgen in den nächsten bayerischen Gränzeort gehen, sprach Eduard, um den dort wohnenden Arzt zu Hilfe zu rufen.

Ist denn der Zustand Mathildens so gefährlich? fragte Hans.

Das nicht, antwortete Eduard; aber der Graf ist ängstlich; und weil er das ist, so verlangt der Arzt, welchen er bei sich hat, selbst eine Berathung mit einem Collegen.

Wird er den nächsten Weg machen?

Weil er zu Pferd sein wird, ja!

Der Weg führt beständig durch ziemlich dichtes Gehölz; aber er wird auch häufig begangen; übrigens liegen die Grenzjäger da nicht selten auf der Lauer. Die Sache ist etwas gefährlich.

Pah, für einen Burschen, der Muth hat, eine Kleinigkeit! Uebrigens, wäre es bloses Kinderspiel, so würde ich nicht drei Doppellouisd'or dafür ausgeben. Willst Du vielleicht dein Wort zurücknehmen?

Nein, Herr Graf, nein! Das Geld verdiene ich, so wahr ich Hans heiße und diese Hand die Arbeit versteht. Sie kennen die Geschichte. Drüben liegt der Schlucker im Gottesacker, welcher im Walde seinen Tod fand, als er begünstigt vor einem Nebenbuhler von seinem Mädchen nach Hause zurückkehrte.

Ich weiß, daß Du das Handwerk kennst, darum wende ich mich jetzt an dich. Also morgen!

Er muß vom Wege abgelockt werden, sonst geht's nicht.

Das ist Deine Sache, ich habe nur zu verlangen, daß es morgen geschieht.

Morgen? Morgen ist Montag, und da gedeihen die Geschäfte. Also morgen! Wann wird er aufbrechen?

Jedenfalls sehr zeitig; vor Anbruch des Tages aber schwerlich.

Ist er bewaffnet?

Nein!

Gut, so giebt's wenig Geräusch.

Daß Du mir aber nicht halbe Arbeit machst; Du weißt, was ich dabei riskire.

„Immer weniger als ich. Doch seien Sie deßhalb außer Sorgen; die Klinge hier ist scharf und lang, und wo das Herz liegt, weiß ich auch; auch führe ich einen sichern Stoß.

Simon, der dem ganzen Gespräche mit einem gewissen Schauder zugehört hatte, schrack bei diesen Worten zusammen. Unwillkührlich griff er mit dem Finger in das Astloch, durch welches er gelauscht hatte, um sich festzuhalten. Dadurch zog sich der Nagel, welcher das Brett locker hielt, wovon ein zwar kurzes, aber doch scharfes Geräusch entstand.

Was giebt's? fragte Eduard hastig.

Hans horchte nach allen Seiten.

Hast' Du's auch gehört? Es muß Jemand in unserer Nähe sein.

Ich habe die Thüre versperrt und zuvor den ganzen Hammer durchsucht. Es kann uns Niemand belauschen.

Woher kam aber das Geräusch? Schau nach! Untersuche!

Hans verließ die Schlafkammer und ging in den Hammer. Er durchkroch alle Winkel, konnte aber nichts finden. Wir sind allein, sagte er, als er wieder zu Eduard kam.

Ich weiß nicht, ob ich ruhig sein darf, meinte dieser.

Vielleicht hat sich der Nagel eines Brettes gezogen, sprach Hans. In der That, es ist so, fuhr er fort, indem er auf die Ritze zeigte, die am locker gewordenen Brette sichtbar wurde. Es kommt das öfters vor.

Gut, wenn es so ist. Es wäre mehr als fatal, wenn wir bei unserem Plane Mitwisser hätten. Doch wir müssen uns jetzt trennen. Wenn wir morgen zusammentreffen, dann — —

Dann ist der Stein, der auf dem Wege zu Ihrem Glücke liegt, bei Seite geschafft. Die Hand hier, die ich Ihnen reiche, bürgt dafür.

Gut Glück!

Adieu!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Wen es betreffen kann, der merke sich's.) Die Schweine werden bekanntlich von mancherlei Krankheiten befallen, die gewöhnlich einen schnell tödtlichen Verlauf nehmen. Dazu gehört auch der sogenannte Rothlauf, eine Krankheit, welche sich besonders dadurch kenntlich macht, daß, besonders am Bauche, rothe Flecken entstehen, die schnell größer werden und mit einander verfließen, indem sie eine blaue Farbe annehmen. Der Rothlauf hat in der Regel den Tod zur Folge, wenn nicht schleunigst Mittel dagegen in Anwendung gebracht werden, zumal die Krankheit in der Regel nur 24 Stunden dauert. Als schleunige Mittel werden empfohlen: Die am Rothlaufe erkrankten Schweine sofort mit warmem Miste, am besten Pferdemist, zuzudecken, wodurch fast alle Schweine gerettet werden, Kälte ist dagegen sehr schädlich.

Als ein Mittel, Pferde im Sommer gegen Fliegenstiche zu schützen, wird der Stinkasand (Asa foetida) bezeichnet. Man löse davon 16 Grm. in einem Glase Weinessig auf und wasche damit die am meisten den Fliegenstichen ausgesetzten Körperstellen mittelst eines Schwammes.

Eiertafeln sind ein beachtenswerther Handelsartikel der Neuzeit. Der Inhalt der zerschlagenen Eier, auch der Dotter nur allein, wird zu einem vollkommen gleichartigen Brei geschlagen; dieser wird auf polirte Stahlplatten in dünner Tafelform ausgegossen, welche in Trockenstuben so aufgestellt werden, daß ein sanfter, stark erwärmter Luftstrom sich ununterbrochen über dieselben hinbewegt. Zur besseren Aufbewahrung setzt man etwas Gyps oder andere der Gesundheit nicht schädlichen Stoffe zu. Die völlig getrockneten Tafeln, welche den ganzen Nahrungsgehalt der Eier haben, werden in luftdicht verschlossenen Blechkisten verpackt und halten sich auf diese Weise jahrelang. Beim Gebrauche lösen sich die Eiertafeln schon im kalten Wasser auf, lassen sich leicht zu Schaum schlagen und haben völlig den Geschmack frischer Eier. Die Eiertafeln stellen sich daher im Gebrauchswerthe neben das Fleisch-Extract und die condensirte Milch.

(Text zu einer Hundstage-Predigt.) Der Doctor C. . ., einer der bekanntesten Prediger Newyorks, besteigt eines Sonntags Morgens, als die Hitze eine wahrhaft tropische war, die Kanzel und ruft der andächtig versammelten Gemeinde statt aller Anrede die Worte zu: „Gott verdamm' mich, wir haben heute eine verfluchte Hitze!" — Durch die bestürzten Mienen und die Aufregung seiner Zuhörer, die ihren Ohren nicht trauten, aufmerksam gemacht, wischt er sich den Schweiß von der Stirne und wiederholt dennoch, jedes einzelne Wort deutlich betonend, die oben erwähnte Phrase. — Darauf heftet er einen ruhigen frommen Blick auf die nun erst recht empörte Gemeinde, und fuhr fort. „Diese Worte meine theuren Brüder, entfuhren dem profanen Munde eines jungen Mannes, als ich gerade über die Schwelle dieses Gotteshauses ging." Und nun weiter predigend nahm er das zweite Gebot: „Du sollst nicht fluchen! zum Vorwande seiner Predigt, während er wohl vorher über einen andern Text zu predigen gesonnen gewesen sein mochte. Sein Vortrag war übrigens so erbaulich, daß alle Anwesenden in tiefster Rührung und mit tiefsten Seelenfrieden im Herzen die Kirche verließen.

Ein Student der Medicin, welcher einem Mädchen ein Jahr lang den Hof gemacht hatte, am Ende aber seinen Sinn änderte und ihr den Rücken drehte, schickte ihrem Vater eine Rechnung ein, für alle die Besuche, die er ihr gemacht habe.

Frankfurter Schoteliedchen.

Aus der Newyorker Zeitung.

Was trage doch für Röckercher
Jetzt unsere Modepöppercher
Mit Zwickelcher und Häckelcher,
Und ausgeschnittene Jäckelcher.

Und hinne hangt e Kisselche,
Das wackelt stets e Bisselche,
Und rund herum Volantercher
Das macht's noch viel pikantercher.

Voll Gittercher und Flittercher
Und ausgeschnittene Miedercher,
Sie trage falsche Zöpercher
Und Straßen-Kehrungs-Schlepppercher.

Was windisch wie die Fähnercher!
Was ausgestopfte Beenercher!
Was himmelhohe Nestercher!
Was Schmink und Schönheitspflächercher!

Was trage sie für Stiefelcher,
So eng, 's wird einem übelcher,
Mit Wade, wie Streichhölzercher,
So geh'n sie wie auf Stelzercher.

Wie trage Modepöppercher
Jetzt gar so hoch die Köppercher,
Verkrüppelt ihre Leibercher,
Und das nennt man jetzt Weibercher.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No.383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 61. Samstag den 31. Juli. 1869.

Erinnerung.

Es steigt Dein Bild, wie oft ich's auch verbanne,
Wie oft ich mich auch schelte und ermanne,
Doch immer wieder auf mit stillem Lichte
Und strahlt im Traum und leuchtet im Gedichte;

Und wenn ich des Gedankens Flügel spanne
Weit, weit hinaus, ich bin in Deinem Banne;
Es zittern liebedämmernde Gesichte
In Allem was ich denke, was ich dichte. —

So mag denn das geheimnißvolle Schimmern
Der Seele tiefste Tiefen still durchflimmern,
Das Morgenroth die dunklen Wolken säumen,

Das Herz verschlossen, traurig glücklich träumen. —
Ich will mich ganz dem Augenblick ergeben,
Und jauchzen, klagen, hoffen, kämpfen — leben.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten trennten sich Beide, indem Eduard den Weg zum gräflichen Schlosse einschlug, während Hans allerlei Vorbereitungen traf, die er zur Ausführung der ihm aufgetragenen That für nothwendig hielt.

Simon aber befand sich bei Johanna, der er todtenbleich im einsamen Stübchen Alles erzählte, was sein Ohr vernommen hatte. Er war gleich nach entstandenem Geräusche mit möglichster Sorgfalt durch die Radstube auf demselben Wege, der ihn in der Nähe der beiden Bösewichter gebracht hatte, entkommen und zu ihr geeilt, um ihr Mittheilung von dem zu machen, was er gehört hatte, und wozu Johanna wahrscheinlich den Schlüssel hatte, weil sie die lasterhafte Verbindung des Grafen Eduard und des Hammerschmiedsgesellen Hans nach dem ihm gegebenen Auftrage, sie zu belauschen, schon länger kannte. Er selbst hatte jetzt wohl Kenntniß von dem mörderischen Vorhaben, aber er wußte nicht, gegen wen es gerichtet war.

Johanna hörte die Erzählung Simons mit gespannter Aufmerksamkeit an. Wer dabei ihr Gesicht beobachten konnte, der sah in demselben die Züge eines männlichen Ernstes ausgeprägt, während ihre Augen sprühten, als gälte es mitten im Kampfe sich des Lebens zu wehren und den Feind niederzuschlagen. Nachdem Simon geendet, zwang sie ihm durch die genauesten Fragen die Wiederholung der Erzählung ab; die verabredete Zeit und Stunde ließ sie sich drei-, viermal nennen, und als Simon immer dieselbe angab, fragte sie ihn zum fünften Male, ob er wirklich das ganze Gespräch deutlich gehört habe und sich nicht täusche. Als dieser das Erstere bejahte, ging sie einige Minuten nachdenkend im Zimmer auf und ab; endlich setzte sie sich an den Tisch, und bat Simon, neben ihr Platz zu nehmen. Dann sprach sie zu ihm mit so warmen Tone, daß er glaubte, es habe sich der Himmel geöffnet und die Engel sängen ihm sein Hochzeitlied: Simon, lieber Simon, willst du mir etwas zu Gefallen thun?

Aber, alles, was du willst, stammelte dieser entzückt.

Gib her die Hand und lege sie in die meinige zum Beweis, daß dir dein Wort heilig ist.

Simon that es.

Du erzählst, sagte Johanna, Niemanden weiter ein Wort von dem, was du mir jetzt anvertraut hast.

Niemandem!

Und dann eine Bitte; Bei diesen Worten zog Johanna aus einem verborgenen Winkel des Wandschrankes, zu welchen sie den Schlüssel hatte, ein Doppelterzerol nebst Pulver, mehrere Kugeln und Papier zu Propfen. Erschrick nicht, fuhr sie fort, daß ich diese gefährliche Waffe in der Hand habe; du siehst, ich selbst bin nicht furchtsam dabei. Du sollst mich lehren, wie man es macht, um diese Waffe richtig zu laden. Ich kann wohl ein wenig damit umgehen; allein ich wünsche, das ganz richtige und genaue Verhältniß von Pulver und Blei zu kennen, welches man anwenden muß, um damit einen sicheren Schuß zu thun. Du weißt das.

Simon folgte willenlos ihrem Wunsch. Er nahm das Doppelterzerol aus ihrer Hand, füllte einen niedlichen Fingerhut, der auf dem Tische stand, zweimal mit Pulver, schüttete es in die

Digitized by Google

Oeffnung der Waffe; dann setzte er recht fest einen papierenen Propfen und die Kugel darauf, welchen er durch einen zweiten leicht aufgesetzten Propfen im Rohr befestigte. Die Waffe ist nun geladen, sagte er.

Noch nicht vollständig, antwortete Johanna; es fehlt noch das Zündhütchen. Zu gleicher Zeit nahm sie aus dem Wandschrank eine Schachtel voll Zündhütchen, von denen sie eines auf den Zündstift drückte. Merk nun auf, fuhr sie zu Simon gewendet fort, ob ich die Sache recht mache, und zugleich fing sie an, ganz in derselben Weise, wie Simon gethan hatte, das zweite Rohr zu laden. Ist's gut so?

Ganz gut!

Wie weit wird eine Kugel treffen?

Bei ruhiger Hand, und wenn man richtig zielt, sicher auf dreißig Schritte.

Dreißig Schritte? Das ist ohngefähr von hier am Fenster bis zum Apfelbaum im Garten.

Es wird genau dieselbe Entfernung sein.

Johanna maß sie im Geiste mit den Augen, dann erhob sie sich, um das geladene Terzerol in dem Wandschrank aufzuheben. Simon aber dessen Entzücken sich in eine drückende Angst verwandelt hatte, konnte nun nicht länger eine Frage zurückdrängen, welche ihm während der ganzen Scene auf dem Herzen lag.

Johanna, liebe Johanna, was hast du vor? Um Gotteswillen theile mir's mit.

Johanna schwieg. Ich bitte dich, Johanna gib mir Antwort; mir ist's, als gingest du einer Gefahr entgegen, einer Lebensgefahr.

Sei ruhig deßhalb, Simon, sprach Johanna mit liebevollem Tone und legte die Hand auf seine Schulter, ihm zugleich freundlich in's Auge schauend. Dieser Blick wirkte wie ein Zauber auf Simon; er stand glücklich, wie ein Verklärter, vor Johanna, die nun mit traulichen Worten fortfuhr: Nicht wahr, Simon, auch das thust du mir zu Gefallen; du fragst mich nicht mehr um das, was ich vorhabe, kümmerst dich auch sonst nicht darum. Dabei drehte sie mit der einen Hand die Locken seines Haares, und Simon war es, als strömten elektrische Funken aus derselben. Der tiefste Purpur übergoß sein Gesicht, und heiß rollte das Blut durch seine Adern. Johanna hätte in diesem Augenblick über sein Leben gebieten können; es war ihm Seeligkeit, zu versprechen, daß er in Allem ihrem Willen pünktlich nachkommen werde. Und als sie bat, er möchte sie verlassen, ging er glücklich in sein Kämmerlein, um dort in den lichtesten Bildern zu schwärmen für seine Liebe.

Auch Johanna verließ das Zimmer. Sie trat hinaus in die Dunkelheit, welche durch die schmale Sichel des Mondes, der schon zum Horizonte herabgesunken war, nur unmerklich erhellt wurde. Sie lenkte ihre Schritte zum gräflichen Schlosse, und als sie es erreicht hatte blickte sie mit scharfem Auge nach dem erleuchteten, Zimmer, in welchem Mathilde krank lag, um an den Schatten, die an der lichten Decke sich zeigten und wieder verschwanden, die Personen herauszufinden, die sich ihn demselben befanden. Ohne Zweifel war Heinrich darunter; ihn suchte sie wenigstens, um ihn zu rechter Zeit zu warnen und dadurch die Anschläge auf sein Leben zu vereiteln. Sie wollte ihn bewegen, statt seiner einen Boten nach dem Arzte zu schicken, und ging er nicht darauf ein, ihn wenigstens auf die Gefahr vorbereiten, die seiner wartete. Die Rolle, die sie sich für diesen Fall selbst zugetheilt hatte, war eine höchst muthvolle; sie wollte ihm unsichtbar zur Seite sein, ihn in der Gefahr unterstützen. Deßhalb die Vorbereitungen, die sie mit Simon traf.

Jetzt nahte eine Person dem Fenster. Es war Heinrich nicht; es war der Arzt. Außer ihm zeigten die Schatten nur noch eine Person und zwar eine weibliche. Wo sollte Heinrich sein, daß er im Zimmer der Geliebten fehlte? Wahrscheinlich beim Grafen.

Rasch trat sie jetzt in das Schloß und ließ sich beim Grafen melden. Ich habe gehört, sprach sie, als sie vor ihn gelassen wurde, gräfliche Gnaden suchen eine Person, welche in den nächsten bayerischen Gränzort gehen soll, um von dort den Arzt zu rufen. Darf ich mich zum Botengange anbieten? Während sie dieses sagte, musterte sie die Personen, die sich im Zimmer befanden. Heinrich war nicht unter ihnen.

Ich danke, mein liebes Kind, sagte der Graf, während er näher zu ihr herantrat. Bist du nicht das Mädchen, welches mir heute schon einen Dienst erwiesen hat? Hast du mich nicht von der Jagd nach Hause geholt?

Ja, erwiderte Johanna; und es würde mir besonderes Vergnügen machen, wenn ich Ihnen auch jetzt dienstbar sein könnte.

Wie gesagt, ich danke, sprach der Graf. Mein Schwiegersohn hat es sich nicht nehmen lassen, den Weg selbst zu machen. Er ist aber abgereist.

Jetzt in der Nacht? fragte Johanna, indem ihr der Schrecken durch alle Glieder fuhr. In der Nacht und allein?

Warum nicht?

Als sie aus dem Schlosse trat, war die Mondessichel bereits hinabgesunken und unter dem bewölkten Himmel lag tiefe Dunkelheit. Die beängstigenden Gedanken, welche ihre Seele drückten, wurden dadurch nur um so schwerer. Es war ihr, als hätte die Nacht das Verbrechen in ihren Schutz genommen, und ihre rettende Hand gelähmt. Ungewiß der Schritte, welche sie thun sollte, war sie in ihr Stübchen gekommen. Nachdem sie es durch ein angezündetes

Digitized by Google

Licht erhellt hatte, fielen ihre Blicke auf das Madonnenbild, welches über ihrem Bette an der Wand hing. Das Auge der Jungfrau blickte gläubig in die Höhe, und ob ihr gleich das Schwert im Herzen stack, so lag doch in ihren Mienen das Gefühl eines errungenen Sieges ausgedrückt. Dieser Anblick hob ihre Seele mächtig. Andächtig fiel sie vor dem Bilde auf die Knie, und indem ihre Hände sich über der Brust kreuzten, strömte über ihre Lippen ein stilles, aber heißes Gebet. Sie flehte die Jungfrau um Schutz für den an, der die innige Liebe ihres Herzens war. Was sie sich selbst nie einzugestehen wagte, sprach sie jetzt im einsamen Stübchen im Gebete aus, und wie rein, wie außergewöhnlich diese Liebe war, zeigte die Verklärung, die sich dabei über ihr Gesicht ergoß. —

Als sie sich vom Gebete erhoben hatte, blickte sie eine Zeit lang durch das offene Fenster in die Dunkelheit hinaus. Tiefe Stille herrschte; nur zuweilen schüttelte ein stärkerer Luftzug die Blätter der Bäume, welche bereits anfingen, sich von den Zweigen abzulösen und zu Boden zu fallen. Jetzt schlug drüben im Schlosse die Uhr des kleinen Thürmchens eilf; im nahen Hammer aber wurde fast in demselben Augenblicke ein Licht sichtbar, das wie ein Irrwisch von einer Stelle zur andern tanzte. Bald zeigten sich dunkle Gestalten, welche beim Begegnen sich den gewöhnlichen Gruß zuriefen. Johanna glaubte Hansens Stimme zu erkennen. Auch der Vater wurde munter; er kam in das Zimmer herab und verlangte von seiner Tochter das Warmbier, wie er es gewöhnlich vor der Arbeit trank.

Sei unbekümmert, sprach er, um ihrer Einrede zu begegnen; ich werde mich schonen und nicht arbeiten. Aber ich glaube, schon das Auge des Meisters helfe die Arbeit fördern, und so weit bin ich doch hergestellt, um mich diesem Dienste unterziehen zu können.

Johanna gehorchte, und als sie das Warmbier bereitet und der Vater es getrunken hatte, hob sich gerade der Hammer der Stubenuhr, um die Mitternachtsstunde zu schlagen, welche am Sonntage für die Hammerschmiede das Zeichen zum Beginn der Arbeit ist. Bald hörte man auch den gewichtigen Schlag des eisernen Hammer, und sah das Sprühen der Funken durch die Bretterlucken und die halb geöffnete Thüre des Hammerwerkes. Der Alte ging hinüber, um durch seine Gegenwart den Fleiß der Arbeiter zu beloben, und Johanna folgte ihm, um sich zu überzeugen, ob der Geselle Hans wirklich an der Arbeit sei. Kaum war sie unter die Thüre getreten, als dieser in gewohnter Weise von ihr den gefüllten Bierkrug verlangte. So unlieb sie sonst seinem ungestümen Verlangen Folge leistete; so beruhigt wurde sie dießmal durch dasselbe; denn dadurch war wenigstens für den Augenblick die Gefahr beseitigt, in welcher Heinrichs Leben schwebte. Schnell stand sie deßhalb mit dem vollen Gefäß bereit, und als sie es gereicht hatte, ging sie ruhig zurück in ihre Wohnung, um sich auf ihr reinliches Lager zu legen, und Sorge und Angst in den Armen des Schlafes zu vergessen. —

* * *

In größerer Unruhe befand sich in demselben Augenblicke Baron Heinrich. Er war mit Einbruch der Nacht nach dem nächsten bayerischen Gränzort geritten, um den dort wohnenden Arzt zu Hilfe zu rufen.

Der Weg dahin war sehr beschwerlich. Die Wurzeln der hohen Tannen, welche sich auf beiden Seiten befanden, liefen quer über denselben und hatten an vielen Punkten dem Gewitterregen den Ablauf versperrt, so daß das Pferd tief in dem Koth waden mußte; dazu fand das Licht des Mondes, so lange er am Himmel stand, nur spärlichen Eingang durch den dichten Wald, und als er hinabgesunken war, war die Dunkelheit so schwarz, daß Baron Heinrich nichts Besseres zu thun wußte, als dem Pferde die Zügel zu lassen, und sich seinem Instinkte anzuvertrauen. Langsam, aber sicher schritt es dahin. Man kann sich denken, in welcher Lage sich Baron Heinrich dabei befand; ihn trieb es zur Eile, jeder Augenblick, den er durch die Langsamkeit seines Pferdes versäumte, konnte dem Leben der Geliebten gefahrbringend sein. So denkt wenigstens die innige Theilnahme, sei es eines Mutterherzens oder sonst einer Seele, die dem Leidenden nahe steht, wenn sie ihre einzige letzte Hoffnung auf die Hilfe des Arztes gesetzt hat. Deßhalb wurden ihm die Augenblicke zu Minuten, die Minuten zu Stunden und als er am Ziele seiner Reise endlich ankam und im Hause des Arztes erfuhr, daß dieser vor nicht langer Zeit zu einem entfernten Kranken gerufen worden sei, da bemächtigte sich seiner eine Unruhe, die ihn im ersten Augenblicke unfähig machte, darüber nachzudenken, was er in solcher Lage zu thun habe. Erst nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, faßte er den Entschluß dem Arzte nachzuschicken, und ihn zu ersuchen, wo möglich sogleich und ohne erst nach Hause zurückzukehren den Weg zur kranken Geliebten anzutreten und ihr die ersehnte Hilfe zu reichen; er selbst aber wollte die Zurückkunft des Boten abwarten, um wenigstens eine bestimmte Antwort zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Sich einen Affen kaufen.) Man sagt gewöhnlich, Alltagsreden sind nicht weit her! davon macht aber sich „einen Affen kaufen" eine rühmliche Ausnahme, denn es stammt direct aus Darfur und Senaar. Dort nämlich, wo die Affen so recht zu Hause sind, ist es trotzdem schwerer, sich eines solchen zu bemächtigen, als einen Löwen zu fangen; die Thiere sind so schlau, daß ihnen auf die gewöhnliche Art gar nicht beizukommen ist. Da sind die Eingebornen denn auf den genialen Gedanken gekommen, die Affen möglichst zum Menschen zu degradiren und sie betrunken zu machen. An recht sichtbaren Stellen im Walde setzt man deßhalb mit einem berauschenden Wurzelbier angefüllte Kalabaschen nieder und entfernt sich, ohne auf Zahlung zu warten. Sobald dieß ein Affe bemerkt, kommt er heran, kostet und schreit in der Freude seines Herzens seinen Kameraden auf gut äffisch zu: „Kinder! Ein neues Faß". Natürlich eilt das ganze irgend wie und wo aufzutreibende Corps herbei, trinkt kräftiglich und macht einen Heidenlärm, indem es wahrscheinlich das schöne Lied: „Grad aus dem Wirthshaus" in der Muttersprache zum Besten gibt. Bei dieser allgemeinen Heiterkeit erscheint nun ein dunkelhäutiger Eingeborener; das stört durchaus nicht die geehrte Versammlung: man hält ihn für seines Gleichen! Ein schrecklicher Beweis, was für ein Laster das Kneipen sei! Ein Affe hält den Menschen für seines Gleichen, der Kanonen und Gewehre erfindet, und seine Nebenmenschen todtzuschießen, die ihm noch nicht einmal vorgestellt sind! Der Eingeborene ergreift den ersten Besten, nimmt ihn auf den Arm, und — Freund Affe umhalst ihn fröhlich und brüllt vor Vergnügen: „Wir Brüder sind ja Alle Affen — nein doch — wir Affen sind ja Alle Brüder" und neigt dann sein müdes Haupt auf des Freundes Schulter. Dieser Freund ergreift noch einen anderen Affen bei der Hand und führt ihn; derselbe läßt sich führen, er denkt: „Leite mich an deiner Hand, wie ein Kind am Gängelband!" ein dritter sieht dieß, er gibt dem zweiten die Hand und läßt sich führen, weil auch ihm die Beine nicht recht gehorchen wollen; ein vierter, ein fünfter macht es eben so, und so kommt der Bruder und Freund ins Dorf oft mit sechs und sieben Affen, von denen jeder — wieder einen Affen hat.

Fünf Minuten braucht gerade ein Müssiggänger um seine Pantoffeln auszuziehen; ein Wechsler, 20,000 Thaler zu gewinnen; ein Arzt, einen Schnupfen in Entzündung zu verwandeln; ein großer Feldherr das Schicksal eines Reiches zu entscheiden; eine Kokette, einen braven Mann hinter's Licht zu führen und ein Mann von Geschmack, ein schlechtes Buch zu beurtheilen.

(Die Kunst zu annonciren) hat immer noch nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, von Tag zu Tag vervollkommnet sie sich, am meisten natürlich im Amerika, dem Lande, wo nichts zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheint. Die neueste Erfindung kommt aus Ohama, einer neuen Stadt in dem Far-West. Ein Annoncenagent hat ein brayer book drucken lassen, das er an den Kirchthüren vertheilt und zwar gratis an Jedermann, der eintritt. Dies sonderbare Gebetbuch ist so eingerichtet, daß rechts der Text der Gebete steht und auf der linken Seite lauter Annoncen. — Aber ein Concurrent ist noch weiter gegangen; er hat die vordere Seite einer Kanzel gemiethet, um dort ein Plakat anzukleben. — In Chicago hat der Municipalrath das Anerbieten eines Spekulanten genehmigt, gegen Zahlung einer starken Summe seine Anzeigen auf den Rücken der Policemen befestigen zu dürfen.

(Kühle Wagons.) Von Wien wird geschrieben, daß die Südbahn eine neue Art Salonwägen bauen läßt, die nach Art der Eisschränke mit doppelten Wänden versehen sind, deren Zwischenraum mit Eis ausgefüllt wird. Die Einrichtung ist derart, daß der Eisbestand auf den Hauptstationen rasch erneuert werden kann. Für diese Waggons soll das Fahrgeld erster Klasse und noch außerdem ein Specialzuschlag erhoben werden.

(Papier-Industrie.) In kurzer Zeit haben sich Kragen, Chemisetts und Manchetten aus Papier, zuerst in Amerika, jetzt auch in Deutschland die Gunst des Publikums erobert, und einzelne Fabriken beschäftigen eine immer noch im Steigen begriffene ansehnliche Zahl von Arbeitern. Auf der Wittenberger Ausstellung fielen als neu Papier-Servietten auf, aus weißem festen Seidenpapier, die an Stelle des Wäschezeichens ein hübsches Ornament mit der Firma eines Dresdener Restaurants im sauberem Blaudruck zeigten. Gewiß ist die Idee, statt der theuren Leinwand-Servietten solche aus Papier anzuwenden, praktisch (beim Essen von Krebsen substituirt man ja lange schon das Leinen durch Papier) und um so empfehlenswerther, als die Papier-Servietten billiger sind als das Waschgeld der Leinwand-Servietten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 62. Mittwoch den 4. August. 1869.

Aus dem Album der Sprüche.

Von Drärler-Manfred.

1.

Wo sich die Völker frei verbunden,
Hat Sympathie sich bald gefunden;
Doch wollt ihr sie zusammenketten,
So werden sie vor Zwang sich retten.
Nur Freie werden Eidgenossen,
Die Freiheit ist der Liebe Grund,
Und jener nur, den sie geschlossen,
Das ist der feste Männerbund

2.

Nicht sollt ihr Jene stolz verlachen,
Die euch die Faust im Sacke machen,
Es kommt die Zeit, wo auch den Schwachen
Verzweiflung drängt zu Kraft und Muth.
Beherrschen läßt sich Jeder; Zwingen
Und Höhnen aber nährt die Wuth,
Die mit geheim geschliff'nen Klingen
Bedroht der Unterdrücker Blut.

3.

Oft mit dem Alten unzufrieden,
Bis euch das Neue war beschieden,
Erkennet ihr, nachdem's zu spät,
Als besser das, was ihm geschmäht.
Wer da bereuen will und klagen,
Der mag es in Geduld ertragen,
Indessen Wille, Muth und Kraft
Aus Neuem wieder Neues schafft.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war schon weit vorgeschritten und der Anbruch des dämmernden Tages ziemlich nahe gerückt, als die Nachricht kam, der Arzt werde, sobald es ihm möglich sei, dem ausgesprochenen Wunsche nachkommen. Als dieß Baron Heinrich vernahm, setzte er sich zu Pferde, um den Rückweg anzutreten. Er fand dieselben Schwierigkeiten, wie vorher, morastigen Weg und tiefe Finsterniß. Dazu wehte jetzt ein scharfer Wind, der die Aeste der Bäume bog, daß sie krächzten, wie die Eule, die über ihn dahinflog. Obgleich sich Heinrich in seiner Seele vorzüglich mit der Geliebten beschäftigte, und Furcht und Hoffnung wegen ihres Zustandes sie abwechselnd erfüllte, so konnte er sich doch auch nicht eines unheimlichen Gefühles erwehren, als er in der finstern Nacht den einförmigen Huftritt seines Pferdes von den wehklagenden Tönen unterbrochen hörte. Noch unbehaglicher fühlte er sich, als er den abgebrochenen Ton wie eines Menschen, der sich in Gefahr befindet, aus der Ferne vernahm. Es waren nicht artikulirte Laute, die in sein Ohr drangen; es klang wie Stöhnen aus einer Brust, die sich zum letzten Athemzug hebt. Heinrich hielt sein Pferd an, um schärfer zu hören; aber in demselben Augenblicke war Alles ruhig und still, selbst die Bäume schüttelten nur leise ihre Wipfel. Sobald er jedoch wieder weiter ritt, hörte er denselben Laut, nur deutlicher und schärfer. Er kam links von der Anhöhe herab, zu welcher sich der Wald nach dieser Seite hinaufzog. Es war kein Zweifel ein Mensch befand sich in der Nähe; ob ein Unglücklicher, konnte Heinrich für den Augenbick nicht unterscheiden. Aber als das Stöhnen nicht nachließ, sondern immer anhaltender und deutlicher wurde, da konnte Heinrich nicht länger mehr der Pflicht der Nächstenliebe wiederstehen.

Er stieg vom Pferde, band es an einen Baum am Wege, und nachdem er sich zur Vorsicht mit dem Stamm eines jungen Fichtenbäumchens bewaffnet hatte, ging er durch das Gehölze dem Laufe nach. Der Tag, welcher eben anfing zu grauen, erleichterte ihm den Weg. Aber trotzdem gelangte er nur mit Mühe zur Anhöhe, und als er dieselbe erreicht hatte, und nach allen Seiten lauschte, hörte er, daß die wehklagende Stimme sich weiter abwärts verlor. Sie entfernte sich langsam von ihm; und daß die Person, welcher sie angehörte, nur durch einen geringen Zwischenraum von ihr getrennt war, konnte er aus dem Geräusche der abbrechenden Zweige schließen, durch welche sie sich hindurchdrängte. In wenig Minuten mußte er sie erreichen. Es währte auch nicht länger bis Heinrich einsah, in welchen Hinterhalt er gelockt war. Kaum war er nemlich durch dichtes Gebüsch auf einen offenen Schlag ge-

Digitized by Google

langt, als plötzlich eine robuste Gestalt mit berußtem Gesicht auf ihn eindrang, die rechte Hand mit einem scharfen Messer zum tödtlichen Stoße erheben.

Halt ein, Mörder, schrie Baron Heinrich mit starker Stimme, indem er den Fichtenstock schwang, du siehst, ich bin nicht unbewehrt. Uebrigens, willst du meine Börse, so kannst du dir die Arbeit darum sparen. Hier ist sie; nur Schade, daß sie etwas leicht ist.

Nicht deine Börse, dein Leben will ich, sagte die Gestalt, welche keine Vertheidigung erwartet zu haben schien und etwas zurückgewichen war, jetzt aber mit erneutem Ungestüm vordrang.

Mein Leben, rief Heinrich, bekommst du wenigstens nicht um leichten Preis. Dabei wehrte er mit dem Stocke die Stöße ab, die von kräftiger Hand geführt, sich schnell hinter einander folgten.

Teufel, schrie der Berußte, durch den Widerstand wild gemacht, du giebst mir dein Leben und wenn ich dir das Blut tropfenweise abzapfen muß.

Jetzt wurde der Kampf heftiger. Heinrich mußte alle Gewandtheit anwenden, um den Gegner nicht auf den Leib zu lassen. Mit vorgestrecktem Oberleib wich er bald links, bald rechts aus, sein Auge strengte sich an, die Blößen des Gegners zu entdecken, und sein Arm war immer schnell bereit, sie zu benützen.

Zweimal hatte Heinrich auf diese Weise den Arm des Angreifenden getroffen; aber er schien hart wie Eisen zu sein und jedem, selbst dem kräftigsten Hieb zu widerstehen. Und als Heinrich zum dritten Hieb die Waffe schwang, hatte er das Unglück, auf einer glatten Wurzel auszurutschen und auf den Boden zu fallen.

Ein gellendes Hohngelächter der berußten Gestalt erscholl:

Hui, Bursche, hui! schrie sie; nun geht's denn doch an's Leben. Dabei sprang sie dicht an Heinrich, der in der gefährlichen Lage, in der er sich befand, Geistesgegenwart genug hatte, um sich empor zu raffen, seinen Gegner fest zu umfassen, und die Arme zu halten.

Teufel, schrie dieser; mach's kurz mit dem Widerstand, sonst mach' ich's lang mit der Qual. Dabei strengte er alle seine Kräfte an, um sich frei zu machen. Bald wand er sich wie ein Wurm, bald drückte er sich zu Boden, bald streckte er die Glieder, und alles that er unter gräulichem Fluchen und wildem Geschrei.

Heinrichs Kräfte ermatteten: jetzt hatte der Mörder die Hand mit dem Messer frei, Heinrich machte einen letzten Versuch, sie zu halten, da zog sich das scharfe Messer durch seine Hand und machte sie kampfunfähig. Jetzt wär's um ihn geschehen; ein Blick in das Basilisken-Auge des wüthenden Mörders überzeugte ihn davon. Wilde Mordgier leuchtete aus ihm, als sich die kräftige Hand zum Todesstoß erhob.

„Mathilde! seufzte Heinrich.

Hier hast Du den Brautkuß! lachte die berußte Gestalt, indem sie das Messer nach dem Herzen stoßen wollte.

In demselben Augenblicke krachte der Schuß eines Gewehres. Der Knall in der fürchterlichen einsamen Stille war scharf; aber an Heinrichs Ohr drang er nicht. Er war bewußtlos zu Boden gesunken.

Als er wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, sah er eine weibliche Gestalt vor sich stehen, die vom jungen Sonnenlicht umflossen ihm vorkam, wie ein Engel, der ihm beim Erwachen zum besseren Leben den Gruß der Seligen überbringen wolle.

Wo bin ich? fragte er.

In guten Händen, erwiderte das Mädchen. Der Mörder ist geflohen.

Wie, täuschen mich meine Sinne nicht? Bist Du nicht Johanna, die Hammerschiedstochter?

Ja, Herr Baron!

Rede Mädchen, ich bitte dich. Ich war in Gefahr, in Lebensgefahr, und so mir's recht ist, auf derselben Stelle, wo ich mich jetzt befinde. Wer hielt den Stoß auf, der mein Herz treffen sollte?

Johanna zeigte auf das Doppelterzerol, welches sie in der Hand hielt.

Diese Waffe, sprach sie, gab der schwachen Mädchenhand die Kraft es zu thun.

Also verdanke ich Dir mein Leben, du holdes Mädchen, sprach Heinrich, indem er ihr in das tiefblaue Auge schaute, welches sich vor seinem Blicke zu Boden senkte.

Nicht mir, sagte Johanna erröthend, sondern ihrem guten Geschick. Ich war leichtfertig, Herr Baron, sehr leichtfertig. Lägen Sie jetzt am Boden getroffen vom tödtlichen Eisen, so wäre es meine Schuld gewesen. Ich kannte den Plan, welchen die Bosheit schmiedete, und ließ mich durch ihre List täuschen, so daß ich der Wachsamkeit vergaß.

Du sprichst in Räthseln, Johanna, sprach Heinrich. Rede deutlicher.

Herr Baron, entgegnete Johanna, vor Allem wird es nothwendig sein, daß Sie sich die Hand verbinden lassen, sie blutet stark.

Heinrich betrachtete sie; ein tiefer Schnitt zog sich quer über dieselbe. Das Blut, welches aus der Wunde quoll, hatte rings umher den Boden roth gefärbt.

Willst Du mir auch diesen Dienst erweisen und die Wunde verbinden? fragte Heinrich.

Johanna nahm ihr weißes Sacktuch und kniete sich zu ihm auf den Boden. So hörbar ihr das Herz dabei schlug, verrichtete sie doch das ihr aufgetragene Geschäft mit vielem Geschick.

Digitized by Google

Johanna, sagte Heinrich, von ihrer Theilnahme innig gerührt und die schönen Formen des Mädchens mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtend, ich schulde Dir mein Leben, und eine so große Schuld zahlt man nicht ab. Aber man soll sie wenigstens in ihrem ganzen Umfange kennen lernen. Sprich, Mädchen, wie kamst Du gerade im Augenblick der Gefahr hierher, wer gab dir die ungewöhnliche Waffe in die Hand, und woher nahmst du den Muth, dich ihrer zu bedienen?

Herr Baron, entgegnete Johanna etwas zaghaft, ich kannte den Anschlag auf ihr Leben; meine Pflicht war es also, ihn abzuwehren. Wo aber die Pflicht gebietet, da fehlt auch dem der sich ihr unterzieht, der Muth nicht.

Holdes Mädchen, sagte Heinrich, indem er sich erhob, uud seinem Arm leise auf Johannas Nacken legte, alles was ich von dir höre, überzeugt mich, daß meine Rettung eine außergewöhnliche war. Du sprichst von einem Anschlag auf meinem Leben, wer machte ihn, wie bekamst du Kenntniß davon?

Herr Baron, erwiederte Johanna, ich weiß nicht, ob ich jetzt schon vollständige Aufklärung geben darf. Der Anschlag auf ihr Leben ist mißglückt; nenne ich Personen, so wird es ihnen vielleicht nicht schwer, die Beschuldigungen zu entkräften und gegen mich aufzutreten.

Man wage es, Mädchen! rief Heinrich kräftig aus, und faßte ihre Hand. Oder glaubst du, nur ein Mädchenherz besitze Edelmuth zur Vertheidigung des Hilflosen? Du stehst unter meinem Schutze, Johanna!

Der gedingte Mörder, sagte Johanna, war ein Hammerschmied. Er ist wahrscheinlich nach dem Mißlingen seiner That geflüchtet, und der welcher sie veranlaßte, dadurch in Sicherheit. Erlassen Sie mir den Namen des Urhebers.

Johanna, ich muß ihn wissen, wirst du mich vergeblich darum bitten lassen?

Johanna schwieg.

Du rettest mir vielleicht dadurch zum zweiten Male das Leben. Man kann sich vor einem Feinde nur dann sichern, wenn man ihn kennt. Wer ist es, der mir nach dem Leben strebt?

Graf Eduard.

Wie? Graf Eduard? Nicht möglich?

So wird die ganze Welt sagen, wenn ich vor sie als Anklägerin trete. Niemand wird meinen Worten Glauben schenken. Darum ist es besser, der Name bleibt in Ihrer Brust verschlossen.

Graf Eduard! rief Heinrich wiederholt aus, vor Erstaunen kaum zu sich kommeud; ich wußte wohl, daß er ein gemeiner Mensch sei, aber für so elend feig hätte ich ihn nicht gehalten. Du hast Recht, Johanna, wir schweigen vor der Hand davon, daß wir den Mörder kennen; er wird der verdienten Brandmarkung deßhalb nicht entgehen. Nur bitte ich Dich, mir den ganzen Zusamenhang der Sache, den ich nicht begreifen kann, zu erzählen. Du thust das unterwegs; denn ich muß auf den Rückweg bedacht sein, will ich die Meinen zu Hause nicht länger wegen meiner in Unruhe lassen.

Heinrich legte die verwundete Hand, die ihn jetzt anfing sehr zu schmerzen, auf Johannas Schulter. Und so gingen jetzt Beide über den Abhang nach dem Wege, wo das Pferd angebunden war, Johanna selig in dem Gefühle, daß sie ein Leben gerettet hatte, welches ihr theurer als das eigene war.

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien, zu dem die New-Yorker bereits Sommerausflüge projektiren, wie man in Europa eine Schweizerreise macht, war ein fast unbekanntes Land, als 1849 das Goldfieber ausbrach. „Es gibt Wenige", sagt Whymper, „welche Kalifornien kennen und es nicht lieb gewinnen; im Lande selbst weiß man es und hört es oft bemerken, daß Die, welche es nach längerem Aufenthalte verlassen, um in ihre alte Heimath, nach anderen Theilen der Welt zurückzugehen, bald „zu ihrer ersten Liebe" zurückkehren, neben der sie keine gleiche finden." Obwohl Gold-, Silber-, Quecksilber- und Kohlenminen reichliche Ausbeute geben, liegt doch der Fortschritt des Landes im Ackerbau. Es exportirt nicht bloß Getreide nach Europa, sondern selbst nach den östlichen Staaten Amerika's, sogar selbst über den Panama-Isthmus! Im Jahre 1866 baute es 14 Mill. Bushel (1 B. = c. 3/4 Berliner Schäffel) Weizen; die jährliche Weinproduktion beträgt bereits 3 Mill. Gallonen (à 4 Quart), und diese Quantitäten sind in beständiger, schneller Zunahme. San Francisco zählte im Jahre 1867 bereits 150,000 Seelen. Der Eingang zur „Goldenen Stadt" durch die San Francisco-Bucht ist eng, Nebel hängen beständig über dieser Wasserstraße, bei der Cabrillo, Drake und Viscaino vorbei segelten, ohne zu bemerken, daß hier ein Bucht ins Land einschneidet. Durch den engen Felsenkanal bläst jeden Nachmittag eine kalte Seebrise während der Sommermonate; im Winter herrscht Windstille. Es ist daher niemals zu heiß oder zu kalt in San Francisco, ein klimatischer Umstand, der, wie Dilke sagt, der Stadt an sich eine große Zukunft sichert. „Der Einfluß auf

den nationalen Typus ist ein merklicher. Auf einen Balle in San Francisco sieht man englische Gesichter, nicht amerikanische. Selbst der magere „westliche Mann« und die hungrigen Yankees werden in diesem Tempel der Winde dick und rosig." Whymper, der ein gleich günstiges Bild von den Bewohnern und dem Reichthum Kaliforniens liefert, behauptet, daß man nirgend eine solche Masse von „selbstbewußten, hoffnungsvollen, gutherzigen und edeldenkenden Männern findet, als an dieser Küste." „Fast alle sind sie durch die Mühle gegangen und stärker aus diesem Läuterungsprozeß hervorgegangen." Das gegenwärtige Schulsystem schildert W. als ausgezeichnet. Die Lincoln-Schule in San Francisco ist ein Gebäude, „das überall die Aufmerksamkeit auf sich lenken würde"; es hält 1000 Schüler, und 9000 Schüler besuchen überhaupt die städtischen Schulen! 180 Lehrer und Lehrerinnen meist in Boston gebildet, unterrichten sie. Dieß geschieht in einem Lande, daß so knappe Menschenarbeit hat, daß ein gewöhnlicher Arbeiter, 2 Doll., Handwerker 3 bis 4 Doll. täglich, weibliche Dienstboten 15—25 Doll. und ländliche Arbeiter 30 Doll. monatlich inkl. Kost und Wohnung erhalten. Der Preis des Weizenmehls ist dabei halb so hoch wie in New-York oder Liverpool, Thee, Zucker und Kaffee nicht theurer als in England oder in Newyork, wogegen Kleidungsstücke und Hausmiethe doppelt so viel als in England kosten (die Wohnungsmiethen in den englischen Städten sind im Allgemeinen bedeutend niedriger als in den deutschen). Was Kalifornien braucht, ist die Einwanderung von geschickten Arbeitern; denn die Staaten von Oregon, Nevada und Kalifornien haben zusammen kaum eine Million Einwohner. Rohe Arbeitskräfte, Mexikaner und Chinesen, sind in genügender Zahl vorhanden, aber technische fehlen. Die Einwohnerschaft Francisco's ist die gemischteste unter der Sonne. Neuengländer und Briten prädominiren in ihrer Energie, die Chinesen in der Zahl. Franzosen und Italiener sind zahlreicher hier als in irgend einer anderen Stadt der Union. Die rothhäutigen Mexikaner versorgen mit ihren Landbauprodukten die Märkte. Australier, Polynesier, und Chilenen sind zahlreich; die Deutschen und Skandinavier (beide durchgängig als Dutchmen bezeichnet) spärlich, sie ziehen es vor, wie Dilke angiebt, nach Philadelphia oder Milwaukee zu gehen, wo sie bereits Freunde haben. Das irländische Element ist in Kalifornien nicht zur Geltung gekommen, wie mächtig es auch in den atlantischen Staaten geworden ist. Newyork, sagt D., ist irländisch, Philadelphia deutsch, Milwaukee norwegisch, Chicagio kanadisch, Sault de St. Marie französisch, aber in San Francisco, wo alle fremden Racen stark vertreten sind, ist keine übermächtig, woher es kommt, daß dieser californische Staat, wie gemischt auch seine Bevölkerung ist, der am Meisten englische von allen ist.

Mannigfaltiges.

(Geschwänzte Menschen.) Ein Mr. A. Cameron hat sich an die ostindische Regierung um Gewährung der Mittel zu einer Expedition in das Innere der Insel Borneo gewendet, um eine neue Menschenrace zu entdecken, von denen Handelsleute erzählen. Die Race besteht aus geschwänzten Menschen, die mit keinem andern Eingebornen der Insel in Verkehr treten und sich ausschließlich vom edlen Waidwerk nähren. Cameron verlangt nicht viel, namentlich aber Waaren für Tauschhandel und weittragende Gewehre, erstlich zur Vertheidigung und dann zu dem Zwecke dienend, falls das „Einfangen" von Weibern und Kindern mißlänge, doch „ein todtes Exemplar" heimbringen zu können. Er wirft dabei die naive Frage auf, ob ein solcher Akt in die Rubrik „Mord" fallen würde.

Fragen und Antworten.

In den Hundstagen.

Frage: Wie geht es Dir mein lieber Freund?
Bei dieser großen Hitze?
Antw.: Ich thue, was die Andern thun,
Verehrter Freund: ich schwitze!
Frage: Wie kömmt es nur, daß jetzt so spröd,
So flau sind Deine Witze?
Antw.: Nicht wund're Dich, wenn fast versiegt
Des Witzes Quell: ich schwitze!
Frage: Sogar die Zunge wird Dir schwer?
Die sonst so scharfe, spitze?
Antw.: Auch das geht ganz natürlich zu:
Ich rede nicht: — ich schwitze!
Frage: Erheitern Dir des Daseins Nacht
Auch nicht der Liebe Blitze?
Antw.: Weg mit der Liebe, siehst Du nicht,
Mein Freund wie sehr — ich schwitze!
Frage: Doch mein ich, kühler wär es fast,
Wenn ich im Schatten sitze?
Antw.: Beneidenswerthes Menschenkind!
Ich schwitze, schwitze, schwitze!

Ein kleines Mädchen, das eines Tages mit ihrer Mutter über einen Friedhof ging und auf jedem Grabstein das Lob Derer las, die darunter schliefen, sagte endlich: „Wo nur die Sünder liegen mögen."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No.383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 63. Samstag den 7. August. 1869.

Lebenszüge.

Das Leben ist ein bunter Zug
Du mußt Dich seiner Ordnung fügen;
Es ist ein Spiel, das spiele klug
Und hüte dich vor falschen Zügen.

Dem Kinde lacht des Glücks Besuch,
Sein spielend Leben ist Vergnügen,
Wo fände Raum der Sorgen Fluch
In ungefurchten glatten Zügen!

Den Knaben lockt's hinaus zum Flug:
Daß Schwingen ihn in's Weite trügen!
Das Leben ist in vollem Zug,
Es schweift der Geist auf kecken Zügen.

Der Jüngling hat nicht Raum genug.
Der Zeiten Mängel will er rügen,
Er trinkt aus schaumgekränztem Krug
Des Lebens Wein in raschen Zügen.

Dem Mann, fern allem Winkelzug,
Kann nur das höchste Ziel genügen:
So schreibt er in der Zeiten Buch
Sein Leben ein mit großen Zügen.

Der Greis scheut ängstlich allen Zug,
Er möchte gern sich selbst betrügen,
Das Leben flieht, es flieht der Trug:
Da liegt er in den letzten Zügen! —

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich Heinrich zu Pferde gesetzt hatte, nahm es Johanna, welche bemerkte, daß er sich nur mit Mühe der linken Hand bedienen konnte, beim Zügel und führte es sicher den morastigen Weg. Zugleich erzählte sie ihm alles das über den Anschlag auf sein Leben, was der Leser bereits weiß. Es bleibt nur noch übrig, mitzutheilen, wie Johanna, die wir verlassen haben, als sie sich ruhig und keine Gefahr ahnend, dem Schlafe überließ, im rechten Augenblick erscheinen konnte, und die Retterin des bedrohten Lebens wurde. Sie genoß nur wenige Minuten des ungestörten Schlummers. Was sie erweckte, war die Sorge um ihren Vater. Der alte Mann wird den Zustand seiner Krankheit verschlimmern: dieser Gedanke malte sich vor ihrer Seele zu einem beängstigenden Traum aus, und trieb sie als sie erwachte, aus dem Bette.

Schnell warf sie sich in ihre Kleider, und als sie aus dem Hause trat, sah sie im Dunkeln eine Gestalt vorübereilen. Sie war gerade so groß und so robust, wie der Hammerschmied Hans; diese Vergleichung bewog Johanna, ihr nachzusehen, wodurch sie bemerkte, daß sich dieselbe auf dem Wege nach dem Walde verlor.

Erst darauf kam Johanna der Gedanke an die Gefahr wieder, in welcher sich Heinrichs Leben befand. Schnell eilte sie in den Hammer; dort traf sie ihren Vater in größter Aufregung. Er schalt wieder die Gesellen, die sich Mühe gaben, ihn zu beruhigen.

Ihr seid alle so, wie er, außer Simon, sprach er mit großer Heftigkeit, ohne Maß im Trinken und ohne Rücksicht bei jeglichem Genusse am Feiertage. So kommt ihr mit schwerem Kopfe zur Arbeit, und spricht der Meister dann ein Wort des Tadels, so seid ihr nicht in der Fassung, ihn anzuhören.

Um Gotteswillen, was habt Ihr Vater? sprach Johanna, indem sie sich mit dem linken Arm an ihn hing und wie zur Abwehr mit der rechten Hand die seine faßte.

Sei unbesorgt, Johanna, sagte der Vater welcher durch den Anblick seiner Tochter etwas ruhiger wurde; du weißt, jeder Meister hat seine Stunde des Aergers.

Aber, lieber Vater, erwiederte Johanna, die sollt, die dürft Ihr wenigstens jetzt nicht haben, wo Euch die größte Schonung von Nöthen ist. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt! Wie konntet Ihr Euch vergessen!

Man hat mich dazu gebracht, sagte der Alte.

Wer? fragte Johanna.

Der wilde Hans, du selbst mußtest ihm den Krug mit Bier füllen, für das wider im Magen noch im Kopfe mehr Platz war. Sollt' ich dann schweigen, als er nicht im Stande war, das Eisen und den Hammer zu heben und noch weniger, es zu wenden?

Vater, sprach Simon, wie er gewohnt war, den Alten anzureden, und trat aus dem Hinter-

Digitized by Google

grunde hervor, Hans hat wohl bei größerem Rausche besser gearbeitet, als heute. Mir schien es, als habe seinem Benehmen absichtlich Verstellung zu Grunde gelegen. Meint ihr nicht auch so, Mitgesellen?

Diese bejahten es.

Wo ist Hans? fragte Johanna in großer Angst.

Davongejagt, erwiederte der Vater kurz.

Johanna übersah im Augenblick den ganzen Plan, wie ihn der Bösewicht mit großer Vorsicht ausgesonnen hatte. Simon hatte Recht, das ganze Benehmen Hansens war Verstellung. Er war als Betrunkener von der Arbeit gejagt; als solcher konnte er aber auch nicht den Verdacht eines Mordes auf sich laden, zu welchem besondere Verwegenheit und Vorbereitung gehörte. Diese Erwägung erinnerte sich wieder an die Gestalt, welche sie draußen vorübereilen sah; Hans war, diese Ueberzeugung hatte sie jetzt, der blutigen Arbeit nachgegangen. Der Boden brannte deßhalb unter ihren Füßen; Sie mußte ihm nach.

Nachdem sie ihren Vater so weit gebracht hatte, daß er sich nach Hause und zu Bette begab, nahm sie das geladene Doppelterzerol zu sich und eilte hinaus in den finsteren Wald auf den Weg, wo sie die Gefahr vermuthete. Leise und mit großer Vorsicht schlich sie dahin, um jedes Geräusch zu vermeiden. Dabei lauschte sie bald links, bald rechts, um die Spur des Mörders zu finden. So war sie mehrere Stunden umhergeirrt, ohne daß ihr das glückte.

Als der Tag graute, hatte sie sich vom Wege ab und auf eine Anhöhe begeben, von welcher aus sie einen großen Theil des Waldes übersah. Da hörte sie den Hufitritt eines Pferdes das vom Wege ablockende Gestöhn des Hammerschmieds; sie war also in die Nähe des Ortes gekommen, wo das Verbrechen begangen werden sollte.

Als sie aus dem Gehölze in den Schlag trat, begann der Kampf; sie hatte kaum hundert Schritte zu machen, um einen sicheren Schuß zu thun, und als der Mörder hohnlachend die Hand zum Todesstoß erhob, drückte sie ab, über dem Rohr der Waffe das Ziel scharf in's Auge fassend. Sie wußte nicht, hatte der Schuß getroffen oder nicht; aber ihre Absicht war erreicht. Der Mörder floh, ohne den tödtlichen Stoß auszuführen.

So erzählte Johanna und Heinrich lauschte nicht weniger ihren Mienen, als ihren Worten. Der Ausdruck in ersteren, das leuchtende Auge, wenn sie von der Gefahr sprach, die glühende Röthe ihres Gesichtes, mit welcher sie den Muth bekundete, ihr zu begegnen, machte das Bild ihrer Erzählung so lebendig, daß ihm das Werk seiner Rettung wie ein Wunder erschien und Johanna wie ein Wesen einer höheren Welt. —

Mädchen, sprach er, als sie geendet hatte, du bist nicht aus demselben Stoffe geschaffen, wie das gewöhnliche Weib, und deine Seele ist mit Vorzügen begabt, die man unter deinem Geschlecht nicht wieder findet. Der Edelmuth, den du mir bewiesen hat, macht einen Mann zu Schanden, wenn er sich rühmen wollte, Gleiches zu unternehmen. Glaube mir, daß ich die Größe der Schuld erfasse, durch welche du mich verpflichtet hast. Ich kann sie nicht abtragen; selbst der Gedanke, dieß thun zu wollen, wäre ein vermessener. Ich weiß das, ich fühle das; aber doch kann das dankbare Herz die Frage nicht zurückdrängen: Was kann ich für dich thun, Johanna?

Johanna schwieg tief erröthend.

Verstehe mich nicht falsch, sprach Heinrich; ich biete dir nicht Geld, nicht irdisches Gut, denn deren bedarfst du nicht. Aber auch der vollkommenste Mensch hat Wünsche, in denen sich seine Seele gefällt und deren Erfüllung ihm ohne die Zuhilfe Anderer versagt ist. Johanna deine Gesinnung hebt dich über den niedern Stand, in dem du geboren bist, empor. Du verdienst, mit höheren Zirkeln zu verkehren. Ist es dein Wunsch, so will ich dich in dieselben einführen. Meine Schwester, meine Braut werden sich glücklich schätzen, dich als Freundin begrüßen zu dürfen.

Nicht, nicht! Herr Baron, erwiderte Johanna hastig. Die arme Hammerschmiedstochter steht auf dem Platze, der ihr angewiesen ist, am ruhigsten und zufriedensten. Mein Herz, das so glücklich im Busen schlägt, würde verbluten, wenn es aus der Hütte müßte, in der es sich so heimisch fühlt.

Gutes, göttliches Mädchen, sagte Heinrich traurig, so hast du denn gar keinen Wunsch?

Doch, doch! antwortete Johanna zögernd.

Nenne, nenne ihn!

Sie kennen jetzt ihren Feind, sagte Johanna ernst. Seien Sie vor ihm auf Ihrer Hut.

Also nur für mich und immer für mich bist du besorgt, erwiederte Heinrich, und anstatt mir die Bürde meiner Schuld zu erleichtern, legst du doch noch ein gut Theil der Last darauf. Aber es wird dir nichts helfen, Mädchen; ich bin es nicht dir, ich bin es meiner Seelenruhe schuldig, daß ich mich dir dankbar erweise.

Hier wurde das Gespräch von einigen Holzhauern unterbrochen, welche ihrer Arbeit nachgingen. Heinrich kam auf den Gedanken, einen derselben nach Hause zu schicken. Das Pferd ging so langsam auf dem morastigen Wege, daß der Bote wenigstens eine halbe Stunde früher ankommen mußte als er. Er selbst hatte schon erfahren, welchen Werth die Abkürzung

Digitized by Google

einer beängstigenden Sorge um eine so kurze Frist habe. Deßhalb säumte er nicht, den Holzhauern zuzurufen: Wer von euch will schnell eine Nachricht dem Grafen überbringen? Dabei zog er ein Geldstück aus der Börse und hielt es in der Hand.

Alle drei zeigten sich bereit.

Gut, sagte Heinrich, so macht den Weg mit einander, und wer am schnellsten das Ziel erreicht, der merke sich, dem Grafen zu sagen, daß er meinetwegen außer Sorge sein solle.

Ich habe den Arzt bestellt, und er wird wohl längst eingetroffen sein. Daß ich ihm so spät nachfolge, daran war ein Bubenstreich schuld, oder nennt's beim rechten Namen, ein Mordanfall. Wem ich meine Rettung verdanke, werde ich dem Grafen wohl sagen; ihr vergeßt nur nicht, ihm zu versichern, daß ich wohlbehalten bin, wie ihr seht, mit Ausnahme eines Schnittes in der Hand, der, so blutig sie auch aussieht, nichts zu bedeuten hat.

Die Holzhauer eilten davon, nachdem sie vorher den Lohn für ihre Bemühung in Empfang genommen hatten.

Wir verlassen Heinrich und Johanna in ihren Gesprächen und gehen den Holzhauern voraus.

Da treffen wir im gräflichen Schlosse Unruhe und Sorge, mit der fortlaufenden Zeit sich steigernd und mehrend. Man wartete mit größter Ungeduld auf den Arzt und Heinrich; denn der Krankheitszustand Mathildens hatte sich verschlimmert. Zwar hatte das Fieber nachgelassen, aber als Folge desselben war eine Schwäche eingetreten, die mehr befürchten ließ, als jenes. Mit halbgebrochenem Auge lag sie da, jede Arznei zurückweisend; wenn sie ja den Mund zum Reden öffnete, so war es ein ängstliches Erkundigen nach Heinrich.

Kommt er nicht? Kommt er immer noch nicht? das waren die einzigen schwachen Worte, die man von ihr hörte. Dadurch dehnte sich die Nacht zu einer Ewigkeit aus, und wer sich je in gleicher Lage befunden hat, weiß, mit welcher Ungeduld man den Anbruch des Tages erwartet. Hier aber brachte er keine Linderung, sondern Mehrung der Sorgen. Die von den Holzhauern mit großem Eifer und großer Redseligkeit überbrachte Nachricht versetzte nicht blos den Grafen in große Bestürzung, sondern war auch die Veranlassung, daß die Krankheit Mathildens die allergefährlichste Wendung nahm.

Diese war nämlich kurz vorher in einen leichten Schlummer gefallen, und sorglos hatte man sie in ihrem Zimmer allein gelassen. Als sie nach wenigen Augenblicken erwachte, hörte re draußen auf dem Gange ein lebhaftes Gespräch. Der Name Heinrich erregte ihre Aufmerksamkeit; und als sie weiter die Ausdrücke „Mörder", „Blut," vernahm, setzte ihre Phantasie ein grauenvolles Bild zusammen, welches sie aus dem Bette und aus dem Zimmer jagte.

Er ist todt! er ist todt! schrie sie mit ungewöhnlich kräftiger Stimme; dann sank sie zusammen. Was half es, daß man sie sogleich zurück in's Bett trug; was half es, daß der Hausarzt sogleich herbeigerufen wurde? Er konnte nur bedenklich mit dem Kopfe schütteln, und als der Graf auf eine bestimmte Antwort wegen ihres Zustandes drang, wußte er keinen besseren Trost, als die Worte:

Es ist wenig Hoffnung für ihr Leben vorhanden. Auch der andere Arzt, der jetzt ankam, bestätigte, daß der Zustand der Kranken ein hoffnungsloser sei.

So hatte der Mordanfall Eduards doch ein Opfer gekostet, oder wenigstens den Tod desselben beschleunigt; aber es war nicht das gewünschte, und wie es gar oft der Bosheit geht, daß sie sich in ihren Berechnungen täuscht, so hatte sie auch hier anstatt ein Gut zu gewinnen, dasselbe für immer verloren.

Wir unterlassen es, die letzten Augenblicke Mathildens zu belauschen und zu erzählen, wie die gebrochene Kraft nach und nach abstarb und das junge Leben seiner gänzlichen Auflösung entgegen ging.

Nur eines Morgens wollen wir noch aus demselben erwähnen. Heinrich, welcher nicht mehr von dem Bette der Geliebten wich, mußte ihr den Anschlag auf sein Leben erzählen, und mit welcher Besorgniß er auch dabei verfuhr, so konnte er doch nicht der muthigen Lebensretterin verschweigen, ja es war natürlich, daß er bei Erwähnung derselben mit besonderer Innigkeit und Lebendigkeit redete. Dadurch wurde in Mathildens Seele der Wunsch rege, sie kennen zu lernen. Sie drückte denselben mit solcher Bestimmtheit aus, daß Niemand wagte, ein Bedenken deßhalb zu äußern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Toast, den bei der Semmeringsfahrt der in Wien versammelten deutschen Journalisten einer derselben (Ed. Siegl von „Neuen Wiener Fremdenblatt") auf die Presse ausgebracht und worin auf äußerst witzige Weise die Namen von Journalen verwebt waren, lautet nach dem „Neuen Wiener Abendblatt" so:

„Festgenossen! Meine Brüder, meine Schwestern! Erschrecken Sie nicht, ich will kurz sein (Heiter-

keit). Des Trinkspruchs Würze ist ja die Kürze. Ein bekannter Schriftsteller meint, aus einem Journalisten lasse sich alles machen (Beifall), er kann eben so gut Ingenieur als Steinklopfer auf der Heerstraße werden. Ich gehe weiter und sage, auch aus den Journalen, ja sogar aus deren Titeln, läßt sich Bedeutendes schaffen. Hören Sie nur:

Als wir uns Samstag in der reizenden „Gartenlaube" zum ersten Mal zusammenfanden, freuten sich Alle, die „über Land und Meer" hierhergekommen waren, auf die nächste Zusammenkunft im „Kursalon".

Wußte man doch, daß die „Gemeinde" es sei, welche der „Presse", ob sie sich nun „Berliner", „Hamburger", „Altes" oder „Neues Fremdenblatt", nenne, ein Fest gibt zum Zeichen der Anerkennung für die vielen Verdienste, welche sich diese mit dem Fleiße der „Biene" und des emsigen „Sammlers" arbeitenden „Tagesboten" auf dem Felde der „Politik", der „Unterhaltung", der „Kunst und Theater" und der „Börse des Lebens" um die „Zeit" im Allgemeinen, speciell um die „Gegenwart" und hoffentlich auch um die „Zukunft" erworben haben. (Beifall.)

Die lauterste Freude, meine Herren, muß jeden „Beobachter", auch wenn er ein Stuttgarter wäre, und „Volksfreund" ergreifen, wenn er erwägt, welche „Reform" sich in den jüngsten Jahren bei uns vollzog. Ja, meine Herren, der Schrei des „Kikeriki", die Bisse des „Floh", die Stiche der „Wespen" und das scharfe Messer „Figaro's" haben dem „Zeitgeist" so zugesetzt, daß endlich der alte „Kladderadatsch" fiel und schon nach einem kurzen „Zwischenacte" die frohe „Morgenpost" anlangte, eine „Neue Freie Presse" werde erstehen und der „Staatsbürger" „daheim" „am häuslichen Heerde" der wahren Freiheit genießen können. (Beifall.)

Gehoben fühlt sich der „Wanderer" auf Erden, wenn er sieht wie auch dem „Social-Demokraten" gestattet ist, von der „Tribüne" aus an der freien „Debatte" Theil zu nehmen, von der „Weser" bis zur „Adria" jubelt man über die moderne „Association" und die „neuesten Erfindungen", und mit Wonne liest der schlichte Bürger, „der Arbeiter" wie „der Arbeitgeber", in seinem „Tagblatt" und seiner „Stadt-" und „Vorstadt-Zeitung" die Berichte über die durch „vereinte Kraft" geschaffenen Werke; kurz die Freude ist eine „allgemeine, ob „Deutsche", „Norddeutsche" oder „Augsburger Allgemeine", gilt gleich. (Stürmischer Beifall.)

Lassen Sie uns daher, meine Herren zusammenstehen für das große gemeinsame „Vaterland"! Lassen Sie „Europa" es sehen, wie die „Austria" mit der „Germania" „Hand in Hand" geht, und seien Sie gewiß, „Fortuna" wird diesen „Bund" besiegeln, damit die „Freiheit" und der „Fortschritt", denen ich dieses Glas weihe, blühen und gedeihen." (Langanhaltender, stürmischer Beifall.)

(Ein übertölpelter Heirathsspekulant.) Der Berliner „Börsenzeitung" entnehmen wir folgende Anekdote: „Eine verwittwete Dame, welche in einer der fashionabelsten Stadttheile Londons ein schönes Haus bewohnte, ließ einen sehr reichen Notar zu sich kommen, um ihr Testament aufzunehmen, in welchem sie verschiedenen wohlthätigen Stiftungen eine Summe von 60,000 L. vermachte. Nicht lange Zeit darauf machte der Notar ihr das Anerbieten, Hand und Herz mit ihr zu theilen. Die Dame nahm den Antrag günstig auf und am Tage nach der Hochzeit befand sich der Notar im Besitze einer verschmitzten Abenteuerin, welche sich den Plan ausgesonnen hatte, sich zugleich einen Mann und ein auskömmliches Leben zu sichern, den sie selbst persönlich bisaß nichts unter der Sonne."

Auf einen burgundischen Dorfe wollten die Weinbauern ihrem Pfarrer zu seinem Geburtstage eine Ueberraschung bereiten und die braven Leute beschlossen, eine auf dem Pfarrhofe liegende leere Weintonne Nachts heimlich mit feinem Wein zu füllen, indem Jeder soviel hineingoß als auf seinen Antheil kam. Und so geschah es, auch; jeder goß seinen Theil in die gemeinschaftliche große Tonne. Der Tag des Festes kam heran, die Tonne wurde mit Guirlanden und Blumen bekränzt, und als das Diner mit den benachbarten Pfarrern abgehalten werden sollte, in den Speisesaal getragen. Allgemeiner Jubel. Enthusiastische Toaste. Jeder hält schon sein Glas entgegen, da öffnet die Wirthschafterin den Hahn und siehe da, es rann klares Wasser heraus. — Jeder der braven Bauern hatte geglaubt, es würde nichts zu bemerken sein, wenn er unter soviel Wein seinen Antheil spare, indem er statt des Weines Wasser hineingieße.

S'ist einzig, bei Gott, Herr Docent, sie kommen immer um Eins und essen für Zwölfe; kommen sie lieber um Zwölf und essen Sie für einen; sagte ein geiziger Wirth zu einem regelmäßig zu spät bei Tische erscheinenden jungen Gelehrten.

(Komische Anzeige.) In einer süddeutschen Zeitung war unlängst zu lesen: „Auf Anordnung der kgl. Behörde befindet sich seit 4 Tagen ein toller Hund im hiesigen Bezirke. Wer also einen hat, der steck' ihn ein."

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (RückertsstraßeNo. 383.)

Digitized by Google

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 64. Mittwoch den 11. August. 1869.

Gruß.

Laut erbraust in froher Weise
Festlich rauschende Musik;
Schöne Damen rings im Kreise
Lauschen ihr mit heit'rem Blick.

Und gefunden unter ihnen
Hab' die Einzige ich bald;
Zu ihr sehnt mein ganzes Sinnen
Sich mit liebender Gewalt.

Alle Töne, die da klingen,
Sie erschallen nur für sie;
Alle Klänge nur besingen
Ihres Wesens Harmonie.

Meine Freude, meine Klage,
Die geheim durchziehet mich,
Geb' dem Lied ich, daß es sage
Ihr ganz leis: Ich liebe Dich.

R. L.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Als Johanna in ihr Zimmer trat, gab sie für die übrigen Anwesenden mit der Hand das Zeichen, sich zu entfernen. Dann blickte sie der schönen Hammerschiedstochter lange und mit großem Interesse in das Gesicht. Mädchen, sprach sie endlich mit leiser Stimme, indem sie ihr zugleich andeutete, sich zu setzen, könnte ich das fliehende Leben zurückhalten, ich würde es thun; denn ich habe am Schlusse desselben einen neuen Reiz kennen gelernt, den, es zu wagen für den, welchen man liebt. Mädchen, ich beneide dich; denn wahrlich, ich gehe mit dem Wunsch von dieser Welt, Gleiches für ihn zu thun, wie Du.

Gnädiges Fräulein, sagte Johanna in großer Verlegenheit. —

Nicht, nicht! unterbrach sie Mathilde etwas lauter und ziemlich schnell; du nennst mich Mathilde, oder Freundin oder Schwester. Ich sage Dir ja, daß ich Dich beneide, und man beneidet blos solche Personen, die an Gesinnung uns gleich stehen.

Fräulein Mathilde, sagte Johanna ernst, so sehr ich auch ihre Herzensgüte zu schätzen verstehe, so wenig kann ich vergessen, daß ich eine arme Hammerschmiedstochter bin, die, in niederem Stande geboren, nur ein Gefühl gegen Sie kennen darf, das der Ehrfurcht.

Stand? wiederholte Mathilde fragend leise, mir kommt es an der Schwelle des Todes fast vor, als habe dies Wort ein geringes Gewicht. Aber du hast recht, Johanna, Stand und Bildung sind die Bedingungen im Leben, unter denen allein sich manche Verhältnisse knüpfen und fügen. Wäre dem nicht so, Johanna, ich würde Dir hier den Brautring, welchen ich an der Hand trage, geben und das Recht dazu, Dir seine Liebe zu erwerben.

Johanna blickte tief erröthend zu Boden.

Erröthe nicht, fuhr Mathilde langsam fort auch suche mich nicht zu täuschen. Du liebst ihn; was Du für ihn unternommen hast, dazu befähigt nichts, kein Gefühl, keine andere Regung, als die Liebe. Glaube mir, nicht für Deinen Bruder hättest Du die gefährliche Waffe abgedrückt, wenn er sich in gleicher Gefahr befunden hätte.

Johanna verdeckte mit ihren Händen das Gesicht, um die Purpurröthe zu verbergen, welche bei diesen Worten tiefer und tiefer aus demselben leuchtete. Mathilde aber fuhr fort:

Wir schweigen davon, Johanna; ich will nicht die Flamme nähren, welche nicht brennen soll. Auch habe ich Dich nicht rufen lassen, um Dir wehe zu thun. Meine Absicht war, Dich kennen zu lernen, um Dein Bild mit hinüber zu nehmen in's Land der Seligen.

Edles Fräulein, sprach Johanna gerührt, Sie sterben noch nicht, Sie dürfen, Sie werden noch nicht sterben.

Meinst Du, erwiderte Mathilde lächelnd, weil meine Gedanken Dir ziemlich gesund erscheinen, und ich mehr spreche, als einer Todkranken geziemt, so sei die Auflösung noch fern? Hast Du noch nicht eir verlöschendes Licht beobachtet, wie die Flamme erstirbt dann noch ein Flackern, und zuletzt finstere Nacht? Siehe, die

Digitized by Google

Nacht eilt heran, und ich fühle, daß ich schnell sein muß, wenn ich das Wenige noch in Ordnung bringen will, was das Sterben erleichtert. Nimm hier den Schlüssel zu jenem Schrank, sprach sie weiter, indem sie ihn von der Wand am Bette nahm und Johanna überreichte, Du wirst auf dem zweiten Absatz ein rothsammtenes Etui finden, bring es mir.

Johanna that, wie ihr geheißen war.

Hier dieses Etui, fuhr Mahilde fort, enthält ein einfaches Geschmeide. Nimm es von mir als ein Angedenken. Es ist mein Wille, sagte Mathilde fest, als Johanna zögerte, es anzunehmen, der Wille einer Sterbenden, und Du weißt, daß man den ehrt.

Gnädiges Fräulein, sprach Johanna, wie verdiene ich diese Güte.

Still, still davon, erwiderte Mathilde. Dann reichte sie ihr zum Abschied die Hand, blickte ihr noch einmal fest in das tiefblaue Auge und gab hierauf das Zeichen, daß sie sich entfernen möge. —

Johanna eilte laut schluchzend aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen war Mathilde eine Leiche. Sie hatte Recht gehabt; ihre Unterredung mit Johanna war das letzte Flackern des verlöschenden Lebens. Der Schmerz deshalb war allgemein und beschränkte sich nicht blos auf diejenigen, welche ihr im Leben nahe standen. Mathilde war eine Wohlthäterin der Armen und freundlich, ja herzlich gegen Jedermann. Deßhalb flossen jetzt der Thränen viele, und als man die irdische Hülle zu Grabe trug, da gab es ein großes Geleite, nicht von Neugierigen, sondern von Theilnehmenden.

Zunächst am Grabe standen der Graf und Heinrich und konnten sich nicht trösten. Nicht weniger heiß flossen die Thänen des Kammermädchens, denn sie hatte an ihr nicht eine Herrin, sondern eine Freundin verloren. Alle Untergebenen weinten; es weinten auch die rauhen Hammerschmiede. Es weinten die Armen, denen sie Gutes gethan hatte, es weinten Alle, die sie kannten.

Wer ist aber die Person, welche, auf einem Grabhügel stehend, über die andern emporragt, mit ihrem Gesicht den doppelten Schmerz verhüllend, an welchem ihre Seele litt? Es ist Johanna; ihr Herz blutet aus zweifacher Wunde! denn sie beweinte in der Verstorbenen eine edle Seele und den Verlust, welchen Heinrich durch ihren Tod erlitten.

Ihr gegenüber auf der Gottesackermauer saß eine männliche Person, deren Theilnahme ebenfalls eine getheilte war. Es war Simon. Indem er bald auf den Sarg, in welchem die edle Verstorbene lag, bald auf Johanna, deren Schmerz in seinem Innern lauten Wiederhall fand, blickte, hatte er Mühe, die Thränen abzutrocknen, die ihm wie einem Kinde über die Wange rollten.

Jetzt wurde der Sarg mit dumpfen Getöse in das tiefe Grab gelassen. Ein starker Luftzug schüttelte die Blätter, an deren Fuß sich Mathilde ihr Ruhebett gewünscht hatte, daß sie rothfarben hinabfielen und den Sarg überdeckten. Dann polterten die Erdschollen, geworfen von scheidender Hand, erst einzeln, dann in größerer Anzahl, bis der Todtengräber mit der Schaufel die lockere Erde hinabwarf, die Oeffnung füllte und zu einem einfachen Grabe überwölbte.

Als dieß geschehen war, hatte der Gottesacker das einsame, öde Aussehen, wie gewöhnlich; denn der Trauerzug hatte sich entfernt und die Menge sich verloren. Aber lange, lange noch brannte bei Vielen der Schmerz über den Verlust derjenigen, welche hier in der Einsamkeit von den Mühen des Leben ausruhte.

Fast so still wie im Gottesacker ward es jetzt auf den Besitzungen des Grafen. Es trieb ihn, den Ort zu verlassen, wo er die geliebte Tochter verloren hatte. Mit ihm entfernten sich alle Freunde und der Theil seiner Untergebenen, welcher nicht hier seinen ständigen Wohnsitz hatte.

Ehe Heinrich schied, hielt er es für Pflicht, der Hammerschmiedstochter, seiner muthigen Lebensretterin, nochmals seinen Dank auszusprechen. Er traf sie allein im Zimmer, am Tische den Kopf sinnend auf die Hand gestützt. Da sie ihn nicht sogleich bemerkte, hatte er Zeit, mit flüchtigem Blicke das Zimmer zu überschauen, in welches er getreten war. Es herrschte hier die größte Reinlichkeit; Alles befand sich in musterhafter Ordnung. Ober dem Bette hing ein Madonnenbild, links an demselben ein Doppelterzerol, rechts ein leinenes Tuch. Diese Gegenstände im Auge, wurde er von Johanna bemerkt, die wie aus einem Traume aufschreckend in ängstliche Verlegenheiten gerieth.

Herr Baron, stammelte Johanna, als seine Blicke die eingeschlagene Richtung nicht verließen, dieses Terzerol rettete Ihr Leben. Ich habe es der Himmelskönigin geweiht, weil unter ihrem Schutze die That gelang.

Und dieses Tuch? fragte Heinrich.

Es ist von Ihrem Blute gefärbt, erwiderte Johanna unter tiefem Erröthen, und hat als Zeuge von der Größe der Gefahr ein Recht auf diese Stelle.

Johanna, sprach Heinrich gerührt, wäre ich nicht in der Absicht hergekommen, dir nochmals meinen Dank für die Rettung meines Lebens auszusprechen, so würden mich diese Zeichen deines Muthes daran erinnern. Zwar hat mein Leben durch den Tod Mathildens sehr viel von

Digitized by Google

seinem Werthe verloren; aber dadurch schmälert sich der Dank nicht, den ich dir schulde, da ich es als ein Geschenk aus deiner Hand erhielt in einem Augenblicke, wo noch die Hoffnung meine Liebe umschlang, und sein Verlust mir herber gewesen wäre, als zu jeder anderen Zeit. Johanna, du hast jede, auch die geringste Abschlagszahlung an dieser großen Schuld abgelehnt. Dadurch, daß ich aus dieser Gegend scheide und sie vielleicht erst in Jahren wiedersehe, bin ich auch der Möglichkeit beraubt, die Gelegenheit zur Erkenntlichkeit abzulauschen. Johanna, wer kann es wissen, vielleicht können dir meine Dienste denn doch einmal erwünscht sein! Für jeden Fall nimm diese Busennadel. So oft du sie erblickst, möge sie dich daran erinnern, daß ein Herz in Dankbarkeit für dich schlägt, dessen sehnlicher Wunsch es ist, sich seiner Pflicht zu entledigen.

Mit diesen Worten steckte Heinrich die Nadel in das Tuch, welches ihren Busen züchtig verhüllte. Wie dieser sich hob und bewegte! Wie auf dem See, wenn die Frühlingsluft über ihn weht, die Wellen schlagen, so drängte sich Gefühl an Gefühl, und diesem Wogen, diesem Drängen lag die höchste Seligkeit der reinen, anspruchlosen Liebe zu Grunde. Nichts aber vermag der Schönheit mehr Ausdruck, mehr Zauber zu verleihen, als eine so tief gefühlte Wonne. Heinrich sah die Röthe auf Johannas Gesichte und ihr seelenvolles Auge leuchten und mit besonderer Wärme sprach er: Johanna, darf ich dich auch um ein Andenken bitten?

Was kann ich Ihnen geben? fragte Johanna.

Eine Kleinigkeit, — ein Blatt Papier mit deinem Namen, erwiderte Heinrich; ich würde es wie ein Heiligthum bewahren.

Johanna ging zum Wandschränkchen, nahm dort aus einem Stammbuche ein Blatt Papier, setzte sich zum Tische und schrieb einige Worte auf dasselbe. Nachdem sie damit fertig war, ergriff sie eine Scheere, löste ihr langes dunkelbraunes Haar und schnitt aus demselben einen Streifen, denn sie anfing, mit geschickter Hand zu einer Blume zu flechten, die sie dann an das Blatt Papier befestigte.

Heinrich hatte während dieser Zeit Gelegenheit, nicht nur die Geschicklichkeit, sondern auch die Kenntnisse Johannas zu bewundern. Die Schrift, die er vor sich auf dem Papiere sah, war die zierlichste, die er je gesehen. Dazu war sie ganz fehlerfrei und mit einer Gewandtheit geschrieben, wie man sie nur bei solchen Personen findet, welche sich eines sorgfältigen Unterrichts zu erfreuen hatten.

Mädchen, sprach er verwundert, wer war dein Lehrmeister? Das, was Du hier schreibst, hast Du nicht in der gewöhnlichen Schule gelernt.

Ich habe diese Fertigkeit meinem verstorbenen Bruder zu verdanken, erwiderte Johanna. Ach, daß er noch am Leben wäre! Er war der Stolz und die Hoffnung meiner Aeltern. Seine außergewöhnlichen Anlagen erregten Aufmerksamkeit. Von einem theilnehmenden Geistlichen unterstützt, schickte ihn mein Vater auf die hohe Schule, nachdem er vorher von demselben den vorbereitenden Unterricht empfangen hatte. Ein frühzeitiger Tod unterbrach seine Laufbahn, auf welcher er vielleicht Außerordentliches geleistet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Maulwurf.) Die Frage: „Soll man den Maulwurf hegen oder vertilgen?“ steht seit mehreren Jahren auf dem Programme der größeren und kleineren landwirthschaftlichen Versammlungen und ihre öftere Wiederkehr beweist, daß sie noch nicht gelöst ist. — Wir denken uns die Sachlage so: Unzweifelhaft fest steht es, daß der Maulwurf, ganz entgegen der Volksmeinung, nichts Pflanzliches in sich aufnimmt, sondern nur von den mannigfachen Thierchen lebt, die nicht selten den Garten-, Wiesen- und Ackerboden erfüllen. Bei seiner Jagd auf dieselben kann es nicht ausbleiben, daß die Wurzeln der Pflanzen in der Art gelockert werden, daß sie keinen festen Halt mehr haben und daher absterben, wie es denn auch nicht selten der Fall ist, daß durch das Anstoßen der Maulwürfe die Pflanzen, wie es namentlich auf Wiesen geschieht, mit Erde verschüttet werden. Daß bei solchen Verwüstungen, in Folge deren auch die Ernte erschwert wird, sich der Unwillen der Menschen gegen den Maulwurf richtet, ist verzeihlich. Allein wenn man erwägt, daß der Maulwurf nur solche Ländereien heimsucht, auf denen er Nahrung wittert und findet, daß die im Boden lebenden Würmer, Insecten und Insectenlarven die Wurzel und das Wachsthum der Pflanzen (man denke nur an die Engerlinge) mehr stören, als die Maulwürfe, daß die Maulwürfe nach glaubwürdiger Forschung pro Tag fast so viel Nahrung aufnehmen, als ihr eigenes Körpergewicht beträgt, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Maulwürfe da, wo sie auftreten, doch mehr nützen. als schaden. Mag es in einzelnen Fällen immerhin zuläßig erscheinen, den Verwüstungen des Maulwurfs entgegen zu treten, so hat doch der Gärtner, der Wiesenwirth, der Ackerbauer sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, den Boden frei von Würmern und Insecten zu halten. Geschehen kann dies zunächst durch eine sorg-

Digitized by Google

fältige Behandlung des Stallmistes. Wo man namentlich in den Sommertagen, den Stallmist dem Sonnenbrande und der Austrocknung unterliegen läßt, da legen Milliarden von Fliegen ihre Eier in den Mist, die dann mit demselben in den Boden gelangen, dort aufgehen und denselben mit mannigfachen Gewürm erfüllen, während erfahrungsgemäß ein alltäglich mit Jauche bespritzt werdender Mist diese Gefahr beseitigt. Wer ferner auf seinen Feldern allerlei die Insecten herbeiziehendes Unkraut duldet, wer vor Winter eine gute Ackerung versäumt und das Ungeziefer vor der zerstörenden Einwirkung des Frostes schützen hilft, wer endlich in und um die Wiesenländereien Baumpflanzungen macht welche die Maikäfer herbeiziehen, oder wer die Maikäfer nicht zerstört: der hat es der eigenen Fahrlässigkeit zuzuschreiben, wenn sich die Maulwürfe einstellen und empfindlichen Schaden verursachen.

Der „Gaulois“ bringt folgenden geistreichen **Börsen- und Marktbericht:** Die **Ehre:** alte versiegte Quelle; Werth vom Platze verschwunden, keine Nachfrage. Die **Tugend:** alte, havarirte und sehr seltene Waare; wird stark in Contrefaçons gearbeitet; das Feld ist nicht recht ergiebig, der Boden trägt schlecht. **Ehrlichkeit:** die wahre, nicht auf dem Markte vorräthig! von der falschen ein Ueberschuß, Niemand aber will davon. Starke Baisse und keine Aussicht auf eine Aenderung. Der **Patriotismus:** erste Qualität selten und um keinen Preis aufzutreiben; die zweite Sorte leichter zu finden, man escomptirt sie mit 50 Prozent. Die **Klugheit:** ganz in den Händen von Spekulanten; dieses Monopol ist schuld, daß sie bei Niemanden zu finden. Die **Bescheidenheit:** nur havarirte Trümmer davon, hat keinen Cours, Nimand will sie. Das **Laster:** der Markt überfüllt; man findet es spottwohlfeil an allen Straßenecken. Die **Höflichkeit:** in der Baisse, keine Hoffnung auf eine steigende Tendenz. Der **Skandal:** hat im Gros keinen Cours; die Stocks ganz an den Detaillisten monopolisirt. **Religion:** schwacher Vorrath, stark durch die Zeit und den Indifferentismus alterirt. **Heuchelei:** reich sortirter Markt zu allen Preisen. Die **Liebe:** nach Belieben für die großen und kleinen Spieler; gegen Baar und auf Frist; starker Verbrauch. **Talent:** seltener Artikel, nur gegen Baar verkäuflich; nicht in vielen Händen. **Treue:** aus der Mode gekommen; wird nicht mehr auf dem Markte angenommen. **Freundschaft:** der Artikel nimmt wesentlich ab; kein Austausch.

In der Fremdenkammer des alten Turnvaters Jahn befand sich die Abbildung eines Krebses mit der Unterschrift:
„Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen.“

Erwiderung
auf das
Frankfurter Scholeliedche.

Was trage unser Jüngelcher
Die Finger doch voll Ringelcher,
So eitel wie die Mädelcher,
Nach vorn und hinne Scheitelcher!

Schlank sin se wie Streichhölzercher,
Und trage Nasequetschercher,
Un Hütercher, wie Kübelcher,
Un glanzlakirte Stiwelcher.

Sie reite aach uf Gäulercher,
Und hawwe große Mäulercher,
Grünschnawweliche Schneuzercher,
Wenn manchmal aach kaa Kreuzercher.

Mit vierundzwanzig Jährercher,
Do haww'n se kaum noch Härercher,
Kaa Schätzercher, doch Glätzercher,
So rund wie Zuckerplätzercher.

Sie rieche wie die Schickselcher,
Stets nach Pomade-Büchselcher,
Nach Schwämmercher und Kämmercher,
Un Wachs wie Weihnachtslämmercher.

Sie schminke sich die Bäckelcher,
Un trage kurze Röckelcher
Ohn' Schößercher die Oeserchcr,
Un enge kurze Höserchcr.

So Höselcher, ihr Jüngelcher!
Sin ganz verflixte Dingelcher,
Die passe nit zu Füßercher,
So groß, wie Goliath Rieserchcr.

So Höselcher, ihr Männercher!
Die passe nit zu Beenercher,
Zu Wädelcher, zu Schenkelcher,
Wie haww'n die Distelfinkercher.

Ihr Himmel-Schwerenöthercher!
Euch lache aus die Mädercher,
Es halte sich die Leibercher,
Vor Lache selbst die Weibercher.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Francónia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 65. Samstag den 14. August. 1869.

Allein.

Die urew'gen Zauberkreise
Schlingt die Nacht. Auf stiller Bahn
Wiegt sich auf den Wellen leise
Auf und nieder noch ein Kahn.

Und von dort in frohen Tönen
Schallt bis her zu mir ein Lied;
Doch bei seinem Klang ein Sehnen
Tiefer Wehmuth mich durchzieht.

Freudig beim Gesang da drüben
Stimmt die Allerschönste ein;
Kann sie je mich wieder lieben? —
Trauern muß ich ganz allein.

St. F.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Und von ihm erhieltst Du Unterricht? fragte Heinrich.

So oft er nach Hause kam, um da die Ferienzeit zuzubringen, beschäftigte er sich größten Theils des Tages mit mir. Er war mir zugethan, wie ich ihm. Meine Ausbildung war sein Vergnügen, und ich freute mich, wenn ich durch Fleiß und Aufmerksamkeit seinen Beifall erwarb.

Und was Du hier schreibst, fuhr Heinrich fort, giebt den Beweis, daß Dir jener Schatz der klassischen Literatur nicht unbekannt ist, auf welchen der Deutsche mit Recht stolz ist. Die Worte, die ich hier lese:

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinausstrahlt,
So vom Lichte gebeugt strebt der Gute empor,

gehören, so viel ich mich erinnere, einem der größten Geister an.

Es ist ein Gedanke Herders, und sie dürfen sich nicht wundern, daß ich denselben im Gedächtniß habe. Ich besitze als Geschenk meines Bruders eine Blumenlese aus den besten deutschen Schriftstellern. An der Hand meines Bruders wanderte ich durch dieselbe, lernte Blumen kennen und lieben, und jetzt ist es, wenn ich einsam und ohne Arbeit bin, meine liebste Beschäftigung, den Duft der ewig frischen Blüthen einzuathmen und mich an ihrer Farbenpracht zu erfreuen.

Mädchen, sprach Heinrich im Tone der steigenden Achtung, ich fühle, daß Dich nicht blos Deine edle Gesinnung, sondern auch die Bildung, welche Du besitzest, über den Stand emporhebt, in dem Du geboren bist. Wahrlich Du verdienst auf einer anderen Stelle zu stehen, als auf der, auf der Du Dich befindest.

Herr Baron, unterbrach ihn Johanna ernst, indem ihre Mienen die Besorgniß vor einer Gefahr ausdrückten, lassen Sie mich in der Niedrigkeit, in welcher ich mich so glücklich fühle. Sie haben schon oft gesehen, wie der Nachtfalter, gelockt vom blendenden Schein des Lichts, und wenn er wagte, zu ihm emporzufliegen, in der Gluth verbrannte. Glauben Sie es würde der armen Hammerschmiedstochter nicht besser ergehen, als ihm, sobald sie ihres Standes sich entheben wollte.

Johanna, sprach Heinrich mit merkbarer Wärme, ich muß jetzt scheiden, und ich gehe nicht von Dir ohne jedes Zeichen der Erkenntlichkeit. Du würdest in mein armes freudeloses Dasein, — und so ist es durch den Tod Mathildens geworden, — den ersten Schein werfen, welcher die Dunkelheit erhellt, wenn Du jetzt in der Stunde des Abschieds mir nur einen Wunsch nennen wolltest, den ich Dir erfüllen könnte. Johanna, ich bitte Dich darum.

Kann ich Ihnen dadurch gefällig sein, sagte Johanna, so bitte ich um Eines. Sie gehen jetzt aus diesem einsamen Thale, um es vielleicht nie wieder zu sehen. Aber ihre Erinnerung wird doch zuweilen den weiten Raum durchfliegen, der Sie von demselben trennt; denn es ruht hier die sterbliche Hülle Mathildens, der Edlen, die Sie Ihre Braut nannten. Wenn nun die Bilder der Vergangenheit sich vor Ihre Seele stellen und Sie der glücklichen Stunden denken, die Sie hier genossen, so weihen Sie nur einen vorübergehenden Blick der Erinnerung der armen Hammerschmiedstochter, deren innigster Wunsch es war, daß

Digitized by Google

dieses Glück ein dauerndes sein möchte. Ruht aber ihr Geist auf dem Grabhügel, dessen Erdschollen die Trümmer Ihrer Hoffnung und Ihre Seeligkeit verdecken, so vergessen Sie nicht daß mit Ihnen eine Seele weint, deren Theilnahme so tief ist, wie Ihr Schmerz.

Johanna, sprach Heinrich gerührt, die Erinnerung an Dich wird weder eine zufällige noch eine vorübergehende sein. Die edelmüthige Rettung meines Lebens, die ich Dir zu danken habe, hat Dein Bild unvertilgbar in mein Herz gegraben und so lange dieses schlägt, wird es frisch und unverwischbar bleiben. Es ist das nicht eine Gefälligkeit, die ich Dir erweise, sondern meine Pflicht. Und dieser Pflicht noch weiter nachzukommen, soll das Streben meines Lebens sein.

Heinrich faßte bei diesen Worten Johannas Hand, blickte ihr noch einmal in das tiefblaue Auge und schied.

Abschied für immer! dachte Johanna und ihr Herz fühlte das Weh, als wäre es ein solcher.

Ich sehe Dich wieder, sprach Heinrich bei sich selbst, als er das Zimmer verlassen hatte und es ihm war, als müßte er wieder umkehren.

Wenige Minuten nach dieser Zeit trat Simon zu Johanna in das Zimmer. Still setzte er sich auf die Bank am Ofen und wartete ob nicht Johanna ein freundliches Wort für ihn habe. Aber sie saß ernst, fast kummervoll am Tische. Da ging ihm das Herz über, und mit wehmüthiger Stimme fragte er:

Bist Du krank, Johanna?

Nein, Simon, entgegnete diese.

Aber mir ist es, als läse ich's aus Deinen Mienen, sprach Simon traurig.

Mir fehlt wirklich nichts, lieber Simon, entgegnete Johanna mit freundlichem Blicke.

Lieber Simon! Wie diese Worte und der freundliche Blick dem armen Hammerschmiedsgesellen Labsal waren! Er hatte einige arbeitsfreie Minuten benützt, um in der Nähe derjenigen sich zu erholen, deren Bild im Wachen und Schlafen seine Seele füllte. Wie vergnügt, wie selig ging er jetzt wieder in den Hammer zurück, und wenn die Funken vom glühenden Eisen unter dem Hammer flogen, da war es ihm, als sprühten sie aus seinem Herzen, das eine reiche tiefe Gluth, die Gluth der innigsten Liebe barg.

Der Vater Heinrichs hatte seine Besitzungen in Niederösterreich. Dieselben bestanden in einem stattlichen Schlosse, fruchtbaren Feldern, ausgedehnten Forsten und fischreichen Weihern.

Das Schloß war in mittelalterlichem Geschmacke, gut erhalten und enthielt für Liebhaber von Antiquitäten besonderen Reiz durch seinen Waffensaal. Dieser war mit den verschiedensten Waffen aller Zeiten versehen, und zeigte von dem einfachen Bogen bis zu dem kunstvollen Gewehre eine ziemlich vollständige Geschichte der verschiedenen Wehrgattungen.

Nicht weniger interessant war ein anderer Saal, welcher in langer Reihe die Gemälde der Ahnen des alten Baron enthielt.

Er weilte gar gerne hier, und es machte ihm besonders Vergnügen, vor den Bildern zu stehen und sie zu betrachten. Auf seine Ahnen war er stolz, so stolz, daß man geneigt war, ihm dieß für Schwäche auszulegen. Sonst aber war er ein gutmüthiger, heiterer Mann, dessen Gesellschaft man liebte und der selbst nichts Angenehmeres kannte, als fröhliche Unterhaltung und vor Allem ein Kartenspiel.

Er spielte hoch und gewöhnlich unglücklich, wodurch er für manche Glücksritter ein Anziehungspunkt ward, die, wenn es ihnen gelang, sein Vertrauen und seine Gastfreundschaft zu erwerben, gar oft mit leeren Taschen kamen und mit vollen das Schloß verließen.

Als Hausfrau waltete im Schlosse die Schwester der schon früh verstorbenen Baronin. Es war dies eine tief fühlende Seele, deren Born des Mitleids für fremdes Weh unerschöpflich war, und die deßhalb in weiter Umgebung in allen Hütten bekannt war, wo Nothleidende und Jammer sich befanden. Dazu war sie streng in den Grundsätzen der Tugend und in deren Ausübung. Von solcher Hand erzogen, bildeten die beiden Schwestern Heinrichs eine Erscheinung, welche mehr durch ihren inneren Werth, als durch äußeren Glanz anzog. Sie sahen sich ähnlich, wie Zwillinge, waren auch im Alter nur um ein Jahr verschieden. Ihr Gesicht, etwas bleich, machte im ersten Augenblick keinen besonderen Effekt, aber es wurde anziehender, je mehr man die Seelengüte beobachtete, welche sich auf demselben ausprägte.

Dieß war die Familie, welcher Heinrich angehörte, und die durch die Nachricht von Mathildens Tode, welcher bald seine Ankunft folgte, in nicht geringe Trauer versetzt ward. Besonders die Schwestern konnten sich nicht der Thränen erwehren, die um so heißer floßen, je mehr sie sich dem Gefühl hingaben, daß sie in der Verstorbenen nicht bloß die Braut ihres Bruders, sondern auch eine treue Freundin verloren hatten. Gegenseitige Besuche der Aeltern, wozu gewöhnlich die Kinder genommen wurden, hatten schon in früher Jugend das Freundschaftsband um sie geschlungen; bald sollte dieses Band durch die Verwandtschaft noch enger gezogen werden. Da trat der Tod dazwischen und schnitt es mit kalter, unerbittlicher Hand entzwei, und während nun von drei glücklichen Herzen das eine still stand, schlugen die andern in Trauer und Schmerz.

Digitized by Google

Dadurch war die heitere Stimmung im Schlosse verdrängt. Der alte Baron, welcher sich dabei am unbehaglichsten fühlte, stand oft Stunden lang im Saale seiner Ahnen und betrachtete die Bilder, oder er schritt im Waffensaale auf und nieder, um sich der Grillen zu entschlagen, wie er den düsteren Zustand nannte, welcher sich in Folge der allgemeinen Trauer seiner bemächtigte. Die Abendunterhaltungen, zu denen sich häufig gute Freunde aus der Nachbarschaft einfanden, und die gewöhnlich die Spielmarken in Bewegung setzten, waren jetzt nicht weniger als geeignet, zur Zerstreuung zu dienen; denn ein Jeder, welcher dazu kam, hielt es für Pflicht durch Beileidsbezeigungen seine Theilnahme an den Tag zu legen, und dadurch erhielt die Trauer immer neue Nahrung.

Endlich wurde der alte Baron der Klagetöne herzlich müde. Als seine Töchter eines Morgens weinend von der abgeschiedenen Freundin erzählten, und Heinrich mit trauriger Miene ihnen zuhörte, sprach er, als wie im Unwillen: Kinder, Alles hat seine Zeit, wie der weise Salamo sagt; folglich auch der Schmerz und die Trauer. Versteht mich recht! Weiß Jemand den Verlust zu schätzen, der uns betroffen hat, so bin ich's. Der beste Trumpf im Spiele ist verloren. Aber mir dünkt's als wären der Thränen darum genug geflossen, und als dürfte der Schmerz ruhiger werden. Wenigstens fühle ich, daß, wenn er fortfährt, sich laut zu äußern, er mit dem heiteren Lebensſinn auch mein Wohlbehagen verdrängen wird, und, Kinder, dadurch wird doch wahrlich das verlorene Gut nicht wieder gewonnen.

Was der alte Baron durch diese Worte bezweckte, war, daß man jetzt die Klagen in die Brust verschloß, und in seiner Gegenwart sich Mühe gab, heitere Miene zu zeigen. Aber dadurch wurde der Schmerz nur tiefer, brennender. So lang der Dorn in der Wunde steckt, nützt es nicht, sie fest zu drücken, damit sie nicht blute; denn dadurch stößt man den Dorn immer tiefer und macht die Wunde gefährlicher. Besser ist es, die Wunde zu erweitern und den Dorn dadurch zu entfernen, damit sie dann leichter und gründlicher heile.

Doch es kam auch hier Heilung. Die Zeit, die Alles lindernde Zeit brachte sie. Als der Winter die Fensterscheiben malte, und das liebliche Grün der Saaten unter tiefer Schnee- und Eisdecke verbarg, da ward es schon ruhiger in der bewegten Brust, und die Herbststürme des Schmerzes und der Trauer fingen an, sich zu legen. Als die Februarsonne die Felder entblößte, und der Schnee nur noch hie und da wie eine weiße Insel, auf der rothbraunen Erde lag, da zog mit der Sehnsucht nach dem Frühling die wiedererwachende Freude in die Seele, und wenn ja die düstere Erinnerung einmal an ihr vorüberging, so war sie nicht mächtig genug, jene auf längere Zeit zu verdrängen. Als aber die Natur in ihrem vollen Glanze stand, und der Gesang der Vögel mit dem Blüthenduft der Luft sich an die vergnügten Sinne wiegte, da war die Wunde vernarbt, und die Erinnerung an die Dahingeschiedene hatte den schmerzenden Stachel verloren.

Dadurch aber gewann in Heinrichs Seele das Bild Johannas, welches mit dem entschwindenden Schmerz über den Verlust der Braut häufiger vor ihn trat, an Lebendigkeit und Frische. Die kühne That, welcher er sein Leben verdankte, hatte ihn verpflichtet; so fühlte er früher bei der Erinnerung an sie. Wenn er jetzt daran dachte, ward er begeistert. Seine Phantasie malte ihm den Augenblick, wo er von dem mörderischen Stoße zur Erde gesunken, die Augen wieder aufschlug und ihm die schöne Gestalt Johanna's mit dem Triumph der gelungenen That auf dem Angesicht vorkam, wie ein Wesen aus einer höheren Welt, mit den glühendsten Farben. Und was er sonst noch an ihr schätzen gelernt hatte, das Alles lag jetzt in schönerem Glanze vor ihm, wie früher. Das, was ihn dabei beseelte, es war nicht Liebe, wie er meinte; aber er fühlte, daß es ihn eben so glücklich mache, wie diese.

Bei solcher Stimmung hat die Frühlingszeit einen besonderen Reiz. Heinrich kam es vor, als hätten die Vögel nie so lieblich gesungen, als hätten die Blätter des Waldes nie so lieblich gerauscht, wie jetzt. Die Blumen hatten viel frischere Farben, die Wieser viel saftigeres Grün für ihn, wie früher. Sein liebster Aufenthalt war deßhalb im Freien. Er schweifte oft ohne Zweck durch die Auen und an den Feldern vorüber; konnte er aber mit diesen Spaziergängen irgend ein Geschäft, irgend eine Absicht verbinden, so versäumte er um so weniger sie zu machen.

Gern ging er in den Forsten, um den Holzhauern bei ihrer Arbeit zuzuschauen. Sein Vater liebte diese Art von Aufsicht und hatte sie früher selbst vollzogen. Jetzt, wo er die Bequemlichkeit schätzen gelernt hatte, und die kleinsten Spaziergänge mied, sah er es wenigstens gern, wenn sein Sohn für ihn dieselben unternahm.

Eines Abends war Heinrich ohne bestimmte Absicht in den Wald gegangen. Die Sonne brannte heiß auf der unbedeckten Flur; aber hier unter den Bäumen erquickte jene wohlthuende Frische, die über Sinnen und Fühlen einen eignen Zauber verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Eine eigenthümliche Entführungsgeschichte) wird aus Cork gemeldet. Ein Bäuerlein hatte ein Hengstfüllen verkauft und dafür baar 45 L. eingestrichen, welche er sicher in einen Strumpf eingewickelt in seiner Truhe deponirte. Als er nächsten Sonntag aus der Messe nach Hause kam und die blanken Goldstücke mit Wohlbehagen betrachten wollte, war der Strumpf zwar noch da, nicht aber die Sovereigns, welche, wie sich später herausstellte, mit seiner Tochter und einem seiner Knechte verschwunden waren. Die Bestürzung des Alten war unsäglich; unterbrochen wurde sie nur von der Entrüstung seines ältesten Sohnes, der sogleich sein Bündel schnürte, um den Flüchtigen nachzusetzen und wenn nicht die Schwester, doch die Goldfüchse wieder herbeizuschaffen. Er fand das Pärchen richtig in Cork und muß demselben gewaltig imponirt haben, denn es händigte ihm nicht nur die Ueberreste der 45 L. sondern auch zwei bereits erstandene Reisebillete nach Amerika ein. Nach Hause zu gehen weigerte das Mädchen sich indessen standhaft, und der besorgte Bruder schrieb an den Vater, er möge selber kommen und seine Ueberredungskunst versuchen. Dieser eilte natürlich sofort nach Cork, sein Sohn hatte aber inzwischen die Erfahrung gemacht, daß eine so hübsche Reisegelegenheit sich ihm so leicht nicht wieder bieten dürfte und war mit dem einen Billete und dem Ueberreste der 45 L. nach New-York abgereist. Das andere Billet hatte er in ein Couvert eingeschlossen und an den Vater adressirt. Die Kümmerniß des letzteren wurde durch die Hartnäckigkeit der Tochter noch vermehrt, wie toll rannte er am Hafen umher, als er erfuhr, das Schiff sei schon abgesegelt, und als er nach Hause zurückkehrte, fand er das Maß seiner Leiden voll: die Tochter war von ihrem ungetreuen Ritter verlassen worden, sobald die 45 L. geschwunden waren, hatte daher mit dem einen Reisebillet genug und war mit diesem sowie mit des Vaters Ueberrock davongelaufen.

(Katzenmusik als Serenade.) Zwei Verehrer einer Schönen wollten neulich in Hernals bei Wien ihre Huldin mit einem Ständchen überraschen, ohne daß er eine von der Absicht des andern Kenntniß hatte. Nachts um die elfte Stunde erschien nun das eine Orchester — bald darauf das zweite, selbstverständlich jedes unter der Anführung eines von den beiden Verehrern. Keiner wollte vom Platze weichen und während das eine die Polka „Frauenlob" spielte, stimmte das andere „die schöne blaue Donau" an. Eine heillose Katzenmusik war das Resultat dieses Doppelständchens. Endlich rissen Beiden die Saiten der Geduld und die Katzenmusik löste sich in eine großartige Katzenbalgerei auf, welche erst durch das Einschreiten des zahlreich angesammelten Auditoriums beglichen wurde. Da eine Anzahl von den Violinen zerschlagen und von den Clarinetten zerbrochen war, so nahm das Ständchen von selbst ein Ende.

Folgendes einladende Inserat bringen die „Schleswiger Nachr.": Unseren aufs Geschmackvollste ausgestatteten Leichenwagen empfehlen wir hierdurch einem verehrten Publikum bestens und haben den Preis für jede Fahrt mit zwei Pferden auf 1 Thlr. Pr. Crt. (2 Mark 8 Sch. Crt.) herabgesetzt. Frahm Winkelholz."

Ein originelles Hochzeitsgeschenk hat der berühmte amerikanische Tragöde, Edwin Booth, seiner Braut bei der jüngst gefeierten Hochzeit gemacht. Er überreichte in einer prachtvollen, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Chatoulle von Palissanderholz sämmtliche Liebesbriefe, die er im Laufe der Jahre von seinen Verehrerinnen erhalten hatte. Es sollen deren nicht weniger als 3796 sein.

(Gerichtsscene.) Der Präsident: Was ist Ihre Beschäftigung? — Der Angeklagte (nach einem Schluchzen): Opfer der Wissenschaft! — Was? — Opfer der Wissenschaft, ich wiederhole das; seit mehreren Jahren war ich hinterher, die relative Stärke der verschiedenen Alkohol Flüssigkeit endgiltig festzustellen. Die Entdeckung ist mir schlißlich gelungen: der stärkste ist der Absynth. Ich habe von zwei bis zwölf Litres Wein getrunken, keine Wirkung; später griff ich zu acht Kannen Bier, abermals wirkungslos; endlich setzte ich noch ein kleines Glas Absynth auf, und jetzt hatte ich den Finger auf dem rechten Loche: das Problem war gelöst!

(245jähriger Wein.) Unter den Weinsorten, die neulich bei dem in Bremen zur Feier der Anwesenheit des Königs von Preußen in der Rathhaushalle stattgefundenen Diner kredenzt wurden, befand sich auch ein 245jähriger Wein, nämlich 1624er Rüdesheimer Rosen-Wein. Jeder Tropfen dieses Weines ist auf 1 Dukaten gewerthet.

(Wortspiel.) Die Ehe ist ein langsam wirkendes Gift, bei dem die Mitgift als Gegengift dient.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 66. Mittwoch den 18. August. 1869.

Bergmanns-Loos.

Die Wachtel ruft im Korn: „Der Tag erwacht
Die Sonne hebt sich aus den Purpurdecken;
Da schleicht der Bergmann sich vom Lager sacht,
Die theuren Kinder nicht im Schlaf zu wecken.

Fünf Kinder, trotz der Noth wie Aepfel rund,
Rothwangig trotz der schmalen, magern Bissen.
Ein Lächeln schwebt dem Jüngsten um den Mund,
Der ist zu süß! Er muß das Knäblein küssen.

„Lieb' Vater, bleib bei mir!" seufzt es im Traum.
Das Lächeln um die Lippen ist vergangen,
Und eine Thräne netzt der Wimpern Saum
Und perlt auf's Kissen von den runden Wangen.

Er reißt sich los. Zum Schachte eilt sein Fuß,
Zum „Hoffnungsschacht," zum Schachte „Gottes Segen"
Nicht höret er der Wachtel „Morgengruß",
Nein: „Gute Nacht!" — tönt ihm der Ruf entgegen.

Bald klimmt auf schwacher Leiter er hinab;
Bald schießt er nieder auf dem Kunstgezeuge.
Ihm ist es heut, als stieg er in ein Grab,
Als ging sein Leben plötzlich ihm zur Neige.

Er kommt vor Ort. Da sieht er deutlich klar
Ein schwarzes Etwas durch die Strecke gleiten.
Verkörpert sieht er riesig die Gefahr
Wie ein Gespenst an sich vorüberschreiten.

Er hebt den Fuß zur Flucht — da blitzt und kracht
Der Hoffnungsschacht! rings Flammen nur und Trümmer!
Die Wachtel ruft im Licht: „Der Tag erwacht!"
Und drunten — Todesnacht für nun und immer!

Schlegel.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Heinrich war unter den verschiedensten Gefühlen, wie sie oft im Ideengang sich folgen, aber mit einer gewissen inneren Seligkeit in den abgelegensten Theil des Waldes gekommen, wo er einen alten Holzhauer traf, dessen graues Haar in seltenem Gegensatze zu der Rührigkeit stand, mit welcher er seine Arbeit verrichtete. — Guten Abend, Alter, sprach er mit inniger Wärme.

Schönen Dank dafür, entgegnete der Alte.

Ihr habt Eile bei der Arbeit, wie ich sehe.

Es geht, wie's gehen kann bei so hohen Jahren.

Ihr seid wohl schon hoch betagt?

Siebenzig und fünfmal, erwiderte der Alte, hat der Kukuk durch seinen Frühlingsruf das Geld in der Tasche gerührt, seitdem mir meine Mutter — Gott hab' sie selig! — das Dasein schenkte. Leid und Freud ist während dieser Zeit mancherlei an mir vorübergegangen; aber Gott sei Dank, solange ich auf eigenen Füßen stehe, das heißt, solange ich im Stande bin, mein Brod mir selbst zu verdienen, hat der Sack nicht weniger gereicht, als heute, wo auf die übrig gebliebenen Krummen sich meine Enkel eben so freuen dürfen, als gestern und vorgestern.

Dabei zeigte der Alte auf einen leinenen Sack, der an einem abgebrochenen Aste des nächsten Baumes hing, welcher bestimmt war, seinen gewöhnlichen Vorrath an Brod, der einzigen Speise, die er genoß, aufzubewahren.

Ihr seid zufrieden, lieber Alter, sprach Heinrich, und deßhalb glücklich, — ein guter Schatz für den, der am Ziele des Lebens steht.

Meinen Sie, Herr Baron? sagte der Holzhauer treuherzig, indem er die Axt an einen Baum lehnte. Nun, mir ist's fast, als fühle ich's im Herzen, daß ich jetzt nicht mit Jedem tauschen möchte, der vergnügtere Tage, als ich gesehen.

Ihr könnet Recht haben, Alter, sprach Heinrich; nicht Jeder mag dem Tod mit so heiterem Blicke in's Auge schauen, als Ihr.

Sterben? fragte der Alte etwas bedenklich. Sie sprechen von Sterben? Nun, ich weiß es, daß dabei des Menschen Wille nichts entscheidet; aber dürft' ich mir's wünschen, ich würde es wenigstens als eine Gnade von Gott betrachten, wenn mir vergönnt wäre, nur noch einige Monden zu leben.

So sterbt ihr nicht gerne? fragte Heinrich.

Jetzt? Nein! entgegnete der Alte; aber das hat seine besondere Bewandtniß. Sie wissen,

Digitized by Google

Herr Baron, Ihr Vater hat heuer in dem Forst da drüben den großen Schlag angeordnet; die alten Föhrenbäume, reif für die Art, werden fallen. Sehen Sie, Herr Baron, da möcht' ich dabei sein, möcht' die Säge mit ziehen, die Axt mit schwingen, den Keil mit treiben! und dann, wenn die knorrigen Stöcke mit den beindicken und tiefen Wurzeln ausgegraben und gehoben werden, da möcht' ich ebenfalls mit Hand anlegen. Herr Baron, Sie werden spotten; aber ich weiß, schon vor vier Jahren ging die Rede, man werde den alten, mächtigen Bäumen zu Leibe gehen. Wie mir da das Herz im Leibe pochte! Sehen Sie, und wenn es knapp vor dem Vergnügen unser Herr Gott mir die Thüre vor der Nase zuschlüge, nein, das thäte mir in der Seele leid, wenn ich's fürchten müßte. Ist das Vergnügen vorbei, dann, dann in Gottes Namen, heute so lieb, als morgen!

Heinrich gab dieses Gespräch mit dem Holzhauer Stoff zu langem und ernstem Nachdenken. Welche Zufriedenheit, welche Genügsamkeit lag in den Worten des Alten! Wie einfach, wie unschuldig ist der letzte Wunsch seines Lebens! Wie heiter die Auffassung der Mühseligkeiten seines Standes. Von wie vielen konnte er in allem dem beneidet werden, — und besonders aus den Zirkeln, welche man die höheren zu nennen pflegt! Heinrich, der von seinem Vater, wenn nicht alle Vorurtheile, welche ihm in Beziehung auf seinen Stand anklebten, in sich aufgenommen hatte, aber doch ein gut Theil von der Meinung theilte, daß in den niedrigen Regionen der menschlichen Gesellschaft der Mangel an edler Gesinnung nicht weniger vorhanden sei, als der an Ansehen, fand hier bei einem alten armen Holzhauer eine so unverfälschte Denkweise, daß er fühlte, es hätte Mancher Ursache ihn darum zu beneiden. Und hatte er nicht noch ein zweites, erhebendes Beispiel an Johanna! Sie, die arme Hammerschmiedstochter, wie rein, wie erhaben stand sie vor seiner Seele; War es nicht ein Bild, wie das eines Engels, dessen Haupt der Lichtschein der fleckenlosen Tugend verklärt?!

Heinrich wurde von diesem Augenblicke an aufmerksamer auf diejenigen, welche unter ihm standen, und er hatte noch oft Gelegenheit, da Vorzüge zu bemerken, wo er sie nimmer erwartet hätte. Dadurch änderte sich seine Anschauung der menschtichen Verhältnisse, und wenn er manchmal die falschen Freunde seines Vaters beobachtete, die ihm schmeichelten, um ihm sein Geld beim Spielen abzulocken, oder wenn er gar an den gräflichen Mörder dachte, der die Hand eines rauhen Hammerschmiedes mit dem Messer gegen ihn selbst bewaffnet hatte, dann war es ihm, als wäre es keine Schande, als müßte es unter gewissen Bedingungen ehrend sein, hinabzusteigen zu denen, welche er früher, wenn nicht verachtet, doch fast mit mehr als Gleichgiltigkeit betrachtet hatte.

Wie viel diese Aenderung in seinen Ansichten Einfluß hatte, den Ort zu besuchen, wo er seine Braut verlor, wollen wir hier nicht untersuchen. Er selbst glaubte, die Reise unternehmen zu müssen, um noch einmal Mathildens Grab zu sehen. Zu gleicher Zeit wollte er Anordnung zu einer einfachen Ausschmückung desselben treffen.

Mathilde hatte die Blumen so sehr geliebt, und ihr Grab war wohl entblößt von allem? Wer sollte es bepflanzt, wer, wenn dies auch geschehen, die Blumen begossen und gewartet haben? Für solchen Zweck billigte der Vater gern die Reise, zumal da, wie er glaubte, der Schmerz wegen des Verlustes der Braut seinen Stachel bereits verloren hatte.

Heinrich machte die Reise zu Fuß und kam nach einigen Tagen bei mondheller Nacht in die Gegend, die ihn früher so mächtig anzog, als gält' es nicht, das Grab einer Braut zu besuchen, sondern nach dreivierteljähriger Trennung ihr den Kuß auf die rosigen Lippen zu drücken, und ihr in das liebewarme Auge zu schauen.

Aber je näher er dem Orte kam, wo Mathilde den Todesschlaf schlief, desto wehmüthiger schlug ihm das Herz; und als er oben am Berge das Kirchlein im Sternenflimmer sah, eingeschlossen von der Gottesackermauer, da konnte er nicht vorübereilen, er mußte heute noch, jetzt, in der späten Nacht, hinauf, um allein und unbelauscht dem Andenken der Edlen die Thränen zu weihen, welche schon anfingen, als Zeichen seiner Wehmuth aus den Augen zu quellen.

Es war eine tiefe Stille, als er in den einsamen Gottesacker trat. Kein Blättchen der Bäume regte sich, nicht der geringst Laut um ihn war hörbar. Das ganze Todtenfeld war ein treues Bild der Ruhe, welche die gefunden hatten, die hier die kühle Erde deckte. Sie schliefen ja alle ungestört von der Leidenschaft, oder den Sorgen, welche im Leben ihnen vielleicht oft laut an das Herz pochten. Als er zu Mathildens Grab kam, fand er es geschmückt mit den schönsten Blumen. Ein dichter Rosenstrauch in der Mite war eben im Begriff, die zarten Knospen zu öffnen; um ihn hauchten die schönsten Levkoyen ihre balsamreichen Düfte aus und blaßrothe Pfingstnelken dienten nicht bloß diesen, sondern auch noch anderen Blumen zur Einfassung, die entweder schon in voller Blüthe standen, oder ihren Schmuck für eine bessere Zeit aufbewahrten. Kein Gräschen, kein Blättchen Unkraut zeigte sich; dabei gab die

lockere Erde, sowie die Frische der Blätter und Blüthen zu erkennen, daß das Grab in liebevoller Warte und Pflege stand.

Welche theilnehmende Hand hatte die Blumen gepflanzt, welche sie begossen und gewartet? Heinrich dachte gerade nach, als er aus dem weichen Grase die Fußtritte einer Person nahen hörte, die eben in den Gottesacker getreten war und an das Grab Mathildens langsam herankam.

Heinrich fand soviel Zeit, um sich vor ihr hinter einen Baume zu verbergen. Die Person, ein schlankes Mädchen, dessen Formen der von einer Wolke bedeckte Mond nur undeutlich zeigte, trug eine gefüllte Gießkanne in der Hand, mit der sie bald anfing, die Blumen des Grabes zu begießen, dann ordnete sie Mancherlei an den Blumen, band einen Zweig des Rosenstrauches, der sich zu weit neigte, zurück, zog hie und da die Erde an die Pfingstnelken, um die entblößten Wurzeln zu bedecken und zeigte sich überhaupt so sorgsam, als wäre das Grab ihr Lieblingsbeet in einem freundlichen Garten.

Als sie ihre Arbeit vollendet hatte, stand sie eine Zeit lang ruhig, fast regungslos da, ihr Auge blickte aufwärts zu den Sternen, als suche sie den Ort aus, wo die Verklärte weilte; in diesem Augenblicke war die Wolke an dem Monde vorübergezogen und ergoß sein Licht auf die Mädchengestalt in vollem Glanze. Welch' herrliches Bild. Die langen dunkeln Haare hingen in zierlichen Locken über die Schultern herab, die Röthe der Wangen leuchtete frisch und bezaubernd im milden Lichte des Mondes, aus dem weitgeöffneten Auge strahlte die Glut eines tiefen Gefühles, die ganze Gestalt aber glänzte im Dämmerschein, wie umflossen von einem ätherischen Lichte.

Es war Johanna.

Heinrich fühlte in diesem Augenblicke den Vollgenuß all' der Seligkeit, die ihn seit lange beglückt hatte, wenn die Erinnerung das Bild derjenigen vor die Seele rief, die jetzt vor ihm dastand in einer Schönheit, in einem Glanze, wie er sie nie gesehen. Er konnte sich nicht halten, er mußte hervor, er mußte zu ihr! Sie war ja das Wesen, dessen Leben zu dem seinigen in wunderbarer Beziehung stand. Im Walde drüben, — er schaute eben im Mondlicht schwarzgrau herüber, — hielt sie den Stoß auf, der sein Herz treffen sollte, hier im Gottesacker scheut sie weder die Einsamkeit des Ortes, vor dem die meisten Menschen ein Grauen haben, noch die Todtenstille der Nacht, welche dieses Grauen vermehrt, um durch Ausschmückung von Mathildens Grab einen stillen Beweis der Theilnahme zu geben, welche für ihn ihr tugendhaftes Herz empfindet.

Johanna, sprach er leise, indem er einen Schritt vorwärts ging.

Dieser Ton, diese Stimme, wie schlugen sie an ihr Herz! Ihr war es, als kämen sie von den Gefilden, zu denen ihr Auge emporblickte, als wäre es die Antwort auf ihr stilles Sehnen, welches Raum und Zeit durchflog, um sich an den süßen Bildern zu erfreuen, die ihre Phantasie hier in der Stille des Gottesackers gewöhnlich schuf.

Johanna! sprach Heinrich etwas lauter, als sie regungslos blieb.

Da fielen ihre Augen auf ihn, und wie im Traume breitete sie die Arme aus, als wollte sie das Bild umfassen und halten, ehe es verschwand. Aber als sie sich überzeugte, daß nicht ein Bild des Traumes vor ihr schwebte, daß Heinrich, der Angebetete ihres Herzens, in der Wirklichkeit vor ihr stand, da schlug sie schamroth die Augen nieder und in schüchterner Verlegenheit trat sie zurück, die Worte stammelnd: Herr Baron!

Heinrich kam näher und ergriff sie bei der Hand. Johanna, sprach er, es ist ein wunderliches Zusammentreffen, hier auf der Stätte des Todes und an dem Grabe derjenigen, welche ich die meine nannte! Ernst ist der Ort und ernst der Augenblick unserer Begegnung nach langer Trennung, lang für die Sehnsucht! Johanna eben so ernst ist aber auch meine Bitte: Willst Du mir nicht Freundin werden?

Johanna lächelte, wie eine Verklärte. So ist es doch ein Traum! sprach sie mit sanfter glücklicher Stimme.

Es ist kein Traum, Johanna! fuhr Heinrich fort. Siehst Du nicht über uns die Sterne funkeln in den endlosen Räumen, und um uns ihr Licht zusammenfließen? Dringt nicht der Duft der Blumen zu uns herauf, getragen von der sanften Luft, mit der er sich innig vereinigt hat? Fühlst Du nicht den Druck der Hand, die so warm in der Deinigen ruht? Johanna, wir stehen in der Wirklichkeit! Und nicht weniger als unsere Umgebung, gehören ihr die Gefühle an, welche meine Brust beseelen. Sie sind nicht erst in diesem Augenblicke des unerwarteten Zusammentreffens geboren; seit lange schon beglücken sie mein Herz in dem Gedanken, daß Du, Johanna, sie theilst. Johanna, habe ich mich getäuscht, willst Du mir nicht Freundin werden?

Da sank Johanna an seine Brust, ihre Lippen berührten sich, und der heiße Kuß, der auf ihnen brannte, war, — sie fühlten es, — nicht der Kuß der Freundschaft es war der Kuß der reinen, heiligen Liebe!

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Unsere häßlichen Freunde.

Wer sind sie? — Vielleicht weiß Mancher, daß es wirklich Fledermäuse sind, aber von Vielen weiß ich, daß die armen Thierchen verabscheut und verfolgt werden — ebenso sehr mit Unrecht, als sie wirklich häßlich scheinen. Kommt einmal im Sommer mit auf den Kirchenspeicher oder sonst einen stillen Ort, da hängen die Thiere einzeln oder in Haufen und unter ihnen findet sich am Boden ihr Koth. Nehmt einmal fein säuberlich davon ein Bischen und untersucht mit dem „Trichinenmikroskop!" — Auf den ersten Blick finden sich als unverdaut darin: Flügel und Beine von Schmetterlingen, Käfern, Fliegen u. dergl., und wer genauer nachsieht, mit gehöriger Kenntniß, überzeugt sich, daß diese stillen Nachtschwärmer uns die größten Dienste leisten, indem sie uns und unseren Feldern, Gärten, Wäldern und selbst dem Pelzwerk schädliche Thiere vernichten, um sich damit zu nähren. Was die Singvögel bei Tag thun, geschieht von unsern Fledermäusen bei Nacht. Nur ist von diesen den Leuten schwerer nachzuweisen, als von jenen; doch hat man beobachtet, daß eine „frühe" Fledermaus in einer Stunde 12 Maikäfer, eine andere 60 Stubenfliegen fing und im Allgemeinen, daß die Fledermäuse von einer wahrhaft unersättlichen Gefräßigkeit sind. — Und darnach räumen sie auch hübsch auf unter den Fleisch- und Stechfliegen, den schädlichen Nachtschmetterlingen, z. B. dem Föhrenschwärmer, den Spannern und Zünslern, selbst unter Blattwespen und den geflügelten Ameisen. Sie nützen um so steliger, als sie förmlich wandern und an die Orte hinziehen, wo wegen Wasser oder Vieh die Zahl der Insekten groß ist; auch ziehen manche Arten mit der wärmeren Jahreszeit gegen Norden (bis Schweden und Finnland) und kehren gegen Herbst zurück. In südlicheren Ländern, wo man ein gut Theil mehr vom „Geschmeis" geplagt ist, weiß man sie auch viel besser zu schätzen; in Oberitalien fliegen sie Abends, wie bei uns die Schwalben in Städten in Zimmern und man jagt und scheucht sie nicht, da man dort weiß, welch' gutes Werk sie thun. Darum gerathen sie dort auch Niemanden in die Haare, weil man sie nicht toll und flügellahm schlägt, denn nur dann suchen sie sich anzuklammern. Im Morgenland und in Indien gar bilden sie ganze Schwärme und verdunkeln die Luft, aber dort haben sie die meiste Arbeit und Anerkennung. Darum dürfte es auch uns nicht schaden, den Widerwillen gegen diese allerdings eigenthümlich geformten Thierchen zu überwinden. So wenig wie die mausvertilgende Eule gehört die Fledermaus an's Scheuerthor genagelt! — Und wer in alten Kellern und sonstigen Räumen, in denen unsere „häßlichen Freunde" sich verkehrt aufgehängt haben, um ihren Winterschlaf zu halten, sie einzeln oder in Klumpen findet, der störe oder tödte sich nicht, selbst wenn sie in der „Speckkammer" angetroffen würden, wo sie nicht des Speckes wegen, den die Ratten und Mäuse freilich lieben, sondern wegen der gleichen Wärme sich aufhalten, aber oft als Speckdiebe schuldlos gestraft werden. Um so mehr sollte man ihrer schonen, weil sie jährlich nur eines, selten zwei Junge gebären, die Vermehrung und Erhaltung dieses nützlichen Thierchens somit nicht sehr rasch vor sich geht.

(Vergiftete Strümpfe) kommen neuerdings wieder auf's Tapet, und zwar versichert die „Medical Times and Gazette", die englische Regierung beabsichtige unter Aufsicht der Sanitäts-Departements die Sache untersuchen zu lassen. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Personen, welche Strümpfe von besonders glänzender Farbe getragen, von bösen Hautausschlägen und sonstigen Krankheiten befallen worden sind, wie auch der Steinkohlentheer und Arsenik die Ingredienzien zu verschiedenen dieser Farben liefern; andererseits bleibt es aber unaufgeklärt, warum dergleichen Leiden nur in Ausnahmsfällen beobachtet werden, wo doch die genannten Strümpfe außerordentlich viel getragen werden.

In der Nähe des Odeons in Paris sammelten sich dieser Tage eine Menge Leute um ein Mädchen, welches ein hölzernes Bein auf seiner Schulter trug, während aus dem Fenster der ersten Etage eines nahe liegenden Hauses ein Mann schrie und gestikulirte, man möge jenes Mädchen festhalten. Dieses gab jedoch bald Aufschluß über den Zusammenhang der Dinge. Dasselbe war Wäscherin und der Herr der ersten Etage sein Kunde. Die Wäscherin hatte ihm ihre Rechnung überreicht, und da er nicht zahlen wollte, nahm die unbarmherzige Gläubigerin, um sich selbst bezahlt zu machen, das künstliche, in einer Ecke stehende Bein, welches dessen Eigenthümer noch nicht angelegt hatte.

(Drei schlimme Dinge) gibt's in der Welt, sagt eine amerikanische Zeitung. Schlimm ist's, wenn dem Buchhändler eine Auflage liegen, wenn der Mutter die Tochter sitzen und wenn dem Leser der Verstand stehen bleibt.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 67. Samstag den 21. August. 1869.

Weinende Blumen.

Es war noch früh am Morgen,
Die Veilchen auf der Au'
Sie trugen in den Aeug'lein
Den blauen Thränenthau.

Da sprach ich: Liebe Blumen,
Was quält euch denn so sehr?
Wo kommt euch heitern Kindern
Der Thränenregen her?

Da sprach der bleichsten eine:
Wir bringen so wie Du
Am Tage fröhlich scheinend,
Die Nacht mit Weinen zu.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Was hatten die Glücklichen sich jetzt einander zu erzählen! Heinrich sprach von seiner Sehnsucht nach ihr, und wie der Entschluß, Mathildens Grab zu besuchen, ihn mit der Hoffnung beseelte, sie wieder zu sehen. Johanna erzählte, wie sie oft in der Stille der Nacht hier im Gottesacker geweilt und, sein Bild im Herzen, die Ruhestätte der Edlen unbelauscht mit den Blumen bepflanzt habe, die jetzt ihren Duft so lieblich verbreiteten. Dann saßen sie wieder minutenlang wortlos neben einander auf einem Grabhügel, den eine steinerne Platte mit Inschrift deckte, und schauten sich einander entzückt in das Auge, oder Heinrich drückte ihr einen glühenden Kuß auf die Lippen, den Johanna nicht wiederzugeben wagte, bis er flehentlich darum bat. Oder er löste die zierlichen Geflechte ihres langen, dunkelbraunen Haares, daß es in Locken herab fiel auf die Schulter und Brust, und ihr schönes Antlitz aus demselben glänzte, wie das eines Engels, und wenn sie es wieder flocht und ordnete dann half er mit geschickter Hand und band Blumen hinein, die er von den Gräbern pflückte. So wechselten selige Gespräche mit den unschuldigen Spielen der Liebe ab, und es war schon Mitternacht vorüber, als beide Arm in Arm den Gottesacker verließen und den Weg in das Dorf einschlugen, wo sich die Hüttenwerke des Grafen befanden, und wo Heinrich beim Abschiede das beglückende Versprechen gab, am nächsten Tage Johanna zu besuchen. Er selbst begab sich zum Verwalter des gräflichen Gutes, und nachdem man den späten Gast freundlichst aufgenommen und zu Bette gewiesen hatte, lag er noch lange, lange munter, das Bild der schönen Hammerschmiedstochter im Herzen und dem Entzücken nachhängend, welches er in der Vereinigung mit ihr gefunden hatte. Auch Johanna träumte im Wachen und Schlafen von ihm. Es war für beide eine glückliche, selige Nacht, die wohl ein Meer von Schmerzen aufwiegen konnte, wenn es für sie vielleicht in der Zukunft lag!

Aber am nächsten Morgen waren ihre Gefühle sehr verschieden von einander. Heinrich fühlte bei kalter Besonnenheit, die Liebe zu Johanna habe so tiefe Wurzel in seinem Herzen geschlagen, daß in ihr das einzige Glück seines Lebens lag. Zwar verhehlte er sich die Hindernisse nicht, welche der Vereinigung mit ihr in dem Wege standen; er hatte den Adelstolz seines Vaters zu besiegen, er mußte dem Vorurtheile der Welt Trotz bieten. Aber er wußte, daß ihm die Liebe die Kraft dazu gab, ja es war ihm, als müßte es nicht geringe Seligkeit sein, diese Kraft an den Hindernissen zu versuchen.

Johanna dagegen fühlte jetzt die Unruhe eines begangenen Unrechts. Ihre Liebe, innig und tief, war von dem Wege abgewichen, den sie ihr vorgezeichnet hatte, — den der Entsagung. Heinrich war für sie das Ideal, das ihre Brust beseligte, welches sie aber nie besitzen durfte. Zwischen ihm und ihr lagen die Schranken des Standes. Diese Schranken, sie konnte sie gestern im Augenblicke des gesteigerten Entzückens übersehen, aber heute standen sie fest vor ihrem Blicke und bildeten eine unübersteigbare Scheidewand.

Als daher Heinrich im Glücke der Liebe mit freudestrahlendem Angesichte in ihr Zimmer trat, fand er sie ernst und sinnend.

Johanna, sprach er, das ist nicht die heitere Miene, wie sie die Geliebte dem Geliebten am ersten Morgen nach der Vereinigung der Herzen entgegenbringt, was ist Dir?“

Digitized by Google

Heinrich, sagte Johanna wehmüthig, ich habe Unrecht gethan, daß ich mich von meinen Gefühlen hinreißen ließ. Vergessen Sie, ich bitte darum, der schwachen Stunde, wo die arme Hammerschmiedstochter an Ihrer Seite von einem Glücke träumte, das ihr nicht beschеert ist.

So liebst Du mich nicht? fragte Heinrich schmerzlich.

Mein Herz hat sich verrathen, entgegnete Johanna, meine Liebe kann und will ich nicht leugnen. Ja, im Gegentheil, ich will und darf es gestehen, daß, seitdem ich Sie sah, eine Gluth für Sie in meiner Brust brennt, die erst mit dem Ende meines Lebens verlöschen wird. Sie ist mächtig, gewaltig, sie giebt mir Kraft, wenn es sein muß, für Sie mein Leben aufzuopfern. Aber sie ist wirkungslos gegen die Erwägung, daß sich zwischen Ihnen und mir eine Kluft befindet, die uns weit, weit von einander trennt. Johanna, gutes, göttliches Mädchen, sprach Heinrich in glühender Wonne, wenn Du mich liebst, — und Du liebst mich, mir sagt es Dein seelenvolles Auge — dann lass' Berge sich zwischen uns aufthürmen, Meere zwischen uns wogen, nichts, nichts soll im Stande sein, unsere Vereinigung zu hindern.

Heinrich, sagte Johanna ernst, Sie ehren das Andenken derjenigen, an deren Grabe wir uns gestern fanden, und ihre Worte kurz vor ihrem Tode haben für Sie wohl besonders Gewicht. Sie hatte mein Herz errathen. Als ich am letzten Abend ihres Lebens bei ihr war, sprach sie: Du liebst ihn. Aber sie setzte hinzu, ich würde Dir den Brautring gern an den Finger stecken, wenn nicht die Schranken des Standes und der Bildung zwischen Dir und ihm sich befänden.

Heinrich dachte diesen Worten einen Augenblick nach. Seine Mienen nahmen dabei den Ausdruck eines Glückes an, das sich mehr und mehr steigerte.

Johanna, sprach er dann mit fester Stimme, was Du mir mittheilst, festigt meinen Entschluß. Liegt nicht in diesen Worten der Edlen die Billigung unserer Liebe? Und wenn ich dem Andenken derselben schuldig bin, daß ich ihren Willen ehre, sind sie nicht geeignet, alle Zweifel zu beseitigen, welche sich vielleicht in dieser Beziehung erheben könnten? Johanna, Du glaubst nicht, wie glücklich Du mich durch diese Mittheilung gemacht hast. Sie hat meiner Liebe zu Dir die Weihe gegeben, und sieh' hier hast Du meine Hand, nichts soll mehr im Stande sein, sie zu schwächen, zu verdrängen oder auf irgend eine Weise schwankend zu machen. Johanna, ich habe dich gestern um den Kuß der Freundschaft gebeten; er war, wir fühlten es, der Kuß der Liebe. Willst Du ihn mir heute versagen, wo ich mich Dir ganz zum Eigenthume übergebe.

Heinrich, stammelte Johanna in sichtlicher Verwirrung, Sie vergessen die Schranken, von welchen Mathilde sprach.

Schranken! entgegnete Heinrich feurig, wo sind sie? Bildung, Stand! O daß Dich die Edle gekannt hätte, wie ich Dich kenne, sie würde, Dich nie dadurch gekränkt haben, daß sie Mangel an Bildung bei Dir voraussetzte. Und Stand? Was ist er ohne edle Gesinnung? Flitterwerk! Und würde, Johanna, Deine Tugend einen größeren Werth haben, wenn Du in einem gräflichen Schlosse geboren wärest?

Heinrich, sagt Johanna, zitternd, schonen sie mein geängstetes Herz! Ach, es ist nur zu geneigt, Ihren Worten Gehör zu schenken, so sehr sich auch meine bessere Ueberzeugung dagegen sträubt!

Dein Herz ist rein und schuldlos, entgegnete Heinrich, ihm darfst Du trauen. Was Du Deine bessere Ueberzeugung nennst, das sind falsche Vorstellungen, welche den äußeren Verhältnissen mehr Rechnung tragen, als den Gefühlen Deiner reinen Seele.

Da war ihr Widerstand gebrochen; sie sank an seine Brust und drückte auf seine glühende Lippen einen heißen Kuß — den Brautkuß.

Von diesem Augenblicke an war der Bund ihrer Herzen geschlossen, — geschlossen für immer. Sie sahen sich jetzt fast täglich einander entweder im niedlichen Häuschen des Schmiedes oder draußen im Freien auf ländlichen Spazierwegen. Sah man sie beide mit einander im vertraulichem Gespräche, so fand man es ganz natürlich, daß die Dankbarkeit Gelegenheit suche, sich auszusprechen. Niemand wunderte sich, daß Heinrich der Hammerschmiedstochter eine Aufmerksamkeit zuwendete, welche unter andern Verhältnissen als eine außergewöhnliche erschienen wäre.

Aber ein Herz täuschte sich nicht! Simon, der arme Hammerschmied, der das Glück seines Lebens nach den Gefühlen abwog, welche ihn für Johanna beseelten, schlich jetzt manchmal in trüber Ahnung um das Häuschen, in welches er früher so gerne getreten war, wenn ein arbeitsfreier Augenblick es ihm gestattete. Er hatte in den Blicken der Liebenden gelesen, daß die Sehnsucht seines Herzens ungestillt bleiben solle, und wenn er darüber noch in Zweifel sein konnte, so kam er durch ein Ereigniß, das eintrat, bald vollends ins Klare.

Heinrich und Johanna saßen eines Abends wie gewöhnlich im einsamen Stübchen. Der Vater war im Hammer an der Arbeit, die Mutter und Geschwister waren draußen mit dem Feldbau beschäftigt. Johanna befand sich

Digitized by Google

in trüber Stimmung, von welcher sie sich nicht Rechenschaft geben konnte, und Heinrich wandte alle Mühe an, sie aufzuheitern. Er sprach von seiner Liebe, von der goldnen Zukunft, aber vor Johanna's Seele verwandelten sich die schönen Bilder in finstere Gestalten, vor welchen sie aufschreckte. Alles erregte heute ihre Besorgniß; als die Dunkelheit eintrat, und ihre Mutter nebst den übrigen Geschwistern nicht nach Hause kam, so verfiel sie in die Angst, es möchte ihnen ein Unglück zugestoßen sein, und als Heinrich sie mit der Vorstellung beruhigte, daß das späte Nachhausekommen ja nichts ungewöhnliches sei, da erschreckte ein einfaches Geräusch draußen am Fensterladen ihre Phantasie. Hast Du nichts gehört? fragte sie, indem sie sich ängstlich an Heinrich schmiegte.

In der That hatte Heinrich das Geräusch vernommen, allein er fand in demselben nichts, was Veranlassung zu einer Besorgniß geben könnte. —

Gutes Mädchen, sprach er deshalb zu ihr, was ist Dir, daß Dein muthiges Herz vor einem geringen Geräusche erschrickt?

Heinrich mir ist's, als läge eine böse That uns auf der Lauer.

Was brauchst Du zu fürchten! entgegnete Heinrich feurig. Bin ich nicht bei Dir? Und ist meine Liebe nicht stark genug, jeder, selbst der größten Gefahr zu trotzen?

Nach diesen Worten entstand abermals ein Geräusch, und zwar an derselben Stelle, wie vorher. Es war gerade, als hätte eine Person, die sich an den Fensterladen klammerte, denselben losgelassen, und als wäre sie auf den Boden gesprungen.

Heinrich verließ deshalb schnell das Zimmer und ging um das Haus, jeden Winkel durchsuchend. Aber so sorgsam er auch dabei war, er fand nicht die geringste Spur von einem Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Zuwidere Geschichten im menschlichen Leben.

Humoresken von A. Seyfried.

Der Regenschirm.

Ein entschiedenes Malheur habe ich stets mit den Regenschirmen gehabt, und kann mich immer nur schwer entschließen, einen solchen mitzunehmen. Wohl eine hübsche Anzahl habe ich an verschiedenen Orten stehen gelassen, aber noch nie wurde mir einer für einen besseren ausgetauscht und in der Regel mußte ich mich in einem solchen Falle für meinen seidenen mit einem baumwollenen begnügen, dessen Beine sich bei Spannung nach allen Himmelsgegenden reckten.

Einen blauseidenen Schirm hatte ich am längsten, woran wohl eine zweimonatliche Hitze schuld war, die in ihn meine Garderobe sperrte.

Eines Morgens jedoch schnitt der Himmel ein so säuerliches Gesicht wie eine ausgedrückte Zitrone, und ich hielt es für das Beste, den Schirm seines Arrestes zu entlassen. Als ich nach ihm greifen wollte, sprang mir ein schwarzes Mäuschen entgegen, ganz munter und drollig. Ich hatte meinen Spaß mit diesem Thierchen und ahnte nichts Böses.

So zog ich denn der Straße entlang, meinen Begleiter am Arme; da meldeten sich schon bald einige Tropfen auf meinen Zylinder. Gleichzeitig flüchtete sich eine mir bekannte junge Dame ohne Schirm unter meinen Schutz. Natürlich spielte ich sogleich den liebenswürdigen Galanthomme, und spannte den Schirm auf — aber o Schrecken, was muß ich endecken — ein handgroßes Loch bot eine höchst unwillkommene Durchsicht und das hat das schwarze Mäuschen mit seinen Nagezähnen gethan.

Ein andermal machte ich eine Landparthie. Ich besah mir meinen Barometer erst — er war gefallen — mein Laubfrosch versteckte sich im Grase, statt stolz auf der Leiter zu sitzen — die Locomotive der Eisenbahn hörte ich so hell pfeifen, als stünde sie vor meinem Hause — kurz alle Anzeichen zu einem schlechten Wetter — allein Johanna ging — und ich mußte natürlich auch gehen. —

Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; ein überspannter Mensch zu sein, ist im Regen auch etwas werth. Ich hatte mir kurz zuvor einen ganz modernen Schirm gekauft, das heißt einen tüchtigen Prügel, an dem ein Dach aufgespannt werden kann. Mit einer ausdauernden Geduld schleppte ich diesen Rettungsapparat in der Sonnengluth bis Nachmittags 5 Uhr, abwechselnd mit einem dicken wollenen Shawl meines Liebchens, pflückte nebenbei Vergißmeinnicht und Masliebchen und machte den Liebenswürdigen, bis wir endlich eine kleine Restauration auf einem Berge erreichten, wo mir endlich die Ruhe entgegenlachte.

Doch der Frosch war klüger, wie ich, er stieg nicht zur Höhe, und mich sollte gar bald meine Strafe dafür erreichen, denn schon nach einer Stunde stieg plötzlich ein Wetter auf. Man eilte nach Hause zu kommen und mitten auf dem Wege brach ein Platzregen los. Mein Liebchen und ihre Mama waren ohne Schirm; was blieb, mir übrig, als diesen meinen Schirm anzubieten und nebenher, wie ein begossener Pudel, im Regen zu laufen und das mußte auch noch mit einer heiteren Miene geschehen, als wenn mir die ganze Geschichte ein Vergnügen auch noch wäre.

Jetzt sag' mir Einer, ob so ein Regenschirm

Digitized by Google

nicht im Stande ist, einem das Leben zu verbittern!

Ein schwarzer Frack.

Ich kenne kein ominöseres Wort als: Frack! Ich zähle es mit Recht unter die Beugungs-Wörter, denn wer ihn angezogen hat, der muß sich beugen, wenn nicht gar krümmen.

Bei der Taufe, bei der Hochzeit, bei der Leiche — überall ist der unausbleibliche Begleiter — Pathestehen kostet Geld, die Hochzeit die Freiheit, die Leiche das Leben — er ist wahrlich stets ein theurer Begleiter. Selbst bei Festlichkeiten ist er die Hülle, aus der wenigstens eine Rede herausgeschwitzt werden muß. Ich bedauere Jeden, der mir mit einem schwarzen Frack begegnet, denn das Mindeste, was ihm passiren kann, ist eine Aufwartung, und was eine Aufwartung ist — dieses Vergnügen wird Jeder kennen, der in diesem Falle war. Kurz ein Frack ist die europäische, civilisirte Sklavenkette, die Jeder, der sich gebildet nennen lassen will, tragen muß. Alleruntertänigst gehorsamst ist sein Motto, Verstellung sein Panier, denn so wie er einen Frack anhat, so will er etwas Anderes vorstellen, als was er im sogenannten Privatleben ist.

Sollte es Einer wagen, um die Hand seiner theuren Geliebten anzuhalten, ohne bei der süßen Mama im schwarzen Frack zu erscheinen, er würde als ein Mann ohne alle Bildung sofort abgewiesen werden; sollte es ihm in den Sinn kommen, bei einer hochgestellten Person um eine Stelle zu suppliciren, der Diener würde ihn gar nicht vorlassen. Was wäre die Kunst ohne schwarzen Frack — man denke sich einen Sänger oder sonst einen Virtuosen im Concerte im Rocke — alle Augen würden sich entsetzt abwenden — der Gipfel des Vortrags ist der schwarze Frack — ohne diesen will man ihn gar nicht anhören — also erst der schwarze Frack, dann die Kunst. — Und was ist ein schwarzer Frack? — Ein halber Rock — und die Halbheit ist es auch hier wieder, die in unserem modernen Leben dominirt, die Alles beherrscht. Darum glücklich der, der keinen Frack nothwendig hat, denn nur der kann sagen: er ist ein ganzer Mann — ein freier Mann.

Mannigfaltiges.

In Norddeutschland cirkuliren in neuerer Zeit viele falsche österreichische Zehn- und Einguldennoten, erstere sehr gut an dem schwärzlichen Strohpapier und der mangelhaften Durchführung der Nachbildung der Figuren, sowie an den mittelst Stempel nachgedruckten Serien-Nummern und Buchstaben erkenntlich; letztere sind auf der Aversseite in verschiedenen Theilen mangelhaft. Die Falsifikate sind mit Maschinen erzeugt und kommen meist in zerknittertem Zustande vor.

(Eine Sitzvirtuosin.) Das Neueste an musikalischen Instrumenten sind bekanntlich die Musikstühle, bei denen der Hochgenuß durch die Schwere des Körpers erweckt wird. Wie schön muß es sich auf der weichen Cavatine aus dem „Barbier" ruhen, wie herrlich auf dem Entreact der „Lorelei" träumen lassen, und welch ein Gedankenmeer muß auf der Ouvertüre zum „Tannhauser" sich entwickeln! Kürzlich enspann sich in einer Gesellschaft zu Paris folgender Dialog: „Ach, wie reizend hat Madame X. gestern Abend die erste Arie der Leonore aus dem „Troubadour" zu Gehör gebracht!" — „So, Madame X. singt also?" — „Nein". — Dann spielt sie wohl Clavier?" — „Nein". — „Harfe — Violine — Guitarre?" — „Alles nicht." — „Am Ende Baßgeige?" — „Bewahre! Sie setzt sich sehr gut: sie ist eine — Sitzvirtuosin!"

(Förster und Wilddieb.) (Letzterer einen Hasen unter dem Rocke versteckt haltend.) Förster: Was hat er da unter dem Rocke stecken? Wilddieb: Das? — das ist — mein — Bauch. Förster: Einen Bauch auf der linken Seite? Wilddieb Verzeihen's Ew. Gnaden Herr Förster, wissens, ich habe da auf der rechten Seite einen schlechten Zahn, deßhalb verspeise ich Alles links. Förster: Ja so — da ist Er zu bedauern.

(Eine interessante Hochzeit) wurde jüngst in Szegedin gefeiert. Die Braut war eine drei Zentner schwere Riesin, welche sich einige Wochen lang für Geld gezeigt hatte, die Beistände waren ein Zwerg und ein Albino, welche in Gesellschaft der Braut reisen. Eine große Volksmenge wohnte der Trauung bei.

„Mein Herr", sagte ein aufgeblasener Gelehrter, „das, was ich weiß, kostet mich zwanzigtausend Thaler und meine ganze bisherige Lebenszeit." — „Dann ist der Dünger mehr werth, als die ganze Ernte," erwiderte sein Gegner.

(Echte Raritäten.) In einem irischen Nationalmuseum zeigt man den echten Becher des Goethe'schen Königs von Thule. Wahrscheinlich hat man dieses Kleinod durch den Schiller'schen Taucher vom Grunde des Meeres wieder heraufholen lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

// Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 68. Mittwoch den 25. August. 1869.

Erwachen.

Ich träumt, ich lag im Sarge
Und trieb auf weitem Meer —
Die Wimpern hängen nieder
Wie Segel schlaff und schwer.

Drei Kerzen brannten düster
Zu Häupten auf dem Schrein —
Der Epheukranz zu Füßen
Hing welk in's Meer hinein.

Ich schwamm viel Tage, Nächte
So still, so kalt, so weiß,
Da flog von Strandes Fernen
Ein Lächeln roth und heiß.

Das Lächeln meiner Jugend,
Noch unerstickt vom Weh,
Schwamm — eine Blüthe — über
Die stille blaue See.

Doch konnt es mich nicht wecken
Und weiter trieb der Kahn —
Da plötzlich fiel der Deckel,
Es sah so glüh mich an.

Es sah mich an lang, lange
Ein hohes bleiches Weib,
Die Wellen troffen glitzend
Von ihrem weißen Leib.

Wollüstig perlte nieder
Wie angesengt die Fluth,
Die an der himmlisch schönen
Verlornen Frau geruht.

Doch konnte mich nicht wecken
Mit ihrer weißen Hand,
Mit ihrem heißem Kusse
Die Zauberin und verschwand.

Und Tage, Monden, Jahre
Vergingen wie im Flug,
Eh' mich zur heim'schen Küste
Die Strömung wieder trug.

Da von den nahen Bergen
Erscholl ein Ruf thalab,
Erglänzten Feuerzeichen,
Stob wildes Roßgetrab.

Es war der Feind gebrochen
In's Land mit Uebermacht —
Das Reich rief seine Söhne
Zur letzten Freiheitsschlacht.

Es rief mit Stolz und Grimme
Und ich fuhr jäh empor . . .
Wie trank in gier'gen Zügen
Den Ruf mein lauschend Ohr.

Wie schlürften meine Augen
Der Feuerzeichen Schein!
Wie klopfte raschen Tactes
Mein lodernd Herz darein!

Den Sarg macht' ich zum Nachen.
Und trieb hinan zum Strand
Wie Lazarus von Christus
Geweckt vom Vaterland.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Als er daher in das Zimmer zurückkam, tröstete er die Geliebte mit der Vermuthung daß sie sich getäuscht hätten. Johanna ließ sich nicht so leicht beruhigen. Wenn doch die Mutter käme! sprach sie mit ängstlicher Stimme. Dann ging sie an die Fenster und öffnete die Läden. Mir ist's, als wäre ich so weniger beengt, sagte sie zu Heinrich, als er sie nach dem Grunde davon fragte.

Nicht eine halbe Stunde verging, so leuchtete durch das Fenster der helle Schein einer Feuersäule.

Um Gotteswillen, rief Johanna vor Schrecken Feuer! Feuer!

Heinrich hatte in demselben Augenblick das Unglück wahrgenommen; aber er verlor seine Fassung nicht. Die Gefahr ist gering, sprach er, um Johanna zu beruhigen. So viel sich unterscheiden läßt, steht der Hohofen in Brand. Vielleicht gelingt es noch, über das Feuer Herr zu werden. Ist das aber auch nicht der Fall, so ist wenigstens für die übrigen Gebäude nichts

Digitized by Google

zu fürchten, da der Hohofen allein und abgelegen steht. Ich will schnell die nöthigen Anordnungen treffen, nur mußt du mir vorher versprechen, ruhig zu sein, und das Zimmer nicht zu verlassen.

Heinrich, sagte Johanna, welcher der Muth wieder kam, es giebt zu helfen, zu retten, und in einem solchen Falle darf auch eine Mädchenhand nicht feirig sein. Dann ging sie schnell, und ohne daß sie Heinrich aufhalten konnte, hinaus, nahm den Feuereimer herab, füllte ihn mit Wasser und eilte mit Heinrich an den Ort der Gefahr.

Von allen Seiten strömten jetzt die Hammerschmiede und die Bewohner des Dorfes herbei. Man brachte zu gleicher Zeit Leitern und Instrumente zum Einreißen, auch mehrere Handspritzen kamen und wurden in Bewegung gesetzt.

Die eine Bretterwand des Hohofens stand bereits in vollen Flammen; da sich gerade in derselben die Thüre befand, so war der Eingang zum Hohofen versperrt, und die Anordnungen mußten sich darauf beschränken, von außen gegen das Feuer zu kämpfen. Von allen Seiten herschte zu diesem Zwecke die größte Thätigkeit. Die weiblichen Personen schleppten Wasser herbei, die Männer bethätigten sich bei den Handspritzen oder arbeiteten mit den Feuerhacken. Das Geknister der Flammen wurde von den gegenseitigen Zurufen der Hilfeleistenden übertönt; lauter als alles das war aber das Gekrach der losgerissenen Bretter und Balken.

Da tönte durch das manchfaltige, wirre Getöse der Hilfsruf eines Menschen. Die Stimme kam mitten aus dem brennenden Gebäude. Ein furchtbarer Schreck durchbebte in diesem Augenblicke alle, die sie vernahmen, und wie gelähmt von der Größe der Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebte, ruhte einen Augenblick die hilfeleistende Hand.

Johanna war die erste, welche ihrer Sinne wieder mächtig wurde. Rettet, rettet! rief sie mit lauter Stimme.

Aber, wer sollte es wagen, in das brennende Gebäude zu steigen, und sein Leben an die ungewisse Rettung eines anderen zu setzen!

Als Johanna die Unentschlossenheit der ihr zunächst Stehenden wahrnahm, ergriff sie schnell eine Leiter und stellte sie an das brennende Gebäude da, wo ein Laden den Zutritt zu demselben möglich machte. Sie war schon im Begriff, die kühne That zu wagen, als aus der bestürzten Menge zwei Personen sprangen, welche, durch ihr Beispiel ermuthigt, in gleicher Absicht herbeieilten, nämlich sie an der Ausführung des Wagestückes zu hindern, und es selbst zu unternehmen. Es war Heinrich und Simon.

Simon gewann den Vorsprung. Er drängte Johanna etwas unsanft von der Leiter und stieg dann mit behenden Füßen hinauf zum Laden, den er mit dem einzigen Schlage einer gewichtigen Axt öffnete. Ein heißer Qualm drang ihm entgegen, und hinderte ihn einen Augenblick, vorwärts zu dringen. Er benützte ihn, um rasch zu überlegen, wie er die Rettung am sichersten vollziehen könne. Dann stieg er muthvoll durch die Oeffnung und verschwand vor den Augen der in Todesangst dastehenden Menge.

Alle Augen waren jetzt auf den offenen Laden gerichtet, aus welchem man Simon zurückerwartete. Kein Glied regte sich, selbst der Athem stockte. Schon leckte die Flamme an die Oeffnung und ergriff die Balken und Bretter um sie; aber Simon kam nicht. Er schien verloren.

Freunde, Freunde, rettet! schrie Johanna, wiederholt in Verzweiflung, und schon war sie abermals im Begriff, sich in die Flammen zu wagen, als Simon von der entgegengesetzten Seite des Hohofens kam, einen Menschen tragend, der kein Lebenszeichen von sich gab. Simon hatte den Unglücklichen, welcher einer der beiden Gesellen war, die den Hohofen bedienten, bewußtlos getroffen, sich mit der Axt einen Weg durch die hinterste Bretterwand gebahnt, welche noch am wenigsten vom Feuer angegriffen war, und ihn dann schnell auf die Schulter geladen und dem Flammentode entrissen. Es war ein erhebender Augenblick, als der muthige Simon jetzt von der Menge umringt wurde, und diese in die Dankesbezeichnungen des wieder zum Leben erwachten Gesellen einstimmte! Aller Gedanken beschäftigten sich nun mit der edelmüthigen That; Niemand achtete mehr auf das Feuer. Das Gebäude brannte schnell zusammen, und als die letzten Balken einstürzten, stand der mächtige Ofen ohne Umkleidung da, wie der erhaltene Thurm einer zerfallenen Burg.

In den nächsten Tagen beschäftigte man sich damit, die Veranlassung der Feuersbrunst zu ermitteln. Nach den Erhebungen traf die Schuld die beiden Gesellen, von welchen der eine bald ein Opfer seiner Unachtsamkeit geworden wäre. Während der andere sich entfernte, überließ dieser sich dem Schlafe. Aber über einen Umstand wurde man nicht klar; man fand das Eisen aus dem Ofen gelassen und am Boden nach allen Richtungen verlaufen und erkaltet. Wahrscheinlich hatte während des Brandes irgend ein Unfall ihm den Weg geöffnet und es über die zerstörten Sandformen geleitet.

Diese Erhebungen wurden von dem Verwalter des gräflichen Gutes dem Grafen mitgetheilt. Heinrich fügte noch eine lebendige Schilderung der edelmüthigen That Simons bei. Folge der letzteren war, daß Simon die eben erledigte Stelle eines Schmiedmeisters erhielt.

Digitized by Google

Eine solche Stelle ist der höchste und letzte Wunsch eines Hammerschmiedes. Wenn der Geselle, müde des unstäten und oft zügellosen Lebens, in den verlässigen Port einläuft, welchen ihm dieselbe bietet, so glaubt er sein Glück gegründet; denn nun ist ihm auch Gelegenheit gegeben, sich häuslich niederzulassen, ein Weibchen heimzuführen, mit dem er dann unter innerlicher Freude den reichlichen Verdienst theilt, der auch noch ausreicht, wenn ein oder einige kleine Schreihälse sich einfinden, die von demselben mit zehren.

Simon, der liebewarme Simon, theilte eine solche Freude nur halb. Er hatte seine Ahnung von der innigen Verbindung Heinrichs und Johannas dadurch bestätigt gefunden, daß Jener, geleitet von der Liebe, mit ihm auf dem Platze der Gefahr erschien, nicht weniger in der Absicht, Johanna von ihrem kühnen Vorhaben abzuhalten, als die That selbst zu wagen. Kaum bedurfte es für ihn zur vollen Gewißheit der Erklärung der Hammerschmiedstochter selbst.

Als er nämlich zum erstenmale die Stelle eines Schmiedmeisters versah, kam Johanna zu ihm in den Hammer und sprach ihm ihren Glückwunsch aus. Ich bin wohl genöthiget, setzte sie hinzu, dieß hier zu thun, da du dich nicht mehr bei mir sehen läßt. Habe ich dir etwas zu Leide gethan, Simon?

Johanna, wie kannst du das denken? entgegnete Simon erröthend und verlegen.

Ich muß es wohl, sprach Johanna; denn ich wüßte sonst keinen andern Grund, welcher dich abhalten könnte, zu kommen.

Johanna, ich komme, sagte Simon selig, aber — wenn du allein bist, setzte er mit zögernder Stimme hinzu.

Wirklich lauschte er am nächsten Tage die Gelegenheit ab, wo er Johanna allein im Zimmer traf. Er hatte sich sorgsam und reinlich gekleidet und trat beklommenen Herzens ein. Johanna reichte ihm die Hand entgegen, welche er kaum zu berühren wagte.

Du hast Wort gehalten, sagte sie, das ist sehr brav.

Simon, welcher es zu einer Erklärung bringen wollte, stand schüchtern vor ihr, ohne ein Wort zu finden, mit welchem er beginnen könnte. Endlich sprach er fast stammelnd:

Johanna, Du hast mir gestern dazu Glück gewünscht, daß ich Schmiedemeister geworden bin. Glaubst Du, daß ich von diesem Glücke bis jetzt fast nichts empfinde.

Warum nicht? fragte Johanna freundlich.

Was sollte der schüchterne Simon sagen? Wohl drängte es ihn, ihr zu versichern, daß nur in der Vereinigung mit ihr das Glück seines Lebens bestehe, daß mit ihr der ärmste, bescheidenste Platz ihn zu dem reichsten unter den Sterblichen machen würde, daß ohne sie der Glanz und die Fülle des Lebens leeres Flitterwerk sei, für das er nicht einen einzigen Herzschlag in Bewegung setze, aber es fehlte ihm der Muth dazu.

Johanna dagegen, welche in seiner Seele las, suchte ihn zu einer Erklärung zu drängen. Sie hielt es für Pflicht, ihm die Täuschung, in welcher er sich befand, wenn er je auf ihre Hand rechnete, zu nehmen. Simon, sprach sie deßhalb im freundlichen Tone zu ihm, Dir liegt etwas auf dem Herzen, was nach einer Mittheilung verlangt. Willst Du mich nicht zur Vertrauten machen?

Johanna, entgegnete Simon zögernd, es war immer der schönste Wunsch meines Lebens das Ziel zu erreichen, welches mir möglich mache, einen eigenen Herd zu gründen. Und jetzt —

Du hast es erreicht, sagte Johanna.

O ich will es auf Jahre, auf Jahrzehnte hinausrücken lassen, wenn Du mir eine Hoffnung an dasselbe knüpfest.

Welche Hoffnung?

Johanna, hast Du noch nie in meinen Mienen, in meinen Blicken gelesen, was meine Seele bewegt?

Simon, sagte Johanna traulich zu ihm, und ergriff seine Hand, ich errathe das Geständniß, welches auf Deinen Lippen schwebt. Bist Du zufrieden, wenn ich Dir sage, daß ich Dir gut, herzlich gut bin, so gut wie eine Schwester dem Bruder.

Welch' Gemisch von Entzücken und Schmerz wogte jetzt in Simons Brust! Er hatte nie so freundliche, so liebevolle Worte aus Johanna's Munde vernommen, wie jetzt; aber er fühlte, daß mit ihnen die Hoffnung begraben sei, sie je die Seine zu nennen.

O daß Du mir mehr als Schwester, daß Du mir Braut sein könntest, sprach er in Ergebung.

Simon, entgegnete Johanna, mein Herz, meine Hand ist nicht mehr frei. Dir darf ich dieses Geständniß machen.

O ich weiß, sagte Simon theilnehmend, — Baron Heinrich — Du hast sein Leben gerettet, und er zahlt Dir die Schuld mit seiner Liebe.

Er hat mein Wort, meinen Schwur, mein Herz! Simon, guter Simon, ich liebe ihn, seit mein Auge ihn zum ersten Male sah; aber meine Liebe war rein, anspruchlos. Ich kannte die Schranken, die sich zwischen uns befanden, und welche ich für unübersteigbar hielt. Er hat sie niedergerissen und aus dem Wege geräumt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Geglückt.) Auf anonymem Wege erhielt vor einigen Wochen ein Hauswirth in der Wasserthorstraße in Berlin einen Wink, wonach einer seiner Miether, ein Schneider, welcher seit dem Monat April keine Miethe bezahlt hatte, auszurücken beabsichtige. Die Nachricht machte ihn so besorgt, daß er während der Abwesenheit seiner Frau, die sich in einem Bade befindet, sein Haus nicht mehr zu verlassen wagte, und sich Tag und Nacht auf die Lauer legte. Anfangs voriger Woche traf sein einziger Sohn, der Schüler eines auswärtigen Gymnasiums ist, im elterlichen Hause ein, um hier die Schulferien zu verleben. Der Knabe war gewöhnt, einen Theil der Ferien gemeinschaftlich mit dem Vater bei Verwandten in Tempelhof zubringen; diesmal mußte er sich jedoch allein dahin begeben, da jener aus Furcht vor dem rücksichtslosen Schneider es vorzog, zu Hause zu bleiben. Am Mittwoch früh trat ein ihm unbekannter Mann athemlos in die Wohnung des Wirth, um ihm die Hiobspost zu bringen, daß sein Sohn eine Stunde zuvor vom Pferde gestürzt sei und sich lebensgefährlich verletzt habe. Ohne Besinnen warf er sich in eine Droschke und langte eine halbe Stunde später vor dem Gehöft seines Verwandten an, wo ihm zu seiner ebenso großen Freude als Verwunderung sein Sohn munter und guter Dinge entgegensprang. Lange zerbrach man sich den Kopf über den Urheber des schlechten Spaßes, bis dem Hauswirth plötzlich der unsichere Miether einfiel. Nichts Gutes ahnend, begab er sich eilends auf den Rückweg und als er vor seinem Hause anlangte, erwartete ihn bereits ein Dienstmann, der im Auftrage des Schneiders die Schlüssel der ausgeräumten Wohnung überreichte.

(Verlobung im Wasser.) Eine junge Wittwe, die sich jüngst auf der Seine nach Bougival von einem Schiffer hinausrudern ließ hatte das Unglück umgeworfen zu werden und in's Wasser zu fallen. Ein junger Architekt, der Zeuge dieses Unfalles war, stürzte sich der Versinkenden nach und rettete sie. Seltsamer Weise streifte der Rettende, als er die ohnmächtig gewordene junge Frau in die Höhe zog, den Trauring derselben ab, und schob ihn, um die Hände frei zu haben, an seinen eigenen Finger. Als er am anderen Tage bei der Geretteten erschien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr den Ring wiedergeben wollte, vermochte er denselben nicht abzukommen. Er wollte zum Goldschmied, um den Reif durchfeilen zu lassen, aber die Wittwe wehrte dem, indem sie den Künstler ersuchte, den Ring als Andenken zu bewahren. Letzterer jedoch meinte, das nicht thun zu dürfen, wenn die Geberin ihm nicht zugleich auch ihre Hand schenke, ein Geschenk, das denn auch gemacht wurde. Ehen werden im Himmel und manchmal sogar im Wasser geschlossen wie man sieht.

(Der dritte Napoleon.) In einem römischen Theater wurde kürzlich eine Farce gegeben, in welcher ein Zahnarzt einem Manne einen Zahn ausreißt und dafür 3 Napoleons-d'or verlangt. Der Kunde möchte den Preis auf 2 herabbringen und gebraucht dabei den Ausdruck: „Dieser dritte Napoleon genirt mich." Das Publikum faßte diese Worte in einem andern Sinn und ließ sich zu einer lange dauernden Demonstration hinreißen, welche dem betreffenden Schauspieler bald übel bekommen wäre. Derselbe konnte jedoch mit dem Textbuche ausweisen, daß die Censur diese Stelle nicht gestrichen.

In Wuikowitsch (Volhynien) hat ein Bauer einen Bauernknaben (seinen Hausgenossen) getödtet und ihm die Haut abgezogen, um aus dem Fett desselben Kerzen zu bereiten, weil er mit seiner Frau des Glaubens war, Kerzen aus Menschenfett seien besonders zweckmäßig, um sich derselben unentdeckt beim Stehlen zu bedienen.

(Zusammengekettet.) Der „Figaro" läßt sich von einem seiner Freunde, welcher eben aus Deutschland nach Paris zurückgekehrt ist, folgendes Bonmot vom Grafen Beust berichten: „Werden Sie sich in diesem Jahre — so wird der Minister gefragt — nicht ins Bad oder auf das Land begeben?" — „Ach", antwortete der Graf mit trübem Lächeln, wissen Sie nicht, daß Herr v. Bismark und ich bis zum Tode des Einen von uns Beiden zu Zwangsarbeit verurtheilt sind?"

(Mord aus Gefälligkeit.) Aus dem Gefängniß des Nepser Stuhles (Ungarn) meldet man dem „Hon" folgenden seltsamen Fall. Dieser Tage putzte einer der Gefängnißwärter im Hof des Gefängnisses sein Gewehr, als eine gefangene Zigeunerin ihn aufforderte, sie zu erschießen, weil sie nicht werth sei zu leben. Er antwortete ihr, daß er keine Kapsel habe; als ihm aber die Zigeunerin eine solche gab, erfüllte er ihren Wunsch, und das arme Weib stürzte todt nieder.

Wer auf die Verdienste seiner Vorfahren pocht, gleicht der Kartoffel, — das beste Theil derselben liegt in der Erde.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 69. Samstag den 28. August. 1869.

Ein Sommermorgen
auf dem Hain.

Der Morgen graut; in dämm'rungsblaßem Aether
Wie finst're Riesen ragt der Thürme Zahl
Hoch über Stadt; der Osten färbt sich röther,
Selenens Blick erlosch mit einem Mal.
Ernst schweigend ruht der Berg; auf seinem Gipfel
Bewegen düst're Eichen schwer die Wipfel.

O Sommermorgen, der mit kühlem Wehen
Mir sanft und leis die heiße Stirn berührt,
Der still zu diesen rebengrünen Höhen
Den neuen Tag durch dunklen Purpur führt.
Was bringst Du mir? Was wirst Du meinem Leben
An inn'rem Werth, an äuß'rem Schmucke geben?

Ach! Alles, was ich wünsche, was mein Ringen
Schon oft so klar, so greifbar nah gedacht,
Der Jugendmuth, das kräftige Vollbringen,
Vertrau'n, Gewißheit — alles ist noch Nacht,
In der die Hand mit ängstlich blindem Tasten
Nur jene Schatten fühlt, die ringsum lasten.

Und dieses Auge, das mit freiem Hoffen
Sich glaubensfroh dem heit'ren Licht erschloß,
Ward es nicht immer wieder tief betroffen,
Wenn durch das Blau der Nebel sich ergoß,
Wenn selbst die hellsten treugemeinten Sterne
Sich stumm versagt in grenzenloser Ferne!?

O Sommermorgen, der aus gold'nen Gluthen
Gleich einem Phönix hell im Osten steigt,
Er, der mit wundervollen Strahlenfluthen
Schon triumphirend das Zenith erreicht —
Was bringst Du mir? Was wirst Du meinem Leben
An inn'rem Werth, an äuß'rem Schmucke geben?

C. H . . . . r.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Glaube mir Simon, ich war standhaft, als er mir das Geständniß seiner Gegenliebe machte, so standhaft, wie es ein schwaches Mädchenherz sein kann. Ich konnte ihn ja lieben, ohne ihn besitzen zu wollen. Aber das Feuer seiner Liebe, welches ihm beredte Worte in den Mund gab, zwang mir das Jawort zum Bunde unserer Herzen ab, und seitdem er geschlossen, ist mir nichts schrecklicher, als der Gedanke, daß irgend Etwas uns trennen könne. Ich wäre unglücklich, verloren!

Das sollst du nicht werden! rief Simon in Begeisterung aus. Johanna, Schwester, ich werde darüber wachen; ich werde dir zur Seite stehen, dich schützen! Ist seine Liebe wahr und treu, dann laß rütteln an dem Bunde, was da wolle; nichts soll ihn lösen, und müßt' ich mein Leben deßhalb als Opfer bringen!

Der glückliche, unglückliche Simon! Sprach er in Vorahnung dessen, was später eintrat? Ohne dem Lauf der Erzählung vorzugreifen, wollen wir dem Leser mittheilen, daß er später Gelegenheit fand, sein Wort zu lösen, und er hat es gelöst!

Graf Eduard hatte während dieser Zeit sein wüstes Leben nicht blos fortgesetzt, sondern sogar gesteigert. Er, der sich nie gern bei seinen Aeltern aufhielt, welche in der Nähe von Heinrichs Vater eine Besitzung hatten, die ihn, den einzigen Sohn, zu dem Erben eines unermeßlichen Vermögens machte, zog es vor, anstatt unter den Augen eines zwar schwachen, nachgiebigen, aber doch redlichen Vaters und einer etwas verdrießlichen Mutter zu leben, sich allen den Ausschweifungen hinzugeben, zu welchen die Hauptstadt Wien so vielfache Gelegenheit darbietet. Hier bestand die einzige Beschäftigung, deren er sich unterzog, darin, daß er Briefe über Briefe an seine Aeltern schrieb, um von ihnen das Geld zu erpressen, welches seine verschwenderische Lebensweise erforderte, und es in wilden Saufgelagen mit den Genossen zu verprassen, die sich seinen Launen fügten und seinen Grundsätzen huldigten. Wie ein Nachtvogel haßte er den hellen Tag, da er ihm so wenig Gelegenheit bot, seinen Leidenschaften den Zügel zu lassen.

Er lag da gewöhnlich im Bette oder auf dem Sopha, und wenn sich sein Geist zu dieser Zeit beschäftigte, so geschah es, um nachzusinnen, wie er in die Vergnügen während der Nacht Mannigfaltigkeit bringen könne.

Brach aber die Dunkelheit herein, dann wurde er rege, heiter, seine schlaffen Muskeln

Digitized by Google

spannten sich, und nun ging es von Gelage zu Gelage, und wo es am lautesten, am tollsten, am wildesten zuging, da blieb er, bis der Tag anbrach, oder bis er allein war, und die Einsamkeit anfing, im Langweil zu machen. Geschah dies etwas frühzeitig, so versäumte er nicht, auf der Straße allerlei Muthwillen zu treiben, durch Pochen an die Läden die Leute aus dem ruhigen Schlaf aufzuschrecken, oder diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, durch wildes Geschrei zu ängstigen; und fiel er bei solcher Gelegenheit der Polizei in die Hände, da wußte er geschickt durch allerlei Ausflüchte, und indem er sich auf seinen Stand berief, sich aus der Klemme zu ziehen, oder wenn ihm dieses nicht gelingen wollte, durch reichliche Geldspenden sich vor weiterer Verfolgung sicher zu stellen.

Er hatte eines Tages sich gerade zur Mittagszeit aus dem Bette erhoben, als Jemand an die Thüre klopfte, und als er zögerte, herein zu rufen, ein rauher stämmiger Bursche keck eintrat, in welchem Eduard beim ersten Blick den Hammerschmied Hans erkannte.

Was willst du? fragte Eduard barsch und mit merkbaren Unwillen.

Graf, sagte Hans verletzt, doch ohne Verlegenheit, ich glaubte, eines freundlicheren Empfanges werth zu sein.

Geselle, ich kenne dich nicht, entgegnete Eduard zornig.

Vielleicht erinnern Sie sich meiner, sprach Hans, indem er die rechte Hand emporhob, wenn Sie diese hier betrachten. Es war ein verteufelter Schuß; Sie sehen, er hat mir zwei Finger gekostet; der kleine und sein Kamerad daneben sind mir von der kunstvollen Hand eines Wundarztes abgelöst.

Und du wagst es, mir das zu zeigen?

Freilich, erwiederte Hans kalt, ist die Hand nutzlos zum Krüppel geworden, aber Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war.

Wessen Schuld denn? fragte Eduard hämisch, indem ihm das Gespräch anfing, Unterhaltung zu gewähren.

O, wären Sie dabei gewesen, Graf! Es war eine Seelenluft, mit anzusehen, wie ich den Baron in meiner Gewalt hatte. Als ich ihm das Messer blutig aus der Hand zog, die es gefaßt hatte, da war er vom Tode nicht weiter entfernt, als ich von Ihnen. Aber —

Aber, fuhr Eduard spöttisch fort, da kam eine schwache Dirne und machte das wohlausgesonnene Kunststück zu Schanden.

Herr Graf, sprach Hans beleidigt und mit heftiger Stimme, stellen Sie mich heute noch einmal auf den Platz, und wahrlich. Sie dürfen meinem Gegner einen Dolch in die Hand geben, — ich werde mit ihm fertig. Aber natürlich Niemand darf mit sicherem Rohre im Hintergrunde stehen und den Kampf ungleich machen. Uebrigens können Sie sich trösten, Graf, wäre die That auch gelungen, sie hätte Ihnen doch keine Früchte getragen. Wer konnte ahnen, daß das Leben Mathildens an so schwachen Fäden hing!

Schöner Trost! sagte Eduard.

Gefällt er Ihnen nicht? fragte Hans; und mit besonderem Nachdrucke fuhr er fort: dann weiß ich vielleicht anderen, besseren.

Und den mir zu geben, bist du wahrscheinlich gekommen? fragte Eduard gleichgiltig.

In der That, es ist so, entgegnete Hans ernst.

So laß hören!

Herr Graf, sprach Hans boshaft, es gilt, ein Glück zu stören.

Pah, daß ist nicht immer der Mühe werth, sich damit zu befassen.

Hier wohl! sagte Hans langsam und mit besonderer Betonung.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Stationen bis Berlin.

„Gott sei Dank! tröstete ich mich im Stillen „nur noch zwei Stationen bis Berlin.“ Ich stieg in das Coupé und drückte mich in das Polster, mit dem besten Vorsatze, ein Mittagsschläfchen zu halten, denn ich hatte von gestern Morgen bis heut früh fünf Uhr im Wagen gesessen und war hier ausgestiegen, um einen kleinen Abstecher in die Kalkberge zu machen, von wo ich soeben zurückkehrte. Ich fühlte nach und nach die Ermüdung von der Nachtreise und von der starken Wanderung während des heißen Sommervormittags.

Der Postwagen ist eine wahre Gramatik für Menschenstudien, das Eisenbahncoupé dagegen nur ein Bündel Maculatur, aus dem man im günstigen Falle würzige Fragmente eines interessanten Werkes zusammenstoppelt. Das macht Langeweile und unterrichtet nicht.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf die beiden Reisenden, die ich im Coupé vorfand. An dem Fenster mir zur Rechten saß eine schlanke Dame, in Kleider tiefster Trauer gehüllt. Sie war theilnahmslos, ihr Antlitz hinter einem dichten Schleier versteckt, schwermüthig, zagend wie der dunkle Schatten einer Zitteresche in Mondscheinnacht. Die Unbekannte lehnte den Kopf unbeweglich gegen das Fenster, und nur die Hand mit dem Battisttaschentuche, die häufig

Digitized by Google

nach den Augen unter dem Schleier fuhr, zeigte, daß in der Gestalt Leben war.

Der Dame und mir gegenüber, sämmtliche Plätze beanspruchend, rutschte nach rechts und links ein etwas corpulenter Herr, der über die Dreißig hinaus war. Den leichten Filzhut kneteten die kleinen, fleischigen Finger, an denen ein collossaler Siegelring und ein Reif mit einem Saphir blitzten. Das halblange, dunkle Haar strebte borstenartig nach allen Richtungen der Windrose, und der große schwarze Schnurrbart unter der zierlichen Habichtsnase wurde von Lippen und Zunge unaufhörlich mit besonderer Geschicklichkeit gefaßt, unter die weißen Zähne geschoben und benagt.

Alles verrieth eine große Unruhe des Fremden. Ehe noch der Zug sich in Bewegung gesetzt, hatte ich meine flüchtigen Beobachtungen beendet und ich schloß die Augen, um mein Mittagsschläfchen nicht zu verlieren.

„Mein Herr,“ redete mich plötzlich der Aufgeregte an, „wenn Jemand sich weigert, sich mit mir zu schießen, ist es gerathener, daß ich ihn öffentlich abohrfeige, oder ihm in der Stille mit dem Rasirmesser den Hals abschneide?

Ich schaute dem Frager betroffen in die rothunterlaufenen Augen und, eines Lächelns mich nicht erwehrend, erwiderte ich:

„Das hängt von Geschmack ab.“

„Geschmack!“ brauste der Unbekannte auf, „Geschmack! — Sie haben Recht, in der That Herkommen, Convenienz, Ehrengesetz gehört an den Theetisch der Predigerwittwe, in das Marionettentheater unserer Alltagspuppen, an das Dintenfaß eines armseligen Rührstück-Scribenten; aber wo gerechtes Rachegefühl seine vollen Fluthen wälzt, hört die Schablonenklexerei auf; der Mensch wird ursprünglich und handelt rein nach seiner Leidenschaft, und ein zahmes Wort für Leidenschaft mag „Geschmack“ heißen.

Ich nickte lächelnd und schloß die Augen wieder.

„Lachen Sie um Gottes Willen nicht, mein Herr! störte mich der Aufgeregte von Neuem. „Verlassen Sie sich darauf, es giebt einen Spektakel, den die Zeitungsschreiber bei der jetzigen Gurkenzeit segnen werden. Hören Sie nur zwei Worte an, damit Ihnen meine Lage klar werde.

Ich bin Ingenieur. Auf einer Geschäftsreise entdecke ich ein ausgedehntes Sumpfterrain mit magerem, saurem Futter. Ich erkannte sofort, daß hier eine Million begraben liege, die durch rationelle Austorfung leicht gehoben werden könne.

Als meine weiteren Untersuchungen dies bestätigten, nivellire ich die Ländereien, arbeite die Anlage der Vorfluth aus, schreibe eine Brochüre, in der ich den ganzen Plan für Errichtung einer Actiengesellschaft zu dem Unternehmen entwickele und bin sicher, binnen vier Wochen meinen Namen in der Geschäftswelt preisen zu hören und binnen vier Monaten technischer Director des Unternehmens zu sein. Die Brochüre erscheint, indeß der Erfolg bleibt aus. Ich wende mich endlich an meinen Verleger, um wegen des Absatzes des Schriftchens Erkundigungen einzuziehen, und ich erfahre, daß ein Capitalist schon am ersten Tage die ganze Auflage angekauft, daß derselbe Mann wenige Wochen später jene Sumpfländereien käuflich erworben und die Vorarbeiten zu einem großartigen Torfstich — keineswegs nach meinem Plane, sondern nach dem Entwurf eines gewöhnlichen Torfmeister, der weder zu lesen noch zu schreiben versteht — begonnen habe. Begreifen Sie, Herr, dieser Bubenstreich stiehlt mir meine Ruhe, verübt ein Attentat gegen meine Existenz und treibt Nothzucht mit dem Kinde meines Geistes. Das Gesetz in Buchstaben gewährt mir kein Mittel, rächend aufzutreten, und deßhalb nehme ich das Pistol zur Hand, das noch zum Rasirmesser werden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Etwas Zeitgemäßes.

Des Weibes Bestimmung ist, in der Häuslichkeit zu wirken und zu schaffen. Jede andere Thätigkeit in der Kunst und Literatur, wie in der Industrie und im Gewerbe liegt mehr oder weniger außerhalb der ihm von der Natur vorgewiesenen Sphäre und wird immer nur das Eigenthum einzelner hervorragender Frauen sein. die, durch außergewöhnliche Eigenschaften des Geistes und des Charakters ausgezeichnet, auch hierin, gleich dem Manne, ein Ziel anstreben und zugleich auch erreichen, das der Mühe lohnt und des Strebens werth ist. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß wirken und streben, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen.“ Doch „im Hause waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen und reget ohn' Ende die fleißigen Hände und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und ruhet nimmer. Drinnen im Hause, im Kreise der Familie, da ist die Stelle, die das Geschick der Frau angewiesen.

Wenn sie diesen ihren Platz ausfüllt, wird sie dem Manne das sein, was sie ihm sein soll, die liebende Gefährtin, die ihm das Haus zur traulichen Stätte des Friedens macht, in die er sich aus dem bunten Gewühl des unruhigen Marktes, aus dem täglichen Kampf um die Güter der Erde flüchtet, um unter den Seinen sich glücklich und wohl zu fühlen, und

Kraft und Muth zu neuer Thätigkeit zu gewinnen. Diesen Platz in ihrer Häuslichkeit auszufüllen, das ist das naturgemäße Ziel, welches zu erreichen des Mädchens ernstestes Streben sein müßte.

Die Klage, daß die jetzige Erziehung diesem Ziele nicht immer nachstrebt, es wenigstens nur in selteneren Fällen erreichen läßt, ist alltäglich und nicht ganz grundlos. Daß den jungen Mädchen so häufig der Sinn für eine geregelte nützliche Thätigkeit in der Häuslichkeit fehlt, ist leider zu oft der Hauptgrund, weshalb junge Männer sich so schwer entschließen, eine eheliche Verbindung einzugehen — die jungen Mädchen werden nur zu häufig zu Salondamen und für Verhältnisse, die ihnen die Zukunft nicht bieten kann, erzogen und die jungen Männer abschreckt, sich den eigenen Herd zu gründen, weil sie der Mädchen, die schön sticken, Clavier spielen, dichten und singen können, wohl viele, doch nur wenige finden, die der neuen Wirthschaft tüchtig vorzustehen, einen Haushalt zu führen vermögen und nur selten eines, das in der Häuslichkeit, an ihrer Wirthschaft wirklich Freude hat und dem Manne ganz das ist, was es als Hausfrau und Mutter eben sein soll. —

Die Zeit, wo die heranwachsenden Mädchen sich den größten Theil ihrer Linnen-Ausstattung selbst spannen, bleichten und nähten, ist längst vorüber, und mit Recht kann man jetzt sagen: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann," diese Zeit voll poetischer Gemüthlichkeit, so traulich und heimlich, so practisch und einfach, so häuslich und tugendreich.

Ich will nicht behaupten, daß nicht auch jetzt noch viele Aeltern die richtige Einsicht von dem haben, was ihren Kindern noththut, daß sie nicht jetzt auch darauf sehen, ihre Töchter nützliche Arbeiten zu lehren — leider aber lernen diese es nur selten gründlich und üben das Gelernte nur selten practisch, weil, — die Handarbeit langweilig ist. Ich muß zugeben daß es für den jugendlichen Sinn eine harte Anforderung ist, an einem und demselben Gegenstand, z. B. dem nothwendigsten Kleidungsstück, einem Hemd, wochenlang zu arbeiten; es hat in der That wenig Anregendes, durch stundenlanges Arbeiten die feine Nähterei nur langsam vorrücken zu sehen und Zeit, Kraft und Augenlicht zu opfern, um eine Arbeit zu vollenden, für die man Andere bezahlen kann. Die Langsamkeit der Handarbeit macht sie den jungen Mädchen langweilig und vielleicht nicht ganz mit Unrecht im Zeitalter des Dampfes und der Telegraphen, wo man rascher lebt und wirkt, als zur Zeit unserer Großältern, die noch die Flüchtigkeit und den Werth der Zeit nicht so kannten, als wir. Grade in der Langsamkeit, der Mühseligkeit und Mühsamkeit der eigenen Handarbeit liegt die Hauptursache, warum jungen Mädchen die Lust an der häuslichen Arbeit verlieren, warum sie lieber tändeln, am Clavier sitzen oder bei einer läppischen Stickerei ihre Augen verderben, als sich mit einer nützlichen Arbeit, wie das Wäschenähen und Schneidern ist, zu beschäftigen, weshalb ihnen oft der häusliche Sinn fehlt, den der junge Mann vor allem sucht, wenn er sich die Gefährtin für das Leben wählt. Die Freude unserer Mütter und Großmütter, den Stolz und Ruhm, sich selbst die Ausstattung genäht zu haben, kennt man jetzt nur selten noch; woran jene ihre Freude und ihren Stolz hatten, das ist unsern jungen Damen — langweilig — „die Zeit ist hin, wo Bertha spann."

Muß es da nicht als ein glücklicher Moment, als ein segenbringendes Ereigniß erscheinen, daß Elias Howe die Nähmaschine erfand, die die Handarbeit zum größten Theil entbehrlich macht und mit fliegender Geschwindigkeit selbst die langweiligsten Arbeiten bewältigend, auch diese interessant und unterhaltend erscheinen läßt.

Ich will nicht von dem Nutzen, von dem wohlthätigen Einfluß auf das ganze sociale Leben reden, den die Erfindung und die steigende Verbreitung der Nähmaschinen haben wird; ich will nicht von dem Segen sprechen, den sie der Armuth, der zahlreichen unbeschäftigten weiblichen Bevölkerung gewähren kann — ich will nur darauf hinweisen, daß die Nähmaschine es der Frau des Arbeiters möglich machen wird, aus der physisch und moralisch verpesteten und verpestenden Luft der Fabriksäle sich in die Häuslichkeit zu retten, im eigenenen Hause mit Gewinn und Vortheil zu wirken. Die Erfindung der Spinnmaschine hat die Frauen und Töchter des Arbeiters in die Fabriken getrieben, die Nähmaschine giebt sie der Familie wieder, giebt den verwaisten Kleinen das Glück zurück, unter den schaffenden Händen und dem wachsamen Auge der Mutter aufzuwachen, die Erinnerung an eine unter der segnenden Hand der Mutterliebe im Vaterhause verlebte glückliche Kinderzeit mit ins Leben hinaus zu nehmen.

„Wie ist das Bier auf Eurer Kneipe? fragte ein Steudent einen andern.

„Miserable! So wie man sich über das zehnte Maas versteigt, ist am andern Morgen der Kater da."

Die besten Rasirspigel — sind die Augen einer schönen putzsüchtigen Dame.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 70. Mittwoch den 1. September. 1869.

Frage.

Dort liegt im Mondenscheine
Der Friedhof still und schön,
Die alten Leichensteine
In tiefer Ruhe steh'n.

Des Mondes Strahlen glänzen
Herab vom Himmelsblau,
In welken Todtenkränzen
Da spielt der Nachtwind lau.

Stiefmütterchen und Rosen,
Manch blau Vergißmeinnicht,
Die flüstern und die kosen
Beim gold'nen Sternenlicht.

Der Epheu schlingt und ranket
Sich um manch grünes Grab,
Und die Cypresse schwanket
Zum Hügel sanft hinab.

Und leise Lieder klingen
Durch blüh'n'den Fliederstrauch
Sagt, diese Lieder, bringen
Sie in die Gräber auch?

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Und warum?

Weil dabei eine Person betheiligt ist, der Sie gewiß den Nagel am Finger gönnen, wenn Sie wissen, daß er sich damit am Kopfe juckt.

Baron Heinrich.

Baron Heinrich? fragte Eduard mit hastiger Neugierde. Was ist mit ihm? Erzähle!

Herr Graf, sagte Hans, indem er mit innerlichem Vergnügen wahrnahm, daß das Blut demselben sich nach dem Kopfe drängt, ehe ich weiter spreche, habe ich eine Bedingung zu machen.

Welche? Welche? Sprich!

Sie wissen, daß mich der Anschlag auf des Barons Leben aus der Arbeit und um einen guten Verdienst brachte.

Und?

Und Sie können sich denken, daß die Lage, in welcher ich mich befinde, eine wenig erfreuliche ist, zumal das Geschenk, welches ich von Ihnen erhielt, schon lange aus der Tasche gewandert ist.

Du willst also Geld?

Geld und Arbeit.

Geld und Arbeit? Und wofür? Für eine Mittheilung, von welcher ich nicht weiß, ob sie der Mühe werth ist, daß ich sie anhöre.

Sie betrifft den Baron.

Gut, ich hasse den Baron, weil er sich rühmen konnte, die Liebe eines Mädchens zu besitzen, welches meinem Herzen nicht gleichgiltig war, dessenohngeachtet kümmert's mich wenig zu erfahren, ob er hustet und spuckt wie früher, oder ob er es nach einer andern Manier treibt.

Herr Graf, wenn es sich aber um ein neues Liebesbündniß handelte, von welchem außer mir nicht zwei mehr Kenntniß haben.

Um ein Liebesbündniß des Barons?

Des Barons?

Hans, sagte Eduard, ich weiß nicht, was mich treibt, immer nach demselben Ziele zu ringen, wie er. Ich kenne den Gegenstand seiner Neigung nicht, und doch ist es mir, als müßte ich denselben ihm abjagen. Hier hast du ein Goldstück, und für Arbeit werde ich auch sorgen. Jetzt erzähle!

Ich will kurz sein. Zuerst die Versicherung, daß ich die Nachricht, die ich Ihnen mittheile aus sicherer Quelle habe. Ich habe Verbindungen —

Du wolltest kurz sein!

Herr Graf, verzeihen Sie, denn es kommt viel darauf an —

Gut, doch weiter!

Baron Heinrich befindet sich wieder auf dem Gute des Grafen, wo er seine Braut verloren hat.

Und.

Und dort hat er ein neues zärtliches Liebesverhältniß angeknüpft.

Mit, mit?

Ich sprach ein zärtliches? — nein ein ernstes Liebesverhältniß.

Mit, mit, mit?

Mit der schönen Hammerschmiedstochter.

Tollheit! Unsinn!

Digitized by Google

Von seiner Seite? — Mag sein!

Nein, von deiner! Willst du mich äffen, Bursche, mit deinem Geschwätz?

Herr Graf, haben Sie vergessen? Ich sagte, daß ich die Nachricht aus sicherer Quelle habe.

Aus welcher?

Die Thoren, sie glauben den Hammerschmied Hans verschollen. Er ist immer unsichtbar unter und neben ihnen. Man braucht nur zu flüstern, so hört er's.

Kurz, kurz!

Herr Graf, ich habe Verbindungen, — Verbindungen, welche so fest, so aufrichtig sind, vielleicht noch aufrichtiger wie die ehrlicher Leute. Besonders ist es ein Geselle, welcher mir von Allem, was dort vorgeht, genaue und pünktliche Nachricht giebt. Er hat die Besuche des Barons bei der schönen Hammerschmiedstocher belauscht; ihm verdanke ich die Mittheilung.

Und auf diese Mittheilung eines einfältigen Burschen kommst du zu mir? Dummer Geselle!

Langsam, langsam, Herr Graf! Der Hammerschmied Hans hat sich nie eine Dummheit zu Schulden kommen lassen, wenn es galt, einen lustigen Streich vorzubereiten, ich selbst habe mich überzeugt.

Wie, du wagtest dich in das Dorf, wo du geächtet bist?

Warum nicht, Graf? Es geschah zur Zeit der Dunkelheit, als ich mich an das Haus des Schmiedemeisters schlich, von welchem ich jede Ritze kenne. Ich sah im einsamen Stübchen unbemerkt den Baron und Johanna im traulichen Gespräch, ich hörte den Schwur der Treue. Es war ein ernsthafter Schwur!

Hans, sprach Eduard heftig, sprichst du die Wahrheit?

Ich sage Ihnen, es war ein ernsthafter Schwur! Und hätten Sie das schöne Angesicht der Hammerschmiedstochter in jenem Augenblick gesehen, wie ich, wahrlich, Sie würden einen solchen Schwur begreifen!

So ist sie wirklich schön?

Ich verstehe mich sonst wenig darauf; aber Herr Graf, ich glaube, man könnte einen Engel nicht schöner malen.

Hans, sprach Eduard, ich danke dir für deine Mittheilung. Dann ging er einige Augenblicke festen Schrittes im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor dem Hammerschmiede stehen.

Mein Entschluß ist gefaßt, sprach er; ich gehe nach dem gräflichen Gute. Hier fängt ohnedieß das Leben an, mir einförmig zu werden. Ich möchte Abwechselung haben.

Ich dachte mir's, daß es so kommen würde. Also das Glück des Barons ruht noch auf unsicherem Grunde?

Ich will ihn untergraben, daß es zusammenstürzt, verlaß dich darauf. Aber ich werde dabei vielleicht deiner Mithilfe bedürfen. Du weißt, daß ich sie nicht umsonst verlange.

Herr Graf, sagte Hans ernst, der Ort, wo ich sie leisten soll, ist für mich gefährlicher, als Sie glauben. Mein Gewissen drückt außer dem Angriff auf des Barons Leben noch eine andere Last.

Welche?

Herr Graf, Sie begreifen, was ich Ihnen jetzt sage. Als ich neulich in das Dorf kam, wie ein Dieb, welcher fürchten muß, aufgegriffen zu werden, da faßte Ingrimm meine Seele. Mein Blut kochte, und sollte es ruhiger werden, so mußte ich ein Unglück anrichten. Da kam ich an den abgelegenen Hohofen vorüber, ein Blick durch die offene Thüre überzeugte mich, daß von beiden Gesellen, welchen die Bedienung desselben anvertraut ist, nur der eine zugegen war, und daß dieser, vom Schlafe überwältigt, in einer Ecke lag. Diese Bemerkung war die Veranlassung zu einem schnellen Entschluß. Leise schlich ich in den Hohofen, nahm die eiserne Stange und öffnete dem glühenden Eisenstrome den Weg, daß er nach allen Seiten abfloß und bald an die Balken und Bretter kam, welche in lichten Flammen aufschlugen, und mir noch weithin den Weg erhellten.

Bursche, bist du toll! rief Eduard aus.

Ich war's, Herr Graf, und gerade das Feuer hat mich ruhiger gemacht. Aber um auf das, was Sie beabsichtigen, zurückzukommen. Sie erinnern sich des abgelegenen Köhlerhäuschens, in welchen vorigen Herbst die vor dem Gewitter sich flüchtende Jagdgesellschaft zusammenkam; es wohnen zuverlässige Leute darin, bei welchen ich mich aufhalten kann, um, wenn Sie meiner bedürfen, an der Hand zu sein.

Eduard stand einige Zeit nachdenkend. So roh, so verderbt auch sein Herz war, so schien ihm doch die Verworfenheit des Gesellen, mit welchem er sich zu gemeinsamen Handeln verbinden wollte, im Augenblicke Schauder zu erregen. Aber bald siegte seine wilde Leidenschaft. Gut, sprach er entschlossen, du gehst noch heute ab, ich werde morgen folgen. Sobald ich auf dem Gute des Grafen angekommen bin, werde ich mich überzeugen, ob du dich in deinem Schlupfwinkel befindest.

Dann reichte er ihm noch ein Goldstück, worauf Hans mit zufriedener Miene seinen Abschied nahm. Eduard schrieb einen Brief an seine Eltern, benachrichtigte sie von seinem Entschlusse, nach dem gräflichen Gute in Böhmen abzureisen, und bat, ihm die beträchtlichen Summen zu seinem Unterhalte dorthin zu senden. Dann brachte er noch eine wilde, liederliche Nacht in Wien zu, um es am andern Morgen zu verlassen, ohne zu ahnen, daß er nie mehr zurückkehren würde.

Digitized by Google

Als Eduard auf dem gräflichen Gute ankam, hatte es Heinrich bereits verlassen. Es war ein heißer Abschied, den die beiden Liebenden von einander nahmen. Johannas Liebe, welche früher dem spiegelglatten Wasser eines Sees glich, war jetzt feueriger, stürmischer; auch Heinrichs Entzücken hatte sich täglich mit dem Glücke, welches er in seiner Liebe zu Johanna fand, gesteigert. Sie hielten einander umschlungen, ihr Kuß wollte nicht enden.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Stationen bis Berlin.

Der Fremde sah mich mit Augen an, die die Ueberzeugung meiner Billigung der Mordgedanken sehr besorglich erscheinen ließen, und ich, in der Sorge um mein Mittagsschläfchen, raunte ihm zu: „Hm, Stahl ist am gefährlichsten, wenn man ihn zum Schmelzen gebracht hat. Aber, verehrter Herr, Sie verhandeln da Sachen, welche die Rücksicht dem Ohr einer Dame verschweigt. Ich deutete auf unsere Reisegefährtin und rückte mich in meiner Ecke wieder zurecht.

„O, seien Sie außer Sorge," versetzte der Ingenieur, „das Fräulein dort hört und sieht nichts. Seit heute Morgen 6 Uhr sitze ich mit ihr in diesem Coupé, und ich habe von ihr nur mit Mühe und Noth herausbringen können, daß sie keine Eltern hat, bei entfernten Verwandten auf einem Landgute wohnt, und daß sie das plötzliche Ableben ihres Verlobten, der mit ihr einen gemeinschaftlichen Vormund besitzt, betrauert. Sie eilt auf eigene Veranlassung nach Naumburg, um den Todten wenigstens noch im Sarge zu sehen."

„Das arme Kind!" sagte ich leise.

„Beneidenswerth gegen mich!" eiferte der Ingenieur von Neuem und fuhr fort, mir das Verdrießliche seiner Lage anschaulich zu machen. Er erklärte nebenbei, er reise lediglich aus dem Grunde, seinen Feind, nach dessen Blut er lechze, und der sich auf Reisen begeben habe, aufzuspüren und ihm unterwegs den Hals abzuschneiden.

Inzwischen erreichten wir die nächste Station. Welch Gewimmel von Sommergästen in dem Dörfchen! Hier vermehrte sich unsere Gesellschaft im Coupé.

Ein hagerer Herr mit schmalem, ergrautem Backenbarte, magerer Nase, dünnen Lippen, hervorstehendem breitem Kinn, mit einem weißen Cylinder in dem Nacken und einer blauen Cravatte um den trockenen, langen Hals, der den hohen Kragen weit überragte — stieg ein. Die langen, knochigen Finger spielten ununterbrochen mit einem einfachen Pincenez an schwarzer Gummischnur.

Dem hageren Herrn folgte ein junger Mann von einnehmenden Aeußern. Die Vollkraft der Jugend war in der ganzen Gestalt ausgeprägt, doch verrieth das blasse, überwachte Gesicht, daß der erste tiefe Schmerz seit einigen Tagen in dem jungen Leben wühle. Der Jüngling war in Schwarz gekleidet, warf sich in die Polster und stierte theilnahmlos aus dem Waggonfenster.

„Mein Lieber," sprach der Hagere mit süßlichem Tone, „ermanne Dich endlich. Du reist, um Dich zu zerstreuen und nicht, um Deinem Schmerze nachzuhängen. Je weicher die Seele geworden, desto leichter umkrustet sie sich. Zeige nur den Willen, stark zu sein, und Du wirst in wenigen Tagen genesen. Lasse uns nur erst in den Alpen klettern; zwischen den Gletschern —"

„Verlangen Sie doch nicht," unterbrach der junge Mann mit Unmuth, „daß ich auch noch Ihre Predigten anhören soll, nachdem ich gehorsam, aber allerdings mit Ueberwindung, Sie auf dieser Reise begleitete."

„Er will nicht verstehen, wie lieb ich ihn habe," wendete sich der Herr an den Ingenieur und mich, und die grauen, pfiffigen Augen musterten uns mit der Schärfe eines Criminalpolizisten. „Er hat den Verlust seiner Verlobten zu beklagen und darüber alle Fassung verloren."

Unwillkürlich richteten sich meine Blicke auf die verschleierte Dame und, abscheulich genug, dachte ich: „Schade, daß die beiden Unglücklichen die Schweizerreise nicht zusammen machen; vielleicht fänden sie gegenseitigen Trost." Auffallender Weise entgegnete der redselige Ingenieur nichts. Er hatte in Hast ein Portefeuille aus der Brusttasche gezogen und blätterte darin, hin und wieder einen prüfenden Blick auf den Hageren werfend. Ein zweites, ein drittes Taschenbuch wurde derselben eifrigen Untersuchung unterworfen. Endlich stöberte er in dem vierten ein photographirtes Visitenkarten-Portrait auf. Er musterte dasselbe und verglich es mit dem Hageren; in den Gesichtszügen des Ingenieurs flammte eine wilde Freude auf; seine vor Aufregung zitternden Hände steckten die Notizbücher in die Taschen, und dann fuhr er sich mit triumphirender Befriedigung durch den Schnurrbart. Jetzt wendete er sich an den Hageren, und, sich zur möglichsten Gelassenheit zwingend, stieß er die Worte aus, oder würgte er sie vielmehr heiser hervor: „Hätten Sie vielleicht die Gewogenheit, mir zu bestätigen, daß dies Ihr Portrait ist?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Deutsche Bühnenkünstler in Amerika.) Fanny Janauschek ist in den ersten Tagen dieses Monats in New-York eingetroffen. Die Künstlerin, welche sich bekanntlich der englischen Bühne zuwendet, wird demnächst in Booth's Theater auftreten, und dann eine längere Kunstreise durch die ganze Union machen. Bei dieser Gelegenheit theilen wir aus einem Privatbriefe der „New-York. Handelsztg." folgenden Auszug mit: „Sie haben keinen Begriff, was Alles nach Amerika gehen will. Raabe, Buliovsky, Bersing, selbst der alte Hassel von Frankfurt hat die Absicht, dem New Yorker Publikum seine Hampelmänner aufzutischen. Wachtel und Niemann wollen auch hinübersegeln; Wachtel sagte mir persönlich, unter 2000 Dollars Gold per Abend sänge er nicht und 10 Doll. Gold per Platz: da Haase nämlich aussagt, er habe über 60,000 Doll. Gold verdient, so ist Jeder sehr besorgt, es ihm nachzumachen. Wie viel Haase verdient hat, ist uns Allen wohlbekannt, und scheint es ihm auf eine Null mehr oder weniger nicht anzukommen. Es werden sich Viele die Finger verbrennen."

In England werden die Bienen behufs der Honigentnahme chloroformirt. Für einen Bienenstock mittlerer Größe gebraucht man 1/8 Unze Chloroform. In sechs Fuß Entfernung vom Stocke wird ein Tisch mit starker Leinwand bedeckt und auf diesen das in einem flachen Teller befindliche Chloroform gesetzt. Damit die Bienen nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Chloroform kommen, wird der Teller mit einem engmaschigen Drahtnetze bedeckt. Die in etwa 20 Minuten eingeschläferten Bienen fallen auf den Tisch; nach Wegnahme des Honigs und Entfernung des Tellers setzt man den Bienenkorb auf den Tisch, und die erwachenden Bienen kehren in denselben zurück.

In Hamburg ist eine namhafte Zahl angesehener Männer zur Gründung einer Humboldt-Stiftung zusammengetreten, man wünscht ein Kapital zu sammeln, aus dessen jährlichen Revenuen hervorragende Leistungen deutscher Seefahrer auf den Gebieten der Meteorologie und Hydrographie durch Verleihung von Prämien geehrt werden sollen, in ähnlicher Weise, wie solches schon länger in Holland und Frankreich geschieht.

(Altes Maurerlob.) Eine Stunde messen sie, eine Stunde essen sie, eine Stunde lauern sie, eine Stunde mauern sie, eine Stunde feiern sie, eine Stunde leiern sie, eine Stunde schwatzen sie, eine Stunde kratzen sie, eine Stunde priesen sie, eine Stunde niesen sie, eine Stunde wird geraucht, — so wird der ganze Tag verbraucht.

(Eine angenehme Gemahlin.) Eine Frau in New-Orleans war angeklagt, einen Vorübergehenden mit kochendem Wasser begossen und schwer beschädigt zu haben. Zu ihrer Vertheidigung brachte sie vor, daß sie die vorübergehende Person für ihren Ehemann gehalten hätte. —

(Liebesbrief eines Astronomen.) Nachdem ich durch sorgfältige Beobachtungen Sie als einen wahren Himmelskörper kennen gelernt habe, so nehme ich mir dir Freiheit ꝛc.

In einem amerikanischen Journal findet sich eine humoristische Erzählung von Eheleuten, die nur eine Stube, ein Sopha und einen Tisch besaßen und es dennoch möglich machten, acht volle Jahre hindurch mit einander kein einziges Wort zu sprechen. „Die Frau war zu stolz, zuerst mit dem Sprechen zu beginnen." — Wenn der Stolz so herrliche Früchte trägt, so wäre es sehr unweise, die Demuth anzuempfehlen.

„Ist der Herr zu Hause?"
„Nein, er ist ausgegangen."
„Die Madame?"
„Nein, sie ist ausgegangen."
„Ich werde aber doch eintreten, um mich ein wenig zu wärmen . . "
„Das Feuer ist auch ausgegangen.

Ein Bruder Studio schrieb an seinen Vormund: Geehrter Herr, Sie müssen mir auf jeden Fall schleunigst Geld schicken, denn ich versichere Sie auf Ehrenwort: wenn ich in dem gegenwärtigen Pech noch ein Monat lang lebe, so bin ich in spätestens vierzehn Tagen verhungert.

„An Sonn- und Festtagen thue ich mir allemal eine Güte"; sagte ein Geiziger und setzte sich hin, um ein Capitel in einem angegriffenen Kochbuche zu lesen.

Welche Gelehrten werden am unhonorigsten behandelt? — Die Aerzte, denn man streckt gegen sie die Zunge heraus.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. Nr 385.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 71. Samstag den 4. September. 1869.

Vor dem Spiegel.

Ein sauber Kammermädchen
Hält sauber Haus und Lädchen,
Sich selber hell und rein.
Sie denkt, ich muß gefallen
Nicht ihm allein, nein Allen
Muß ich zu Danke sein.

Ist sie allein im Stübchen,
So schaut das holde Liebchen
Gern auch ihr eigen Bild,
Ein Bild, das ohne Schmeicheln,
Ein Bild, das ohne Heucheln
Sie nimmer häßlich schilt.

Da sagt zu ihr der Spiegel:
Hier sind ja Brief und Siegel,
Wie hübsch Du, Schätzchen, bist!
Doch noch viel schöner bist Du,
Viel Rosenwonn'ger glühst Du.
Wenn Dich der Liebste küßt.

Sie denkt: er muß es wissen!
Drum wird's geschehen müssen,
Und gern auch laß ich's zu.
Nur, will zu arg er's treiben,
Sprech ich: Mein Herr wir bleiben,
Vernünftig, ich und Du.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Johanna, sprach Heinrich, als sie sich endlich von einander trennten, ich habe den schönsten Theil meines Lebens den flüchtigen Stunden zu danken, welche ich bei dir zubrachte. Wie brennt mir das Herz, die Wonne zu fesseln und das Entzücken dauernd zu machen! Sobald ich die Einwilligung meines Vaters in unsere Verbindung erhalte, dann soll nichts mehr es stören, denn der Bund unserer Herzen, geheiliget durch die Weihe der Kirche, wird eine fortdauernde Reihe gegenseitigen Glückes in sich schließen.

Heinrich, sprach Johanna glücklich, ich traue deiner Liebe! In ihr liegt mir das Unterpfand einer schönen Zukunft. Und wenn sie auch düstere Tage in sich schließt, trübe Erfahrungen uns vorbehält, unsere Liebe wird sie klären, wie die Sonne die Flur, wenn sich vor ihr der Nebel verzieht.

Jetzt noch ein Kuß, dann schieden sie.

Aber, indem sie auf dem entgegengesetzten Weg sich von einander entfernten, blieben sie noch oft stehen und schauten rückwärts, und wenn ihre Blicke einander begegneten, so riefen sie sich, so lange der gegenseitige Schall an ihr Ohr reichte, Worte der Liebe zu, später winkten sie mit den Taschentücher, bis endlich Heinrich in den Vorsaum des Waldes, durch den ihn der Weg führte, trat und dadurch den Blicken Johannas entzogen wurde.

Wenige Tage nach diesem Abschiede kam Eduard an. Als Johanna zum ersten Male seiner ansichtig wurde, da war es ihr, als wäre ein böser Geist in das Heiligthum ihrer Liebe getreten. Ein unheimliches Gefühl beschlich sie, und wie in der Vorahnung eines Unglückes eilte sie an ihm vorüber, gerade als könne sie dadurch einer Gefahr entgehen.

Eduard dagegen blieb betroffen stehen. Der stechende Blick, mit dem er der schönen Hammerschmiedstochter in das Gesicht schaute, hatte sich zuletzt scheu abgewendet. Der Zauber der Schönheit war mächtiger, als die unreine Lust seines Herzens. Eduard bekam in diesem Augenblicke die Gewißheit, daß die Mittheilung des Hammerschmiedes Hans auf Wahrheit beruhe; er begriff, daß man Stand, alle Rücksichten bei Seite setzen könne, wenn es gälte, einen solchen Preis zu erringen. Ja noch mehr, er fühlte sich selbst dazu bereit, nnd vor diesem Gefühl wich die wilde Leidenschaft, mit der er gekommen, zurück. Zum erstenmal, seit langer Zeit, schlug sein Herz warm, ohne von dem Gift der Bosheit entzündet zu sein. Sein guter Genius, der seine schützende Hand von ihm gezogen hatte, schien wieder zu nahen und ihn unter seine Fittige nehmen zu wollen.

Aber dies war nur ein kurzer Moment. Als die Liebe, welche sein Herz entzündete, keine Mögichkeit sah, auf geradem, ehrlichen Wege ihr Ziel zu erreichen, nahm sie ihre Zuflucht zur Hinterlist. Unbemerkt schlich Eduard eines Morgens zu dem Köhlerhäuschen, in welchem

Digitized by Google

der Hammerschmied Hans bereits seit mehreren Tagen sich versteckt hielt.

Der wilde Geselle zeigte eine ausgelassene Freude, als Eduard ankam. Dieser bedeutete ihm ernst, daß er mit ihm allein zu sprechen habe.

Sie begaben sich hierauf in den Wald an die abgelegene Stelle, wo sie früher zum erstenmale über den Mordanfall gegen Heinrich Verabredung getroffen hatten. Diesesmal blieben sie unbelauscht; kein wachsames Ohr befand sich in der Nähe, um den Plan zu vernehmen, welcher für Johanna die Quelle so vieler Leiden, so großen Wehes werden sollte.

Hans, sprach Eduard, als sie sich hinter der Felsenwand befanden, ich glaubte nicht so schnell Deiner Hülfe zu bedürfen, als es wirklich der Fall ist.

Ich bin bereit, sie zu leisten. Was muß ich thun?

Das Mädchen ist in der That schön!

Ich begreife!

Nein, Du begreifst das nicht, rauher Geselle, sagte Eduard schnell. Sie ist schön, wie ein Engel!

„Sagt' ich's nicht?

Ich muß sie besitzen!

Hans blickte bei diesen Worten Eduard mit weit offenen Augen an.

Nicht wahr, das begreifst Du nicht? sagte Eduard. Ich versichere Dir, Geselle, ich muß sie besitzen! Als ich ihr zum erstenmale in das schöne Auge sah, welches sich vor meinem Blicke senkte, da zog durch meine Brust ein Gefühl, so selig, wie ich es noch nie empfunden. Es war die Liebe, und die Liebe ist es, die mich auch heute antreibt, nach ihrem Besitz zu ringen. Doch das verstehst Du nicht, und ich bin auch nicht hieher gekommen, um es Dir begreiflich zu machen. Es gilt, den Baron aus dem Felde zu schlagen, und dazu sollst Du mir helfen.

Blutige Arbeit, he?

Wäre sie's, so würde ich sie Dir nicht auftragen. Ich kenne Dein Mißgeschick. Nein, Du hast nichts zu thun, als einen Brief aufzufangen.

Einen Brief? Welchen?

Es ist natürlich, daß Heinrich, während seiner Entfernung die Hammerschmiedstochter nicht ohne schriftliche Mittheilung lassen wird.

Allerdings!

O, ich kann mir den Inhalt eines solchen Briefchens denken! Süße, zuckersüße Worte! Liebe und immer wieder Liebe.

Aber, was wird es uns helfen, wenn wir solche Worte in den Händen haben, da sie nicht für uns bestimmt sind?

Viel, sehr viel!

Ich begreife in der That nicht —

Erstens habe ich dann einen unumstößlichen Beweis, daß der Baron ernstliche Absichten auf das Mädchen hat. Mit einem solchen Beweis kann ich das Blut seines adelstolzen Vaters zum Kochen bringen. Er wird kochen vor Wuth, ich kenne das.

Ah ha! Und der Vater hat in die Liebestàndeleien seines Sohnes auch ein Wort zu sprechen. Ich verstehe! Aber zweitens?

Zweitens wird dadurch der glückliche Verkehr der Liebenden unterbrochen. Mit dem Briefe wird auch die Antwort fehlen. Kommt ein zweiter Brief, so suchst Du Dich abermals in seinen Besitz zu setzen. Damit wird Deine Aufgabe zu Ende sein.

Meinen Sie?

O ich müßte mich schlecht auf die Herzen der Menschen verstehen, wenn ich nicht sehen sollte, was darauf geschieht. Bleibt Brief und Antwort aus, so werden sie Anfangs einander grollen. Dann wird der Gram in ihren Herzen Platz nehmen. Er ist treulos! wird Johanna klagen. Du bist Ihr gleichgiltig geworden! wird der Baron seufzen. Zuletzt kommt die Verzweiflung und während Heinrich zusehen mag, wie er mit ihr fertig wird, will ich bei der schönen Hammerschmiedstochter den Tröster machen.

Meisterhaft! rief der rauhe Geselle aus, wirklich meisterhaft! Wahrlich, wo es gilt, Ränke zu schmieden, Herr Graf, da sind Sie an ihrem Platze!

Verderbe mir nur den Plan nicht durch Deine Ungeschicklichkeit.

Ich verschaffe Ihnen die Briefe, verlassen Sie sich darauf.

Aber man darf auch nicht wissen, daß sie verloren gegangen sind; wie willst Du das anfangen?

Lassen Sie mich dafür sorgen. Ich verschaffe Ihnen die Briefe, ohne daß Johanna ahnen soll, daß sie geschrieben worden, oder der Baron, daß sie nicht in die rechten Hände gekommen seien.

Gut, ich will mich auf Dich verlassen, sagte Eduard. Dann gingen sie von einander, nachdem sie noch vorher den Tag und die Stunde ihres nächsten Zusamentreffens hier an der einsamen Stelle des Waldes verabredet hatten.

Als Eduard sich dazu einfand, hielt ihm der Hammerschied Hans mit triumphirender Miene einen Brief entgegen.

Mit Hülfe des Gesellen, welchem er früher die Nachricht von dem zärtlichen Verhältnisse, das sich zwischen Heinrich und Johanna angeknüpft hatte, verdankte, war es ihm leicht geworden denselben zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zwei Stationen bis Berlin.

(Schluß.)

Der Angeredete ließ nach Roßkamm-Manier die grauen Augen stechend über den Frager hingleiten, während er das Bild nahm. „In der That," bemerkte er mit Ruhe, „mein Portrait! Welch glücklicher Zufall — — —"

„Glücklicher Zufall allerdings — für mich aber, Hallunke!" platzte der Ingenieur los, der alle Haltung verlor. Und nun verlas er in den bittersten Worten das ganze Sündenregister seines Feindes und schloß seine Philippika mit einer Herausforderung auf Pistolen und drei Schritt Distance.

Der Hagere bewahrte äußerlich die größte Kaltblütigkeit, er unterbrach den Ingenieur nicht und schien nur dann und wann mit den Blicken andeuten zu wollen, daß es in jenem Kopfe spuke. Als endlich der Ingenieur seine Anrede geendet, versetzte der Alte mit der Ruhe eines Rechtsconsulenten: „Ihr Benehmen überhebt mich, Ihre Anschuldigungen zu widerlegen. Habe ich gegen die Gesetze gehandelt, so rufen Sie den Schutz der Gesetze an. Ihre Herausforderung aber strafe ich mit Verachtung."

„O," lachte der Ingenieur mit steigender Wuth, „die Ablehnung setzte ich voraus, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Ihnen, wenn Sie sich nicht schlagen wollen, den Kopf mit dem Rasirmesser abschneiden werde."

Der alte Herr erwiderte diese Drohung mit leichten Sarkasmen, ohne seine Gelassenheit aufzugeben, doch las ich in den kleinen, grauen Augen, daß er sich unheimlich fühle.

Den beiden Trauernden diesseits und jenseits am Fenster entging die ganze Scene; sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Ich selbst hielt mich bereit, für den Fall zu interveniren, daß der Ingenieur die Rasirmesser-Operation am Ende sofort im Coupé zu probiren gedächte.

Der Zug hielt jetzt an der letzten Station vor der Metropole, und der Hagere bog sich zum Fenster hinaus, an dem sein junger Begleiter saß, um die Thüre aufzureißen. „Halt!" rief der Ingenieur, indem er die Rockzipfel seines Feindes ergriff und daran gewaltig zerrte. „Halt! Sie entwischen mir nicht; ich muß Ihr Blut gekostet haben, sehr braver Herr Maling."

Der junge Mann, jetzt erst aus seinem Traum erwacht, starrte den Ingenieur an, und auch die trauernde Dame wendete ihren Kopf bei Nennung des Namens „Maling". Ihr zitterndes Händchen schlug den Schleier zurück; ein bleiches Madonnengesicht, eine noch nicht achtzehnjährige mater dolorosa im schwarzen Rahmen ward sichtbar, und zwei seelenvolle große, blaue Augen hefteten sich fragend auf die eigenthümliche Scene, die sich im Coupé abspielte. Dem reizenden Kinde entglitt ein Schrei der Ueberraschung. „Hermann," bebte es sodann ersterbend von den schönen Lippen. „Lisbeth!" rief der junge Mann, und seine Mienen glühten Entzücken; er stürzte sich zwischen uns hindurch, und seine Arme umschlossen das liebliche Mädchen.

„Und der Tod hat Dich mir nicht geraubt?" jubelte er, die junge Dame mit tausend Küssen bedeckend.

„Und Du bist nicht gestorben?" flüsterte sie, vor Wonne und Wehmuth weinend.

Der Zug hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Der Ingenieur zerrte noch immer an den Rockzipfeln und hatte dennoch ein Auge der innigsten Theilnahme für die Liebenden. Der Hagere, einer Bildsäule gleich, starrte auf Hermann und Lisbeth.

Da erhob sich der junge Mann plötzlich. „Sie haben mich schnöde, grausam zu täuschen versucht, Herr Vormund," rief er. „Meine Lisbeth lebt, und Sie wußten oder veranstalteten den Betrug, als die Zeitungen mir den Tod meiner süßen Braut anzeigten. Sie schleppten mich auf Reisen, damit mir die Lüge verborgen bleibe, und Lisbeth inzwischen gezwungen werde, den Prediger in Himmendorf zu heirathen. Aber ihr dämonischer Plan hätte auch ohne Entdeckung Ihres Betruges einen Riß bekommen; denn nie würde ich mich entschlossen haben, Ihr Eidam zu werden, was Sie meines Vermögens wegen wünschen. Uebrigens wird dieses Stückchen Ihrer vormundschaftlichen Fürsorge mir die Mittel gewähren, mich Ihrer Vormundschaft zu entledigen."

„Und was that ich Ihnen zu Leide," Herr Vormund?" flötete Lisbeth, „daß Sie ein so schreckliches Spiel mit mir trieben und mir Hermanns Tod anzeigten?"

„Also auch Du ein Opfer der infamen Mystification?" brauste der Bräutigam auf und ballte die Hände.

Und ich auch betrogen durch den sauberen Herrn," schaltete der Ingenieur mit schneidender Stimme ein; betrogen um meinen Ruhm, meine Existenz, mein geistiges Eigenthum! Du sollst es dreifach bezahlen, dreifacher Böjewicht!

Der Vormund warf sich schweigend in die Polster. Er malträtirte mit den langen Fingern das Pincenez, als wollte er es in Atomstückchen zerbrechen.

Der Ingenieur und Hermann schmähten, Letzterer mit Einschiebseln, um Lisbeth seiner Liebe zu versichern. Ich selbst wünschte, den Bahnhof Berlins erreicht zu sehen, weil ich für die Sicherheit des Vormunds ernstlich zu fürchten begann. Auch er empfand das Kritische seiner Lage. „Hermann und Lisbeth", fing er plötzlich stotternd an, „nehmt meinen Segen; diese

Digitized by Google

Herren sind Zeugen meiner Einwilligung zu Eurer Verehelichung." Er streckte dabei die Arme aus wie ein Priester, der den Segen ertheilt. Der Ingenieur aber packte diese Arme und knirschte: „Das hat Dir Dein guter Stern gerathen; ich erlasse Dir einen Theil Deiner Sünden; aber völlig haben wir noch nicht abgerechnet.

„Nun, nun Herr Ingenieur," begütigte der Vormund. „Ich freue mich über den glücklichen Zufall, Sie jetzt schon kennen gelernt zu haben, weil ich Sie später aufzusuchen gedachte. Mit meinem Torfstich geht es nicht ohne einen intelligenten Direktor. Ich besolde einen solchen mit 1000 Thlr. jährlich und Tantième. Mein Torfstich bedarf überdieß der Reclame und ich erziele diese am besten damit, daß ich Ihre vortreffliche Brochüre überall vertheile. Zu einem Torfstichdirektor kann ich begreiflicher Weise keine geeignetere Persönlichkeit wählen, als den Verfasser der Schrift, und dürfte ich Sie wohl bitten, Ihre Kräfte meinem Torfstiche zu widmen?

„Hm," sagte der Ingenieur mit Genugthuung, „man sieht, daß Sie ein gediegener Geschäftsmann sind; ich mag nicht lange mäkeln nehme Ihren Vorschlag pure an und knüpfe nur die Bedingung daran, daß wir sofort nach unserer Ankunft in Berlin Alles schriftlich abmachen."

„Schriftlich abmachen!" wiederholte der Hagere nickend.

„Mein Bräutchen!" „Mein Geliebter!" flüsterte es glücklich aus der Wagenecke.

Der Zug rollte unter das Glasdach des prachtvollen Bahnhofgebäudes. Ich wurde ersucht, als Zeuge bei der Contractabmachung zu figuriren, und Hermann und Lisbeth baten mich so liebenswürdig, daß ich es nicht auszuschlagen vermochte, den Sonntag über vierzehn Tage als Gast bei ihrer Hochzeit zu erscheinen.

Mannigfaltiges.

(**Was ist chic?**) Der Pariser Correspondent der „Kreuzztg." knüpft an die Bemerkung, es werde auf das gegenwärtige franz. Ministerium von allen Seiten eingehackt, weil es nicht chic ist, nachstehende kleine Abhandlung über „was chic ist": „Verstehen Sie das? Schwerlich, ich verstehe es auch nicht und weiß nur, daß "chic" vom deutschen „Schick" herkommt und die ganze Pariser Welt tyrannisirt. Bald hört man hier: „Das ist chic!" und dort: Das ist nicht chic!" und Jedermann beugt sich willig vor dem chic. Warum aber etwas chic ist, oder etwas nicht chic ist, das erfährt man niemals. Warum ist zum Beispiel das Lycée Bonaparte, welches keineswegs das beste ist, chic und die andern nicht chic? Warum ist von den großen Provinzialstädten Frankreichs nur Bordeaux chic, Marseille und Rouen z. B. aber nicht? Warum sind von den Theatern die Opera, das Théâtre Lyrique, das Théâtre Italien und die Bouffes Parisiens fast immer chic und Ambigu niemals; Théâtre Français, Odéon und Gaieté nur am ersten Tag von ersten Vorstellungen? Warum ist chic Reiten, Fahren und Schlittschuhlaufen? dagegen nicht chic Rudern, Schwimmen und Angeln? Warum ist von allen Clubs allein chic der Jockey Club? Es gibt viel exclusivere Clubs als diese. Warum ist es chic, nur zu sagen: voiture, wenn von einem Wagen die Rede ist, und équipage nur von einer Meute von Jagdhunden zu brauchen? Es ist chic zu sprechen von den Sommitäten der Aristrokratie, den Notabilitäten der Finanz oder Börse, den Illustrationen der Kunst und Wissenschaft, der Elite der Gesellschaft und der Crême der eleganten Welt. Sommitäten der Börse und Notabilitäten der Kunst u. s. w. sind eben nicht chic. Klarer wird dadurch nicht, was „chic" ist, und noch schwiriger wird es, wenn man erfährt, daß ein Ding „plus chic" als das andere ist und daß es auch „falschen chic" gibt. Falscher chic ist z. B., wenn man mit seiner Rennbahnkarte am Hute in der Stadt fährt. Es scheint mir sehr unglücklich für das Ministerium zu sein, daß es nicht chic ist; aber Gründe für diesen Mangel, wenn es ein solcher ist, vermag ich nicht anzugeben. Napoleon I. soll gesagt haben, daß der Barbar gleich zum Vorschein käme, wenn man an einem Russen kratze; nun, wenn man an einem Franzosen kratzt (und kratzen ist chic), so kommt auch nicht ein Voltaire zum Vorschein.

(**Zu viel des Guten.**) Präsident Grant besuchte unlängst die Stadt Newburg, Vereinigte Staaten, und erwiderte die Bewillkommnungsadresse der Bürgerschaft mit einer kurzen Anrede. Nach beendigter Ceremonie folgte er der Einladung zu einem Festmahle, bei welchem seine Gesundheit ausgebracht wurde. Hierauf erhob sich der Präsident und sagte: „Sie werden doch nicht erwarten, daß jemand zwei Reden in einem Tage hält, deßhalb, hoffe ich, werden Sie von mir keine Beantwortung Ihres Toastes erwarten." Diese lakonische Bemerkung des Präsidenten rief allgemeine Heiterkeit und Jubel hervor.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 72. Mittwoch den 8. September. 1869.

Gedanken der Liebe.

Es fällt der Vögel kreisende Schaar
Auf den Wasserspiegel hernieder
Und badet die Brust in der Welle klar,
Und sträubt das bunte Gefieder.
Doch wenn im Grunde der waldigen Bucht
Der Jäger streift mit den Hunden,
So stürzt sich die lärmende Schaar in die Flucht
Und ist dem Auge entschwunden.

Gedanken! ihr gleichet der Vögelschaar
Auf der silbern blickenden Welle
Und Schmerz und Kummer dem Rüdenpaar,
Das mit dem Waidmann zur Stelle.
Und der Jäger ist der schnöde Hohn,
Den meine Liebe gefunden, —
Wie seid ihr in alle Ferne schon
Gedanken der Liebe entschwunden.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Die Briefe, welche an den Verwalter und die übrigen Untergebenen des Grafen bei der nächsten Poststation einliefen, wurden nämlich wöchentlich zweimal abgeholt, und es wurden zu den Botengängen die Hammerschmiede benützt, welche in dieser Verrichtung mit einander abwechselten. Der Geselle, dessen Hilfe Hans in Anspruch genommen hatte, drängte sich jetzt zu zu diesem Geschäfte, und da er sich etwas unpäßlich stellte, so war man ihm gern durch die Erleichterung in seiner Arbeit und dadurch daß man ihm die Botengänge überließ, gefällig. Auf diese Weise kam Hans in den Besitz des Briefes.

Eduard öffnete und las ihn begierig. Er enthielt so lautere Ausdrücke der glühendsten Liebe, daß Eduard sich eines boshaften Lächelns nicht erwehren konnte. Wahrlich, rief er aus, hätte ich ihn selbst für meinen Zweck erdichtet, er wäre nicht besser ausgefallen. Wir haben halb gewonnen Spiel, Hans!

Gut, so steuern wir auf die zweite Hälfte los. —

Eduard war mit der Geschicklichkeit, mit welcher Hans seine Aufgabe gelöst hatte, so zufrieden, daß er ihm, wie einem Freunde beim Abschiede die Hand drückte. Dann eilte er, den so gut eingeleiteten Plan weiter zu verfolgen. Er schrieb einen Brief an Heinrichs Vater, welchen er mit aller Schlauheit und sorgsamer Berücksichtigung der Schwächen desselben verfaßte. Wer ihn las, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß nur die innige Theilnahme und nicht die Leidenschaft die Feder geführt habe. Er theilte ihm mit, wie Heinrich einer Schwäche nicht habe Meister werden können, welche ihn verleitet habe, einer armen, niedrigen Hammerschmiedstochter ernste Anträge der Liebe zu machen, und wie man überall, wo man von dieser Angelegenheit spreche, entweder mit mitleidigem Kopfschütteln oder mit schonungslosem Tadel das mißbilligende Urtheil an den Tag lege. Auch der Spott, setzte er hinzu, macht sich laut. Man sagt, daß dem Stammbaume einer altadeligen Familie der Name einer Hammerschmiedstochter wegen seiner Seltenheit zur besonderen Zierde gereichen müsse. Schließlich bat er, der alte Baron möge verschweigen, wem er die Mittheilung verdanke; denn nur damit würde es ihm möglich gemacht, dem weiteren Scandale im Interesse einer befreundeten Familie vorzubauen.

Dieser Brief that seine Wirkung. Er war dem Gifte gleich, das rasch zerstörend die Säfte des Körpers verdirbt und der Heilung vorausgeht, oder dem Stachel der Biene, welcher in der Wunde mit seinen Widerhacken festsitzt. Der Lauf der Erzählung zwingt uns, den Leser dahin zu führen, wo über die sonst heitere Scene düstere Wolken fliehen, und der Schmerz anfängt, eine Heimath sich zu gründen, wo sonst die Freude oder doch Zufriedenheit wohnte.

Wir sehen noch den letzten Sonnenschein über der Flur liegen, in welcher sich die Besitzungen des alten Barons befinden, als Heinrich nach seinem Abschiede von Johanna in die Heimath zurückkam. Seine Brust barg eine Fülle von Seligkeit, wie sie nur der empfindet, der beglückt von der reinsten Liebe in der Außenwelt die Spiegelbilder seines Innern erblickt. Da verklären sich die Gestalten, welche vor das Auge treten, und verbinden sich zu einer seelen-

Digitized by Google

vollen Harmonie. Das Bild Johannas, welches mit der Entfernung von ihr an ätherischem Glanz zunahm, warf seine Strahlen auf die Umgebung, und wie von einem Heiligenscheine übergossen, glänzte sie in himmlischem Lichte.

Die Liebe Heinrichs zu Johanna war zu dem Punkte gestiegen, wo sie sich mit dem Leben indentifizirt. Sein ganzes Sein lag in ihr, oder sie selbst war es. Er dachte nur an die Geliebte, ja er unterhielt sich im Geiste auf das Lebhafteste mit ihr, und so süße Worte er zu ihr sprach, so süße gab er für sie sich selbst wieder zurück.

Erst als er aus dem Walde trat, in welchem der lebhafte Gesang der Vögel zu seinen Träumereien wunderbar lieblich musizirte, und das väterliche Schloß mit seinem gothischen Giebeldach in der Ferne erblickte, kam ihm der Gedanke daran, daß er vor der unzertrennlichen Verbindung mit der Geliebten im Angesichte der Welt das Vorurtheil seines Vaters zu besiegen hatte, welcher die Vorzüge einer Schwiegertochter nach der Reihenfolge der Ahnen, die sie aufzählen konnte, beurtheilt. Aber dieser Gedanke war wie die leichte Wolke, welche vor der Frühlingsluft flieht. Als ein schneller Schatten jagt sie über die sonnige Flur, und kaum hat ihn das Auge erblickt, so ist er demselben auch wieder verschwunden. Aber als er den Gruß des Willkommens im älterlichen Hause gesprochen und empfangen hatte, da trat die Phantasie vor der Wirklichkeit zurück, und als er dem Vater in das ernste Auge schaute, da zog eine Ahnung der Stürme, welche ihn erwarteten, durch seine Seele. Heinrichs Wesen hatte sich während der kurzen Abwesenheit vom älterlichen Hause sehr verändert. Wohl hatte ihn der Drang der Zuneigung zu Johanna in ihre Nähe geführt, aber diese Zuneigung hatte sich während dieser Zeit in die glühendste Liebe verwandelt. Mit ihr veränderte sich nun alles das, was in naher Beziehung zu seiner Person stand. Wenn er an seinen Vater dachte, so malte er sich den Ernst desselben so lieblich, so weich, daß er aussah, als warte er nur auf die Gelegenheit, sich seinen Wünschen gefügig zu zeigen. Jetzt stand er vor ihm in andrer Gestalt; Heinrich war es, als wäre er in den wenigen Wochen, wo er ihn nicht gesehen hatte, um Jahre gealtert. Er glaubte, eine Furche mehr auf seiner Stirne zu sehen, wie früher. Und Furchen und gealtertes Ansehen, machen den Menschen nicht nachgiebig, sondern eigensinnig und beharrlich.

Deßhalb zögerte Heinrich, sein Herz von der Mittheilung zu entlasten, die dasselbe drückte. Er hoffte auf eine väterliche Regung, die derselben entgegenkomme, und sie erleichtere. Diese Hoffnung schien sich auch bald zu verwirklichen. Nachdem der alte Baron eines Abends sich mit ihm in besonders zärtlicher Weise unterhalten hatte, nahm er ihn mit sich auf sein Zimmer, um, wie er sich ausdrückte, ein Wort mit ihm unter vier Augen zu sprechen.

Heinrich, sagte der Alte, als sie sich allein befanden, du weißt, daß ich meine einzige Hoffnung auf dich, als den setze, welcher meinen Namen fortpflanzen wird. Das schöne Verhältniß zu Mathilde, welches deine Freude und mein Stolz war, hat der Tod gelöst. Du hast als ein treuer Bräutigam die Zeit der Trauer ihrem Andenken geweiht und noch die letzte Pflicht dadurch erfüllt, daß du ihrer Ruhestätte deine Aufmerksamkeit zuwendetest. Jetzt ist es wohl an der Zeit, wenn du die Pflichten in's Auge fassest, welche du den Lebenden, welche du mir deinem Vater, schuldest. Heinrich, ich mag nicht lange mehr die Schwiegertochter in meinem Hause missen; und du scheinst wenig Lust zu haben, sie auszuwählen? Ist es nicht so?

Lieber Vater, sprach Heinrich gerührt, darf ich—

Deine Wahl ist frei, unterbrach ihn dieser, welcher dem unvollendeten Gedanken eine falsche Erklärung gab, natürlich, setzte er hinzu, unter den Bedingungen, welche sich von selbst verstehen.

Und diese sind?

Meine Schwiegertochter muß von gutem Stande sein und ein standeswürdiges Vermögen besitzen.

Konnte Heinrich jetzt das Geständniß wagen! Es erstarb auf der bleichen Lippe, und in das Herz legte der Widerspruch, in welchen er zum ersten Male mit seinem Vater kam, bitteres Weh.

Du wolltest sprechen, sagte der Baron.

Vater, erwiderte dieser etwas lebhaft, das Herz geht seinen eigenen Weg, und nicht überall wachsen die Blumen an demselben, welche es suchen soll.

Ich verstehe dich nicht.

Ich meine, daß meine Neigung lange, lange, ja vielleicht vergeblich suchen wird, wenn sie eine Braut heimführen soll, für die sich mein Herz entscheidet, und die zugleich von gutem Stande und vermögend ist.

Aber, lieber Sohn, sagte der Baron etwas betroffen, du wirst doch nicht an eine Mesalliance denken?

Gesetzt, mein Herz entschiede sich für ein Mädchen, welches anstatt der Ahnen Tugenden zählte, das zwar nicht reich an Geld, aber um so mehr an Vorzügen des Herzens wäre! —

Heinrich, sprach der Baron heftig, und das Blut drängte sich ihm nach dem Kopfe, — doch hier hielt er inne, und indem sein Gesicht bald die gewohnte Ruhe wieder annahm, fuhr er fort: Wir sind beide Thoren, daß wir uns mit einem Fall beschäftigen, welcher nicht eintreten wird, nicht eintreten kann.

Digitized by Google

Am nächsten Tage überzeugte sich der Alte, daß dieser Fall bereits eingetreten sei. Er erhielt Eduards Brief, und die Inlage, — die begeisterten Worte der Liebe, welche Heinrich an Johanna geschrieben hatte, — im Zusammenhalte mit dem Gespräche am vorigen Tage ließen keinen Zweifel übrig, — Heinrich war im Begriff, Schande, Schmach über die Familie zu bringen. So dachte der Alte, und wie Eduard vorausgesehen hatte, sein Blut kam bei diesem Gedanken in fieberhafte Wallung. Er sperrte sich, wie er in einem solchen Falle zu thun pflegte, in sein Zimmer, ließ Niemand vor sich, ging mit starken Schritten auf und ab, daß die Fußtritte im Wohnzimmer unter ihm wiederhallten, und Schwester, Tochter und Sohn ängstlich an ihnen den Sturm der Leidenschaft abmaßen, dessen Veranlassung sie nicht ahnten.

Der Alte brütete über die Maßregeln, die er ergreifen wollte, um das Unglück von seiner Familie abzuwenden. Bald entschloß er sich für Ernst, für Strenge, dann gewann wieder die väterliche Liebe die Oberhand; er wollte seinem Sohne warme Vorstellungen machen, an sein Herz sich wenden, welches bis jetzt immer die Pflichten eines gehorsamen Sohnes erfüllt hatte. Am ersten Tage kam er zu keinem Entschlusse; erst als der Schlaf und die Ruhe der Nacht sein Blut etwas abgekühlt hatte, rief er Heinrich zu sich.

Heinrich, sprach er mit Ernst und Wärme zugleich, als dieser in das Zimmer trat, ich habe eine briefliche Mittheilung erhalten, in deren Wahrheit ich keinen Zweifel setzen kann. Da sie aber Dich betrifft, so will ich die Bestätigung derselben auch aus Deinem Munde hören. Man schreibt mir, Du hättest ein ernstes Liebesverhältniß mit einer Hammerschmiedstochter angeknüpft?

Es ist die Retterin meines Lebens, erwiderte Heinrich.

Es ist eine Hammerschmiedstochter, sagte der Baron mit besonderem Nachdruck.

Vater, antwortete Heinrich, ich fühle den Vorwurf, welcher in dem Tone ihrer Stimme liegt, aber ich weiß, daß, wenn Sie die Verhältnisse genau kennen werden, unter welchen ich mit ihr bekannt wurde, Sie meine Liebe nicht verdammen, daß Sie sie entschuldigen, daß Sie sie billigen werden.

Du hast mir schon erzählt.

Erzählt? O, Vater, das ist es eben, was es so schwer macht, meine Gefühle zu erklären, daß man die Thatsache, aus der sie fließen, nicht mit den beredten Worten erzählen kann, welche zu ihrem Verständnisse nothwendig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Auch auf einem Schlachtfelde.

(Den Gefallenen der Arbeit im Plauen'schen Grunde in Sachsen.)

Der Sense Lied klingt sausend auf und nieder
Durch gold'ne Gassen segenschweren Korns;
Aufathmend wähnt das Herz des Volkes wieder,
Es sei geleert die Schale blut'gen Zorns.
Und wieder durch die Reih'n des Erntetanzes
Hinwandelnd, grüßt die Hoffnung Thal und Flur;
Der Frieden kehrt im Schmuck des Erntekranzes,
Und neuer Segen blüht auf seiner Spur.

Da zuckt es flammend durch der Erde Glieder.
Als rief das Chaos drohend uns hinab.
Ein Donnerschlag! — Im Herzen Deutschlands wieder
Steh'n wir entsetzt — an einem Riesengrab.
Die kleine Wiese deckt dreihundert Brüder,
Dreihundert Wackre unseres Vaterlands:
Ach! und am Himmel jubeln Lerchen Lieder,
Und Berg und Halde lacht im Sonnenschein.

Dreihundert! Wer an eine Sterbekammer
Rückblickend denkt, noch bebt sein Herz dabei.
Doch hier! Wer faßt den tausendfachen Jammer?
Der Liebe tausendfachen Schmerzensschrei?
Ihr, die Ihr heut im Kreis von blüh'nden Kindern
Euch sonnt im Strahl des Glückes und des Lichts.
Was könnt Ihr helfen hier? Was trösten, lindern?
So wen'ges! Ach! so wenig mehr, als nichts!

Eins könnt ihr! Schützt vor Hunger sie und Darben!
Ja, deutsche Frauen, rechts und links des Mains,
Ja, deutsche Männer, aller Zeichen, Farben,
In herzlichstem Erbarmen seid heut eins!
Die Väter sanken in dem Kampf der Ehre,
Der Arbeit und der Elemente Schlacht; —
O, daß das Herz des deutschen Volkes wäre
Der Kinder Hoffnungs-Gottes-Segen-Schacht!

Mannigfaltiges.

Die „Hess. Landesztg." brachte dieser Tage folgende (von boshaften Leuten auf die Affaire Aug. Metz selig bezogene) Erklärung: „Die Unterzeichneten, welche in der Anklagesache gegen ihren Collegen Schinderhannes cta. öffentliche Gerechtigkeit wegen Ehrenkränkung, Verläumdung und Kopfverkürzens mittels der Guillotine die Akten des s. v. Mainzer Assisenhofs gründlich durchstöbert und den peinlichen Halsprozeß des Anklägers wegen angeblichen Einbruchs, Koffer- und Kopfabschneidens in allen seinen Theilen verfolgt und revidirt haben, erklären hiermit ihrer innersten Ueberzeugung nach und unter Verpfändung ihres gewohnheitsgemäßen Zunftehrenwortes, daß sie diese Thatsachen für in

keiner Weise erwiesen erachten. Der bayerische Hiesel, quiescirter Gauner und Wegelagerer. Rinaldo Rinaldini, ehrlicher Straßenräuber und empfindsamer Gurgeloperateur u. s. w."

(Magnetismus in Taschenuhren.) Ein amerikanischer Uhrmacher hat zufälliger Weise die Entdeckung gemacht, daß die Unruhe in fast jeder Taschenuhr, falls sie aus Stahl gefertigt ist, in einen Magnet verwandelt wird. Durch welchen Prozeß in der Herstellung sie ein Magnet geworden, möchte schwer festzustellen sein, ob das Rad aber wirklich einer ist, kann man leicht dadurch herausfinden, daß man es, auf einem kleinen Stückchen Kork befestigt in stilles Wasser legt und sieht, ob es sich stets nach einer Richtung dreht. Der magnetische Charakter der Unruhe würde über viele Störungen in Taschenuhren Aufschluß geben, die bisher unerklärlich waren. Ein Schlüssel oder eine stählerne Messerklinge in derselben Tasche mit der Uhr, wird den regelmäßigen Gang derselben stören und selbst wo kein weiterer Stahl in der Nähe ist, wird der Magnet sich naturgemäß gegen Norden zu richten suchen.

Die Bestrafung des Verbrechens nach dem mosaischen Grundsatze „Auge um Auge, Zahn um Zahn", die bei uns schon längst abgeschafft ist, steht in Japan noch in voller Blüthe. Das letzte Beispiel einer solchen kommt aus Osaka, wo eine Stiefmutter schuldig befunden worden war, ihre beiden Stiefkinder von 5 resp. 3 Jahren in einem heißen Bade — wie man sie in Japan in jedem Hause findet — zu Tode gekocht zu haben, wurde verurtheilt, allmählich in Oel gekocht zu werden. Ein eigenthümlicher Zug in der japanesischen Rechtspflege ist der, daß als Warnung alle Stiefmütter in ganz Osaka angewiesen wurden, eine bestimmte Quantität zu dem Oel zu liefern, in welchem die Kindsmörderin ihre Strafe fand. Die Verbrecherin gehörte den unteren Ständen an.

(Betrunkene Ratten.) Ein „Nordamerikaner" kam auf den Einfall, die Ratten in seinem Hause durch einen aus Brod, Zucker und Branntwein gemachten Teig zu berauschen und dann zu fangen. Der Erfolg entsprach ganz seinen Erwartungen: die Thiere, welche von dem in den Keller gestellten Teig gefressen hatten, ließen sich ohne Widerstreben fangen; freilich darf man nicht zu spät auf dem Schauplatze eintreffen, d. h. nicht, nachdem die Gäste ihren Rausch ausgeschlafen haben. Wenn aber das Gemenge aus gepulvertem gebrannten (nicht gelöschtem) Kalk und Zucker besteht, dann macht eine heftige Magen-Entzündung dem Leben bald ein Ende.

Der Börsenwitz fühlt sich besonders durch das Wettrennen amerikanischer Speculations-Agenten angeregt, die einander zuvorzukommen suchen, um das deutsche Capital für ihre Eisenbahnprojekte in Beschlag zu nehmen. Die neueste amerikanische Eisenbahnpriorität heißt „Alabama." Die Frankfurter Börse hat darauf den Witz begangen: „die sich an Alabama hängen, sollte man an alle Bäume hängen", und von der Rockford Priorität sagen sie: „bei ihr wird nicht nur der Rock fortgehen, sondern auch das Hemd."

(Verschwärzt.) Aus Baden-Baden kommt ein wichtiger Fingerzeig für Damen, die ihr Gesicht verschönern. Eine der vielen Amerikanerinnen, welche sich dort befinden, hatte sich sehr nahe über die heiße Quelle gebeugt und wurde im Gesicht plötzlich schwarz wie eine Negerin. Das Gas, das sich aus der Quelle entwickelt, hat den Wißmuth, welchen das Poudre de Riz enthält, dunkel gefärbt. Als sie nachher in der „Conversation" wieder ganz in voriger Frische erschien, nannte sie ein Spötter die „Göttin des rouge et noir."

In Sanssouci bei der k. Tafel war einmal von einer russischen Anordnung die Rede und Humboldt nannte, indem er davon sprach, mehrmals den Minister des Cultus. „Sie irren," rief ihm der König zu, „hier handelt der Minister der Aufklärung." Humboldt, ohne sich stören zu lassen, nahm die Berichtigung an, indem er in seiner Rede eiligst einschaltete — „also nicht der Minister des Cultus, sondern des Gegentheils" und dann in gewohnter Weise weitersprach. —

(Billige Gänse.) In Aegypten gibt es einen Landstrich, wo die Gänse in solcher Menge hausen, daß z. B. die sog. Gänse-Insel im See Menzalah an manchen Tagesstunden vor der Menge dieses Federviehes gar nicht sichtbar ist. Das Stück kostet dort nach unserem Gelde 3½ kr. und soll namentlich die Leber dieser ägyptischen Gans jede europäische Concurrenz aus dem Felde schlagen.

Wem das bekannte Wort „Kalospinthekromokrene" noch immer nicht recht geläufig geworden sein sollte, der gewöhne sich an das neue: „Chromatichecataractapoicile," welches auf dem Zettel des „Zauberkünstlers" Agoston gegenwärtig figurirt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 73. Samstag den 11. September. 1869.

Abendruhe.

Die Vesperglocke ist verhallt,
Der Vögel Lied verstummt,
Geheimnißvoll der Tannenwald
Sein leises Lied nur summt.

Der Abend senket allgemach
Herab sich auf die Flur,
Von Ferne dröhnt der Stundenschlag
Der alten Kirchthurmsuhr.

Im Thale drunten ist's so still,
Nur eine Mühle geht,
Sie geht so lang das Bächlein will,
So lang das Rad sich dreht.

Doch plötzlich kommt der Mühlenknapp
Und setzt die Mühle zu. —
So plötzlich vor dem offnen Grab
Steh'st Wanderer auch Du.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Denken Sie sich die Hand eines verruchten Bösewichts zum Todesstoß erhoben, mein Leben verloren, und in demselben Augenblick ein Mädchen erscheinen, welches wie ein rettender Engel den tödlichen Stoß verhindert; denken Sie sich dieses Mädchen ausgestattet mit allen Reizen des Körpers und geschmückt mit allen Vorzügen der Seele, im Besitz einer Bildung, um die sie manche Tochter eines Edelmanns beneiden darf, — und Sie werden vielleicht begreifen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mit unauflöslichen Banden an dieses Mädchen gekettet bin.

Der alte Baron, dessen Züge angefangen hatten, weich zu werden, fiel bei dieser Erklärung in früheren Ernst zurück. Heinrich, sagte er, ich begreife eine jugendliche Wallung, wenn sie vorübergehend ist; aber ich fürchte, bei dir ist sie bereits zur Thorheit geworden.

Doch Heinrich ließ sich durch diese bittere Bemerkung nicht beirren. Er fuhr fort, das Bild Johannas mit den glühendsten Farben auszumalen, schilderte die Scene im Gottesacker, wie er in der Stille der Nacht das Grab Mathildens aufgesucht und dort Johanna getroffen habe, beschäftigt, dasselbe zu schmücken und das Andenken der Verstorbenen zu ehren, wie aber dem Allen die innigste reinste Liebe zu Grunde gelegen sei. Sie, die ihre Hand mit dem rettenden Gewehre bewaffnet, habe auch hier das Grauen des Friedhofes überwunden. Und so tief, so innig wie ihre Liebe, setzte er hinzu, ist auch die meine. Vater, Sie haben jetzt mein Geständniß, das mir seit meiner Rückkunft hieher auf dem Herzen brannte; Sie werden, Sie können es nicht verdammen, getrost erwarte ich Ihr Urtheil.

Der Baron ergriff statt der Antwort Heinrich bei der Hand, führte ihn durch die langen Gänge hinab in den Saal, in welchem die Bilder seiner Ahnen aufgehängt waren, und stellte sich mit ihm vor dieselben, sie lange still betrachtend. Endlich sprach er: Heinrich, ich weiß nicht, ob du noch für vernünftige Vorstellungen empfänglich bist, aber ich dächte, hier diese Bilder, unsere Ahnen, müßten in ihrer Schweigsamkeit dein bethörtes Herz beschämen und dein irregeleitetes Gefühl auf die rechte Bahn zurückführen. Sieh, hier das ist deine Mutter, ihr Mund ist auf der Leinwand so liebevoll, als er es im Leben war, ihr Auge so warm, als es noch mir und dir zulächelte. Und dieß sind die Großältern; der alte Herr, mein Vater, mit dem ernsten Angesicht, du kanntest ihn noch; er hat nicht immer so ernst geblickt wie hier, sondern wußte zuweilen recht freundlich zu lächeln, besonders wenn er dich, den kleinen Knaben, auf die Kniee nahm, oder wenn die Großmutter hier mit der heitern Miene ihn in eine lustige Stimmung brachte. Hier meine Großältern kann ich mir selbst nur noch dunkel erinnern, aber ich weiß, daß sie auf Ehre hielten, so gut, wie ihre Vorfahren und Nachkommen bis auf mich, oder dich, je nachdem du dich entschließest, ein würdiges Glied in der Kette unserer ehrenwerthen Familie zu werden, oder sie abzureißen, und dir ein neues Geschlecht zu gründen. Heinrich, wirst du das Letztere thun? Heinrich, bei dem Andenken an deine verstorbene Mutter, das wirst du nicht!

Vater, erwiderte dieser warm, lernen sie Johanna kennen, und wahrlich, Sie werden ihr

Digitized by Google

nicht blos einen Platz gönnen unter den Bildern hier, sondern auch in Ihrem Herzen.

Der Baron lachte bei diesen Worten, und der Spott, welcher aus diesem Lachen klang, verletzte tief Heinrichs Herz. Vater, sprach er, Sie sagten mir oft, daß Sie mich lieben; ist das der Fall, so hat wohl die Person, welcher Sie das Leben Ihres Sohnes verdanken, auf Alles mehr Anspruch, als auf Ihren Spott.

Diese Worte hätten gewiß Eindruck auf den Alten gemacht, wenn er, seinem Vorsatz getreu, die ruhige Seelenstimmung bewahret hätte, mit welcher er gekommen war; aber es hatte bereits die Leidenschaft in seinem Herzen Platz genommen und mit heftiger Bitterkeit erwiderte er deßhalb: Ei, ich darf wohl um Verzeihung bitten, daß ich dem Fräulein Hammerschmiedstochter den schuldigen Respekt versagt. Kann ich's wieder gut machen, wenn ich gleich den Maler schicke, und sie mir abconterfeien lasse, um ihr hier unter unsern Ahnen einen Platz einzuräumen, dem sie gewiß alle Ehre machen wird? Ei, ich kann mir denken, welchen Rumor das geben wird, wie die alten ehrwürdigen Häupter sich demüthig vor ihr beugen werden.

Ich bitte, Vater, unterbrach Heinrich mit dem Ausdruck des innerlichen Schmerzes, welchen er bei den Worten des Barons empfand, schonen Sie meiner! Es ist meine Braut, die sie verspotten, ich habe ihr im Angesicht des Himmels den Schwur der Treue gegeben, und Sie wissen es Vater, daß ich meine Schwüre halte.

Deine Braut? erwiderte der Baron; da darf ich wohl bedacht sein, daß ich der Mitgift, die sie dir bringen wird, ein gewichtiges Heirathsgut entgegensetze. Weißt du, ungerathener Sohn, was ich dir gebe? Meinen Fluch! Du magst versuchen, ihn in Segen zu verwandeln, denn ohne das weiß ich nicht, wie es dir möglich werden wird, mit ihm deinen Haushalt zu führen.

So war der Friede zwischen Vater und Sohn gebrochen. Der Baron stürmte aus dem Zimmer und Heinrich stand noch lange bewegungslos da, den Klang des Wortes im Herzen, welches wie ein scharfes Messer in dasselbe gedrungen war. Vaterfluch!! Er hatte wohl vorausgesehen, daß sein Vater der Verbindung mit Johanna Hindernisse in den Weg legen werde; allein er hielt sie für übersteigbar. Doch über einen Vaterfluch springt man nicht so leicht hinweg, wenigstens Heinrich fühlte durch ihn seinen Lebensfrieden zerrissen, das Glück seiner Liebe in Trümmer geworfen.

Endlich eilte er hinaus in's Freie. Das Korn stand mannshoch auf den Feldern, und wogte in sanften Wellen und der Blüthenstaub zog sich wie Rauch in die Luft empor. Die Lerchen flatterten lustig durch denselben und sangen ihr trillerndes Lied. Auf den Zweigen der Bäume hüpften andere Vögel in Lust und Freude, auf den Wiesen scherzten muntere Lämmer, und die Hirtenknaben antworteten sich mit fröhlichen Gesängen. Die Natur in so heiterem Gewande und von so glücklichem Leben bewegt, übt einen eigenen Zauber auf das Herz der Menschen. Heinrich war's, als lösten sich die Schmerzen ab, vor seiner Phantasie flohen die düsteren Gestalten, und Johanna's Bild nahm ihre Stelle ein, verklärt von dem Zauber der ihn umgebenden Natur. Er vergaß einen Augenblick was zwischen ihm und seinem Vater vorgekommen war. Aber als die Weißdrossel im nahen Walde ihre lauten Töne herüberrief, da war es ihm, als hörte er das Wort „Vaterfluch“ aus ihnen, und gejagt von dieser Vorstellung eilte er wieder nach Hause.

Hier fand er die Tante und die Schwester mit kummervollen Gesichtern. Sie hatten von dem Vater die Ursache des Zwiespaltes erfahren und obgleich kein Wort des Vorwurfes aus ihrem Munde kam, so glaubte doch Heinrich aus ihren Mienen zu lesen, daß sie seine Liebe mißbilligten. Er fühlte sich fremd in dem heimischen Kreise; seine Lippen, sonst so bereit zum freundlichen Gespräche, versagten ihm jetzt ihren Dienst, sein Herz, welches sonst so warm, so glücklich schlug, wenn er sich unter den Seinen befand, drängte ihn jetzt aus ihrer Mitte, und so hatte er weder draußen noch im Hause Ruhe und Frieden.

Dadurch wurde er schwermüthig. Der sonst so lebensfrohe Jüngling mit seinem offenen Auge ging jetzt niedergesenkten Blickes einher. Er mied die Menschen und machte weite Umwege, wenn er sah, daß ihm Jemand entgegen komme, nur um nicht mit ihm zusammenzutreffen.

Dagegen suchte er die einsamsten Plätze im Walde auf, wo er oft Tage lang verweilte und über sein Mißgeschick brütete, oder über die Vorurtheile der Welt. Nur selten war der Gedanke an Johanna frei von jeder störenden Einwirkung seines niedergedrückten Gemüthes, und solche Augenblicke waren gewissermassen die Oeltropfen, welche das Licht seines Geistes vor dem Verlöschen verwahrten, oder der Markknochen, der dem dahinsiechenden Körper die letzte Kraft gab. —

Endlich schien auch diese zu brechen. Er verfiel in ein heftiges Fieber, welches ihn auf das Bett warf und bald seines Bewußtseins beraubte. Aber während die pflegenden Schwestern kummervoll an seinem Krankenbette saßen und die Tante sorgsam sich jede Viertelstunde nach seinem Befinden erkundigte, während selbst der Vater unruhig wurde und schon wegen des harten Wortes, das er zum Sohne gesprochen, Reu-

Digitized by Google

fühlte, schweifte seine Phantasie in den lieblichsten Gefilden. Er ging auf duftenden Blumenauen, umflattert von den buntfarbigsten Schmetterlingen und unter dem melodischen Gesange unzähliger Vögel, an dem Arme der Geliebten, die ihm die schönsten Blumen pflückte und unter süßen Küssen darreichte, oder er saß mit ihr in der Laube eines wundervollen Gartens im glücklichen Gespräche und sog aus ihren glühenden Mienen und ihrem warmen Auge himmlisches Entzücken.

Als nach sieben Tagen die Kraft seines Körpers das Fieber überwand und er zum Bewußtsein erwachte, da blickte er sich befremdet um, und er wäre gern wieder in seine glücklichen Träume zurückgekehrt, wenn sie seinem Willen gehorsam gewesen wären.

Doch ein Lichtblick fiel mit der Wiederkehr seines Bewußtseins in das gedrückte Herz. Die Gefahr, in welcher sich sein Leben befand, hatte die Eisdecke der väterlichen Brust geschmolzen; der alte Baron kam jetzt gar oft an das Krankenbett seines Sohnes, und die Theilnahme, welche er dabei an den Tag legte, wirkte auf seine Genesung sichtlich ein.

Sein Seelenfrieden nahm zu, als der Vater sich sogar in Worten gegen ihn aussprach, und das abgerissene Band wieder zu knüpfen suchte. Ich habe, sagte er zu ihm, neulich ein hartes Wort gegen Dich gesprochen, vergiß es, mein Sohn.

Später äußerte er sich einmal in noch liebevollerer Weise. Heinrich, sagte er, es war thöricht von mir, daß ich meinem Unwillen die Zügel ließ. Ich hätte auf viel vernünftigere Weise Dir meine väterlichen Absichten darlegen können. Gewinne wenigstens die Ueberzeugung, daß ich es gut mit Dir meinte. Ach, Heinrich, wenn Du den Kummer kenntest, der meine Lebensfreude unterbrochen hat, Du würdest mich entschuldigen.

Vater, was ist Ihnen? fragte Heinrich theilnehmend.

Nicht, nicht! antwortete der Baron abwehrend. Jetzt keine Mittheilung! Du bist noch nicht im Stande, sie zu ertragen!

So gerührt Heinrich einestheils von diesen Worten war, so besorgt wurde er anderntheils durch den dunklen Sinn derselben. Ach, er sollte nur zu bald über ihn Aufschluß erhalten.

Als Heinrich wieder vollständig genesen war, und mit der Wiederkehr seiner Kräfte anfing, dem Leben neuen Reiz abzugewinnen, drängte es ihn, das väterliche Herz durch Mittheilung zu erleichtern. Der alte Baron war in den letzten Tagen immer finsterer geworden, die Furchen auf seiner Stirne mehrten sich, und hie und da stieg ein leiser Seufzer aus der beklommenen Brust.

Er begab sich deßhalb auf dessen Zimmer, und hier war leicht der Faden des Gespräches gefunden, weil der Vater gerade mit seinen düstern Gedanken beschäftigt war, und der unerwartete Eintritt seines Sohnes ihm vorkam, wie ein Fingerzeig aus dem Labyrinthe, in dem er sich befand.

Gerade recht, daß Du kommst, mein lieber Sohn, sagte der Alte, indem er ihm die Hand reichte. Setze Dich!

Vater, erwiderte Heinrich, Sie sind traurig, wie ich sehe.

Hat der Kummer schon den Weg vom Herzen in das Gesicht gefunden, so magst Du daraus entnehmen, daß er bereits heimisch da ist. Heinrich, ich muß nochmals auf den Zwiespalt zurückgehen, in den ich neulich mit Dir gekommen bin. Du verzeihst mir das harte Wort, welches mir damals entfahren ist, nicht wahr?

Vater, ich habe nur ein Gedächtniß für ihre Liebe! antwortete Heinrich.

Es reut mich in der That! verstehe mich recht, ich habe seit der Zeit meine Ansichten nicht geändert, dafür bin ich auch schon zu alt, zu unbiegsam.

Heinrich hing an den Lippen seines Vaters mit gespannter Aufmerksamkeit.

Aber, fuhr dieser fort, meine Liebe zu Dir ist stärker, als meine Grundsätze. Du liebst ein Mädchen aus dem niedersten Stand; der Gedanke daran empört noch heute mein Herz. Aber Du liebst es innig, mit der vollen Gluth Deines Herzens, Deine Liebe ist ein Theil Deines Lebens, davon habe ich mich überzeugt; und siehe mein Sohn, dies ist der Sporn, der meine Vaterliebe zum Kampfe mit meinen Grundsätzen aufregt.

Vater, sagte Heinrich gerührt, ich kenne Ihr Herz, es ist reich an edlen Gefühlen.

Dazu kommt die Erwägung, Deine Liebe hat einen tiefen, verständlichen Grund. Du dankst dem Mädchen Dein Leben, und eine Kette, die der Edelmuth mit der Dankbarkeit schlingt, reißt man nicht leicht.

Vater, sprach Heinrich lebendig, Sie sollten das Mädchen kennen, ihre Vorzüge, ihre reine Liebe zu mir!

Wie gesagt, mein Sohn, meine Grundsätze fangen an, zu weichen vor der Gewalt der väterlichen Liebe. Vater! rief Heinrich laut vor Entzücken und fiel ihm um den Hals.

Doch dieser entzog sich seiner Umarmung. Du wirst mich noch weiter hören, mein Sohn, sprach er ernst, nachdem er sich eine Thräne aus dem Auge gewischt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Kleider machen den Mann) scheint auch in Amerika noch immer die Losung zu sein. In Washington erregt, wie der dortige Korrespondent der „Indep. belge“ berichtet, ein Abenteuer viele Heiterkeit, welches Präsident Grant kürzlich erlebte, als er auf ein paar Tage von seinem Landaufenthalt nach der Stadt zurückgekehrt war. Die Küche des Weißen Hauses ist in der Abwesenheit der Frau Präsidentin außer Thätigkeit gesetzt. Herr Grant hatte daher den Einfall, bei dem Restaurateur Walker zu frühstücken, der nicht weit vom Weißen Hause wohnt. Er verlangte ein besonderes Zimmer. Allein der Kellner, welcher den Präsidenten nicht kannte und ihn nach seinem Anzuge beurtheilte, der etwa dem eines Arbeiters bei seinem Sonntag-Nachmittags-Ausgang glich, erwiderte, er habe kein besonderes Zimmer, der Gast möge wie alle Uebrigen im Speisesaale frühstücken Herr Grant hielt es für gerathen, entgegengesetzt seiner sonstigen Gewohnheit, den Rückzug anzutreten, begab sich ins Weiße Haus zurück und ließ sich sein Frühstück aus einer Garküche holen, welche ein Neger in der Nähe des Weißen Hauses etablirt hat. Ein Herr, welcher bei Walker frühstückte und Zeuge der Scene gewesen war, frug den Kellner, ob er wohl wisse, wer der Herr sei, den er eben so schlecht behandelt habe. Nein, erwiderte dieser, und ich wünsche auch nicht gerade, seine Bekanntschaft zu machen. — Es ist der Präsident der Vereinigten Staaten! — Nicht möglich? der — Schade auch! — Warum zieht er sich so schlecht an und kommt nicht in einem Wagen vorgefahren?

Der Berliner „Börsen-Zeitung“ wird berichtet: In Wien ist ein Kaufmann aus Minnesota angekommen, ein geborener Oesterreicher, um heirathslustige Mädchen anzuwerben, die er kontraktlich drüben in Amerika zu verheirathen verspricht. Bis letzten Sonnabend Mittag war der „Bedarf“ von 215 Damen gedeckt; daß er nicht die jüngste „Waare“ exportiren wird, geht daraus hervor, daß die jüngste der Brautwerberinnen 26 Jahre zählt. Nächsten Monat geht die Expedition ab.

Die „Jura-Ztg.“ erzählt von einem, von Joh. Fuhrmann, Uhrenmacher in Chaurdefonds, erfundenen und konstruirten Perpetuum mobile, welches zur Besichtigung ausgestellt ist, und dem Urtheile des genannten Blattes zufolge das Problem, welches schon so vielen Mechanikern Kopfzerbrechen gekostet, wirklich lösen soll. (?)

(Die alte Geschichte.) Aus Potsdam berichtet die „Nordd. Allg. Ztg.“ unterm 24. August: Unser idyllisches Sacrow wurde gestern Abend der Schauplatz eines gräßlichen Unglücks. Zwei Brüder von denen der eine kränklich und schwach, schon mehrere Sommer dort gewohnt hat, wollen gemeinschaftlich zu Abend speisen. Sie sitzen in einem der obern Zimmer des Fährkruges „Zum Dr. Faust“. Der jüngere von Beiden, zugleich der kränkliche, ein Architekt, der eine besondere Vorliebe für Waffen hegt, geht, bevor sie sich setzen, noch einmal in des Wirthes Zimmer, sieht dort die Flinte an der Wand hängen, nimmt dieselbe, nicht ahnend, daß sie geladen ist, mit, um sie dem Bruder als ein vermeintliches Prachtexemplar zu zeigen, der ihm ja bei seinem kurzen Besuche einen Revolver mitgebracht hat.

Der ältere Bruder, ein Gutsbesitzer, sitzt ruhig auf einem Stuhle und hört die Anpreisung des Gewehres mit an. Als der andere aber das Gewehr spannt und auf dem Pistol ein Zündhütchen erblickt, will er langsam den Hahn wieder in Ruhe setzen. Gelang ihm dies nun nicht, oder war die Feder für seine Fingerkraft zu stark? Genug, das Gewehr ging los und der Schuß fuhr in unmittelbarer Nähe dem ältern Bruder in's Genick. Der Tod erfolgte auf der Stelle. Der Seelenschmerz des Ueberlebenden ist furchtbar, sein geistiger Zustand war besorgnißerregend.

(Schweintreiberzunft.) Die in Steinbruch bei Pesth ansässigen Schweintreiber beabsichtigen einen Verein zu gründen, um die Interessen der Schweintreiber zu fördern und darauf zu achten, daß in Steinbruch nur unbescholtene Personen als Schweintreiber aufgenommen werden: ferner beabsichtigt der Verein, seinen Mitgliedern nöthigenfalls auch Unterstützungen zu gewähren.

(Eine ganz neue Todesart) ist in Marion County, Jowa, aufgetreten; eine dort wohnende Frau Gifford starb am 14. August an den Folgen der Sonnenfinsterniß, oder richtiger, der während derselben ausgestandenen Angst.

Aehnlichkeit zwischen einem kalten Beefsteak und einem kalten Freunde: — Beide sind um so ungenißbarer und unverdaulicher, je länger sie heiß gewesen sind.

In einer norddeutschen Theaterzeitung fängt eine Recension mit dem ominösen Druckfehler an: „Unsere erste Coloratur fä g e r i n Frln. N.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückert-Straße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 74. Mittwoch den 15. September. 1869.

Mein Brudergruß.

Poetische Festgabe

zur vierten Stiftungsfeier des Krankenunterstützungs- und Sterbekassa-Vereins für alle Stände des Regierungsbezirkes Unterfranken und Aschaffenburg am 8. September

von

Julius Kuttor,

Inspector dieses Vereins.

> Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
> v. Schiller.
>
> Es ist dem Menschen aufgegeben sich selbst zu helfen.
> Jakob Friedrich Fries,
> Professor der Philosophie zu Jena und Mitbegründer der deutschen Burschenschaft.

Es klingt um uns mit süßen Melodieen,
Zur hehren Feier ist das Herz entfacht;
Die Töne schlingen sich zu Harmonieen,
Dem heut'gen Stiftungsfeste dargebracht;
Und Hochgefühle durch den Busen ziehen,
Denn Alle fühlen wir des Bundes Macht,
Der brüderlich uns liebevoll vereinet,
Vereinte Kraft im Unglück treu erscheinet.

Vier Jahre sind in raschem Lauf verflossen
— Und freudig blicken können wir zurück —
Als wack're Männer diesen Bund geschlossen,
Ob dem gewaltet seither reiches Glück;
Denn Keinen hat der Mühe Last verdrossen,
Der Bund galt nicht dem flücht'gen Augenblick.
Viel Männer sich vereinigten zum Streben,
Und schöne Früchte hat es d'rum gegeben.

Gab es auch Stürme, die dem Bunde drohten,
Ihm Unheil, Schaden längre Zeit gebracht;
Da Trug und List ihn freventlich durchlohten
Und Eigenutz Gewinn sich ausgedacht:
Wir warfen jenen Zeitraum zu den Todten,
Da wir mit frischem Muth uns aufgemacht.
Was wir erstrebt, das ist uns schön gelungen,
Das Ziel blieb fern nicht, dem wir nachgerungen.

D'rum lasst nicht ab von diesem edlen Streben,
Das uns im Unglück Trost und Lind'rung bringt.
Dem Kranken Unterstützung wird gegeben,
Des Todten Haus die Bruderlieb' umschlingt.
Mißstände heben wir im Menschenleben,
Vereinte Kraft wird nur dazu bedingt.
D'rum muthig fortgesetzt, was schön begonnen,
Für jeden werden Früchte dann gewonnen.

So stimmt denn heut' zur hehren Stiftungsfeier,
Die tief ergriffen hat ein jed' Gemüth,
Zu Festeshymnen Instrument und Leyer,
In Liedern singt, was euch im Busen glüht.
Daß unser Geist sich höher schwingt und freier,
Im Festgenuß ein Hochgefühl erblüht.
Mög' der Verein stets blühen und gedeihen,
Und stets sich mehren uns'rer Brüder Reihen.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Reden Sie, Vater, sagte Heinrich; schließen Sie mir ihr Herz auf; Wenn irgend etwas in demselben verborgen liegt, was es beunruhigt, so wird meine Theilnahme bemüht sein, es zu verdrängen, den Kummer zu stillen.

Sohn, fuhr der Alte fort, meine Vermögensverhältnisse haben sich verschlimmert. Man hält mich für wohlhabend, für reich; ich bin es nicht mehr.

Welcher Verlust hat Sie betroffen?

Die Summen, welche ich im Spiele verlor, sind bedeutend. Sie haben meine ausstehenden Kapitalien verschlungen und mein Gut bereits mit Schulden belastet.

Der Alte schaute bei dieser Eröffnung seinem Sohn in's Gesicht, gerade als erwarte er eine vorwurfsvolle Miene. Als er aber in demselben nur die Rührung der Theilnahme las, fuhr er fort:

Du begreifst schwerlich die Lage, in welcher ich mich befinde, wenn ich Dir nicht Einsicht in meine Bücher gestatte. Hier sind sie.

Es wird gut sein, fuhr er fort, als Heinrich zögerte sie in die Hand zu nehmen, wenn Du Dich aus ihnen genau überzeugst, wie zerrüttet meine Vermögensverhältnisse sind.

Wozu? fragte Heinrich abwehrend.

Begreifst Du das nicht? Schau Heinrich,

Digitized by Google

wenn ich Dir jetzt im Augenblicke die Billigung Deiner Liebe zu der Hammerschmiedstochter ausspräche, die Zustimmung zur unauflöslichen Verbindung mit ihr gäbe und meinen Segen dazu, was würde das Dir nützen? Oder wirst Du um ihre Hand werben, wenn Du nicht weißt, daß Du ihr ein sorgenfreies Leben dagegen bieten kannst?

Der Vater hatte recht; Heinrich hatte an diese Erwägung, welche so nahe lag, nicht gedacht. Bangen Herzens nahm er die Bücher in die Hand, und fand in denselben die Worte seines Vaters bestätigt. Das väterliche Gut war verschuldet, die Aktivkapitalien waren heimgezahlt und verschwunden. Mit dieser Ueberzeugung öffnete sich für ihn eine trostlose Zukunft. Er seufzte tief auf.

Du wirst mir zürnen, lieber Sohn, sprach der Vater, und ich wünschte etwas zu meiner Entschuldigung sagen zu können. Das Spiel, das unglückselige Spiel!

Heinrich schwieg; denn er wollte auch nicht durch ein einziges Wort dem Vater wehe thun.

Und die falschen Freunde, fuhr dieser fort. Ich sehe jetzt ein, daß sie es weniger gut mit mir, als mit meinem Geldbeutel meinen.

Gott weiß es! seufzte Heinrich.

Aber was sollte ich machen? Sollte ich sie aus dem Hause jagen? Das konnte ich nicht. Sollte ich aufhören, mit ihnen zu spielen? Das durfte ich nicht, wenn ich meinem Credit nicht schaden wollte; man hätte das Zurückgehen meines Vermögens vermuthet, und dazu durfte ich es nicht kommen lassen, schon um Deinetwillen nicht.

Um Meinetwillen? fragte Heinrich verwundert.

Siehst Du nicht ein, daß der Vater auf Credit halten muß, wenn der Sohn nach einer Braut sucht? Meinest Du, Mathildens Vater hätte die Einwilligung zu Deiner Verbindung mit ihr gegeben, wenn er nicht geglaubt hätte, ich besitze wenigstens ein eben so großes Vermögen, als er? — so gute Freunde wir sonst waren! Und nach Mathildens Tod, konnte ich anders denken, als Du würdest mir eine zweite Schwiegertochter zuführen, welche durch ihre Mitgift mein zerrüttetes Vermögen wieder in Ordnung brächte? Ach es war meine einzige Hoffnung!

Vater, rief Heinrich in großem Seelenschmerz aus, hätten Sie mir früher Ihr Herz offenbart wie heute, es wäre vielleicht dazu gekommen; aber jetzt, Vater, wenn ich auch wollte, ich kann Ihnen diese Hoffnung nicht in Erfüllung bringen.

Daß Du es sein könntest, mein Sohn! sagte der Baron mit weicher Stimme. Schau, ich bin alt geworden und nicht an Entbehrung gewöhnt. Heinrich, ich werde meinen ganzen Haushalt ändern, ich werde mich in gar Mancherlei einschränken müssen, wenn ich nicht den gänzlichen Verfall meines Vermögens herbeiführen will.

Vater, sagte Heinrich mit Thränen in den Augen. Sie kennen mein Herz. Ach, wie gern ist es bereit, für Sie jedes Opfer zu bringen! Aber werden Sie verlangen, daß ich Der, welche meinen Schwur der Liebe hat, die Treue breche?

Ich habe Dir schon gesagt, erwiderte der Vater ernst, daß ich eher geneigt bin, Deine Liebe zu billigen, als ihr entgegen zu treten. Aber wirst Du jetzt, wo Du meine Vermögensverhältnisse kennst, noch auf einer Verbindung mit der Hammerschmiedstochter bestehen können? Sie ist arm, Heinrich, und Du bist es nicht weniger, als Sie. Sollte irgend ein Verdacht meine Gläubiger mißtrauisch machen, so künden sie mir ihre Kapitale, und Du weißt, wie schwer es heut zu Tage ist, Geld zu erlangen, und was dann kommen könnte.

Vater, antwortete Heinrich schmerzvoll, ich sehe ein, daß es mir unmöglich ist, die Angebetete meines Herzens als Gattin heimzuführen, weil ich ihr das Loos nicht bieten kann, welches ich ihr zu bieten schuldig bin. Aber der Bund des Herzens steht nichts desto weniger fest, und von dem Schwur der Treue entbindet nichts, als der Tod.

Der Alte wußte auf diese Worte nichts zu entgegnen, nur ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Dieser Seufzer schnitt Heinrich in's Herz; aber was konnte er thun, um den Kummer des Vaters zu heben? War er nicht unglücklicher? Das Glück seines Lebens, schon einmal zu Boden gedrückt, hatte kaum angefangen an der freundlichen Theilnahme seines Vaters emporzuranken, und frische grüne Zweige zu treiben, als es jetzt wieder zusammenfiel, nicht weil es seine Stütze verloren hatte, sondern weil der Wurm des Mißgeschickes daran nagte, der ihm diesesmal nicht gefährlich, der ihm tödtlich zu werden schien.

Ach es waren düstere, schmerzreiche Tage, durch die ihn sein Lebensweg jetzt führte! Der Gedanke an Johanna, früher der einzige Lichtstrahl in der dunklen Nacht, hatte seinen Zauber verloren; ja er war es, welcher seine Seele mit unendlichem Weh erfüllte! Die arme unglückliche Johanna! Ihr Leben war so innig, so fest an die Hoffnung geknüpft, in der unlöslichen Vereinigung mit ihm den Zielpunkt ihrer reinen Liebe zu finden, daß es für sie gewiß keinen größern Schmerz gab, als den, welchen ihr die Mittheilung bringen mußte, die er ihr jetzt nicht ersparen konnte.

Ja, er mußte ihr schreiben, daß sich ihrer

Digitized by Google

Verbindung Hindernisse entgegenstellten, welche zwar nicht im Stande wären, seine Liebe zu schwächen, die ihm aber die Verpflichtung auflegten, sie ihres Schwures zu entheben. Ich will nicht, setzte er hinzu, daß Du Dein Leben einsam vertrauerst, weil ich Dir die Hoffnung nicht zur Erfüllung bringen kann, von der Du Deines Lebens Glück erwartest. Laß mich allein dulden!

Der Leser kann sich denken, wie tief die Wunde sein mußte, an der Johanna's Herz blutete, als sie diesen Brief gelesen hatte. Doch bevor wir ihn in ihre Nähe führen, müssen wir eines Vorfalles erwähnen, der scheinbar unbedeutend, doch nicht ohne Beziehung auf das Geschick der beiden Liebenden ist.

Die Unterredung Heinrichs mit dem Vater war für die Tante und die beiden Schwestern ein Geheimniß geblieben. Der Vater selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, Heinrich möge davon schweigen. Ersparen wir ihnen den Kummer, so lange es möglich ist, sagte er.

Aber die düsteren Mienen der Beiden, die schwermuthsvollen Blicke, welche sie zuweilen wechselten, ließen in ihren Herzen lesen, und besonders die jüngere Schwester war es, die oft mit inniger Theilnahme sie beobachtete, ohne daß sie es wußten.

Heinrich machte, wie früher, gern seine einsamen Spaziergänge. Sie erleichterten sein kummervolles Herz, weil sie ihn in den Umgang mit der freien Natur brachten, die ja so reich an Heilmitteln für ein wundes Gemüth ist. Er hatte eines Tages den Weg durch den Garten gemacht und war eben im Begriff, durch eine Thüre hinaus in die offene Flur zu gehen, als seine jüngere Schwester aus einer Laube trat und sich ihm in den Arm hing.

Du erlaubst mir wohl, daß ich Dich begleite, sagte sie.

Es macht mir Vergnügen, mich mit Dir zu unterhalten, erwiderte Heinrich; wir sind ohnedieß so selten im traulichen Gespräche mit einander.

Du bist immer so traurig, so still!

Muß ich es nicht sein?

Bruder, erleichtert es Dein Herz, wenn ich Dir versichere, daß ich den innigsten Antheil an Deinem Schicksal nehme?

Gute Schwester!

Heinrich, ich verstehe Deinen Schmerz; Niemand begreift ihn so, wie ich.

Heinrich blickte sie fragend an; dann schüttelte er mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Kein Mensch mißt seine Tiefe.

Bruder, sagte die Schwester wehmüthig, ich leide, wie Du.

Du leidest, Schwester?

Ich leide, denn ich liebe.

Du liebst?

So unglücklich, wie Du.

Schwester, sagte Heinrich mit warmer Theilnahme; Du liebst unglücklich? Ach, wie diese Mittheilung mein Herz verwundet! Sprich, was macht Dich zum Genossen meiner Pein! Theilt derjenige, welchem Du Deine Liebe zugewendet hast, Deine Liebe nicht?

Ich werde geliebt!

Und doch liebst Du unglücklich?

Ich liebe einen Bürgerlichen, und Du weißt, daß meine Liebe deßhalb eine Hoffnungslose ist. Ach ich möchte um alles in der Welt den Vater nicht betrüben!

Schwester, gute Schwester, vollende dein Geständniß! Wer ist der Gegenstand Deiner Wahl?

Laß mich, Bruder! Mein Herz ist jetzt leicht, viel leichter durch die Mittheilung, die ich Dir machte, geworden. Doch dringe nicht weiter in mich!

Heinrich wollte weiter sprechen; aber die Schwester entzog sich seinem Arme und eilte nach Hause zurück.

Heinrich blickte ihr mitleidsvoll nach. Armes Mädchen, seufzte er, noch nie hat mir Dein ruhiges Gesicht den Kummer verrathen, der in Deiner Brust verschlossen ist. Wie tief muß Dein Schmerz sein! Ja, Du hast recht, wir verstehen uns gegenseitig; es ist dieß der einzige Trost, der unsern Kummer mildert. Schwester, gute Schwester, wie sehr dauerst Du mich!

Indem wir den Leser zu Johanna führen, finden wir die Scene noch viel unfreundlicher, düsterer, als hier. Ein Strahl der Hoffnung nach dem andern war verloschen, ihr kummervolles Herz lag fast schon im Dunkel der Hoffnungslosigkeit, als sie Heinrichs Brief empfing, der noch den letzten matten Schein aus demselben verdrängte.

Johannas Seelenglück war ein Opfer der verschlagensten Bosheit geworden. Hans und Eduard trieben das Geschäft des Briefauffangens mit solcher Gewandtheit, mit solchem Glücke, daß auch keine Zeile die Heinrich an sie schrieb, in ihre Hände kam. Erst der letzte, den Eduard mit boshafter Freude las, wurde ihr eingehändiget.

Hans, sagte er zu dem wilden Gesellen, mit welchem er seine Zusammenkunft in der Nähe des Köhlerhäuschens hatte, dieser Fang ist nicht mit Gold zu bezahlen.

Doch, Herr Graf, sagte Hans, indem er diese Worte geschickt zu seinem Vortheile auszulegen versuchte.

Eduard verstand, was er meinte, er langte in die Tasche und gab ihm einige Zwanzigerstücke.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Die Californische Flug-Maschine.) Nach dem „San Francisco Bulletin“ wurde auf dem am 24. Juli in San Francisco stattgehabten Meeting der „Luft-Schiffsfahrts-Compagnie“ beschlossen, die nöthigen Fonds zur Construction eines verbesserten Luftschiffes von größeren Dimensionen aufzubringen, nachdem Ingenieure der Compagnie einstimmig die Ausführbarkeit und den Erfolg des projectirten fliegenden Schiffes versichert hatten. Dasselbe soll eine Länge von 150 Fuß und der Gasometer einen Diameter von 20 zu 40 Fuß erhalten; die in der Mitte des Schiffes zu beiden Seiten angebrachten forttreibenden Ruder sollen einen Radius von ungefähr 16 Fuß beschreiben und werden durch eine Dampfmaschine von fünf Pferdekraft in Bewegung gesetzt, welche inclusive Kessel und Wasser 430 Pfund wiegt. Die Flügel an jeder Seite des Schiffes (um dasselbe in der Luft schwebend zu erhalten) sollen eine Weite von 20 Fuß bekommen und aus Sectionen bestehen, so daß die Wirkung derselben erhöht oder vermindert werden kann. Dieselbe Eintheilung in Sectionen soll auch bei dem Gasometer zur Anwendung kommen, so daß durch irgend ein unglückliches Ereigniß immer nur eine Section zerstört werden kann und der Rest für die Sicherheit des Schiffes ausreichend bleibt; ja, man behauptet, das Schiff werde mit solcher Schnelligkeit die Luft durchschneiden, daß die Flügel allein ausreichen, dasselbe oben zu erhalten. Der Gasometer wird wahrscheinlich von dünnem Muslin oder Seide, mit Guttapercha getränkt, fabricirt werden. — Von allen Seiten sieht man mit großem Interesse den Resultaten des in zwei bis drei Monaten zu erwartenden Experiments entgegen.

Vor einem nordamerikanischen Gerichte war unlängst ein Ehescheidungsprozeß in Verhandlung. Der auf Scheidung angetragene Theil war der männliche und brachte zur Erhärtung seiner Aussage, es sei ihm ein längeres Zusammenleben mit seiner Frau unmöglich, sein Tagebuch hervor, aus dem hier einige Proben folgen: „Am 8. März tüchtig gekratzt worden. — Einen Stoß mit dem Kehrbesen erhalten. Sie (die Gattin) verweigerte mir das Geld zum Kauf einer schmerzstillenden Salbe. — Ein Glas ins Gesicht geworfen bekommen. In Folge dessen einen Zahn verloren. Hierauf Donnerwetter, weil ich die Ursache des zerbrochenen Glases gewesen. Sie sagte: Hättest Du dein Maul gehalten, so wäre nichts geschehen. — Am . . . Juni an den Kopf erhalten: einen Band Josefus Flavius, einen Band Rollin und eine zerbrochene Flasche.“ Das Tagebuch endet: „Ich halt' es nimmer aus!“ Die Scheidung ward natürlich ausgesprochen.

(Ein Schwindler) machte in diesen Tagen als „durch unverschuldetes Unglück herabgekommener Arzt“ seinen Wiesbadener „Collegen“ zum Zweck des Bettelns seine Aufwartung. Einer derselben war mißtrauisch und stellte ein kleines Examen mit dem Unbekannten an. Auf die Frage „Wo befindet sich der nervus sympathicus?“ erhielt er sofort die Antwort: „Derselbe ist, so viel ich weiß, in Göttingen!“ Sprach's und verschwand — leider zu schnell!

(Bereicherung des Sprüchwörterschatzes.) Ein Neger auf Trinidad hat eine Grammatik der Creolen-Idiome Westindiens geschrieben und folgende Sprüchwörter registrirt: „Der Wurm hat vor dem Hahn immer Unrecht.“ — „Die Schuhe allein wissen, ob die Strümpfe Löcher haben.“ — „Worte müssen sterben, damit die Menschen leben.“ — „Hinter dem Hund heißts „du Hund“, vor dem Hund heißts „Herr Hund.“

(Gesunder Schlaf.) Neulich legten sich in einem mährischen Orte zwei Ehegatten zur Ruhe, als inzwischen ein furchtbares Gewitter losbrach. Um halb 10 Uhr schlug der Blitz in den Rauchfang des Hauses, zertrümmert diesen, fuhr in das Wohnzimmer, wo die Beiden schliefen, hierauf durch die Mauer auf die Gasse und dann circa drei Schritt weiter noch einmal ins Zimmer, zertrümmerte hier einen Tisch und mehrere andere Gegenstände, ohne daß die Beiden erwacht wären. Der den Blitz begleitende Donnerschlag war so gewaltig, daß in dem gegenüberliegenden Häuschen ein Kind vor Schrecken in die Fraisen verfiel und eine Stunde später starb; sie wunderten sich nur beim Erwachen am andern Morgen, wer ihnen solchen Schaden bereiten konnte.

In der Neustadter (Pfalz) Zeitung finden wir folgende Anzeige in Knittelversen:

Hier isch jetzt Brod, des thut nett drücke
Und isch gebacke uhne Mücke;
Ach hot's ken Abfall vun der Nas',
Geknetet uhne Bäckerschwas,
Die Krutscht isch a vun Aesch nett dick,
Schün ausgebacke vun der Mannemmer Brodfabrik
Bei Conr. Meinhardt, der isch ach net dick, aber lang,
Do werd's em a vun der Hitz nit so bang.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. No 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 75. Samstag den 18. September. 1869.

An Alexander v. Humboldt.

(Aus der Kirchenfackel.)

Vor hundert Jahr in Preußens Morgenlande
Ging auf Dein Stern in selten hehrem Licht,
Und es verließ am fernsten Lebensrande
Der Gottheit Nimbus Deine Bahnen nicht.
Viel mächt'ge Fürsten waren Dir gewogen
Unt haben oft nach Deinem Rath gesendet,
Mehr als der Kön'ge drei sind hingezogen,
Die dankbar Gold und Weihrauch Dir gespendet,
Doch bliebst Du arm, all' Deine Erdengüter
Gehörten wie Dein Wissen aller Welt;
Du warst nicht Mammons- sondern Geisteshüter,
Dein Silber all' coursirt am Himmelszelt.
Obwohl Dir mehr bewußt als Schalai-Lama,
Nicht war Unfehlbarkeit Dein stolzes Pochen,
Entkräftigt hast Du manche falsche Fama,
Mit Unbewies'nem kamst Du nie in Wochen.
Bald zum Concil wird man die Glocken läuten,
Nicht Dir zur Ehre dürfen schallen sie!
D'rum schlägt die freie Dichtung an die Saiten,
Die Glocken sind der Päpste Artillerie!
Zu ihrem Trotz auf beiden Hemisphären,
In Nordlands Eis, in der Savannen Ried,
Auf von der Kirche unentweihten Meeren
Ertönt an Deinem Tag ein Ruhmeslied.
Es neigt sich, Humboldt, Dir die Welt der Geister,
Durch klare Lehren hast Du sie gebeugt;
Denn nicht geziemt's dem wahrhaft großen Meister,
Daß er durch dreiste Bullen überzeugt.
Und was des Menschenlebens höchste Blüthe,
Das hast in That und Schriften Du gepriesen;
Groß wie Dein Wissen war Dein schön' Gemüthe,
Und auf das Herz hast Du stets hingewiesen.

O feiert, Zeitgenossen, diesen Todten,
Der lebned soviel finstern Wahn zerstieben,
Im Geisterreich entfernt hat die Despoten, —
Und doch dem Heiland gleich uns lehrte lieben.
Sei's überflüssig, weiter ihn zu loben,
O laßt das Eine noch mich hier erzählen:
Den „Seelenmörder“ schelten ihn die Popen, —
Als „Popentödter“ grüßen ihn die Seelen.

Wenn in den Tag herab die Eulen steigen,
Wie durch Medusas Haupt kann man sie bannen:
Man wird Dein strahlend Antlitz ihnen zeigen
Und angstvoll kreischend flattern sie von dannen.

Düsseldorf, im August 1869. Ph. P.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Sehen Sie, Herr Graf, sprach Hans mit Lachen; jetzt ist es mit dieser Lumperei abgethan. Bist Du nicht zufrieden, Bursche?

Doch, doch Herr Graf; zumal, wenn Sie mir sagen wollen, was denn der Brief so Wichtiges enthält. Ich bin wirklich neugierig.

Eduard langte nochmals in die Tasche und gab dem Gesellen ein Goldstück. Du hast recht, sagte er, es wäre Knauserei, wenn ich Dich mit einigen Zwanzigern für einen so wichtigen Dienst abfinden wollte. Und deine Neugierde soll befriediget werden.

Gut, gut, Herr Graf!

Du weißt, Hans, wie es mit Johanna steht.

Nach ihren Mittheilungen schlecht!

Als ich sie zum erstenmale sah, welch' Glück lag da in ihren Mienen ausgeprägt! Ihr Gesicht war eine sonnige Blumenaue voll Frühlingswonne. Es hat mein Herz entzündet!

Es brennt noch heute lichterloh.

Als wir dann den ersten Brief auffingen, und sie so lange ohne Nachricht von dem Geliebten blieb, da legten sich die ersten düstern Wolken auf ihre Stirn.

Es gab trübes Wetter.

Bald fielen die Tropfen aus den Augen, Thränen, so heiß, wie die Gluth, die in ihrem Herzen brannte.

Dann kam der zweite Brief, welcher ebenfalls in unsere Hände fiel.

Er enthielt die innigsten Betheurungen der unwandelbaren Treue und forderte Johanna zur Geduld und zum Ausharren auf.

Wir behielten ihn zurück.

Natürlich, es wäre Linderung gewesen für ihr verwundetes Herz. So ward der Schmerz immer inniger, tiefer. Ihr schönes dunkelblaues Auge zeigte nur selten einen Schimmer der Hoffnung; ihre Brust hob sich nur selten zum leichten Athemzuge. Gewöhnlich sprach sich ihr Kummer in trüben Blicken und tiefen Seufzern aus. Wir sorgten überdieß dafür, daß der düstere Argwohn ihrer Seele auch noch durch allerlei Gerüchte seine Bestätigung erhielt.

Mein guter Freund Hammerschmied, dem

Digitized by Google

wir die Briefe an Johanna verdanken, hatte immer im Städtchen eine Neuigkeit erfahren.

Bald wollte man wissen, daß Heinrich einer armen, aber wunderschönen Baronesse seine Liebe geschenkt habe, bald erzählte man sich, daß er mit einer reichen Gräfin verlobt sei.

Man hielt diese Gerüchte überall für baare Münze.

Hol's der Kukuk, wenn ich nicht glaube, daß wir mit ihnen der Wahrheit näher gekommen sind, als wir vermutheten.

Wäre es möglich!

Hans, was denkst Du, daß dieser Brief enthält?

Süße Betheurung der Liebe!

Wohl! Aber was d'rum und d'ran hängt, schmeckt sauer, wie Essig. Heinrich schreibt, daß er Johanna ihres Schwures entbinde, weil sich ihrer Verbindung Hindernisse in den Weg gelegt hätten, die nicht zu beseitigen wären.

Wie?

Es ist nicht anders!

Zum Teufel, dann haben Sie den Brief wohlfeil!

Meinst Du?

Um so mehr, da Sie unter solchen Umständen meiner Mithilfe nicht länger bedürfen werden.

Doch, doch!

Wie?! Das Hammerschmiedmädchen sollte durch ihn nicht den letzten Strahl der Hoffnung verlieren?

Das wohl! Aber wir haben mit diesem Punkte erst die eine Hälfte unserer Aufgabe gelöst.

Welches ist die Zweite?

Jetzt gilt's sich an Heinrichs Stelle zu drängen.

Ja so! In der That, mir war es im Augenblick, als leite Sie bei der ganzen Angelegenheit nur der Haß und nicht die Liebe.

Mein Herz brennt für das Mädchen!

Das Mädchen bedarf Trost.

Daß ich ihr ihn geben könnte!

Warum nicht? Ein junger, reicher Graf vermag viel.

Meinst Du?

Und es ist nicht das Schwerste, ein Mädchenherz aufzuschließen!

Welches ist der Schlüssel?

Verliebte Blicke, glatte Worte und vor Allem Geld!

Ich habe mich von ihr bis jetzt ziemlich fern gehalten.

Dadurch haben Sie den Argwohn vermieden, als sei Ihre Hand für ihr Mißgeschick thätig.

So hält sie es für einen Fingerzeig des Himmels, der ihr einen Ausweg aus ihrem Elende öffnet.

Aber so ohne alle Vorbereitung, ohne jede Gelegenheit, — ich fürchte, das stößt sie ab.

Machen Sie Gelegenheit!

Auf welche Weise?

Ordnen Sie einen Tanz an, von dem sie sich nicht ausschließen kann! Ich versichere Sie Herr Graf, ein erhitztes Blut ist nicht halb so schwer zu verführen, wie ein kühles und beim Tanze hat schon manches Mädchen nicht blos seine Ruhe, sondern auch seine Ehre verloren.

Bursche, Dein Einfall ist gut. Ich erinnere mich, in einem Dorfe einmal einen Tanz gesehen zu haben, welcher im Freien abgehalten wurde. Es war gerade zu dieser Jahreszeit. Man tanzte um einen hohen Baum, den man zu diesem Zwecke aufgestellt und mit Fahnen, Maien, Bändern und dergleichen geschmückt hatte. Es war ein tolles, lustiges Leben! Ich ordne so etwas an!

Hui, daß ich dabei sein könnte!

Du sollst entschädigt dafür werden, daß Du das Vergnügen entbehren mußt, zumal wenn es mir gelingt, das Mädchen zu erobern.

Eduard schickte sich mit diesen Worten an, sich zu entfernen. Es lag ihm daran, sogleich Vorbereitung zu dem ländlichen Feste zu treffen, von welchem er hoffte, daß es die Erfüllung seiner Wünsche herbeiführen werde.

Gut Glück! rief ihm Hans nach und kehrte zu dem Köhlerhäuschen zurück.

Diese Unterredung Eduards mit dem Hammerschmiedsgesellen hat uns einen Blick in das Seeleiden Johanna's werfen lassen. Das arme Mädchen hatte das Glück ihres Lebens an die Hoffnung geknüpft, in der Vereinigung mit Heinrich eine freudenvolle, seelige Zukunft zu finden. Dadurch, daß sie ohne jede Nachricht von ihm blieb, schwand ein Strahl der Hoffnung nach dem andern, und je ärmer ihre Lebensaue an dem Glanze des Sonnenlichtes wurde, desto reicher wurde ihre Brust an Schmerz. Als sie den unglückseligen Brief erhielt, jagte der letzte Sonnenblick an ihr vorüber, und vor ihrer Seele lag dunkle, grauenvolle Nacht.

Unglücklich, verloren! seufzte sie, indem sie sich der Worte erinnerte, die sie einst zu Simon gesprochen hatte. —

Aber dieser war nicht weniger dessen gedenk, was er ihr gelobet hatte. Seinem wachsamen Auge entging das Seelenleiden Johanna's nicht. er las es in ihren Mienen, die ernster und ernster wurden, in ihren Seufzern wenn sie auch noch so leise sich ihrer Brust entrangen, in ihren Blicken, die manchmal thränenvoll waren, obgleich sie sich bemühte, ihren Schmerz zu verbergen.

Simons innige Theilnahme war jetzt die Bedingung seines Lebens. Es war rührend,

Digitized by Google

zu sehen, wie er sich bemühte, sie aufzuheitern, oder ihr Trost zuzusprechen, oder die dahinsiechende Hoffnung zu kräftigen und zu beleben. Jeden freien Augenblick benützte er, um in ihrer Nähe zu sein, und seinen freundlichen theilnehmenden Gesprächen verdankte Johanna manche heitere Stunde, in der sie ihres Schmerzes vergaß. —

Selbst jetzt, wo die Ankunft von Heinrich's Brief ihr Herz auf das Tiefste verwundet, versuchte er, ihr Linderung zu reichen.

Sie gab ihm denselben zum Lesen. Simon, sprach sie, ich weiß, Du kennst meinen Kummer und seine Quelle. Aber Du ahnest nicht die Tiefe des Elends, in welche ich gestürzt bin.

Simon las den Brief. Als er an die Stelle kam, wo Heinrich sie ihres Schwures gegen ihn entband, entfiel er der zitternden Hand.

Gift, Gift, sagte Johanna erregt; nicht wahr, es ist tödtliches Gift darinnen!

Schwester, gute Schwester!

Tödtliches Gift! wiederholte Johanna.

Johanna, sprach Simon, der Brief ist dunkel. Es ist von Hindernissen die Rede, welche den Baron abhalten, sein Wort zu lösen. Vielleicht lassen sie sich beseitigen, vielleicht sind sie schon in diesem Augenblicke nicht mehr vorhanden.

Johanna schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

Johanna, gute Johanna, verliere die Hoffnung nicht!

Hoffnung? Ach, es ist eine schöne, werthvolle Himmelsgabe, die Wunderkräfte in sich schließt. Daß nur ein Strahl von ihr mein Herz erleuchtete. Ach, es ist arm, finster!

Simon langte bei diesen Worten nach einer Ziehharmonika, welche er immer bei sich trug. Er hatte auf diesem Instrumente eine besondere Fertigkeit erlangt und durch die sanften Töne, welche er demselben entlockte, schon öfters Johanna's Herz gerührt und beruhigt. Nachdem er einige einleitende Töne gegriffen hatte, ging er zu einem Chorale über, dessen feierliche Klänge Thränen aus ihren Augen riefen, die ihren Schmerz weicher, milder machten.

Ich danke Dir, Simon, sagte Johanna, als er endete. Mir ist wohler jetzt. Nicht wahr, Simon, Du kömmst öfter zu mir, so oft es Dir möglich ist?

Simon versprach es unter himmlischem Entzücken. Er hoffte ihren Schmerz lindern zu können, ihn vielleicht nach und nach ganz zu beseitigen. Eitle Hoffnung! Schon am nächsten Tage überzeugte er sich, daß er, der Brandwunde gleich, immer weiter um sich griff!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kaltblütige Besänftigung eines Irren.) Einem Artikel über die Verantwortlichkeit vor dem Criminalgericht, namentlich in Bezug auf gestörte Geisteszustände, entnehmen wir folgende Anekdote. Während einer dahin einschlagenden Discussion behauptete Lord Brougham, daß alle Irren der Furcht zugänglich sind und dadurch im Zügel gehalten werden können. Als Beispiel führt er folgendes an: Eines Tages arbeitete das Parlamentsmitglied H . . . . in seinem Cabinete, als plötzlich die Thüre sich öffnete und ein offenbar in einem Anfalle von Tobsucht begriffenes Individuum, ein großes Messer schwingend eindrang. — „Sie sind Herr H . . . . ?" — Ja, was wollen Sie von mir? — „Ich will sie morden!" — So, wenn Sie mich morden, werden Sie gehängt; bemerkte H . . . . trocken. — „O nein, ich bin eben aus dem Irrenhause des Doctor S . . . entsprungen und deßhalb kann mir das Gesetz als Irren nichts anhaben!" — Aber dann wissen Sie wohl gar nicht, daß eben vorige Woche im Parlamente ein Gesetz durchgegangen ist, des Inhalts, daß alle Personen, welche an Geistesstörung leiden, ohne alle Ausnahme zur Todesstrafe verurtheilt sind? — „Ach nein, das wußte ich freilich nicht!" antwortete der Irre mit schüchterner Stimme, warf sein Messer weg und entfloh so schleunig, wie er unerwartet gekommen war.

(Folgen des Kartenschlagens.) Während der Casteler Kirchweihe waren einem dortigen Bewohner 150 fl. mittelst Einbruch gestohlen worden. Die Frau hielt es für's Beste, eine in Hochheim wohnende Sybille wegen des muthmaßlichen Thäters zu consultiren. Gesagt, gethan! Die Kartenschlägerin bezeichnete nun irgend Jemanden als Dieb und zwar paßte das Signalement (gemäß vorheriger Information) nur auf den Schwiegersohn. Man veranlaßte eine Haussuchung bei demselben, welche die Wahrsagerin Lügen strafte. Durch Zufall wurde der Dieb in einem erst wenige Tage aus dem Landeszuchthause entlassenen Individuum glücklicherweise entdeckt. Der Schwiegersohn sann auf Rache für die Unbill und den Verdacht. Er machte kurzen Prozeß und soll, wie erzählt wird, Schwiegermutter und Schwägerin seinen Dank mit einer Tracht Prügel ausgesprochen haben. Das kommt davon, wenn man sich — die Karten schlagen läßt!

(Todesanzeige.) Eine Todesanzeige aus dem „Cross. Wochenblatt" lautet: „Heute roth, morgen todt. So wars mit meiner Frau, die

Digitized by Google

noch heute vor acht Tagen über Tisch und Bänke sprang, und gestern schon begraben worden ist, was an ihr sterblich war. Sie war während ihrer Ehe ein munteres Weib, die sich nicht leicht ein X. für ein U. vormachen ließ. Darum mag Jeder meinen Scherz ermessen; so jung und so lustig, und jetzt schon begraben. Was ist das menschliche Leben, sagte ich dieser Tage wiederholt zu mir und auch gestern noch auf dem Kirchhofe, wo ich den Todtengräber bezahlte, welcher auch den Grabhügel in Ordnung halten will. So eine heitere Frau finde ich gewiß nicht wieder. Darum mein Schmerz ein gerechter. Ich wünsche, daß der Himmel Jedermann vor ähnlichem traurigen Geschick bewahre und danke für den Blumenschmuck, so wie dem Herrn Cantor für das Grablied, welches mir durch und durch ging, aber sehr gut vorgetragen wurde. Ackermann, Schlossermeister."

(Eine Pariserin), welche lange auf einen reichen Engländer, der sich in ihrem Kreise bewegte, ohne Erfolg gefahndet hatte, verfiel endlich auf den gelungensten Kniff, der uns seit langer Zeit vorgekommen ist. Eines Tages findet nämlich der Engländer in einem Pariser Journal seine eigene Verheirathung mit der fraglichen jungen Dame angekündigt. Er reicht der natürlich nicht weit entfernten Dame die Zeitung und fragt lachend: „Ist diese Anzeige von unserer Vermählung wahr?" — „Ei, warum denn nicht?" erwiderte die Angeredete in liebenswürdiger Heiterkeit — und vierzehn Tage nachher ist sie des Engländers rechtmäßige Frau.

(Hohes Alter.) In der brasilianischen Stadt França starb unlängst, wie das „Diario de San Paulo" meldet, ein Greis Namens Custodio José Moreira in dem methusalemitischen Alter von 135 Jahren. Er war aus Portugal gebürtig und daselbst beim Leichenbegängniß Königs Don Joao V. anwesend. Bis acht Jahre vor seinem Tode ging er rüstig seiner Beschäftigung, der eines Landwirths, nach; seine Nahrung bestand in geschabtem Käse, Wein und Zucker. — Einen anderen Todesfall in ungewöhnlich hohem Alter meldet die „Anglo-Brasilian-Times," nämlich den der Donna Sabina Maria de Lemos, Mutter des Baron do Rio Verde, welche im Mai zu Minos Gerans, 115 Jahre alt, verschied und eine Nachkommenschaft von über 300 Personen, bis zur fünften Generation herab, hinterließ.

(Für Geschworne.) Vor dem Schwurgerichte eines österreichischen Provinzialstädtchens stand kürzlich ein schwerer Verbrecher, dem als besondere Vorsichtsmaßregel ein Soldat mit geladenem Gewehr an die Seite gestellt wurde. Plötzlich beginnt einer der Geschwornen sich unruhig auf seinem Platze hin und her zu bewegen und überhaupt mimische Zeichen einer lebhaften Besorgniß von sich zu geben. Erstaunt fragte ihn der Präsident des Gerichtshofes um die Ursache seines Benehmens. „Ja, sehen der Herr Präsident denn nicht," erwiderte der Geschworne, „daß der Soldat da immerwährend mit seinem Gewehre spielt? Wie leicht könnte es losgehen und Einen von uns treffen?" — „Beruhigen Sie sich," meinte im ernsthaften Tone der Präsident, „es sind zwei Ersatzgeschworne da!"

(Ein alter Rekrut.) In Szegedin wurde bei der jüngsten Rekrutirung auch ein fünfzigjähriger Mann vorgeladen, weil derselbe 1849 getauft wurde. Nun ist dieses letztere Datum zwar richtig, doch war der alte Rekrute bei seiner Taufe schon ein — dreißigjähriger Israelit. Unter solchen Umständen ließ man den „zur ersten Altersklasse gehörigen Rekruten" wieder ruhig seines Weges ziehen.

(Zur Lehre von der Ehe.) Eine vortreffliche Dame, welche Maximen à la Larochefoucauld schreiben könnte, sagte neulich: „In der Ehe unterschreibet sich der Zorn des Mannes von dem der Frau dadurch, daß der Mann, wenn er zornig ist, sich selbst die Haare ausrauft, ist aber die Frau zornig, rauft sie sie ihm aus." Haare muß er also immer lassen.

(Die Tage des Herrn.) Es feiern die

Christen	den	Sonntag.
Perser	„	Montag.
Assirer	„	Dienstag.
Aegyptier	„	Mittwoch.
Aethopier	„	Donnerstag.
Türken	„	Freitag.
Juden	„	Samstag.

Faullenzer alle Tage.

Der Prozeß.

Der Prozeß ist ein Wagen,
Der führt nach dem Recht;
Der Gerichtstag ist Lehmgrund,
Da fährt es sich schlecht;
Die Beweise sind Räder,
Die dreh'n sich herum;
Der Jurist ist die Achse —
Der Vergleich ist nicht dumm.
Und willst Du, mein Freund, den Prozeß nicht verlieren,
So mußt Du vor Allem die Achse gut schmieren.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße. Nro. 383.)

Digitized by Google

// Francönia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 76. Mittwoch den 22. September. 1869.

Die Todtenwacht.

Im goth'schen Saal des Schlosses
Bei später Mitternacht
Hält an des Kindes Leiche
Die Gräfin Todtenwacht.

Es steht der Sarg geöffnet,
Das Kind ruht starr und bleich
Auf reich verzierten Kissen
Von weißem Seidenzeug.

Die Gräfin sitzt zur Seite
Mit bleichem Angesicht.
Im Saal die Kerzen flackern
In trübem rothen Licht.

Und Todtenschweigen herrschet
Im weiten Saal ringsum.
Die Gräfin blickt zur Leiche
So unverwandt und stumm.

Da, plötzlich zuckt ihr Auge
In freudig hellem Blitz,
Mit staunendem Entzücken
Fliegt sie von ihrem Sitz.

Es lächelt drin im Sarge
So hold und süß ihr Kind,
Es röthen seine Wangen
Sich wunderbar geschwind.

Und auf schlägt es die Augen
Die blauen hell und klar.
Und reicht das kleine Händchen
Der Mutter freundlich dar.

Und aus dem Sarge heftig
Reißt sie's an ihre Brust.
Und küßt's und weint und lachet
In selig trunk'ner Lust. C. Ch. F.

Die Hammerschmiedstochter.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte der Graf Eduard alle Anordnungen getroffen, um den Maientanz, den er vorbereitete, so festlich als möglich zu machen. Eine ungeheure Fichte mit grünem Busche war auf einem freien Platze des Dorfes aufgestellt, über den Busch reichte eine lange hölzerne Stange hinaus, an der sich hölzerne Fahnen befanden, bemalt mit buntscheckigen Wappen, Rosetten ꝛc. und geziert mit allerlei Figuren. Um den Fichtenstamm war eine hölzerne Bruck mit Geländer angebracht, an diese eine Streuhütte für die Musikanten gebaut, außerdem war der Platz noch mit in den Boden eingepfählten Tischen und Bänken versehen. Eduard hatte an die Mädchen des Dorfes seidene Bänder vertheilen lassen und ihnen die nöthige Anleitung in Beziehung auf die Anordnung ihrer Kleider für den festlichen Tag gegeben.

Ueberall sprach man von dem bevorstehenden Maientanze, mit neugierigen Augen begaffte man die Vorbereitungen dazu. Als der ersehnte Tag anbrach, war Jung und Alt auf den Beinen, auch von andern Dörfern strömten die Leute herbei, um dem Vergnügen beizuwohnen. Die Burschen des Dorfes zogen mit den Mädchen in geordnetem Zuge nach dem Tanzplatze. Sie waren in Sonntagskleidern, aber in Hemdärmeln. Die Burschen hatten ihre Mützen mit mächtigen Sträußen von Marum verum und Nelken geschmückt; auch die Köpfe der Mädchen zierten Blumen, überdieß hingen von denselben seidene Bänder herab.

Eduard hatte absichtlich bei seinen Einladungen die Hammerschmiedstochter übergangen; aber er wußte Vorsorge zu treffen, daß sie nichts destoweniger bei dem Tanze zugegen war. Ihr ward die Wirthschaft für die Hammerschmiede anvertraut, welche von dem Grafen reichlich beschenkt, ihre Thätigkeit nicht wenig in Anspruch nahmen.

Jetzt begann die Musik einen Schleifer. Die Bursche führten die Mädchen zum Tanze, welchen sie in der eigenthümlichen Weise aufführten, wie es ihnen der Graf gelehrt hatte.

Die Bursche polterten mit den Füßen auf den Brettern, während die Mädchen an ihrer Seite sich im Kreise drehten, dann griffen sie diese bei den Hüften, walzten mit ihnen einige Male herum und hoben sie endlich unter lautem Juchrufen in die Höhe. Berührten sie den Boden

Digitized by Google

wieder, so klatschten sie in die Hände, drehten sich im Kreise und wiederholten die früheren Scenen.

Eduard hatte Anordnung getroffen, daß ihn eines der Mädchen zum Tanze auffordern mußte. Als dies geschah, machten die übrigen Tänzer Platz, und Eduard tanzte allein, wobei alle Augen auf ihn gerichtet waren. Er gab sich Mühe, um den Beifall der Zuschauenden zu erlangen, der ihm denn auch in reichem Maße zu Theil wurde. Ueberall hieß es: der leutselige Graf, wie schön tanzt er!

Als der Schleifer zu Ende war, ließ er den Musikanten einen Sprenger voll Bier reichen und nachdem sie sich weidlich an ihm gelabt hatten, rief er:

Jetzt, ihr Kerle, spielt mir noch einmal einen lustigen Schleifer auf, damit ich mir auch ein Mädchen zum Tanze wähle.

Die Musik begann; die Mädchen saßen voller Erwartung da. Wen wird er wählen? Vielleicht mich! Jede wäre stolz gewesen, wenn sie die Wahl getroffen hätte.

Aber Eduard ging an Allen vorüber auf Johanna zu.

Mädchen, sagte er, willst Du wohl mit mir zum Tanze gehen? Sieh, Du bist die Königin der Schönheit unter Deinen Genossen. Wem anders, als Dir, sollte ich meine Huldigung darbringen.

Johanna's Gesicht übergoß sich bei diesen Worten mit einer tiefen Purpurröthe. Sie wollte den Grafen kurz abweisen, allein dieser hatte sie mit solcher Heftigkeit und Kraft beim Arme gefaßt, daß sie gegen ihren Willen von ihm fortgezogen wurde. Als sie sah, daß ihr Widerstand vergeblich sei, rief sie ihm leise zu:

Graf, lassen Sie mich!

Warum, mein schönes Mädchen, fragte Eduard eben so leise.

Lassen Sie mich!

Ich lasse Dich nicht, sagte Eduard, und die Leidenschaft leuchtete ihm aus den Augen.

Der wäre ein Thor, welcher eine so schöne Beute für ein süßes Wort hingäbe, und käme es auch aus Deinem Munde, Du engelgleiches Mädchen.

Lassen Sie mich, rief Johanna dem Grafen heftiger in's Ohr, oder —

Oder? Was willst Du beginnen? fragte Eduard.

Dich entlarven, feiger Mörder.

Mit diesen Worten entzog sie sich seinem Arme und eilte davon. Eduard selbst aber knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

Dirne, Du wirst es bereuen! rief er ihr nach. Bald faßte er sich, forderte ein anderes Mädchen zum Tanze auf und fing nun an, sich einer solchen Zügellosigkeit hinzugeben, daß selbst die rohesten Bursche es ihm nicht gleich thun konnten. Aus dem festlichen Tage ward ein rohes Tanzvergnügen und wildes Saufgelage.

Am nächsten Morgen war Eduard in aller Frühe bei dem Hammerschmied Hans.

Geselle, sprach er, ich habe Arbeit für Dich.

Welche?

Lieblingsarbeit! Einen Stoß in's Herz mit scharfem Messer.

Ist der Baron vielleicht angekommen?

Nein, das Mädchen muß d'ran!

Die Hammerschmiedstochter!

Die Hammerschmiedstochter; ich sage Dir, sie darf nicht dreimal mehr das Tageslicht sehen.

Und nun fing Eduard an, dem Hammerschmiede Hans die Scene des gestrigen Abends zu erzählen, wo Johanna mit den wenigen Worten sein böses Gewissen getroffen hatte.

Graf, sprach Hans, als dieser geendet hatte, ich begreife Ihren Zorn. Aber so gern ich dem Mädchen den Schuß vergelten möchte, der mir zwei Finger von der Hand genommen hat, so weiß ich doch nicht, ob ich auch im Stande bin, gegen sie den tödtlichen Stoß zu führen.

Warum nicht?

Ihr schönes Auge, wahrlich, wenn sie mich damit ansieht, so wird meine Hand lahm.

Feiger Bursche!

Ueberdieß, wie kann man dem Mädchen beikommen? Sie verläßt selten das Haus, noch seltener das Dorf. Und wie der Wolf in die Schafheerde kann man doch nicht fallen, wenn man seine Haut nicht zu Markte tragen will.

Bursche, Du kommst auf Bedenken, die ich sonst nicht aus Deinem Munde zu hören gewohnt bin.

Herr, Graf, gestatten Sie mir wenigstens längere Frist.

Die sollst Du haben, unter einer Bedingung, sagte Eduard nach einigem Nachdenken.

Und diese ist?

Daß Du dem Mädchen den Rest ihres Lebens vergällst, durch falsche Gerüchte, welche Du verbreiten lässest, durch Spott, Hohn durch — doch, was soll ich dir sagen, du weißt am besten, wie man das macht. Sie soll keinen süßen Tropfen mehr trinken; Hefe, bittere Hefe soll die Neige sein.

Dazu machte sich Hans verbindlich, und wie wohl er diesen Auftrag auszuführen verstand, zeigte der Schmerz Johannas, welcher nicht blos von Tag zu Tag, der von Stunde zu Stunde

Digitized by Google

zunahm und sie einer stillen Verzweiflung zuführte, aus der sie keinen Ausweg sah.

Bald brachte man ihr die Nachricht, Baron Heinrich habe eine solenne Hochzeit gehalten. Des Nachts weckten sie Lieder, die man unter ihrem Fenster vom untreuen Buhlen sang. Mädchen und Bursche machten ihr des Tages über, wenn sie ihr begegneten, spöttische Bemerkungen, sie hießen sie dabei Frau Baronin.

Wir unterlassen es, dem Leser den Seelenschmerz zu schildern, der sich Johanna's bemächtigte. Ihr jugendliches Leben war jetzt allen Glanzes bar. Ihr reines schuldloses Herz litt eine Qual, wie sie der Verbrecher nicht empfindet, der hinter dem eisernen Gitter im Gefängniß sitzt. In dieser Lage fehlte ihr aller Trost. Der liebewarme Simon, sonst der treue Gefährte in ihrem Unglücke, war seit mehreren Tagen spurlos verschwunden. Niemand wußte, wo er hingekommen war. Sie mußte zu Grund gehen, wenn nicht ein Wunder des Himmels sie aus dem Labyrinthe der Verzweiflung führte, in das man sie gestürzt hatte.

Der Entschluß, welchen Johanna faßte, war ein schrecklicher, und teuflisch war die List, durch die man sie dazu brachte.

Als sie in einer Nacht erwachte, hörte sie abermals unter ihrem Fenster singen. Es war eine kräftige, rauhe Stimme, die ganz deutlich folgende Worte hören ließ:

Das Mädchen steht am stillen See,
Schaut auf den tiefen Grund.
So tief ist meines Herzens Weh,
Seufzt sie mit bleichem Mund.

Das Mädchen schaut dem Fischlein zu
Und seinem muntern Spiel.
Sie seufzt: dort unten find ich Ruh',
Dort meines Lebens Ziel.

Ein Sprung, ein kühner Sprung hinab,
Die Wellen spritzen auf,
Dann schließen sie das nasse Grab
Und ihres Lebens Lauf.

Als sie diese Worte vernommen hatte, fiel ein Lichtstrahl in ihre Seele. Dank, Dank, Du freundlicher Sänger, sprach sie für sich, wer Du auch sein magst und welche Absicht Dich auch unter mein Fenster geführt hat!

Der Tag graute schon, deßhalb stieg sie schnell aus dem Bette, kleidete sich sorgsam in ihr bestes Gewand und schmückte sich mit dem Geschmeide, welches sie von Mathilde erhalten hatte. Dann stellte sie sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange mit sichtbarem Wohlgefallen.

Die Braut ist bereit zum Hochzeitgange, sagte sie endlich und verließ das Zimmer. Leise schlich sie auf den Zehen, damit sie Niemand im Hause erwecke.

Sie nahm ihren Weg in den Wald. Das Rothkelchen und die Meise sangen schon ihr Morgenlied. Es waren melancholische Töne, die in ihrem Herzen nachklangen, so daß es ihr war, als hätten sie die Vögelein eigens für sie angestimmt. Sie stand einige Augenblicke still, um den Tönen zu lauschen. Dann eilte sie wieder weiter, rastlos den Weg verfolgend, welcher durch den Wald führte.

Nicht weit hinter ihr schlichen zwei Gestalten durch das Gebüsch, mit aller Vorsicht jedes Geräusch vermeidend.

Sie geht gerade auf den See los, flüsterte der Eine.

Um so besser, antwortete der Andere eben so leise; so bedürfen wir des Messers nicht.

Das Lied hat seine Wirkung gethan, fuhr der Erste fort.

Es scheint so. Du bist aber für jeden Fall bei der Hand.

Der See, von welchem der Hammerschmied Hans zu dem Grafen Eduard sprach — beide waren die Personen, welche Johanna nachschlichen, — lag an der Gränze Böhmens und Bayerns und zog sich von Letzterem ohngefähr eine Stunde in den Wald hinein, durch welchen Johanna jetzt ihren Weg nahm. Auf drei Seiten waren seine Ufer so versumpft, daß man über sie nicht zur See gelangen konnte. Bei seinem Abflusse aber war er von einem festen Damme begränzt, über welchen eine Straße führte.

Als Johanna hier anlangte, starrte sie eine Zeit lang in das blaue Wasser. In diesem Augenblicke war es ihr, als zöge sie ein besseres Glück zurück. Unentschlossen, ob sie ihrem Leben schnell ein Ende machen oder noch länger seine Qualen ertragen sollte, fielen ihre Augen auf zwei Gondeln, die am Ufer leicht angebunden waren. Nachdem sie die eine gelöst hatte, setzte sie sich hinein, ergriff die Ruderschaufeln und fuhr über das blaue Wasser in den See.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Findling.) Ein Holzhauer Antoine Vatel und ein Gärtner Pierre Lais gingen in der Umgebung von Paris durch ein Gehölz, um sich ihren Arbeiten zuzuwenden. Da bemerkten sie ein kleines Kind, welches am Rande ausgesetzt war; sie traten näher und nahmen es auf. An der Feinheit der Wäsche, in welche es

Digitized by Google

gehüllt war, vermutheten sie, daß es nicht armen Leuten angehören könne. Sie gingen zum Maire der nächsten Gemeinde. Vor diesem sprach der Holzhauer den Wunsch aus, obgleich er Familienvater sei, möchte er doch das Kind mit seinem anderen großziehen. Der Maire ließ sich seine Adresse geben, erkundigte sich nach dem Manne und vernahm von allen Seiten, daß der Holzhauer ein sehr braver Arbeiter sei und sich des besten Rufes erfreue. Aber groß war das Erstaunen des Maires, als er beim Auskleiden des Kindes an ihm ein Papier fand, in welchem 20 Tausendfrankbillets eingewickelt waren und auf dem Folgendes stand: „Die Person welche das Kind zu sich nehmen wird, soll den Nießbrauch dieses Geldes haben; man wird stets Acht auf sie haben und von Zeit zu Zeit einige Geschenke senden. Man bittet den Knaben bis zu seinem zwanzigsten Jahre zu pflegen und gut zu erziehen." — Der Maire ließ den freiwilligen Adoptivvater und die Mutter rufen und fragte sie, ob sie darauf beharrten, die Sorge für das Kind zu übernehmen. — „Ja, antworteten sie, wo drei satt werden, kann auch das vierte mitessen." — „Nun gut, sagte der Maire dann ist es so", und er theilte ihnen die von ihm gemachte Entdeckung mit. — Uebrigens hat Antoine Vatel und der Gärtner noch zu Protokoll gegeben, daß sie in dem Augenblicke, wo sie das Kind vom Wege aufnahmen, einen Reiter in der Nähe gesehen, der sich dann schleunigst entfernte.

Vor einigen Tagen versank zu **Valencia** in Spanien die unter den Namen Rosa de Faria bekannte Bade-Anstalt in einer Zeit in's Meer, da sie vollauf besucht war. Welcher Schrecken, welche Verwirrung nun folgte, läßt sich kaum beschreiben. Zwar kamen sogleich vom Lande zahlreiche Barken und Boote, um die versunkenen Schwimmer zu retten; auch wurden diejenigen, welche schwimmen konnten, fast ohne Ausnahme in Sicherheit gebracht; aber diejenigen, welche sich in dem für Nichtschwimmer vorbehaltenen Raum befunden hatten, erlitten fast alle den Tod. Am Ufer standen Mütter, Väter, Kinder und jammerten um die Ihren, die an ihnen vorbeigetragenen Leichen kaum anzublicken wagend. Die Seeleute entwickelten einen über alles Lob erhabenen Eifer und Muth. Die Zahl der Verunglückten ist zur Stunde noch unbekannt; bis halb neun Uhr waren sechs Kinderleichen ans Land geschafft worden, aber es fehlten noch gar Viele. In der Stadt herrscht tiefe Bestürzung.

(**Rache eines verlassenen Geliebten.**) Der „Presse" schreibt man aus Paris, 11. Sept. Gestern um 4 Uhr Nachmittags erlönten hinter einander zwei Schüsse aus einem Hôtel garni der Rue Vivienne; gleichzeitig hörte man den Hülferuf einer Frau aus einem Zimmer des zweiten Stockwerkes. Man sprengte die Thür und fand in dem Zimmer, aus dem der Hülfeschrei gedrungen war, eine getödtete Frau auf dem Canapee und einen Mann auf dem Boden in einer Blutlache liegen. Die Hülferufende wand sich gleichfalls in convulsivischen Schmerzen. Der auf dem Boden liegende Mann, Alfred Barthelémi, achtundzwanzig Jahre alt, Handelsreisender, hatte die Wohnung, in der das Verbrechen geschah, für sich und seine Geliebte, eine schöne einundzwanzigjährige Frau, Namens Marie Chodkoska, gemiethet. Sie hatte ihn seit drei Tagen verlassen; er mußte sie aber unter dem Vorwande, ihr ihre Effecten ausfolgen zu wollen, sammt einer Freundin zu sich zu locken und erschoß erst sie und dann sich selber mit einem Revolver.

Das „Journal Amusant" erzählt: Larousse, welcher das „Große Dictionnaire" herausgibt, steht bei den Buchstaben D; er lud nun die Personen ein, die einen Anspruch erheben, in dieser Encyclopädie des 19. Jahrhunderts zu figuriren, biographische Notizen einzusenden. Es meldete sich ein Herr Pharfouiland. „Wollen Sie mich," schrieb er, „für den Buchstaben F Ihres Dictionnaires vormerken; bis Sie zum Ph gelangen, hoffe ich bereits ein berühmter Mann zu sein. Sie brauchen dann nur zu setzen: Pharfouilland, siehe Farfouilland. Beifolgend die Liste meiner noch nicht herausgegebenen Werke."

(**Harte Arbeit.**) Ein amerikanisches Blatt erzählt von einem Zeitungsredacteur in Virginien, welcher sich dadurch vor seinen Collegen diesseits und jenseits des Oceans auszeichnet, daß er sein eigener Setzer und Drucker ist, gelegentlich als Capitän des Schooners „Polly" Reisen längs der Küste von Norfolk macht, an Sonntagen predigt, an Werktagen Schule hält und noch immer Zeit genug hat, seine häuslichen und väterlichen Pflichten gegenüber seiner Frau und sechszehn Kindern zu erfüllen!

(**Im Laden.**) **Köchin:** Was kostet denn jetzt der Zucker?

Commis: Das Pfund 22 kr., im Hut aber nur 21 kr.

Köchin: So! — Da muß dann schon die gnädige Frau selbst kommen, denn ich darf keinen Hut tragen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Francònia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 77. Samstag den 25. September. 1869.

Thema:

> Jeden Nachklang fühlt das Herz
> Froh und trüber Zeit,
> Wandle zwischen Freud und Schmerz
> In der Einsamkeit.
>
> Göthe.

Stille wird es um mich her,
Denn mit ihrem Schweigen
Will die Nacht ein Schattenmeer,
Reich an Frieden, Träumeschwer
Sich zur Erde neigen.
Leise reden die Gefühle,
Die verstummt im Taggewühle,
Und von seinem stillen Schmerz,
Seiner Freuden goldnem Spiele
Jeden Nachklang fühlt das Herz.

Er, den heut' des Lebens Glanz
Hoch und warm entzückte,
Dem es schnell nach hell'rem Tanz
Seinen Frühlingsrosenkranz
Von der Stirn entrückte;
Der aus Jubel-Goldpokalen
Leben trank, aus Schmerzensschaalen —
Seufzend schaut er Lust und Leid
Und die Bilder, die sie malen,
Froh und trüber Zeit.

Gleiches Schicksal, Du ergreifst
Alle Erdenherzen!
Ernster Blick, wohin Du schweifst,
Welchen Horizont Du streifst,
Wechseln Lust und Schmerzen!
Denn es ist der Gottheit Wille,
Daß mit gleichem Maaße fülle
Tag und Nacht des Menschen Herz,
Daß er bis zur ew'gen Stille,
Wandle zwischen Freud und Schmerz.

Darum Du, dem noch der Blick
Hell von Zähren glänzet,
Der verblühtes goldnes Glück
Sehnsuchtsvoll verlangt zurück,
Das Dich einst bekränzet —
Schaue heller in die Ferne!
Dort verkünden ew'ge Sterne
Tröstend eine bess're Zeit. —
Hoffen und vertrauen lerne
In der Einsamkeit.

C. H.

Die Hammerschmiedstochter.

(Schluß.)

Jetzt legte sie das Ruder bei Seite und überließ sich mit der Gondel dem Spiele der Wellen. Sie schaute hinab in den tiefen Grund. So tief ist meines Herzens Weh! seufzte sie.

Ein Fischlein schnalzte über den Spiegel des Wassers; dann fuhr es schnell hinab auf den Grund.

Willst Du mich rufen, Du kleiner Wassergeist? fragte sie, indem ihre Phantasie anfing sich in Bildern zu verlieren, welche ihren getrübten Geist noch mehr in Verwirrung brachten.

Es kam ihr vor, als decke das krystallene Wasser eine Wohnung seliger Wesen, und als sei die Luft, die sie athmete, von all dem Elend angeschwängert, das sie in der letzten Zeit traf.

Dort unten, sprach sie, find' ich Ruh, dort meines Lebens Ziel!

Noch einmal erfüllte der Gedanke an Heinrich ihre Seele. Die Wonne der Liebe, welche sie einst so glücklich, so seelig machte, kehrte mit ihrem Zauber zurück. Mit ihr hinabzustürzen in die Fluth, machte sie sich fertig zum kühnen Sprug.

Heinrich! rief sie mit lauter Stimme.

Johanna! antwortete es vom Ufer her.

Zögernd richtete sie ihre Blicke dahin. Athemlos eilte eine Person über den Damm und sprang in die zweite Gondel. Johanna, Johanna! rief sie laut.

Es war Heinrich.

Mit wenig Ruderschlägen war er in ihrer Nähe. Ein Sprung und er war in ihrem Kahn und lag in ihren Armen.

Johanna, Du mein Leben, meine Seligkeit, fragte Heinrich nach langem, heißen Kusse, was wolltest Du beginnen?

Abschied nehmen, antwortete diese, von dem Leben, dessen Stacheln mein Herz verwundeten, ohne ihm den Balsam zu bieten, der es wieder heile.

Johanna, böses Mädchen! dachtest Du nicht an mich, an meine Liebe, an meine Verzweiflung?

So, hast Du nicht Hochzeit gehalten, bist mir nicht untreu geworden?

Digitized by Google

Nie, nie!

Du schreibst aber selbst von Hindernissen.

Sie sind beseitigt, nichts steht mehr unserer offenenen Verbindung im Wege; Johanna, ich habe die Einwilligung meines Vaters dazu und seinen Segen.

Johanna war es in diesem Augenblicke, als sei die Wirklichkeit vor ihren Blicken entschwunden und als schweife ihr Geist in den Gefilden, mit welchen sie oft ihre Phantasie getäuscht hatte. Sie konnte das große Glück nicht fassen.

Johanna, Du bist still, schweigsam! sagte Heinrich.

Mir ist's, erwiderte diese, als sei ich von einem schweren Falle aufgestanden, aber es war ein Fall von der Hölle in den Himmel.

Ja, Johanna, ein schöner Himmel schließt sich vor uns auf; und aus dem Dorngestrippe der Leiden sind wir eingegangen in die Blumenaue der Freuden.

Ist es Wahrheit, keine Täuschung?

Keine Täuschung!

Aber sprich, wie kommst Du im entscheidenden Augenblicke hieher?

Wie, Du weißt nicht? Simon, der treue Hammerschmied, o wie danke ich ihm, er kam und erzählte mir von Deinem Schmerze, Deiner Verzweiflung.

Wo ist er denn?

Dicht hinter mir; ich eilte ihm erst vor einer Viertelstunde voraus. Eine Ahnung beflügelte meine Schritte.

Johanna blickte bei diesen Worten nach der Straße. Gerade kam eine männliche Person auf dem entgegengesetzten Weg, den sie gemacht hatte aus dem Walde. Aber ihrem Blicke bot sich noch etwas Anderes dar.

Die Gondel, in welcher Heinrich zu ihr gefahren war, hatten die Wellen an das Ufer zurückgetrieben. Eduard und Hans, welche durch die Ankunft Heinrichs sich in ihrer Erwartung daß die Hammerschmiedstochter in den Wellen ihren Tod suchen werde, getäuscht sahen, waren aus ihrem Verstecke hervorgekommen und in die Gondel gesprungen.

Hans, rief Eduard in wilder Wuth, mache Dich fertig zum Kampfe auf Leben und Tod!

Auf Leben und Tod! bestätigte dieser. Wir betten sie zusammen in ein Grab. Der See ist breit genug dazu.

Heinrich, rief Johanna, als sie der Bösewichter ansichtig wurde, Deine Mörder!

Heinrich hatte sie ebenfalls bemerkt. Johanna, sprach er, sie haben böses im Schilde.

Sie rudern mit aller Kraft auf uns zu, sagte diese.

Mörder! rief Heinrich dem Grafen zu, als er ziemlich nahe war; was willst Du?

Dein Leben! schrie dieser.

Gut, wenn Du selbst kommst, es zu holen, Schuft, so kann ich Dich sogleich für den Mord zahlen, zu dem Du einen Söldling dingtest!

Hans, sprach Eduard, mit den Zähnen knirschend, Du wirst diese Sprache rächen!

Die beiden Bösewichter hatten es offenbar darauf abgesehen, die Gondeln, in welcher sich Heinrich und Johanna befanden, umzustürzen. Heinrich, der ihren Plan durchschaute, erwartete sie ruhig, das Ruder in der Hand.

Als die Gondeln dicht an einander waren, sprang Hans vor und versuchte, mit seinen riesigen Armen den Kahn umzustürzen. Von einem Schlage Heinrichs mit dem Ruder getroffen taumelte er zurück.

Nun entstand ein merkwürdiger Kampf. Ohne andere Waffen, als das Ruder welches sie zugleich zum Fortbewegen der Gondeln und zum Angriff, wie zur Vertheidigung brauchten, suchten die beiden Bösewichter entweder durch rasches Anfahren die Gondel zu stürzen, oder durch ihre Ruderschaufel denselben Zweck zu erreichen. Obgleich Heinrich gegen sie im Nachtheil war, da er zu seiner Vertheidigung nur geringe Unterstützung finden konnte, so wußte er doch entweder geschickt mit seinem Kahne auszuweichen oder durch kräftige Schläge mit der Ruderschaufel die Gegner in Verwirrung zu bringen.

Graf, schrie Hans jetzt, und seine Adern waren hoch geschwollen von der Hitze des Kampfes wir müssen an der breiten Seite der Gondel anlegen. Merken Sie auf mich! Hier ist das Ruder; arbeiten Sie damit, wie ich Ihnen sage.

Eduard nahm das Ruder.

Sechs Kahnlängen rückwärts! kommandirte Hans.

Eduard ruderte rückwärts.

Wohl aufgepaßt jetzt wenn wir vorwärts kommen, daß wir die breite Seite der Gondel gewinnen! Sind wir dicht daran, so halten Sie diese fest, damit ich sichern Boden unter mir habe. Dann wird der Kampf bald zu Ende sein! Aber vor allem fest gehalten; denn würden die Gondeln getrennt, und ich fiele in's Wasser, so wäre nicht blos ich, sondern auch Sie verloren. Ich kann nicht schwimmen, und Sie allein gewinnen im Kampfe nicht.

Eduard ruderte mit großer Vorsicht vorwärts und brachte wirklich die beiden Gondeln an der langen Seite aneinander. Hans hatte jetzt schnell das Ruder ergriffen, und während Eduard die Gondel Heinrichs faßte, wehrte er die Schläge ab, mit welchen dieser das verhindern wollte; dann wendete er sich im Kampfe gegen ihn selbst bei welchem Heinrich das Ruder verlor.

Digitized by Google

So Bursche, schrie Hans mit wildem Hohngelächter, jetzt wirst Du bald Bekanntschaft mit den Fischen machen.

In der That schien Heinrich und Johanna jetzt verloren. Zwar brachte er durch einen kräftigen Stoß mit dem Fuße die beiden Gondeln auseinander, allein bei dem erneuten Angriffe war er ohne Ruder, ohne Waffe.

In diesem Augenblicke fielen seine Blicke auf eine Person, welche den See hereingeschwommen kam und ihnen zu Hilfe eilte. Es war Simon, ein rüstiger Schwimmer, der gerade in die feindliche Gondel stieg und mit kräftigen Armen den Hammerschmied Hans rücklings umfaßte, als dieser beschäftigt war, die beiden Liebenden in die Wellen zu begraben.

Hans, der sich des Angriffes nicht versah, fiel mit Simon rückwärts in die Gondel; dadurch bekam sie auf der einen Seite das Uebergewicht, sie schlug um und die drei Personen, welche sie faßte, verschwanden bald unter den Wellen. Simon, obgleich ein guter Schwimmer wurde von Hans krampfhaft gehalten, und fand dadurch, wie dieser und der Graf, seinen Tod, — einen Tod, welcher ihm süß erscheinen mochte, denn als man seinen Leichnam aus den Wellen fischte, war sein Antlitz sanft, wie das eines Menschen, der im Schlafe lächelt.

So waren Heinrich und Johanna gerettet aber um welchen Preis! Simon, der treue Simon, hatte sein Leben für das ihre zum Opfer gebracht, wie er einst Johanna gelobt hatte. Er erhielt eine ehrenvolle Leichenbestattung, der sehr viele Menschen beiwohnten, und bei der wohl die Thränen, die Heinrich und Johanna weinten, die heißesten waren. Eduard und Hans aber wurden ohne alles Gepränge, wie gemeine Verbrecher, zum Kirchhof geschleppt und in einer Ecke desselben begraben.

Bevor wir unsere Erzählung schließen, haben wir dem Leser noch mitzutheilen, wie sich die Verhältnisse in der Familie von Heinrichs Vater so gestalteten, daß er seine unbedingte Einwilligung zu der Verbindung seines Sohnes mit der Hammerschmiedstochter gab. Der Leser erinnert sich der traulichen Eröffnung, welche Heinrichs Schwester ihm machte. Auf wiederholtes Dringen nannte ihm diese den Namen dessen, der ihr Herz und ihre Liebe besaß, welcher Umstand bei dem Vater sehr in die Wagschale fiel, als Heinrich denselben davon in Kenntniß setzte. Er gab gern seine Einwilligung zur Verbindung um so mehr, als sein künftiger Schwiegersohn sich verpflichtete, das Gut um einen sehr hohen Preis anzunehmen, wodurch auch für Heinrich, sowie für die andere Schwester ein nicht gerade unbedeutendes Erbtheil sich herausstellte. Nun waren auch die Hindernisse gehoben, welche der Verbindung Heinrichs mit Johanna im Wege standen. Bringe mir das Mädel, sagte der Alte, damit ich es sehe und Eure Hände in einander lege. Heinrich hatte seine Abreise auf den nächsten Montag festgesetzt; er wäre zu spät gekommen, wenn Simon nicht noch an demselben Tage eingetroffen wäre, um ihm mitzutheilen, daß Johanna in dem Wahne, von ihm betrogen zu sein, ein Opfer der Verzweiflung werde.

Simon hatte sich zu diesem Zwecke eines Morgens ungesehen von Allen, auf den Weg gemacht. Dieses unkundig, hatte er nichts bei sich, als seine Ziehharmonika; aber gerade sein seelenvolles Spiel auf derselben öffnete ihm die Herzen, und überall war man gern bereit, ihm durch Rath und Aufklärung an die Hand zu gehen. So kam er zu Heinrich, welcher eilte, der Geliebten Trost, die Gewißheit seiner Liebe und die freudige Botschaft, daß ihrer Verbindung nichts mehr im Wege stünde, zu bringen. Der Leser weiß, daß er wie ein rettender Engel erschien, als sie gerade im Begriff war, ihrem Leben in den Wellen ein Ende zu machen.

Heinrich kehrte mit Johanna nach wenigen Tagen auf sein väterliches Schloß zurück. Hier wurde bald die Vermählung vollzogen, und als der Vater die blühende Gestalt der Hammerschmiedstochter sah und ihre edle Tugend schätzen lernte, da gestand er dem Sohne, daß wahrscheinlich auch er seinen Grundsätzen untreu geworden wäre, wenn er als junger Mann ein so schönes treffliches Mädchen hätte kennen gelernt. Er wollte durchaus seine Kinder bis an sein Lebensende um sich haben, doch Heinrich kaufte, sobald es ihm möglich wurde, ein Landgut in der Schweiz, das ihm ein bescheidenes Auskommen gewährte, um dem Gerede zu entgehen, welches die Zungen hochnasiger Fräuleins oder alter Jungfern in Bewegung setzte, die in der schönen Baronin immer noch die arme Hammerschmiedstochter erblickten.

Hier leben sie noch, nicht weit vom Zürcher See, in einer reizenden Gegend.

Wer das Glück hat, in ihre Familie, zu der bereits ein siebenjähriger Knabe und ein zehn- und achtjähriges Mädchen gehören, eingeführt zu werden, wird in ihrem Wohnzimmer zur Seite und unterhalb des Spiegels drei Gegenstände bemerken, welche sie wie Heiligthümer in Ehren hält: ein Doppelterzerol, ein blutiges Sacktuch und unter Glas eine Haarlocke. Der Leser kennt die beiden ersten Gegenstände bereits die Haarlocke bewahren sie zum Andenken an Simon, von dessen Haupt sie geschnitten ist.

Mannigfaltiges.

(Ein neunjähriger Mörder.) Am 28. Juli d. Js. wurde der 3¾ Jahre alte Sohn eines Bauern aus dem Bezirke Mittersill (Salz-

burg) vermißt. Nachdem alle angestellten Nachforschungen von Seite der Eltern, fruchtlos geblieben waren, so wurde angenommen, das Kind sei in eine unzugängliche Bergschlucht gestürzt, oder gar entführt worden. Nun wurde aber am 11. September eine im hohen Grad der Verwesung befindliche Leiche eines Knaben in der Nähe des Bauerngutes, wo der Knabe in Verlust gerathen war auf einer Bergwiese beim Mähen gefunden. Die Eltern des verlornen Kindes, davon in Kenntniß gesetzt, erkannten aus den daneben liegenden Kleidungsstücken die Leiche als die ihres Sohnes unzweifelhaft an. Besonders die neben der Leiche liegenden Kleidungsstücke ließen sogleich den Verdacht entstehen, daß das arme Kind durch eine verruchte Hand aus dem Leben geschafft worden sei. Sehr auffallend war noch dazu der Umstand, daß der Kopf, vom Rumpfe getrennt, sich etwa 100 Schritte weit entfernt vorfand und viele Anzeichen darauf hindeuteten, daß die Leiche in eine andere Lage gebracht worden war. Von der Leiche waren nur noch die Extremitäten als solche zu erkennen und an selben nichts von einer Gewaltthat zu merken. — Der Kopf zeigte mehrere Defekte, wovon mit Grund anzunehmen war, daß sie auf gewaltsame Weise, aber nach dem Tode, entstanden seien — Ein dumpfes Gerücht bezeichnete die als sehr übel verrufenen Nachbarkinder als die Thäter; besonders den älteren Buben Peter, 9 Jahre alt, der schon viele bösartige Thaten und Grausamkeiten verübte. Der Untersuchungsrichter wollte anfangs diesem Gerüchte keinen rechten Glauben schenken, lud aber doch die besagten Kinder vor und wußte durch geschickt gestellte Fragen den älteren (Peter), der vorher seinen Eltern Alles leugnete, so in sich widersprechende Aussagen zu verstricken, daß er schließlich ein umfassendes Geständniß ablegte und aussagte, daß er allein das arme Kind aus reiner Mordlust — erschlug! Dieses kleine Ungeheuer erzählte, er habe den armen Kleinen bis auf's Hemd entkleidet und ihm mit einem knotigen Prügel vier gewichtige Schläge auf die linke Brustseite versetzt, bis sein Opfer todt war. Schon beim zweiten Schlage gab es keinen Laut mehr von sich. Vierzehn Tage nach der That suchte er die Leiche wieder auf und versuchte ihr den Kopf abzureißen, und da dieß nicht gelang, kam er vier Wochen später wider, um dasselbe zu versuchen. Er fand dießmal die Leiche mehr verwest, von Krähen umstellt, Würmer krochen aus den Augenhöhlen; all diese gräßlichen Bilder, würdig eines Höllenbreughel, konnten ihn nicht abschrecken, sein Vorhaben auszuführen, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, ihn auf einen Pfahl zu stecken und ihn über einen Zaun den Berg hinabzuschleudern und die Leiche herumzuzerren. Nach dem Geständnisse erklärte der Mörder auf die Frage des Richters ausdrücklich, daß er keine Reue empfinde, und soweit war sein Gemüth verhärtet, daß er laut lachte, als er abgeführt wurde.

(Ein aufgefundener Stern.) Der „Gaulois" erzählt: Vor einigen Tagen heulte ein Savoyardenjunge auf dem Boulevard Sebastopol und konnte sich nicht trösten, weil an seiner Harfe etwas gebrochen war. Eine junge Frau kam aus einem Café, zog den Jungen mit sich hinein und intonirte, sich selber auf dem Instrumente begleitend, eine Arie aus dem „Petit Faust". Es regnete Francsstücke von allen Seiten für den Jungen, und sie sang zum Danke noch mehrere Lieder zum allgemeinen Entzücken. Alle Welt wurde auf ihr Talent aufmerksam; ein Kenner in musikalischen Dingen erklärte ihr rund und offen, sie würde ihr Glück auf der Bühne machen. Sie will versuchen, ob diese Prophezeihung stichhaltig ist; man wird sie schon in der nächsten Wintersaison als Fräulein Dartagnan in einem der ersten Theater hören.

(Ein Orchester im Grünen.) Das Prince of Wales-Theater in London hat bei Wiederbeginn der Saison mit einer hübschen Neuerung überrascht. Das Orchester ist gänzlich verschwunden und, an seinem Platze ist eine Grotte mit Blumen, Farrenkräutern und Springbrunnen angebracht, die dem Auge des Theaterbesuchers sicherlich angenehmer sind, als die nimmer ruhenden Arme der Geiger und der Tactstock des Dirigenten. Den Mitgliedern des Orchesters selber wird ihre neue Heimstätte — unsichtbar unter der Bühne — auch willkommener sein; sie sind dort weniger gebunden und können Frack und weiße Halsbinde von der Ausübung ihrer Kunst trennen.

(Auch ein Vergnügen.) In Leeds hat dieser Tage ein sonderbares Völkchen Versammlung gehalten. Der dortige Mäßigkeitsverein lud diejenigen seiner Mitglieder ein, welche von sich sagen konnten, in mindestens 25 Jahren keinen Tropfen geistiger Getränke gekostet zu haben. Im Ganzen leisteten 58 Personen der Versammlung Folge, von denen acht seit 34 Jahren, sechs 33, fünf 32, zwei 51, drei 50, vier 29, sechs 28, drei 27 und eine seit 25 Jahren im wahren Sinne des Worts geschworene Feinde aller geistigen Getränke waren. Die 38 Personen hatten also zusammen in 1172 Jahren, oder durchschnittlich in 31 Jahren, weder Bier, Wein noch Branntwein berührt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 78. Mittwoch den 29. September. 1869.

An *

Du bist so blaß, in den vergangenen Zeiten,
Versprachst Du doch so rosig aufzublüh'n,
Das Morgenroth auf Deinen Wangen schien
Den Sonnenaufgang schamhaft zu bereiten;

Du bist so still, es scheint in ferne Weiten
Dein sanfter Geist zuweilen fortzuzieh'n,
Und kaum gelingt es sichtlichem Bemüh'n
In die gewohnten Pfade ihn zu leiten.

Du träumst; ich darf nicht fragen, was Dir fehle,
Und wenn ich's thäte, würdest Du versteh'n
Den eignen Sinn, die wunderbaren Weh'n

Und die verstohl'ne Sprache Deiner Seele.
Des Lebens Herbst durchschauert tief Dein Wesen,
Dein Lebens-Frühling wird den Zauber lösen. —

H.

Das theure Seidenkleid.

Novellette von Louise Mühlbach.

I.

Der eheliche Zwist.

„Was machst Du denn wieder für'n betrübtes Gesicht, Riecke?" fragte der Steuerbeamte Lehmann seine Frau, als sie morgens bei der Biersuppe — denn damals in den Tagen Friedrichs des Großen aß man noch Biersuppe zum Frühstück — zusammen saßen, bevor der gute Herr Lehmann seine regelmäßige Morgenpromenade nach dem Packhofe antrat.

„Sag' mir bloß, Riecke, was geht Dir schon wieder im Kopf herum, daß Du Deinen lieben Mann gar nicht ansiehst, und mir kaum einen „guten Morgen" gebrummt hast."

„Ich brumme nicht wie ein Bär, oder wie ein Kater," murrte die junge hübsche Frau, indem sie die weißen Mullbänder ihrer Flügelhaube fester unter ihrem hübschen, jungen Kinn zusammenzog. Es geht mir auch gar nichts im Kopfe herum, denn wie Du siehst, steht mein Korpf ganz still, aber mein Verstand freilich auch."

„Was? Dein Verstand steht auch still, Riecke?" fragte Herr Accisebeamte Lehmann kleinlaut. „Warum denn, meine Beste?"

„Deine Beste?" höhnte sie. Ja, wenn ich Deine Beste wäre, dann hätte mein Verstand gar nicht nöthig still zu stehen, denn alsdann würdest Du mir nicht die Schande anthun, daß ich wie eine Bettlerin aussehen und einhergehen müßte in wahren Lumpengewändern."

„Du wie eine Bettlerin? Du in Lumpengewändern einhergehen?" wiederholte Herr Lehmann ganz verdutzt, indem er einen schnellen Blick über den hübschen Morgenrock seiner jungen Gattin warf, der freilich nur aus gestreiftem Zitz bestand. Aber der Rock mit den breiten Falbalas unten, und darüber die Kontouche auch mit einem hübsch gekräuselten Besatz sah gar so sauber und niedlich aus, und die weißen Arme lugten so angenehm aus der breiten Frisur hervor, die den engen Aermel am Ellenbogen einfaßte, und die weiße Schürze mit dem breiten Latze nahm sich so allerliebst aus auf der vollen Büste, daß Herr Lehmann über dem niedlichen Anblick seiner jungen Frau ganz das Ehestandsgezwitscher vergaß, mit dem die hübsche Rieke ihn eben beglückt hatte.

„Du siehst reizend aus, Rieke," sagte er, sie mit verliebten Blicken betrachtend, „Du gefällst mir heute noch eben so gut, beinahe noch besser als am Tage unserer Hochzeit, und das ist doch jetzt schon beinah ein Jahr her. Ich weiß nicht, ob Du ein seidenes Kleid anhast, aber das weiß ich, daß kein Mensch in Purpurkleidern schöner aussehen kann, wie Du in Deinem Kleide, und das weiß ich auch, daß es ganz egal ist, von was für Stoff die Kleider sind, welche ein Mensch trägt. Es kommt Alles auf den Menschen an, der drin steckt, und auf die Manier, wie er seine Kleider trägt."

„Das ist nicht wahr," rief Rieke ärgerlich, „auf die Kleider kommt es an." „„Kleider machen Leute,"" das ist ein altes Sprichwort, und darum verachten mich alle meine Bekannten, und darum naserümpfen sie, und sehen mich hochmüthig von Oben bis Unten an, als ob ich ein Wunderthier wäre. Weißt Du warum?"

„Weil Du so wunderhübsch bist, natürlich," sagte Lehmann, indem er rasch ein paar herzhafte Löffel von der schon erkalteten Biersuppe schlürfte.

Digitized by Google

„Nein," rief sie strenge, „weil ich kein buntes seidenes Kleid habe! Ja, darum sehen mich die hochmüthigen Frau Steuerräthinnen und Untersteuerräthinnen und Ober-Accisebeamten und Ober-Controleurs alle so naserümpfend an, wenn wir auf einem Theeklatsch oder im Nachmittagskränzchen zusammen kommen. Sie haben Alle seidene Kleider an, französische Seidenkleider nach dem neuesten Schnitt mit langen Schnürleibstaillen, mit weiten Faltenrädern und großen Reifröcken darunter, und sie machen sich dann immer ein Vergnügen daraus von ihren theuren Kleidern zu sprechen, und sich gegenseitig auszufragen, was ihr Kleid koste, und wie viele Ellen dazu gehört haben, und dann wenden sie sich zu mir, und fragen so recht herablassend:

„Madame, hat ihr liebes Ehegespons Ihnen denn noch kein Seidenkleid geschenkt? Das ist doch die Pflicht jedes guten Ehemanns, daß er seiner herzliebsten im ersten Ehejahr ein seidenes Kleid schenkt, wenn sie keins zum Brautkleid mitgekriegt hat. Und sie haben wohl keins in Ihrer Aussteuer gehabt?" Und ich möchte dann ersticken vor Wuth, und darf doch meinen Aerger nicht einmal merken lassen, denn das wollen sie ja gerade, und das würde ihnen ja viel Spaß machen. Ich lache dann, und sage: nein, ich habe zu meiner Aussteuer kein Kleid bekommen, denn meine Aeltern sind schlichte Bäckersleute, die nicht viel auf Putz und Staat geben, und es nimmermehr gelitten hätten, wenn ich an meinem Ehrentage ein buntes Seidenkleid angezogen hätte, und nicht wie's meine Mutter und meine Großmutter gethan, und wie's alle ehrbaren Bürgersfrauen thun, im schwarzen Tuchkleide ganz einfach und schlicht zur Trauung gegangen wäre."

„Das war brav," jubelte Herr Lehmann, „dafür laß Dich umarmen, meine allerliebste und allerschönste Ricke."

Er sprang auf und wollte sein hübsches Weib in seine Arme schließen, aber sie wehrte ihn mit den vorgehaltenen Händen zurück.

„Du hast mich unterbrochen, Johann, sagte sie, ich war noch nicht fertig, ich habe Dir noch nicht Alles gesagt, was ich ihnen antwortete."

„Es kam noch mehr?" fragte er ein wenig kleinlaut.

„Ja, es kam noch mehr, höre nur. Ich hatte ihnen also gesagt, daß ich von meinen Aeltern kein Seidenkleid mitbekommen hatte, dann aber fuhr ich fort: aber mein lieber guter Mann, der mich auf Händen trägt, und alles thut, was er mir an den Augen absehen kann, mein lieber, guter Mann hat mir zu meinem ersten Hochzeitstag ein buntes französisches Seidenkleid versprochen, und ich soll's am Jahrestag unsres glücklichsten Tages anziehen, und an dem Tage werden wir auch unsere erste Gesellschaft geben und alle unsere Freunde und Bekannten zu einem kleinen Schmaus einladen."

„Aber da hast Du ja eine Unwahrheit gesagt," rief Herr Lehmann entsetzt. Es ist mir ja nicht im Traum eingefallen, Dir ein Seidenkleid zu versprechen. Du gefällst mir ja prächtig in Deinen einfachen Kleidern, ich verlange niemals Dich schöner und geputzter zu sehen. Und was die Gesellschaft anbetrifft, so weißt Du wohl, daß mir Gesellschaften ein Gräuel sind, und daß ich es am allerliebsten habe, wenn ich nach meinen langen Dienststunden Abends mit Dir allein sein kann. Nein, nein Rieckchen! daraus kann nichts werden, und ich bitte Dich recht herzlich, meine allerliebste Schöne, schlage Dir die hochmüthigen Gedanken aus dem Sinn, und laß uns ehrbarlich und bescheidentlich, wie es einem Accisebeamten mit dreihundert Thalern Gehalt zukommt, leben. Wir haben uns ja nicht geheirathet, um Staat mit einander zu treiben, sondern aus purer herzlicher Liebe, und weil wir uns sagten: wir lieben uns, und um glücklich zu sein, braucht man nur zusammen zu leben, Freud und Leid mit einander zu tragen, zusammen zu lachen und fröhlich zu sein, wenn's die Gelegenheit gibt, zusammen zu weinen, und einander zu trösten, wenn der liebe Herrgott uns Kummer und Sorgen schickt. Na, wir sind jetzt in fünf Wochen nun ein Jahr verheirathet, und haben noch immer mit einander fröhlich sein und lachen können, und der liebe Herrgott hat uns noch ganz und gar mit Kummer und Sorgen verschont. Wär's nun nicht schrecklich, wenn wir selber uns Kummer und Sorgen bereiteten, und Zwietracht und Unfrieden in unser niedliches kleines Haus brächten?"

„Es wäre bloß und ganz allein Deine Schuld," sagte sie schmollend. „Thue, was alle die guten Ehemänner meiner Freundinnen und Bekanntinnen gethan haben, schenke Deiner Frau ein hübsches Seidenkleid und ich werde Dir dankbar sein, und Du sollst auch immer mein braver herzgeliebter Ehemann bleiben."

„Aber, mein Täubchen," schmeichelte Herr Lehmann, „Du weißt nicht, was Du sprichst und forderst. Was denkst Du denn, was ein Seidenkleid kostet?"

„Ich denke darüber gar nichts, ich denke nur, daß alle meine Freundinnen ein solches Kleid haben, und daß ich nicht hinter ihnen zurückstehen will, und daß ich es Dir nie verzeihe, wenn Du meinen Wunsch nicht erfüllst."

„Aber Ricke, ich kann's ja nicht, es ist schier unmöglich," klagte Herr Lehmann. „Du weißt gar nicht, was ein Seidenkleid kostet, sonst würdest Du dir's ganz gewiß nicht wünschen, denn Du würdest dann wissen, daß wir beinah das Gehalt eines ganzen Quartals dafür hingeben müßten. Ein gutes Seidenkleid kostet

Digitized by Google

wenigstens vierzig Thaler, und dazu kommt dann noch der Schneiderlohn. Denn natürlich so'n Seidenkleid muß beim neumodischen französischen Schneider gemacht werden, und weißt Du, was der für so'n Kleid nimmt?"

„Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß alle meine guten Freundinnen und Klatschschwestern Seidenkleider tragen, die der französische Schneider gemacht hat, und daß ihre Männer auch die hohe Rechnung bezahlt haben."

„Das heißt," brummte Herr Lehmann, „wenn sie nicht französisches Seidenzeug eingeschmuggelt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Blatt hat sich gewendet.

Der fünfzehnte Mai, ein im Handel höchst bedeutungsvoller und fast so ernster Tag, als der Ultimo, war herangekommen.

Michael Vernon saß in seinem Kabinet vor seinem Arbeitspult, den Kopf in beide Hände gestützt; er hatte seine Frau und seine Tochter in ihrem Zimmer gelassen und seinen Leuten befohlen, sie sollten Niemand vor ihn lassen, damit er sich ungestört den schmerzlichen Gedanken hingeben könne, die ihn bewegten, damit der grausame Wütherich Schmerz ungehindert an seiner Beute nagen könne.

In solchen Lagen fordert man wohl das Unglück auf, noch verheerender zu sein, man ruft den Geier auf sein Opfer herab, und wenn man endlich an der Pforte der Verzweiflung steht, so erscheint ein mattes Licht am fernen Horizont, das Licht wird größer, kommt näher, und siehe noch einmal schmeichelt die Hoffnung mit ihren goldenen Fittichen. So ist der Mensch, im Genuß hat er noch Sehnsucht, im größten Leide noch Hoffnung, über diesen Kreis kommt er nicht hinaus, keine Macht kann ihm ein Glück geben, daß ihm nicht noch einige Wünsche übrig blieben, kein Schlag des Schicksals ihm jede Hoffnung rauben. Der Selbstmord nur bildet eine Ausnahme, der ist aber auch meistens Resultat krankhafter Zustände, und auch da ist die Hoffnung nicht immer ganz verbannt. Oft streckt der Mann, der seinem Leben in den Wellen ein Ziel setzen wollte, die schon im Tode erkaltende Hand nach dem Ufer aus; man erzählt, von einem Unglücklichen, der, als er sich aus dem vierten Stock eines Hauses auf das Straßenpflaster stürzte, ausrief: Großer Gott, ich werde doch wohl nicht auf den Kopf fallen!

Michael Vernon, schon den Siebenzigen nahe, starrte lange auf sein leeres Portefeuille, dann irrten seine Gedanken, einem natürlichen Instinkte folgend, von der Gegenwart ab und zur Zukunft, dasselbe Gefühl, das im Glück Mißgeschick befürchten läßt, gaukelte dem Unglücklichen heitere Bilder vor. Wie er sich einmal seinen Träumereien überließ, war das harte Jetzt ihm entschwunden; er war wieder der reiche Kaufmann, des Glückes Liebling, seine Unterschrift war geachtet in der Handelswelt, wieder bedeckten seine Handelsschiffe das Meer, ohne Verlust und Havarie erreichten sie das Ziel ihrer Fahrten, und ruhten in Havre und Marseille vor Anker.

Aus diesen so seligen Träumen von Glück schreckte ihn eine rauhe Stimme wieder in die harte Wirklichkeit.

„Ich sage euch, er ist zu Hause, ich weiß es ja! Ich muß ihn sprechen; meldet mich ihm, oder ich will mich ihm selbst vorstellen."

Der Bediente öffnete verwirrt und bestürzt die Thüre des Kabinets und meldete den Namen von einer Visitenkarte ablesend:

„Charles Vermond & Compagnie."

Michael Vernon saß mit dem Rücken gegen die Thür gewendet; zu Anfang sah er den nicht, der so seiner Weigerung, Jemanden zu sprechen, nicht achtend, zu ihm eindrang. Er erhob sich, doch hatte er nicht Kraft genug, seine Blicke nach dem Eintretenden zu wenden, und Vermond mußte um den Sessel herumgehen, um seinem Schuldner gegenüber zu stehen und von ihm gesehen zu werden. Dieser dem armen Kaufmann so furchtbare Besucher hatte in seinem Aeußeren nichts vom Gläubiger und vom Geschäftsmanne; er war kaum sechsundzwanzig Jahre alt, schlank und schön gebaut, und seine Züge, die jetzt von Zorn entstellt waren, mußten, wenn minder heftige Leidenschaft in ihnen waltete, angenehm und einnehmend sein. Jetzt aber glänzten seine Augen so unheimlich, um seine Lippen spielte eine so bittere Verachtung, und ein so gieriger Durst nach Rache bewegte sein ganzes Wesen, daß selbst ein Anderer als Michel Vernon die Ausbrüche dieser wohl schon lange verhaltenen Rache gefürchtet haben würde.

Der Kaufmann gewann endlich so viel Muth, um auf den Fremden einen furchtsamen Blick zu werfen; er sah ein, dem gegenüber sei jede Hoffnung vergeblich, er sei jetzt einem unerbittlichen Gläubiger und einem erbitterten Feinde zur Beute; zitternd ruckte er einen Stuhl herbei und Vermond setzte sich. —

„Also," fing er nach einer langen, für seinen Schuldner quälenden Pause an, „also, mein Herr, Sie haben ihre Unterschrift nicht honorirt."

„Ach leider nein, stammelte der Greis, aber glauben Sie . . . . . auf meine Ehre, Herr —

„Ja, ja, Schwüre, Betheurungen," fiel ihm Vermond schneidend in die Rede, „ich wußte es wohl, der Augenblick der Vergeltung werde

kommen, doch hielt ich ihn noch nicht für so nahe!"

„Vergeltung, Herr!" schrie Vernon, den diese Worte zittern ließen, Sie so jung, so reich, so glücklich, wollten sich an einem Greise rächen, den allein der Zufall des Handels zu ihrem Schuldner machte?

„Und wie danke ich diesem Zufall!" entgegnete Vermond zähneknirschend.

Noch vor acht Tagen, jammerte der zu Grunde gerichtete Kaufmann, war ich reich. Da hatte das Meer noch nicht meine Schiffe verschlungen, mein guter Glaube, mein Zutrauen waren noch nicht mißbraucht worden. Damals wußte ich noch nicht, mein Wechsel sei in Ihren Händen, aber ich hätte es wissen dürfen, damals brauchte ich es noch nicht zu fürchten.

„Ja," fuhr der junge Mann auf, dessen Zorn, da sein Schuldner ihm gegenüber saß, noch immer wuchs, „ja, Ihr Wechsel ist in meinen Händen, und der, den sie heute nicht einlösen können, ist noch nicht der einzige; andere habe ich an mich gebracht, die zu Ende des Monats fällig werden, dann wieder welche, deren Verfallzeit einen Monat später herannaht. Ich bin Ihr Hauptgläubiger, Herr Bankrutirer."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gefährliche Folgen der Bantings-Cur.) So lästig auch eine zu große Körperfülle werden mag — immerhin blieb es zu bedauern, daß so viele Personen, oft sogar solche, bei denen mit diesen sogenannten Leiden noch gar keine weitere Belästigungen, als höchstens eine Kränkung ihrer Eitelkeit verbunden waren, dieser Cur sich anvertrauten. Neuerdings hat nun Dr. Th. Clemens in Frankfurt a/M. aber auch die Beobachtung gemacht, daß die genannte Cur einen äußerst verderblichen Einfluß auf den Körper zu äußern vermag und in den meisten Fällen wirklich hervorbringt. Der genannte Arzt beobachtet, daß fast immer zu erst die sogenannte Bright'sche Krankheit, ein bekanntes Nierenleiden auftritt, und zwar so recht tückisch schleichend, daß ärztliche Hilfe gewöhnlich erst bei schon ausgebildeter Krankheit in Anspruch genommen wird, in welchem Falle eine Rettung kaum oder nur selten noch möglich ist. Zugleich trat in den meisten Fällen ein verhältnißmäßig rascher Verfall des Gesammtorganismus ein, dessen Beginn sich in Gehirn- und Rückenmarksleiden äußerte.

(Kostspielige indische Festlichkeiten.) Der Maharajah von Travancore bereitet sich — indischen Blättern zufolge — vor, die unter dem Namen des Thuloparum bekannte Ceremonie zu begehen, die darin besteht, daß er sich mit purem Golde aufwiegen läßt und dieses unter die Brahminen (Priester) je nach ihren Privilegien vertheilt. Die letzteren stehen sich demnach bei diesem Feste nicht schlecht, und möchten wohl wünschen, daß es alljährlich wiederkehre, aber den besten Handel macht doch der Maharajah selber, der durch diesen Akt in den Geruch der Heiligkeit kommt. Zur Verstärkung dieses sehr kostspieligen Parfüms gibt es noch eine zweite Ceremonie, das Erniagherpum, bei welchem Se. Hoheit durch den Magen einer goldenen Kuh spaziert. Der Maharaja von Travancore ist ein viel zu gescheidter Mann, sich diesen Genuß entgehen zu lassen; er hat das letzgenannte Fest für nächstes Jahr in Aussicht genommen, wiewohl hiedurch ein großer Theil von dem Ueberschusse in den Staatseinnahmen absorbirt wird.

(Börsenlied.) Der Pariser Wochenchronist der „M. Z." theilt folgendes von Albert Millaud verfaßte und von ihm übersetzte Börsenlied mit, das in den Kreisen der Pariser Finanzwelt viel Heiterkeit erregt: Wie sich Panurg bei Pantagruel Raths erholt, um zu erfahren, ob er an der Börse kaufen soll oder nicht.

Panurg: O Freund, gestatte mir die Frage . . .
Dein guter Rath sei mein Asyl!
Du weißt, wie riesig dieser Tage
Am Börsenplatz die Rente fiel.
Sprich, soll ich kaufen, alter Streiter?
Pantagruel: „Gewiß! Dein Vortheil scheint gewahrt!"
Panurg: Allein sie fällt vielleicht noch weiter?
Pantagruel: „So kaufe nicht, bei meinem Bart!"
Panurg: Dann liegt das Geld wie todt im Schreine!
Nein, Alter, das gefällt mir schlecht!
Wie wär's mit Actien? hm! ich meine . . .
Pantagruel: „Bei meinem Bart! Da hast Du recht!"
Panurg: Doch wenn die Bahn, auf die ich baue,
Mir nicht erfüllt, was sie verspricht?
Der Teufel hol' mich, wenn ich traue!
Pantagruel: „Bei'm Vater Zeus, so kaufe nicht!"
Panurg: Doch anderseits erklärt die Presse,
Des Kaisers Uebel sei geheilt . . .
Er höre täglich jetzt die Messe . . .
Pantagruel: „So kaufe, kaufe unverweilt!"
Panurg: Indeß — auch Fürsten sind vergänglich,
Auf alles ist der Tod erpicht . . .
Nein, Freund, da wird mir wieder bänglich.
Pantagruel: „Da hast Du recht! So kaufe nicht!"
Panurg: Das sind, auf Ehre, schlechte Späße!
Gott helfe mir gehetztem Wicht!
Die Hausse bald, und bald die Baisse . .
Pantagruel: „So kaufe, kauf! . . . Kaufe nicht!"

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 79. Samstag den 2. Oktober. 1869.

Worte der Zeit.

Wo ist der Mensch, der von sich sagen könnte:
„Ich bin ein Wesen, aller Mängel frei,
„Unfehlbar, unerreicht, beinahe heilig!? —"
Vergebens suchen wir, wo dieser sei! —
Wir kennen Größen, welche hoch wir schätzen,
An Edelsinn und Sittenreinheit reich,
Die in des Lebens Kampf uns trösten und erheben,
Durch Beispiel lehren: werdet tugendreich!
Doch unfehlbar wird's niemals Menschen geben,
Es müßte denn der Mensch nicht Mensch mehr sein!
Und einen Gott giebt's nicht im Erdenleben!
Es ist ein Gott! — doch einzig und allein! —
So lehrt Vernunft, so lehrt die Sittenlehre,
So lehrt die Religion, das Menschenrecht,
Und Niemand kann dagegen etwas lehren,
Er sei denn blinden Hochmuthswahnes Knecht! —
Betrachten wir den hocherhab'nen Stifter,
Den Gründer uns'rer heil'gen Religion,
Ob über and're je er sich erhoben? —
Obschon der Größte er, — ein Gottessohn!
War nicht der Aermste, noch der anders dachte
Als er, weil Mensch und Gotteskind, ihm lieb? —
Und manche, die sich seine Jünger nennen,
Was ist denn heute ihres Handelns Trieb? —
In einem grenzenlosen Hochmuthsdünkel,
Von Habbegier und lecker Herrschsucht voll,
Besudeln sie durch Worte und durch Thaten,
Beschäd'gen und beschimpfen, groß im Groll,
Auch jeden, der ihr freches Treiben tadelt;
Der solch Zelotenthum nach Würde mißt,
Wer nicht dem kecken Unrecht lobend hudelt,
Hat keine Religion bei ihnen, ist kein Christ.
Als Hirten schleichen sie sich in die Heerde,
Als Wölfe hausen sie, sind sie darinn';
Von Christi Wahrheit, Einfachheit und Liebe
Zeigt keine Spur ihr Handeln, noch ihr Sinn.
Betrachtet, wenn den Armen sie begraben,
Wo ihre Rede, ihr Gepränge bleibt! —
Indeß, wenn hell die Silberlinge klingen,
Den Teufel engelgleich ihr Lob beschreibt.
Ist solches christlich? — sind dies Christi Jünger?
O, nein! — sagt selbst beschränktester Verstand; —
Das Christenthum und seine schönen Lehren
Sind heilig und erhaben uns bekannt.

Gg. Ph. Wolpert.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

Es war eine sehr unvorsichtige Bemerkung von dem armen Accisebeamten, und er mußte es auch sofort als solche erkennen, denn seine schöne Ehehälfte legte den Löffel hin, mit dem sie eben etwas Biersuppe zum Munde geführt hatte, und fragte mit staunender Neugierde:

„Eingeschmuggelt? was willst Du damit sagen?

„Na, ich will damit sagen, Riecke, daß es Betrüger giebt, die sich nicht daran kehren, daß ausdrücklich befohlen ist, daß Jedweder, der sich ein Seidenkleid aus Frankreich kommen läßt, dafür eine Strafe zahlen muß, die eben soviel beträgt, als der Stoff werth ist. Ein Seidenkleid aus unseren inländischen Fabriken kostet dagegen dreißig Thaler, und ist nicht so gut wie das französische Zeug für zwanzig Thaler, aber es ist nun doch einmal verboten, und es darf Niemand sich französisches Seidenzeug kommen lassen."

„Das ist schauderhaft, das ist schändlich," rief Riecke empört.

„Das ist im Gegentheil sehr weise," sagte Lehmann bedächtig, „und alle Bürger des preußischen Staates sollten unserm weisen König Friedrich dem Zweiten dafür noch eine besondere Dankadresse schicken. Denn erstlich mal hat der König das festgesetzt, um die inländische Seiden-Industrie zu heben, und zu machen, daß die Seidenwirker darauf rechnen können, ihre Waare los zu werden und zweitens wird der infamen Eitelkeit und dem Kleiderluxus der Frauenzimmer gesteuert durch diesen hohen Preis und ich dank's meinem lieben König von ganzem Herzen, daß er diese löbliche Einrichtung getroffen hat, denn mancher ehrsame Bürger wird dadurch vor Schaden und Noth bewahrt, und sein vernünftiges Eheweib sieht ein, daß es eine abscheuliche Verschwendung wäre, wenn ihr Mann bloß für ein Kleid soviel Geld ausgeben sollte, daß er davon ein paar Wochen leben könnte.

„Und mancher ehrsame Bürger sucht lieber

Digitized by Google

die hohe Ausgabe zu vermeiden," rief Rieke energisch „und er schmuggelt daher das Seidenkleid ein, mit welchem er seiner Eheliebsten eine Freude machen will."

Ja, er riskirt dabei aber bloß seine Ehre seine Reputation und auch seine Stelle, wenn er nämlich eine hat."

Um so mehr wird sein Rieckchen ihn lieben wenn er um ihretwillen so viel wagt.

„Rieke," wimmerte Lehmann entsetzt, indem er aufsprang, „ich glaube wahrhaftig, Du möchtest mich bereden, auch so 'n ehrvergessener und eidbrüchiger Beamter zu werden."

„Ach bereden, Gott bewahre, bereden will ich Dich gar nicht! Wer könnte Dich auch bereden! Du bist hart wie Eisen, wenn es gilt, Deiner armen Frau einen Wunsch zu befriedigen! Du machst Dir nichts daraus, wenn Dein junges Weib wie eine Vogelscheuche unter den geputzten Damen im Nachmittagsklatsch umherhopst, Dir ist es auch ganz egal, ob sie mich ausspotten und verhöhnen werden, wenn ich an unserm Hochzeitstage nicht ein Seidenkleid habe, und nicht eine Gesellschaft gebe. Was geht es Dich an, Dich, den strengen Tugendrichter und Accisebeamten!"

„Rieke, Du wirst mich noch rasend machen," schrie Herr Lehmann wüthend, „ich sage Dir, Du" — —

Er verstummte plötzlich, denn eben war der Hahn aus der Wanduhr geschlüpft, und ließ sein schmetterndes Krähen vernehmen.

„Neun Uhr," sagte Lehmann entsetzt, „ich komme um 10 Minuten zu spät, und werde also zwei Groschen Strafe zahlen müssen. Sehr schön, dafür hätte ich mir heute Abend zwei Gläser Stonsdorfer Bier kaufen können, und muß statt dessen nüchtern fortgehen. Und daran ist Alles Dein sündliches Gelüste auf ein Seidenkleid Schuld."

„Sündliches Gelüste," wiederholte Rieke, ihr hübsches Köpfchen zurückwerfend. „Ich verbitte mir dergleichen anzügliche Bemerkungen. Ich habe gar kein Gelüste, es ist nur ein ganz vernünftiger Wunsch von mir, ein Seidenkleid zu besitzen, und freilich hat der Herr Doktor Seiffert gesagt, meine Nerven wären sehr angegriffen, und ich wäre sehr reizbar, und man müßte mich nicht ägern, sondern mir alle meine vernünftigen Wünsche erfüllen. Aber Dir liegt nichts daran, was der Doktor sagt, nein, Dir nicht!"

„Rieke, ich möchte heulen und schreien vor Jammer und Kummer, daß ich Dir so 'n vernünftigen Wunsch versagen muß. Aber ich kann Dir ja doch kein Seidenkleid kaufen, denn ich hab' ja kein Geld dazu!"

„Hast wohl ganz und gar die dreißig Thaler vergessen, welche Dein Herr Pathe Dir zum Hochzeitsgeschenk gegeben hat, und die noch ganz unberührt im obersten Schubfach Deiner Commode liegen".

Nicht vergessen, Rieke, aber Du weißt ja, die hat mir der Herr Pathe zu einem ganz andern Zweck gegeben, die hat er bestimmt zu einem dereinstigen lustigen Kindtaufsschmaus und hat expressement festgesetzt, daß die dreißig Thaler just dazu verwandt werden sollen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Blatt hat sich gewendet.

(Schluß.)

Bei dem Worte Bankruttirer erhob Michael Pernou sein Haupt, seine Augen glänzten, aber gleich ward sein Blick wieder matt, er senkte sein graues Haupt wieder, und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust. „Ich weiß," sagte er, „ich habe Neider und Feinde, die ob meines Falles frohlocken, aber Niemand kann meine Ehre und Redlichkeit in Zweifel ziehen."

Ehre und Redlichkeit eines Bankruttirers! lachte Vermond verächtlich.

„Glücklicher Weise," sprach Pernon fest, „ist meine Redlichkeit erwiesen, alle meine Handels-Operationen wurden offen betrieben, nie weilte Verschwendung unter meinem Dache, und meine Handlungsbücher weisen alle Verluste nach, die ich erlitt."

Sie lügen! schrie Vermond, seinen Zorn nicht länger zügelnd: Ja, einige Handels-Operationen offen betrieben, um die Geschäfte zu bemänteln, von denen Niemand wissen durfte; sparsamer Haushalt — heuchlerische Berechnung, Zutrauen zu erhaschen, nachgewiesene Verluste — schnödes Spiel mit dem öffentlichen Vertrauen, Ordnung in den Büchern — Vorsicht eines schlauen Betrügers.

„Herr, Herr!" rief der Greis.

Nicht wahr, nicht wahr, sprach Vermond weiter und sprang von seinem Sitze auf; ich verwunde Sie? Nun denn, so gedenken Sie Ihrer eigenen Worte; sechszehn Jahre sind's, daß Sie sie sprachen. Ich war damals noch ein Kind, mein Vater, mein armer Vater stand da, wo Sie jetzt stehen, mein Herr. Da kamen Sie zu ihm, wie ich jetzt zu Ihnen komme; er erklärte Ihnen seine Verluste, er schlug Ihnen seine Bücher auf, er demüthigte sich vor Ihnen, er flehte Ihr Mitleid, Ihre Barmherzigkeit an . . . . Zeit, Zeit war alles, was er von Ihnen begehrte, und Sie, nicht demüthig und höflich wie heute, nein, das Haupt hochtragend und beleidigende Worte im Munde, Sie beugten meinen Vater unter der Last von Beschimpfungen, und wagten, Hohn zur Beleidigung fügend,

Digitized by Google

eine Vergleichung zwischen einem Bankruttirer und dem Bewohner der Bagnos anzustellen: Jener sei noch ehrlicher, als der unredliche Kaufmann, sagten Sie. Mit welcher Stirn, waren Ihre Worte, will ein Mann, der seine Wechsel nicht einlöst, von Ehrlichkeit sprechen? Ein Kaufmann, der seine Zahlung einstellt, so meinten Sie damals, ist immer ein Unredlicher, und unsere Gesetze, die seine Stirn nicht brandmarkten, seien viel zu milde. Es müßte, wünschten Sie, mitten auf der Börse ein Schandpfahl stehen für Bankruttirer. Erinnern Sie sich dessen noch, Herr? Sie widersetzten sich jeder gütlichen Uebereinkunft, Sie hetzten die anderen Gläubiger meines Vaters wider ihn, umsonst gebot Ihnen der eigene Vortheil, seiner zu schonen, Ihr Haß war größer als Ihr Eigennutz, und Sie blieben unerbittlich. Wir mußten den bittern Kelch bis auf die Neige leeren. Ich selbst ein armes Kind noch, mußte unter Ihrem Zorn leiden. An einem Morgen nahm mich meine Mutter mit; wir verließen unser kummervolles Haus und gingen hierher. Ach, dieses Kabinet, ich erkenne es noch wohl; da auch die Bibliothek, die Geldkiste, von Gold strotzend, die jetzt leer ist. Meine Mutter warf sich Ihnen zu Füßen, sie bat und flehte: Wenn Sie auch meinen Mann hassen, sagte sie unter Thränen, wollen Sie um irgend einer Beleidigung, eines Unrechts willen, dessen er sich gegen Sie schuldig gemacht, seinen Untergang, so schonen Sie mindestens meines Sohnes, meines armen Charles; gestatten Sie, daß dieses Kind den Unterricht, den es genossen, weiter fortsetzen darf: rauben Sie uns nicht jede Hülfsquelle! Und da, mein Herr, ach, ich erinnere mich, als wäre es heute, da streckte ich armes Kind meine Hand nach einem Buche in Ihrer Bibliothek aus, sehen Sie, es war das da, ich erkenne es noch wieder, ich öffnete es und wollte, mit meiner Mutter vereint, bitten, daß Sie mir mindestens die Wohlthat des Unterrichts nicht mißgönnten. — Laß ihn liegen, den Cicero, riefen Sie da, wozu brauchen Söhne von Bankruttirern etwas zu lernen! — Schimpflich wiesen Sie uns die Thür.

„Doch, Eins ist Ihnen gelungen, Herr," und damit warf Vermond das Buch, das er ergriffen hatte zu Boden; „ich habe seitdem wenig mehr gelernt, diesen Cicero kann ich nicht lesen;" fast noch ein Kind, mußte ich die Heimath verlassen, in der Fremde mein Brod verdienen. Ihnen war damals das Glück hold: gerade an dem Tage, wo Sie gegen uns so unbarmherzig waren, ward Ihnen eine Tochter geboren. Ja, es gibt Menschen, die das Glück hart werden läßt. Von da an hatte ich nur Ein Streben, nur Ein Ziel, und Sie wissen, ich habe es erreicht. Seit langer Zeit sind alle Schulden meines Vaters bezahlt, aber seine Ehrenrettung, das Vermögen, das ich erworben, genügten mir noch nicht. Meine Rache lechzte nach einer Stunde wie diese. Ich belauerte Sie mit dem Auge eines Falken, und es gibt eine Gerechtigkeit; auch an den Getretenen kommt die Minute, wo er seinen Fuß auf des Gegners Nacken setzen darf. Sie haben von mir nicht Gnade, nicht Mitleid zu erwarten; alter Mann, wie Sie an meinem Vater thaten, so thue ich an Ihnen, und kein Gold der Erde könnte mir diese Lust der Rache abkaufen.

„Meine arme Frau," weinte der Greis, „und meine Tochter, mein armes Kind, ach, Cäcilie, Cäcilie!"

Und meine Mutter zu Ihren Füßen, und ich, der wehrlose Knabe, dessen Ihre Bosheit nicht schonen mochte?

„Es wird mein Tod sein, Herr: die Schande, die Demüthigungen, die Sie auf mich zu häufen gedenken, werde ich nicht überleben."

So sprach auch mein Vater zu Ihnen; erinneren Sie sich noch, was Sie antworteten? — Feige und Schurken wissen nicht zu sterben.

Während Pernon sich in den Qualen dieser moralischen Folter wand, die Vermond ihm rachedurstig bereitete, ging die Thüre des Kabinets leise auf, und ein junges Mädchen trat ein, die nichts von ihres Vaters unglücklicher Lage und der Qual ahnte, die er jetzt erdulden mußte. Sie hatte die Thür vorsichtig geöffnet, und wollte lächelnd die Augen des Greises, der mit dem Rücken gegen sie gewendet saß, mit ihren Händen bedecken, daß dieser errathen sollte, wer ihn so überraschte. Da traf ihr Blick Vermond, und beschämt, daß ein Fremder sie dies neckische Spiel treiben sehe, lächelte sie verwirrt, legte dann den Finger auf den Mund, ihm um Schweigen bittend, und eilte rasch und still, wie sie gekommen war, wieder fort. — Sie war ihres Vaters Schutzengel gewesen. Der Zorn des jungen Mannes schwand: friedliche Gedanken kehrten in seine Brust zurück, und diese Sprache des Vorwurfs und der Beleidigungen wollte nicht mehr über seine Lippen. Das Auge auf die Thür geheftet, hoffte er das geliebte Jungfrauenbild noch einmal zu sehen. — Er nahm den Band des Cicero auf, den er eben zu Boden geworfen hatte, stellte ihn wieder an seinen Platz, und sah milder auf den Greis nieder, der noch immer gesenkten Hauptes vor ihm saß.

„Glauben Sie mir, Herr," wagte der Greis, der nichts von dem Besuche ahnte, der so eben seines Gläubigers Sinn erweicht hatte, endlich die Stille zu unterbrechen, „glauben Sie mir, Haß und Rachsucht sind schreckliche Leidenschaften, wehe der Jugend, die sich ihnen hingibt! Wahrlich, auch ich erwartete nicht, bis mich Unglück bedrohte, um zu bereuen, was Sie mir mit so viel Härte, obwohl nicht ohne Grund,

Digitized by Google

vorgeworfen haben; hoffen Sie nicht, daß Ihr Vater mir in einer bessern Welt verziehen hat, wie ihm verziehen wurde, was er hienieden gefehlt? Glauben Sie, mit Haß und Rachsucht im Herzen würde er vor Gottes Richterstuhl erschienen sein? Nein, gewiß nicht! Ach, könnten Sie seine Stimme, seine Mahnung zur Verzeihung hören, gewiß, Sie würden milder an mir handeln: Sie würden nicht hart und grausam mit mir sein, weil ich mich hart und grausam gegen ihn bewiesen, Sie würden sein Andenken nicht durch Rachsucht, sondern durch Großmuth ehren wollen. Ich habe noch in seinem Sohne meinen Feind verfolgt, das ist leider nur zu wahr, und an jenem Tage war ich doch selbst Vater geworden; ach, ich wußte noch nicht, was die Liebe zu einem heranwachsenden Kinde bedeutet, wie es unsers Lebens bestes Theil wird. Ach! die Ehre von Cäcilie's Vater ruht in Ihren Händen. Um des Himmels willen, seien Sie barmherzig mit mir . . ."

Herr, sagte Vermond aufstehend und sich zu seinem Schuldner niederbeugend, Sie werden Freunde finden in der Noth . . . . . die . . . welche . . .

Und verwirrt und von einer ihm neuen Empfindung aufgeregt, die seine Rachsucht schwinden ließ, ging er; gern hätte er die Stätte geküßt, die Cecilie's Fuß wenige Minuten zuvor betreten hatte.

Michel Vernon fand Freunde, wie Vermond es gesagt: er ist allen seinen Gläubigern gerecht geworden, und die Zukunft und das Glück seiner einzigen Tochter ist gesichert. Sie wird bald den elterlichen Namen mit dem ihres Bräutigams Charles Vermond vertauschen.

Mannigfaltiges.

(Grabschriftenstyl.) Der Oberinspector der Pariser Kirchhöfe hat die Aufgabe, die Grabschriften zu überwachen und darauf zu sehen, daß diese zwar nicht in klassischem, aber doch in einem nicht gegen die elementarsten Regeln des Wohlanstandes und des guten Geschmacks verstoßenden Style abgefaßt sind. Die „Patrie" gibt folgende Blumenlese solcher der Censur des Inspectors eingereichten und zurückgewiesenen Grabschriften: Herr X . . . In den Armen seines Sohnes wurde er von dem Blitze darnieder geschmettert. — Herr Y . . . Er starb in seinem 75. Jahre. Der Himmel zählt einen Engel mehr. — Frau Z . . . Für sie würde ihr Gatte gegeben haben, was der Pelikan seinen Kleinen gibt. Fräulein Dz . . . Sie war auf Erden, was sie auch im Himmel sein wird, ein Engel. Herr X . . . Er wird betrauert von seiner Mutter und seinem Vater. Nota: Es ist der Wunsch der Familie, daß die trauernde Mutter vor dem Vater auf der Inschrift figurirt. Herr Y . . . Er starb in dem Alter von drei Jahren und zwei Monaten. Sein Leben war nichts als Entsagung und Aufopferung.

Ein Gelehrter, der zuweilen sehr zerstreut war, klopfte eines Abends an seiner eignen Thür. Der Diener, der ihn in der Dunkelheit nicht erkannte, rief ihm zu: „Der Herr Professor ist nicht zu Hause!" worauf Jener ruhig entgegnete: „Gut, ich werde wiederkommen," und wieder umkehrte.

In Connecticut (Amerika) hat eine Preisausstellung „fetter Männer" stattgefunden, mit Preisen nach Gewicht und Gelenkigkeit bemessen. Es fanden sich 117 Männer ein, die zwischen 10 und 26 Stein wogen — der Fetteste wog 358 Pfund. Unter die Proben der Gelenkigkeit gehört auch, einander über die Köpfe zu springen und so einer der Falstaffs einem Andern glücklich über die Schultern voltigirte, wehte ihm die zur Schau herbeieilte „schöne Welt" ihren Beifall mit Taschentüchern zu.

(Urtheil einer Frau über die Frauen.) Als Lady Montague gefragt wurde, ob sie es vorziehen würde, ein Mann zu sein, antwortete sie: „Nein, ich bin sehr zufrieden, daß ich eine Frau bin, wenn ich bedenke, daß ich der Gefahr nicht ausgesetzt bin, eine zu nehmen.

„Mein Herr," sagte ein Gastwirth zu einem Herrn, der im Begriff war, fortzugehen, ohne zu bezahlen; „erinnern Sie sich, wenn Sie Ihren Geldbeutel verlieren, daß Sie ihn hier nicht herausgezogen haben."

Ein gelehrter amerikanischer Richter wurde einst gefragt, was er thun würde, wenn ein Mann ihm zehn Dollars schuldig wäre und sich weigere, sie zu bezahlen. „Ehe ich ihn verklagte," antwortete er, „würde ich ihm lieber eine Quittung über die empfangene Summe ausstellen," und nach einigem Nachdenken fügte er hinzu: „Ja, noch mehr, ich würde im lieber noch fünf Dollars obenein geben, um alle möglichen Kosten zu decken."

Lord Dover, welcher Göthe's Faust ins Englische übertrug, übersetzt den Ausruf des geängstigten, halbohnmächtigen Gretchens: „Nachbarin, Euer Fläschchen . . ." mit Neighbour, Your dram buttle." (Schnapsflasche.)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt. (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 80. Samstag den 6. Oktober. 1869.

Gute Nacht.

Fernes Glockenläuten klingt
Durch des Abends heil'gen Frieden;
Nacht vom Himmel dämmernd sinkt,
Bringet Ruhe allen Müden.

Sanft entschlummert ist die Welt,
Eingewiegt in süße Träume;
Kaum ein Hauch bewegt das Feld,
Schweigend ruh'n des Waldes Bäume.

Leiser gleitet hin der Strom,
Der so stolz gebraust am Tage;
An des Himmels hohem Dom
Glänzt der Sterne gold'ne Sprache.

Auf die Stadt blickt still der Mond
Mit geheimnißvollem Scheine —
Dort, wo die Geliebte wohnt
Meines Herzens einzig Eine.

Ihrer hab' ich noch gedacht,
Ihrer denk' ich stets mit Sehnen,
Und herzinnig: „Gute Nacht!"
Ruf hinüber ich der Schönen.

St. L.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

„Ach, dann werden sie in der Kommode liegen bleiben bis zum jüngsten Tag," seufzte Rieke mit einem schmachtenden Blick gen Himmel. „Wir werden niemals ein solches Fest feiern! Ich werde krank werden, meine Nerven sind so schwach und mein Barbar von Mann versagt mir ja meine vernünftigen Wünsche."

„Herrje, Herrje!" kreischte Herr Lehmann, „das muß man anhören, und muß es einstecken, denn ich kann nichts mehr sagen! Ich muß fort, sonst kostet's noch mehr Strafe!"

Er griff nach seinem Hut, der in der Ecke, auf dem langen spanischen Rohrstock mit der zierlichen Lederschleife stand, und näherte sich dann ganz wehmüthig seiner Frau!

„Adje, mein Riekchen, Punkt um 12 Uhr bin ich wieder hier. Na, gieb mir einen Kuß, mein Herzchen, sonst hat der Tag kein Glück!"

Sie warf ihren Kopf zurück, und sah ihn mit einem zerschmetternden Blick an. „Dir einen Kuß? Oh!"

Und mit der stolzen Haltung einer Königin wandte sie sich ab, und verließ das Gemach. Ihr Eheherr schaute ihr nach mit einem ganz verblüfften Gesicht, stülpte dann mit einer heroischen Bewegung seinen Hut auf, und hob drohend das lange spanische Rohr in die Luft.

„Na, heute soll mir mal einer mit 'ner Defraudation kommen! Ich soll man bloß dergleichen merken! Und wär's die Königin selber, ich laß nichts durchgehen!"

Er that mit seinem Stock einige Hiebe in die Luft, als bekämpfe er den bösen Feind, der die Seidenkleider in die Welt gesetzt, und verließ dann mit trotzigen Schritten den häuslichen Heerd, um sich auf den Packhof zu begeben.

Und dies war das erste Ehegezwitscher, das der junge Steuerbeamte Lehmann mit seiner hübschen jungen Frau executirt hatte.

II.

Die Ohrfeige der Prinzessin.

„Na, heute soll mir mal Einer mit 'ner Defraudation kommen," hatte Herr Lehmann in seinem betrübten Herzen fortwährend gezwitschert auf seinem Wege nach dem Packhof, und er sagte es ganz laut und mit ungeheuer trotziger Miene, als er jetzt in die große Halle eintrat, in welcher die Kisten und Ballen aufgestapelt waren, welche heute mit den Frachtfuhren aus Hamburg angelangt waren. Es herrschte ein rühriges und thätiges Leben in der Halle; hinter der langen Tafel, welche an beiden Seiten der Halle hinlief, standen die Steuerbeamten, empfingen aus den Händen der niedern Packbeamten die Kisten und Ballen, welche ringsum an den Wänden aufgestapelt waren, riefen mit ungeheuer feierlicher Miene die betreffenden Adressaten aus, und warfen dann aus der Höhe ihrer Erhabenheit einen fragenden Blick auf die Menschen, die in der Mitte der Halle standen und gespannt auf die ausgerufenen Namen horchten. Bei jedem Namen ertönte ein vergnügliches „Hier!" aus der Menge, und ein demüthiges Menschenkind trat dann heran, um dem Herrn Accisebeamten das Packet zu öffnen, wenn er's

Digitized by Google

verlangte, oder es selig in Empfang zu nehmen, wenn der gnädige Beamte an die Wahrheit des angegebenen Inhalts glauben wollte.

Lehmann nahm seinen Platz hinter dem langen Tisch ein, nachdem ihm der Ober-Controleur mit erhabener Miene und einem feierlichen Schweigen an der Thüre schon entgegen getreten war, mit der einen Hand auf die große Wanduhr hindeutend, mit der andern ihm die verschlossene Blechbüchse dargereicht hatte, auf welcher mit großen gelben Buchstaben geschrieben stand: **Strafgelder.**

„Zehn Minuten," ließ der Ober-Controleur endlich gravitätisch aus dem rechten Mundwinkel ertönen.

„Zwei Groschen", brummte es von Herrn Lehmanns Lippen zurück, und er hielt dem Vorgesetzten das Geldstück entgegen, um ihn von der Richtigkeit desselben zu überzeugen, und schob es dann mit spitzen Fingern in die offene Spalte der Blechbüchse.

„Mir soll bloß heute einer kommen mit 'ner Defraudation," brummte er wieder, als er hinter dem langen Waarentische seinen Platz eingenommen hatte, und seine sonst so fröhlichen Augen flogen heute mit einem grimmigen Blick über die wartenden Menschen hin.

Eben öffnete sich wieder knarrend die Eingangsthür, und ein vornehmer Herr, ein Lakay in königlicher Livree trat ein.

Mit stolzer Miene machte er sich Bahn durch das niedere Menschengewürm, welches scheu und ehrerbietig vor dem königlichen Lakayen in der goldbetreßten Uniform zurückwich, und jetzt an den Tisch herantrat.

„Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Elisabeth erwartet heute mit der Hamburger Frachtfuhre ein Packet, und ich soll's abholen."

Der Packdiener reichte ein langes in Wachsleinwand eingenähtes Colli dem Steuerbeamten Lehmann dar, und der als ein kluger und gebildeter Mann las im fließenden Französischen der Berliner Colonie: „A son altesse Royale, la Princesse Ellisabeth de Prusse."

„Das ist das Packet," sagte der Lakay. „Geben Sie's mir, denn die Prinzessin wartet darauf, und sie ist unmenschlich ungeduldig."

Er streckte die Hand aus, um das Packet aus Lehmanns Händen zu empfangen, aber dieser, statt es ihm zu geben, betrachtete es von allen Seiten, wog es mit Kennerblick in der erhobenen Hand, und betrachtete kopfschüttelnd die Emballage und die Adresse.

„Ich möchte wissen, was in dem Packet ist," sagte er dann mit gewichtiger Miene.

„Spitzen, glaube ich," erwiderte der Lakay unbefangen, „die Frau Prinzessin sagten so etwas von französischen Spitzen, die sie gerade jetzt erwarte."

Herr Lehmann ließ das Packet abermals in seiner Hand balanciren.

„Es sind keine Spitzen in diesem Packet; Spitzen würden nicht so schwer sein."

„Na, dann ist etwas Anderes darin," rief der Lakay ungeduldig. „Was geht Sie's an! Geben Sie mir das Packet."

„Es geht mich wohl an, was in dem Packet ist," sagte Lehmann würdevoll. „Dieses Packet kommt aus dem Auslande, und das Gesetz besagt, daß alle aus dem Auslande kommenden Packete und Kisten hier auf dem Packhofe geöffnet werden dürfen, ehe sie an den Adressaten abgeliefert werden."

„Hören Sie mal," schrie der Lakay wüthend, „meine königliche Prinzessin ist kein Adressat, und Sie werden sich doch wohl nicht unterstehen wollen, ein Packet zu öffnen, das einer königl. Prinzessin von Preußen gehört?"

„Und wenn ich's mich nun doch unterstände?" fragte Herr Lehmann mit einem kühnen Blick auf den Lakayen.

In der Halle war's stille geworden. Die Packdiener hatten aufgehört die Adressen auszurufen, die Packetabholer standen athemlos da und blickten mit aufgerissenen Augen auf den Steuerbeamten Lehmann hin.

Der Ober-Steuer-Controleur schritt jetzt würdevoll zu dem Untergebenen heran.

„Sie wissen, Lehmann, es ist Usus, daß die für die königliche Familie anlangenden Packete immer uneröffnet abgeliefert werden."

„Usus, aber nicht Gesetz," rief Lehmann stolz. „Der Usus geht mich nichts an, denn in solchen Dingen kann Jeder nur nach seinem Gewissen handeln, und mein Gewissen sagt mir, daß ich dem Gesetze gehorchen muß und mich an keinen Usus kehren darf."

„Bravo, Bravo! schrien die Zuhörer in dem Mittelraum.

Herr Lehmann, geschmeichelt von der Anerkennung des Publikums, fuhr mit erhobener Stimme fort: „Das Gesetz befiehlt, daß jedes aus dem Auslande kommende Packet geöffnet werde, und also öffne ich dieses Packet. Wenn ich Unrecht daran thue, Herr Ober-Controleur, so mögen Sie mich beim Präsidenten des Obersteueramts anklagen, bis dahin aber muß ich meine Pflicht thun. Oeffnen Sie das Packet, Herr Lakey."

„Das werde ich wohl bleiben lassen," schrie der Lakay."

„Nun," sagte Lehmann gelassen, „dann werde ich es selbst thun;" und er nahm von dem Tische die große Scheere, und schnitt in den versiegelten Bindfaden ein. Aber der Lakay versuchte noch einmal ihm Einhalt zu thun.

„Sie wollen sich das wirklich unterstehen? Sie wissen doch, daß die Prinzessin Elisabeth

Digitized by Google

die Gemahlin des zukünftigen Königs Friedrich Wilhelm und die leibliche Nichte Sr. Majestät des Königs ist.

„Ich weiß, daß Se. Majestät unser König gesagt hat: „Vor dem Gesetz ist Jeder gleich, und was dem Einen recht ist, das ist dem andern billig.“ Allen diesen guten Leuten, welche Sie hier sehen, muß es recht sein, daß man ihre Packete öffnet, folglich ist es billig, daß dieß auch der Prinzessin Elisabeth geschehe.

„Bravo, Bravo!“ schrieen abermals die lieben Leute. Der Ober-Controleur warf nun einen giftigen Blick auf den Unterbeamten, der es gewagt hatte ihm zu trotzen, und während er gravitätisch zu seinem vergitterten Platz zurückkehrte, brummte er in seinen Bart hinein:

„Wenn ich den einmal fasse, dann kann er sich in Acht nehmen. Trotzt seinem Vorgesetzten und kriegt Bravos vom Pöbel. Na, der Kerl soll mir einmal in die Hände kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gauner.

Eine Pariser Geschichte.

Paul, ein pariser Glücksritter, schlenderte ziemlich verdrossen über die Boulevards dahin. Die Ernte war schon einige Tage mager ausgefallen, und Börse und Magen waren leer geworden. Er fluchte über die Regierung, die einzig und allein Schuld daran sei, daß man nichts mehr verdienen könne und verwünschte die Kaffehäuser, in denen die Leute lustig saßen, und Austern und Beeffsteak verzehrten, während er hungern und darben müsse.

Eben wollte er in die Rue Laffitte umbiegen, um mit seinen letzten Sous sich beim Weinhändler einige Tröstung zu holen, als er bei Tortoni's Gärtchen einen alten Kameraden gewahrte, von dem er schon lange nichts mehr gehört hatte. François, so hieß Paul's alter Freund, schien bessere Zeiten gehabt zu haben. Ganz gemüthlich saß er dort in dem Gärtchen der „kleinen Börse“, nahm sein Gefrornes, spielte mit der über dem modernen Sammetgilet herniederhängenden goldenen Kette, und warf hie und da einige Blicke in den vor ihm liegenden „Charivari“. Paul stürzte auf ihn zu. „François, Du hier?“

Der Angeredete sah ihn befremdet an. „Was wollen Sie, mein Herr?“

Ei, verstelle Dich nur nicht, Freund! Du mußt gute Tage gehabt haben, ich habe Unglück!

François war zu gutmüthiger Natur, um seinem alten Freunde gegenüber, der in gar jämmerlichen Aufzuge vor ihm stand, seine Maske länger behalten zu wollen. Armer Schlucker, sagte er, hochmüthig-mitleidig auf ihn niederblickend.

Teufel! Was mußt Du für einen guten Fang gemacht haben;

Nicht eben das.

Aber Du gehst ja ganz stattlich daher?

Ich habe mich jetzt zur Ruhe gesetzt.

Begreife, bis Du wieder nichts mehr hast.

Nein, nein! ich bin ein Rentier geworden!

Paul gaffte ihn mit großen Augen an. Du ein Rentier? Und wer war denn der Gimpel, der Dich dazu gemacht hat?

François warf sich in die Brust. Wenn man Verstand hat, hat man auch Brod. Doch, Du sollst Alles gleich erfahren. Komm mit, wir wollen uns ein Gesellschaftszimmer geben lassen. Meine Geschichte ist nicht für Aller Ohren.

Bald dampfte eine Bowle Punsch in einem freundlichen Gemache Tortoni's, und Paul setzte sich seinem Freunde gegenüber, um auch Etwas von der Kunst zu profitiren, wie man sich zu einem Rentier machen könne.

François begann:

Es mögen ungefähr zwei Monate sein, als ich mit einem Kameraden durch die Rue St. Louis im Marais ging. Ich war ungefähr in Deiner Lage, das heißt, sagte er, indem er seinen Freund gutmüthig spöttisch betrachtete, ich hatte nichts. Zufällig gehe ich in einen Specerei-Laden hinein, um meine Pfeife anzuzünden. Eine hübsche junge Frau saß im Comptoir und probirte sich eben einen Schmuck an. Das war Alles echtes Gold und Edelstein, Du weißt, ich verstehe mich darauf. Donnerwetter! dachte ich, da giebt's Geld, da ließe sich vielleicht etwas machen. Gleich trete ich bei dem Weinhändler gegenüber ein, und erkundige mich, mein Gläschen nehmend, nach dem Laden da drüben. Ja, ja! lachte der Weinschenk, das glaub' ich, ist der ein reicher Mann. Das Haus gehört ihm, und er hat jährlich gewiß seine 40,000 Francs Renten. Du kannst Dir denken, daß mir das nicht gleichgültig war. — Und Alles so geerbt? fragte ich. — Wie man's nimmt, sagte der Wirth. Was so ein Findelkind manchmal für ein Glück hat! Denn Sie müssen wissen, Herr, daß der jetzt so reiche Mann von dem früheren Besitzer aus dem Findelhause genommen wurde. Der Junge war geschickt, wußte sich einzuschmeicheln, war erst Auslaufer, wurde dann Commis, verliebte sich in die einzige Tochter seines Prinzipals und bekam sie. Das ist Alles!

Ich war in tiefes Nachdenken versunken bei dieser Erzählung des Weinhändlers. Wahrlich! die Constellation war gut.

Und man weiß gar nichts über die Aeltern dieses Mannes? forschte ich weiter.

Digitized by Google

Nicht das Geringste.

Wie alt mag der Kaufmann jetzt wohl sein?

Er mag so 28 bis 30 Jahre haben.

Ich hatte jetzt meine Absichten erreicht und entfernte mich. Mein Plan stand schon fest, und nur über einzelne Kleinigkeiten war ich noch mit mir uneinig. Nicht wahr, Du wirst neugierig, Paul? Aber höre nur weiter; Maul und Augen wirst Du aufreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Scharfrichter-Examen sollte vor Kurzem beim Berliner Kammergerichte stattfinden, konnte jedoch wegen plötzlich eingetretener Krankheit des Prüfungs-Commissärs, des Herrn Kammergerichtsrath Leonhardi, nicht abgehalten werden. Ueber die Prüfung selbst theilen wir Folgendes mit: Der Candidat des Scharfrichteramts muß, nachdem er sich bei einem Scharfrichtereibesitzer „praktisch ausgebildet,“ und ein Attest über seine Brauchbarkeit dem Obergericht eingebracht hat, vor einem Commissarius desselben seine Prüfung ablegen. Der Examinandus braucht jetzt zwar nicht mehr alle Grade der Tortur zu kennen, dagegen wird er im Schreiben und Lesen examinirt und muß die ganze Handlung einer Hinrichtung beschreiben können, namentlich aber anzugeben wissen, welche Halswirbel bei einem Hinrichtenden getroffen werden müssen, wenn derselbe gleich auf den ersten Schlag mit dem Beile getödet werden soll.

Einer der Präsidenten eines der achtundzwanzig kaiserlichen Gerichtshöfe Frankreichs erhielt am 15. August (Kaisertag) folgende Depesche aus Paris: „Sie sind zum Justizminister ernannt, der Kaiser will Sie sprechen.“ Der Herr Präsident fiel fast in Ohnmacht vor der Größe dieses Glücks, an das er in seinen kühnsten Träumen nicht gedacht. Augenblicklich reiste er nach Paris, stürzte sich in Frack und weiße Kravatte und eilte in die Tuilerien. Vor dem Antlitze des Kaisers erschöpfte er sich in Danksagungen, betheuerte, seine Hingebung werde auf der Höhe seiner neuen Pflichten stehen ꝛc., nach bekannter Melodie. Seine Majestät verstand von alledem kein Wort. Man mußte sich indessen auseinandersetzen und die Punkte auf den I's nachtragen. „Sire“, sagte der Präsident, „die Ehre, die mir Eure Majestät angedeihen lassen, ist so groß, so unerwartet, daß ich . . . in der That . . .“ und unter vielem Stottern machte er dem Kaiser endlich begreiflich, er sei zum Justizminister ernannt. Der Kaiser blieb verblüfft stehen. Der Präsident zeigte seine Depesche. „Es ist gut“, sagte hierauf Napoleon III., „Sie sind Minister der Justiz, aber ich bitte Sie, Ihre Demission zu geben.“ Das Telegramm war das Werk eines kühnen Mystifikators gewesen.

Vor einigen Tagen, erzählt der „Figaro“, kam eine Tänzerin eines großen Pariser Theaters nach einer Abwesenheit von 36 Stunden nach Hause; sie pochte und ist sehr erstaunt, daß ihr die Thür von ihrem fünfjährigen Töchterlein, das eigens auf einen Stuhl steigen mußte, geöffnet wird. „Wo ist deine Großmutter?“ fragte die Tänzerin. — „Sie ist in ihrem Bette; ich versuchte ihr die Augen zu öffnen, aber sie bewegt sich nicht.“ Die arme Frau war gestorben und das Kind war länger als einen Tag bei einer Leiche.

(Nutzbarmachung des bewaffneten Friedens.) Wir erhalten folgenden Vorschlag die dem Steuerzahlenden so „theuern“ Kriegsmittel dem Frieden dienstbar zu machen. Als einfachstes Mittel, die Uhren einer Stadt in möglichst gleichmäßigen Gang zu bringen, erscheint die in Petersburg bestehende Einrichtung wonach täglich 12 Uhr Mittags eine Kanone in der Mitte gelöst wird. Jeder Einwohner stellt sich hiernach seine Uhr.

(Dienstbotenrache.) Eine Pariser Dame gibt ihrer Köchin den Abschied und zahlt ihr den rückständigen Lohn aus. Nachdem dies geschehen, nimmt das Mädchen ein Zweifrankstück von der Summe und wirft es dem Haushund zu. „Was heißt das?“ fragte die Frau erstaunt. — „Was es heißt? Na der arme Teufel hat's reichlich verdient, denn seit sechs Monaten hat er mir Tag für Tag alle Teller rein geleckt.“

(Kuriose Interpretation) Ein Schullehrer lies't in einem Wirthshaus mehreren Bauern die Zeitung vor: „— und nach geschehener Desarmirung nahm der Admiral das ganze Schiff sich als eine Prise.“

Ein Bauer: Na sackra! dem seine Nas'n möcht ich g'sehn hab'n!

In Bublitz (Pommern) wurde jüngst ein Brautpaar aufgeboten, von dem der Bräutigam circa 26 Jahre alt, die Braut aber, eine schwerhörige Person, 78 Jahre alt ist.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 81. Samstag den 9. Oktober. 1869.

Ballscene.

Zum Tanze klingen die Geigen
Im hellerleuchteten Saal;
Zu den Damen die Herren sich neigen
Mit höflicher Worte Schwall.

Sie zwingen sich über die Maßen
Zu hoher Begeisterung;
Es glänzt in den blumigen Phrasen
So geistreich erhabener Schwung.

In ungestüm sehnenden Schmerzen
Muß einsam ich unten stehn;
Und sie, die ich liebe von Herzen
Am Arm eines Anderen seh'n.

St. L.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

Vorläufig war dem Kerl aber doch nichts anzuhaben, und der Ober-Controleur schaute nun grimmig durch sein Gitter, und hob sich hoch empor auf seinem lederbezogenen Drehstuhl, um zu sehen, was der obstinate Beamte thun würde, und die Packboten, und die zum Abholen gekommenen Menschen, Alles schaute in athemloser Spannung zu, wie Herr Lehmann mit seiner großen Scheere die Bindfäden des Packetes durchschnitt, dann die zusammengenähte Wachsleinwand aufschnitt und das Packet aus der Umhüllung hervornahm. Es war noch einmal in versiegeltes Papier eingewickelt, und Herr Lehmann schickte sich an, auch dieses zu öffnen.

Athemlos, mit weit geöffneten Augen standen die Leute in mittlerem Raum, kerzengrad und staunend die Beamten hinter den Tischen, über dem Gewitter schauete das puterothe Gesicht des Ober-Controleurs hervor, und der Lakay stand mit ineinander geballten Händen und wüthender Geberde seinem Widersacher gegenüber.

Der hatte die Siegel gebrochen und schlug das Papier auseinander, und dann, unter der feierlichen Stille, die in der weiten Halle herrscht, hört man Herrn Lehmanns scharfe, schneidende Stimme, welche sagte: „Herr Lakay, dies sind keine Spitzen, dies ist französisches Seidenzeug.“

Ein Gemurmel des Entzückens lief durch die Reihen der Menschen, der Kopf des Ober-Controleurs verschwand hinter dem Gitter, und der Lakay sah blaß und verwirrt aus.

„Seidenzeug? Die Frau Prinzessin sagte mir doch, daß ich ein Packet mit Spitzen abholen sollte.“

„Es mag vielleicht noch ein anderes Packet hier sein, dies aber ist Seidenzeug, das ist an die Frau Prinzessin adressirt, und hier liegt auch die offene Rechnung dabei. Vingt Mètres de Brocat d'or — quatre-vingt Louisd'or. Was auf deutsch heißt: Zwanzig Metres von Gold-Brocat kosten achtzig Louisd'or.“

„Hört nur, hört!“ murmelte die Menge. „So viel Geld für ein einziges Seidenkleid.“

Herr Lehmann nickte den Leuten zu, und eine stolze Befriedigung leuchtete von seinem Angesicht. „Herr Lakay,“ sagte er, es thut mir leid aber ich darf Ihnen das Packet für die Frau Prinzessin nicht verabfolgen. Es ist hier eine Steuer-Defraudation vorgefallen, und ich muß thun, was das Gesetz vorschreibt. Die Einführung des französischen Seidenzeuges ist für Jedermann in den preußischen Staaten streng verboten. Derjenige, welcher gegen dieses Verbot handelt, hat als Strafe eine Steuer zu zahlen, welche eben so viel beträgt, als der defraudirte Stoff, welcher nicht eher ausgeliefert werden darf, als bis er den Werth der Waare an die Steuer bezahlt hat. Hier nehmen Sie also die Rechnung, bringen Sie dieselbe der Frau Adressatin, und — —

„Schön,“ unterbrach ihn der Lakay wüthend, „Sie unterstehen sich jetzt zum zweiten Mal die Frau Prinzessin königliche Hoheit eine Adressatin zu nennen.

„Sie ist eine Adressatin,“ sagte Lehmann mit erhabener Ruhe, und nicht eher wird der — sagen wir königlichen Frau Adressatin, der Seidenstoff ausgeliefert, bis daß sie den Betrag dieser Rechnung hier als Steuerstrafe gesandt hat. Gehen Sie hin, und melden Sie das der Frau Prinzessin.“

„Ich werde gehen, ich werd's melden,“ schrie der Lakay wüthend. „Aber das sage ich Ihnen vorher, es wird ein Donnerwetter über ihren Kopf kommen, denn die Frau Prinzessin ver-

Digitized by Google

steht keinen Spaß, und sie ist der Liebling unsers allergnädigsten Königs. Machen Sie sich nur bereit, wenn die Landjäger kommen, Sie ins Prison zu führen."

Und mit dieser letzten Drohung schritt der Lakay aus der Halle und ließ die große Eingangsthür dröhnend hinter sich zufallen.

„Packlanger, neue Packete auf den Tisch!" befahl Herr Lehmann mit ruhiger Würde, und die Packlanger beeilten sich ihre Pflicht zu thun, und hoben die Packete auf den Tisch, und die Beamten riefen die Namen aus, und ein immer neues „Hier, Hier!" tönte aus der Menge.

Es war Alles wieder im alten Geleise, nur mit Herrn Lehmann war eine Veränderung vorgegangen. Die Leute im Mittelraum schauten ihn an mit einem ehrfurchtsvollen Staunen und betrachteten ihn wie einen Herkules, der die Schlangen getödtet und angefangen hatte, den Augiasstall zu reinigen. Die Steuerbeamten wichen ihm aus, oder gingen mit scheuen Seitenblicken an ihm vorüber, als wäre ihr College von einem Aussatz befallen, dessen Ansteckung sie fürchteten. Er selber aber bewegte sich mit einer stillen Würde, und das stolze Lächeln der Befriedigung verblaßte nicht einen Moment auf seinem hübschen, kräftigen Gesicht.

„Ich habe meine Rache genommen," dachte er mit jedem Blick auf das Packet mit dem Seidenzeug, das er auf den Tisch neben sich gelegt hatte. „Das abscheuliche Seidenzeug hat mich heute mit meiner Ricke entzweit, und es ist daher sehr natürlich, daß ich mich an dem Seidenzeug räche. Wenn ich meinem Rickelchen diese Geschichte erzähle, dann wird sie mir nicht einen, sondern zwei Küsse geben, und — —"

Da ward die Thüre aufgerissen, und mit bescheidener Miene und gemessenem Schritte trat der königliche Lakay wieder herein und ging gerade auf das Tischende hin, wo Herr Lehmann stand. —

„Herr", sagte er leise, und man sah's ihm wohl an, was es ihn kostete, seine Wuth zu unterdrücken und seine Bestellung auszurichten. „Herr, die Frau Prinzessin sagt, Sie hätten bloß ihre Pflicht gethan, und das freue sie, daß es so muthige und kühne Steuerbeamten gebe. Sie sei daher auch ganz bereit, die Accisestrafe zu zahlen, Sie möchten der Prinzessin selber das Kleid bringen, dann sollten Sie von ihr selber die Strafe ausbezahlt bekommen.

Der Ober-Controleur fuhr hinter seinem Gitter vor und näherte sich mit lächelndem Gesicht dem würdigen Diener des Gesetzes; die Herren Collegen umringten ihn mit freundlichen Glückwünschen und schienen jetzt sehr gern von ihm angesteckt werden zu wollen, und die Packetabholer im Mittelraum ließen wieder „Bravo, Bravo!" erschallen.

„Jetzt nur rasch," drängte der Lakay, „nehmen Sie Ihr Packet und kommen Sie. Ich habe auf Befehl der Prinzessin gleich den Wagen mitgebracht, damit es schneller geht."

„Aber ich kann doch nicht in dem Anzug zur Frau Prinzessin gehen?" fragte Lehmann entsetzt. „Ich muß doch erst nach Hause und den Schwalbenschwanz anziehen."

„Ach was, Schwalbenschwanz! Die Frau Prinzessin fragt viel nach Ihrem Rock! Sie will ihr Kleid haben, denn der Schneider steht schon und wartet; das Kleid soll ja noch zum heutigen Hofball fertig werden. Kommen Sie also mit dem Seidenzeuge. Man darf eine Prinzessin niemals auch nur eine Minute warten lassen, und was sie befiehlt, das muß man thun. Sie hat aber befohlen, daß Sie auf der Stelle zu ihr kommen, die Strafe in Empfang nehmen und ihr selbst das Seidenzeug übergeben sollen. Also vorwärts, mein Herr Steuerbeamter Lehmann."

„Ja, ja mein Lieber, Sie müssen gehorchen," sagte der Ober-Controleur. „Freilich, es wäre wohl besser, wenn Sie vorher Toilette machten. Ihr Hut sieht ein bischen abgegriffen aus, hier nehmen Sie den meinen."

„Und warten Sie, lieber Lehmann," sagte einer von seinen Collegen, „ich bürste Sie ein wenig ab, Ihr Rock ist staubig."

„Und hier ist ein Kamm, lieber College, kämmen Sie Ihr Haar ein bischen durch."

Wie geschäftig und freundlich sie alle waren, dem lieben Collegen zu helfen, der offenbar bald zu hohen Gnaden bei der Prinzessin kommen und sicherlich von Sr. Majestät selber für seinen Pflichteifer belohnt werden würde.

Jetzt mit seinem Packet in dem Arm stürzte Lehmann hinaus, und der Lakay folgte ihm mit nachdenklichem Lächeln und sagte still vor sich hin: „die Prinzessin hat mit den Füßen gestampft, und hat geschrieen: Er soll herkommen und das Kleid bringen und von mir selber die Strafe in Empfang nehmen! Das bedeutet was, ganz gewiß, ich kenne ja die Prinzessin, das bedeutet was, und wenn ich man bloß dabei sein könnte, wenn er die Strafe in Empfang nimmt, denn es wird gewiß ganz was Absonderliches sein!"

Da hält der Wagen im zweiten Portal des Königsschlosses, und der Lakay war dem Steuerbeamten Hrn. Lehmann beim Aussteigen behülflich und bat ihn, nur immer hinter ihm d'rein zu kommen; er habe Befehl, ihn gleich zur Prinzessin zu führen. Und Treppen auf ging's nun, über Corridore mit Teppichen belegt, und mit Schildwachen an den einzelnen Thüren, und durch prachtvolle Säle, deren Fußboden so blank war, daß Herr Lehmann dachte, er sei auf einer Schlittschuhbahn, und beinahe mit

Digitized by Google

seinem Packet gefallen wäre, wenn er nicht ein so guter Schlittschuhläufer gewesen wäre und ein bischen geholländert hätte.

Und endlich standen sie vor einer Portière von rothem Sammet, und mit flüsternder Stimme bedeutete der Lakay den Steuerbeamten hier zu warten, er wolle nur hinein gehen und ihn der Prinzessin anmelden, und dann schlüpfte er durch die Sammetportière.

Herrn Lehmann klopfte das Herz fürchterlich, und in seiner Erhebung schwur er sich zu, daß er von der Extrabelohnung, welche ihm die Prinzessin geben würde, seiner lieben Rieke auch ein Seidenkleid kaufen wolle. Denn es schien, als ob er selber ja durch das Seidenkleid heute sein Glück machen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Gauner.

Eine Pariser Geschichte.

(Schluß.)

Acht Tage darauf ging ein alter Mann in der Uniform eines napoleonischen Garde-Offiziers durch die Rue St. Louis. Ha, ha! Du hättest mich sehen sollen, wie ich mich aufgeputzt hatte, unterbrach sich François lachend. Der Spezereihändler stand eben unter der Thüre; ich fragte ihn nach seinem Namen, und nachdem er mir diesen genannt hat, blickte ich in scharf au, und falle ihm weinend um den Hals; mein Sohn! mein Sohn! schluchzte ich.

Paul sprang von seinem Stuhle auf, und wollte sich vor Lachen ausschütten.

Der Erzähler fuhr selbstgefällig fort: Mein Spezereihändler wußte nicht, was das zu bedeuten habe; ich aber ließ ihn nicht zu Athem kommen, und packte sogleich meine Papiere und Neuigkeiten aus. Ich komme eben erst von Rußland, sprach ich, wo ich Kriegsgefangener war, und es war mein erster Gang nach meiner Rückkunft, Dich aufzusuchen, mein Sohn. Ich laufe nun seit 4 Tagen herum, und konnte Dich nicht finden. Ach! ich mußte Dich im Findelhause zurücklassen, bedauerte ich jammernd. Deine arme Mutter! Sie durfte sich dem Zorne ihres Vaters nicht aussetzen. Sie ist gestorben, die gute Elisabeth. Und so erzählte ich weiter. Ich machte meine Geschichte ziemlich wahrscheinlich, und legitimirte mich durch allerlei Papiere. Doch mein Herr Sohn war immer noch uneinig mit sich, und wer weiß, was er gethan hätte, wenn nicht schon eine Menge Nachbarn für mich Partei genommen, und die ganze Rue St. Louis, durch mein heftiges Schreien und Gestikuliren herbeigelockt, dem Kaufmann zugerufen hätte, nicht so lange den Hartherzigen zu spielen. Was wollte er thun. Er machte gute Miene zum bösen Spiel. Ich wußte mich im Hause beliebt zu machen und einzuschmeicheln, man glaubte mir nach und nach, und zuletzt setzte der dankbare Sohn seinem Vater ein Jahrgehalt von 6000 Francs aus. Das ist meine ganze Geschichte.

Die Freunde tranken noch manches Gläschen Punsch mit einander und trennten sich erst spät.

Des andern Tags erhielt der Spezereihändler folgenden Brief:

Mein Herr!

Wenn Sie sich verbindlich machen wollen, mir jährlich eine Rente von 3000 Frcs. auszuzahlen, so will ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen, wodurch Sie jährlich 6000 Frcs. ersparen können. Es ist dasselbe der Art, daß die Ersparung unzweifelhaft ist, und Sie brauchen daher keinen Betrug zu fürchten. Antwort schreiben Sie gefälligst poste restante an

P. S.

Der Kaufmann berieth sich mit seinem Advokaten; man korrespondirte noch lange mit dem Unbekannten, und ging endlich den Vertrag unter der Bedingung ein, daß die ersten 3000 Francs nicht eher bezahlt werden sollten, bis das Geheimniß mitgetheilt sei. Ein unpartheiischer Zeuge hatte darüber zu richten, ob die Entdeckung des Geheimnisses wirklich die versprochene Ersparniß herbeiführe.

Der Vorschlag wurde angenommen. Paul, denn das war der unbekannte Correspondent, deckte den Betrug François auf, und leistete so wirklich, was er dem Kaufmann versprochen hatte. —

Als einige Tage nach diesem Vorfalle François mit schwerem Herzen und leerer Börse (denn sein Titularsohn hatte ihn fortgejagt), über den Boulevard der Italiener ging, bemerkte er bei Tortoni seinen Freund Paul. Diesmal wäre die Reihe an François gewesen, nach der plötzlichen Glücksveränderung desselben zu fragen, doch mußte er schon Kunde davon gehabt haben, da er sich mürrisch wieder umwendete und in sich hinein brummte: „O, ich Esel, der ich nicht schweigen konnte!

Mannigfaltiges.

Die Berliner „Post“ brachte vor einiger Zeit eine Mittheilung über gesunden Schlaf, nach welchem in einem mährischen Orte ein Ehepaar, in dessen Wohn- und Schlafzimmer unter ge-

Digitized by Google

waltigem Donnerschlage der Blitz einschlug und verschiedene Gegenstände zertrümmerte, ruhig und ohne zu erwachen weiter schlief. — Von hier aus können wir nun mit einem würdigen Seitenstück aufwarten. In dem eine Meile von hier entfernten Dorfe N. konnte man in diesem Sommer eine seltene Menge Obst in dem am Spirdings-Ufer belegenen Gärten der dortigen Besitzer wahrnehmen. Dem Wirth P. lag nun viel daran, seine schönen Aepfel und Birnen vor Dieben sicher zu stellen, weshalb er sich entschloß, den Garten des Nachts selbst zu bewachen und zu diesem Zwecke sein Bett in der Mitte des Gartens unter einen mit reifen Früchten beladenen Birnbaum setzen ließ. Doch während der dritten Nachtwache hatten Diebe den Gartenzaun überstiegen und merkwürdiger Weise den Baum geplündert, unter welchem der Bauer schlief. Das Knacken der brechenden Aeste und das Fallen der vielen Früchte zur Erde hatten den schlafenden Besitzer nicht geweckt, wohl aber die Diebe dreist und sicher gemacht, denn nach verübtem Raube wird auch das Bettstell gefaßt und sammt dem Schläfer den Garten hindurch zum nahen Seeufer getragen. Ein hier befindlicher Kahn bietet den Dieben Gelegenheit, das Bett quer über den Rand des Kahnes zu setzen welcher durch einen Ruck vom Lande gestoßen wird und mit dem schlafenden Bauer auf der glücklicher Weise in dieser Nacht ruhigen Wasserfläche sanft dahin fährt. Erst am künftigen Morgen erwachte der Schläfer und wird bestürzt und erschrocken seine veränderte Schlafstelle gewahr. Ohne Ruder ist er indeß außer Stand nach dem Land zurückzukehren und muß ruhig abwarten, bis er im Garten vermißt und später von einzelnen am Ufer in früher Morgenstunde beschäftigten Personen im Bette schwimmend entdeckt wird.

Eine recht charakteristische Anekdote wird von Alexander Dumas erzählt. Sein Schuhmacher überrascht ihn eines Morgens ganz früh mit einer sehr unangenehmen Rechnung über 300 Franken. „Ich habe heute kein Geld," antwortete Dumas. Dies Unglück passirte ihm bekanntlich sehr oft. — „Kein Geld", erwiderte der Schuhmacher, „das ist leicht gesagt, aber ich verliere außerdem noch meine kostbare Zeit, wenn ich wiederkommen muß". — „Sie haben Recht", meint Dumas, „hier sind 10 Franken für den Weg; selbstverständlich betrachte ich diese 10 Franken nicht als Abschlagszahlung. Sie bleiben außerhalb unserer Rechnung." Der Schuhmacher entfernt sich ganz entzückt und kommt 3 Tage später wieder. Dumas giebt ihm wieder 10 Franken, um ihn für den vergeblichen Weg zu entschädigen. Zwei Tage darauf findet dasselbe Manöver statt. Kurz, nach Verlauf von zwei Monaten hat Dumas seinem Schuhmacher zwar volle 300 Franken bezahlt, aber er schuldet ihm noch immer seine Rechnung in demselben Betrage.

Ein Wanderer durch die Mark Brandenburg kam in ein Dörflein, in ein ächtes Bauerndorf; daselbst lernte er drei Sorten von Birnen kennen. Die erste Sorte hieß schlecht und recht: Kochbirne; denn man konnte sie allerdings kochen, aber freilich weich wurde sie nicht. Die zweite Sorte hieß schon derber die Pfundbirne; mit dieser Sorte pflegten sich die Kinder die landesüblichen Löcher in den Kopf zu werfen; nie machte Jemand den hoffnungslosen Versuch, diese Birne zu kochen. Selbst Cohn's Cataract-Waschtopf hätte da versagt. Die dritte Sorte hieß: Die Hinterthür-Birne; denn Bäume, mit reichem Segen beladen, standen an jeder Hinterthüre, sie besser hütend als Mann und Hund. Ein geheimnißvoller Bann wohnte um diese merkwürdigen Fruchtbäume, nie aber hat sich ein Sterblicher gerühmt, von ihnen genossen zu haben, und schon der Schatten, den sie warfen, erzeugte — Zahnschmerzen.

Jüngst ging ein junger Mann Abends von einer Soiree nach Hause. Es war schon sehr spät, als er in eine entlegene Straße gelangte. Plötzlich hört er aus dem Erdgeschoß ein Jammergeschrei: „Ach, mach' ihn nicht todt! mach' ihn nicht todt!" Der Wandrer horchte, und eine dumpfe Stimme antwortete: „Ich bin es müde, Weib; er liegt mir zu lange auf dem Halse." Darauf klagte es wieder: „Ach bring ihn nur nicht um!" Der junge Mann gerieth in Feuer und stemmte sich mit solcher Macht gegen den Fensterladen, daß dieser nachgab und das Fenster zerbrach. Da wurde ihm ein kleiner kranker Hund entgegengeworfen, und unser Held mußte für seinen Eifer, einen Menschen zu retten, noch ein Fenster machen lassen.

(Eine reichgewordene Putzmacherin.) In Washington County ist vor Kurzem eine Putzmacherin in den Besitz eines Vermögens von 17 Mill. Doll. gelangt, die ihr ein im Lande reisender junger Engländer, der sich nie verliebt hatte, letztwillig vermacht hat. Von dem Geld empfängt sie 5 Millionen im December und den Rest sobald als möglich. Miß Gray, die glückliche Erbin, ist etwa 30 Jahre alt und hat eine Mutter nebst mehreren Geschwistern, die sich mit ihr in den Genuß des collossalen Vermögens theilen werden.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 82. Mittwoch den 13. Oktober. 1869.

Abendruhe.

Am Abend träum ich gern allein
Im einsam stillen Zimmer;
Der Mond schaut lächelnd nur herein,
Und goldner Sterne Schimmer.

Da geh'n mir nochmals durchs Gemüth
Des Tages Bilder alle,
Und Leid und Freude mich durchzieht,
Mit leisem Wiederhalle.

Bei Einem Bilde aber bald
Bleib' ich mit langem Sinnen;
Sie ist's, in deren Allgewalt
Ich froh gestellt mein Minnen.

Ihr, die in holdem Schlummer ruht,
Send ich wohl tausend Grüße
Und bete, daß in treuer Hut
Der Himmel sie umschließe.

Du aber, Mond, dem ich's vertraut,
Behalt's verschwiegen eben;
Nur ihr sollst dieses Liedes Laut
In ihren Traum Du weben.

R. L.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

Der Lakay schlug die Portiére auseinander und trat zur Seite. „Eintreten!"

Muthig schritt Herr Lehmann mit seinem Packet unterm Arm vorwärts.

„Er kann hier bleiben, Jean," rief eine starke gebieterische Frauenstimme dem Lakayen zu, welcher eben zögernd in das Vorzimmer zurücktreten wollte, und Jean stellte sich kerzengrad neben der Thüre auf, dicht neben Herrn Lehmann mit seinem Packet.

Und jetzt rauschte über das spiegelglatte Parkett eine Dame heran, klein von Gestalt, aber überaus prächtig in dem langen, silbergestickten Schleppkleide, mit dem funkelnden Brillanten um den weißen, entblößten Hals und die wunderschönen nackten Arme. Aber schöner noch leuchteten ihre großen dunkelblauen Augen, leuchteten und und blitzten wie die Augen Friedrichs, dessen Nichte die Prinzessin war.

Und mit diesen leuchtenden und blitzenden Augen sah sie den Steuerbeamten Lehmann an, und fragte mit ihrer mächtigen, sonoren Stimme: „Ist Er der Steuerbeamte, welcher mir mein Seidenzeug angehalten hat?"

Das „Ja" kam nur wie das leise Gezirp einer Grille von den zitternden Lippen des Herrn Lehmann.

Die blitzenden Augen der Prinzessin flammten jetzt zu dem Lakayen hinüber.

„Ist das der Kerl, Jean, der mich zweimal als die Adressatin betitelt hat?"

„Zu Befehl, königliche Hoheit, das ist er!"

„Und Er, Mosje, ist das mein Seidenzeug was Er da unterm Arm trägt?"

Die zitternden Lippen Lehmanns zirpten ein „Ja."

Die Pinzessin streckte den Arm aus und, wer hätte dieser gebieterischen Stimme widerstehen können, als sie sagte: „gebe er her das Seidenzeug!"

Er reichte es augenblicklich dar, und die Prinzessin that das Papier auseinander, betrachtete flüchtig den schönen Goldbrokat, und warf ihn dann achtlos auf einen Stuhl nieder.

„Ich habe ihm befehlen lassen, mir das Seidenzeug selber zu bringen," sagte sie, indem ihre Augen wieder den ganz verschüchterten Steuerbeamten anblitzten. „Aber habe ich Ihm nicht noch etwas Weiteres sagen lassen?"

„Ja wohl, königliche Hoheit," zirpte Herr Lehmann, „noch etwas Weiteres."

„Und was?"

„Ew. königliche Hoheit haben mir sagen lassen, ich solle aus Ihren eigenen Händen die Strafe für das Seidenzeug erhalten."

„Na, und das soll Er jetzt auch! Soll die Strafe von der Adressatin erhalten!"

Und die Prinzessin that rasch einen Schritt vorwärts, und hob den Arm, und es sausete Etwas durch die Luft und sausete dann Herrn Lehmann auf der Wange und vor den Augen.

Die Prinzessin hatte nur eine kleine Hand, aber die Ohrfeige, die sie Herrn Lehmann applicirte, zeigte ihm, daß auch Prinzessinnen mit kleinen Händen einem ehrlichen Manne zuweilen recht weh thun können; und damit kein Zweifel bleibe, sauste es allsogleich auf der andern Seite

Digitized by Google

durch die Luft und — auch die andere Wange brannte ihm vor Schmerz und Beschämung.

„So," sagte die Prinzessin ruhig, „ich habe Ihm mein Wort gehalten, und ihm die Strafe für mein Seidenzeug mit eigner Hand ausgezahlt. Jetzt mach Er, daß er fortkommt! Jean, führe er ihn hinaus. Aber was ist ihm denn, Jean? Was schneidet er für Gesichter?"

„Nichts, ich" — Aber dann riß Jean den Mund weit auf, und ein ungeheures Lachgebrüll, lang zurückgehalten und darum desto krampfhafter, kam aus seiner tiefinnersten Seele hervor; er wollte versuchen, um Entschuldigung zu bitten, aber das Lachen erstickte alle seine Worte, und er konnte nur flehend die Hände erheben zur Prinzessin, welche hingerissen von dem komischen Anblick, auf einmal selber laut aufzulachen begann, und nur mit der Hand nach der Thüre hindeutete.

Herr Lehmann, wüthend und doch gezwungen zu ehrfürchtigem Schweigen, folgte gesenkten Hauptes dem immer noch lachenden Lakayen, der ihm bis zum Ausgang des Schlosses das Geleite gab und dann mit grinsender Miene von ihm Abschied nahm.

Langsam und wie betäubt vor Schrecken kehrte er in den Packhof zurück, und der Herr Ober-Controleur und die Collegen, die schon lange mit sehnsüchtiger Neugierde auf ihn gewartet hatten, empfingen ihn an der Thüre der Halle und schaueten athemlos ihm entgegen. Er hielt sich das Taschentuch vor die linke Wange.

„Nun, mein lieber College," fragte der Ober-Controleur, „sind Sie gut aufgenommen, und bringen Sie das Geld?"

Er schüttelte und hielt das Tuch noch immer an der Wange.

„Wie? die Prinzessin hat Ihnen das Geld nicht gegeben? Sie ließ ja doch sagen, sie wolle Ihnen selbst die Strafe entrichten?"

„Sie hat's auch gethan," murrte Herr Lehmann, „aber es ist kein Geld."

„Was? Sie sagen, sie hat die Strafe ausgezahlt, und doch bringen Sie kein Geld? Ja, was hat Ihnen die Prinzessin denn gegeben?"

„Was hat sie mir gegeben," schrie Lehmann wüthend, indem er das Tuch fortzog und die Andern seine purpurrothe, hochgeschwollene Wange sehen ließ, „Das hat sie mir gegeben, und nichts weiter!"

„Ich verstehe Sie nicht, Bester! Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß" — —

„Daß mir die Prinzessin ein paar Ohrfeigen gegeben hat!" schrie Lehmann wüthend, mit dem Fuß aufstampfend. „Ja, das will ich sagen! Ja, ein paar Ohrfeigen hat sie mir gegeben, von einer Beschaffenheit, wie ich sie von einer Prinzessin nicht für möglich gehalten hätte, und —

Ein lautes schallendes Gelächter des Ober-Controleurs, in welches sämmtliche Collegen mit einstimmten, unterbrach ihn und rollte wie ein Donner durch die jetzt leer gewordene Halle.

„Ja, lachen Sie nur, lachen Sie," kreischte Herr Lehmann mit Thränen der Wuth in den Augen. „Ich werde mir aber solche nichtswürdige Handlung nicht gefallen lassen. Nein, gewiß nicht! Ich werde mich an den König wenden, ich werde von ihm Genugthuung verlangen!"

„An den König?" fragte der Herr Ober-Controleur. „Mein Guter," das ist eine wundervolle Idee. Von der Prinzessin haben Sie eine dicke Backe gekriegt, und der König, na, der wird Sie mit 'ner langen Nase abziehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Vorurtheil.

Im vergangenen Jahre befand sich Arthur Monneret, ein junger Advokat, dessen glänzendes erstes Auftreten alle Erwartungen erfüllt hatte, zu denen es berechtigte, während der Ferien auf dem Lande bei der Gräfin L***, einer Freundin seiner Mutter. Von der Gräfin wohl aufgenommen, mit allen übrigen Gästen wohl vertraut, verbrachte er ohne Sorgen die Zeit, in der es einem Advokaten erlaubt ist, weder an Richter noch Clienten, noch Akten zu denken; den Tag über jagte er mit dem jungen L*** und anderen jungen Leuten, die dann den Abend mit einem tüchtigen Appetite und mit Erstaunen erregenden Geschichten, wie Jäger sie immer in Bereitschaft haben, zubrachten.

Die Damen waren mit diesen Unterhaltungen nicht besonders zufrieden; denn was kümmerte sie ein gefehltes Rebhuhn, ein verwundeter Eber oder ein geschossenes Reh, — alles Dinge, die für eine Frau keinen Reiz haben.

„Ernst," sagte die Gräfin, „könntest Du nicht einmal die Jagd bei Seite lassen, und etwas Mitleid mit uns armen Frauen haben, die den ganzen Tag allein sitzen und die Eure Thaten nur im Braten zu schätzen wissen? Erzähle uns lieber eine Geschichte."

„Eine Geschichte", antwortete Ernst, „das geht den Advocaten an; diese Herren wissen alles, sie haben in ihren Actenstücken die interessantesten Anekdoten und die merkwürdigsten Thatsachen. Was sich im Gerichtssaale zuträgt, ist nichts gegen das, was sie im Interesse ihrer Clienten verschweigen.

In diesen Worten lag eine gewisse Indiscretion, so daß Madame de L*** in Rücksicht des Sohnes ihrer Freundin betroffen wurde, und sich beeilte zu sagen: „Arthur wird uns seine erste Vertheidigung mittheilen."

Digitized by Google

„Meine letzte, Madam, wenn Sie erlauben."

„Schön!" sagte die Gräfin.

Man schürte also das Feuer im Kamine an, die Damen näherten sich dem jungen Advocaten mit Spannung in den Blicken, und die Jäger hörten auf, sich mit den Plänen für den kommenden Tag zu beschäftigen.

„Bei den letzten Assisen", begann der junge Advocat, „wurde ich vom Präsidenten mit der Vertheidigung eines gewissen Peter Pournel beauftragt; dieser Mensch war des Diebstahls und des Mordes angeklagt. Als ich zum ersten Mal in sein Gefängniß geführt wurde, rief ich ihm von der Thüre aus zu: „Gesteht nichts, gesteht nichts, wenn Ihr wollt, daß ich euch vertheidigen soll: sonst werdet Ihr schlecht vertheidigt werden, oder gar nicht; bedenkt also welchen schlechten Schluß man aus meiner Ablehnung ziehen würde."

„Aber warum," fragte die Gräfin, „wollten Sie nicht, daß er Ihnen offen sein Verbrechen gestand, da Sie ja doch keinen Gebrauch von dieser Mittheilung zu machen nöthig hatten?"

„Allerdings" erwiderte der Erzähler, „allein ich muß von der Unschuld meines Clienten überzeugt sein, ich bedarf der Ueberzeugung, um zu sprechen, es ist unmöglich, meinen Mund zur Lüge zu formen; die mich sprechen hören, würden in meiner Vertheidigung den Mangel meines Vertrauens zu der Sache, die ich vertheidigen soll, gewahren und deßhalb verbiete ich denjenigen, denen ich zum Vertheidiger gegeben werde, stets jede offene Mittheilung."

„Ich richtete", fuhr Arthur in seiner Erzählung fort, „meine Worte an einen jungen Menschen, dessen Augen lebhaft waren; ein boshaftes Lächeln umspielte seinen Mund, und er schien durch das ihn betreffende Schicksal nicht gedrückt zu sein."

„Ich habe die Anklageacte gelesen", sagte ich zu ihm, indem ich mich niedersetzte, „die Sache ist schwer. Den 27. August waret Ihr zwischen 9 und 10 Uhr Abends bei dunklem Wetter auf dem Wege zwischen Pierrefitte und St. Denis; Ihr habt eine Cabriolet angehalten, das Ihr an der großen Straße fortgeführt habt; dann habt Ihr dem Pferde die Sehnen durchschnitten, einen Pächter, Namens Gervais habt Ihr gemordet, geplündert und dann ruhig Euren Weg fortgesetzt. Hundert Schritte weiter hat man Euch arretirt, man hat eine Uhr und eine Geldbörse mit 140 Franken bei Euch gefunden, die beide dem Schlachtopfer entwendet waren. Ihr hattet in Eurer Tasche auch ein Messer, das Euch dazu gedient hat, den Mord zu begehen. Waret Ihr allein? Es scheint nicht so; denn wenn einige von den Fußstapfen, die man auf dem Schauplatze des Verbrechens fand Eurem Fußwerk entsprechen, so sind doch auch andere da, die größer und breiter als die Eurigen sind. Das Alles sagte die Anklageacte, Fournel. Was habt Ihr darauf zu erwidern?"

„Ich!" rief der Angeklagte, mit einer Miene des guten Gewissens, die mich zu gleicher Zeit rührte und erfreute; ich ein Mörder! ich ein Dieb! O großer Gott, ich bin unfähig, einem Kinde etwas zu Leide zu thun, in meinem Leben habe ich nie eine Stecknadel genommen."

„Gut! sehr gut, so ist es Recht, mein Junge. Aber erzähle mir, was Du den Abend von 9 bis 10 Uhr gemacht hast."

„Mein guter Herr" sagte er mit einem listigen Lächeln, „ich bin in Beaumont geboren, es sind 25 Jahre her, ich war ein Waise von klein auf, und bin 19 Jahre lang durch den Vater Richard auferzogen worden, einen Pächter in Pierrefitte, bei dem ich arbeitete. Seit zwei Jahren hatte er ein Milchmädchen, schön wie der Tag; Sie kennen nicht Louisen, mein Herr?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Rechtzeitig umgekehrt.) Ein Pariser Kaufmann konstatirte dieser Tage, als er des Morgens in sein Comptoir trat, daß die in seinem Arbeitskabinete befindliche Kasse in der Nacht aufgesprengt und ihres Inhaltes, der mehr als 100,000 Frcs. in Banknoten und Gold betrug, beraubt worden war. Von seinen Commis war im Momente der Entdeckung noch keiner anwesend; der Diebstahl konnte nur von Jemanden, der mit der Oertlichkeit vertraut war, verübt worden sein. Der Kaufmann beschloß daher, die Ankunft seiner Leute abzuwarten, voraussetzend, daß, falls wirklich einer von ihnen der Dieb sein sollte, er sich nicht einstellen würde; um 8 Uhr waren sie jedoch sammt und sonders eingetroffen. Der Kaufmann schickte sich nun an, das Vorgefallene der Polizei anzuzeigen, als plötzlich ein Kommissionär ihm ein sorgsam zusammengebundenes Packet und einen Brief überbrachte. Das Packet bestand zunächst aus einem Schnupftuche, aus dem das Merkzeichen sorgsam entfernt war, sodann aus Zeitungspapier und schließlich aus dem gesammten gestohlenen Geld. Der Brief lautete folgendermaßen: „Herr Prinzipal! Ich bin ein großer Verbrecher. Ich habe mich gestern im Komptoir versteckt und Sie sodann bestohlen; glücklicher Weise habe ich jedoch in dem Augenblicke, in welchem ich mich zu einem Bahnhofe begab, eines Besseren besonnen und auf die Stimme meines Gewissens gehört. Ich will ehrlich bleiben und habe darum einem Kommissionär den Auftrag gegeben, Ihnen das Packet, das Ihr Geld enthält, zu

Digitized by Google

überbringen; ich habe ihm anbefohlen, nicht vor 9 Uhr zu kommen; um diese Zeit werde ich mich in der Mitte meiner Kameraden im Komptoir befinden. Ich hoffe, daß Sie keine weiteren Nachsuchungen anstellen werden." Der Kaufmann begnügte sich damit, alle seine Leute zusammenzurufen, ihnen das Vorgefallene zu erzählen, und den Brief vorzulesen.

(Ein Stück Romantik.) Auf einer Villa bei Harzburg conditionirte seit längerer Zeit ein Bedienter, welcher durch seine Gewandheit überall wohl gelitten war; er sprach unter Anderm mehrere Sprachen, so erst jüngst mit einem Herumziehenden Italienisch. Dieß Alles fiel weiter nicht auf; Bediente haben ja zuweilen viele Sprachkenntnisse. Am 28. Sept. Abends nun wurde in der Nähe des betreffenden Landhauses muthwilligerweise ein Schuß abgefeuert, und der junge muthige Bediente lief hinter dem Ruhestörer her, um die Person desselben festzustellen. Hierbei kam er nun mit seinem Gegner in Berührung, welcher ihm einen heftigen Fußtritt versetzte, so daß er liegen bleiben, mit Hülfe des Personals der Villa nach seinem Zimmer geschafft und auf das Bett gelegt werden mußte. Es wurde nun zum Arzte geschickt, und als dieser kam, war der Bediente nicht mehr. Er hatte nun aber nicht etwa seinen Geist aufgegeben und — sondern sich inzwischen in ein junges, schmuckes Mädchen verwandelt. Alles war darob natürlich nicht wenig erstaunt und es fehlte sofort an allerlei abenteuerlichen Vermuthungen nicht. Das Mädchen besitzt die Papiere ihres bei Sadowa 1866 gefallenen Bruders und hat sich für diesen ausgegeben. Der Bruder heißt W. v. S. Es wird nun natürlich darnach geforscht, ob die obigen, von dem jungen Mädchen gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen.

Meine liebe Compatriotes von die südliche Deitschland!

(Kladdaradatsch.)

'Aben Sie keine Furchten vor der deitschen Heinheit, weil sie nok nimmer sein heine läkerliken Saken. Wann Sie wollen reisen von Amburg nach Berlin, was sik beide Stadt wollen gehören zu diesselbe norddeutsche Bund muss Sie sik hauskleiden auf die Hof von die Bahn, weil Sie sik kann verborgen aben heine unversteuerte Cigarren hauf die nakte Bauknabel, wegen Zollverband, muss Sie aufmaken halle Koffer, weil sik liegen vielleikten in heine smutziken Hemden heine neue Stahlfeder, wo Sie müssen zahlen Zollverband. Wann Sie nu 'aben hausgepacken h'alle Sacken und liegen aufgerissen tausend Kleinigkeiten auf dem Tisch: — Bim bam! Bim bam! die Glocken von die Eisenbahn! O mon Dieu! Sacre Diable! geht Sik Zug ab, und 'aben Sie nok heinzupacken tausend Sacken, dass sik der Schweiss von die 'Angst lauft wie Wasserfall von die Kopfhaut, und sie werfen au dèsepoir halle Saken, was waren so schön gepacken, wie Kraut und Rüben hin die Koffer, um snell zuzumacken! Tarteufel verflnkte! geht sik Deckel nicht wieder zu! Bim bam! Bim bam! läut' sie schon zweiten Mal! — Hundsfott verdammte von Koffer! Musst sie zu! Spring sie auf die Deckel, — Kladderadatsch! Platzt sik die ganze schwere Noth, — pfeift sik Locomative — 'aben sie Fahrbillet hin die Taschen und bleiben sitzen, weil sik Hamburg gehören zu die Norddeutsche Bund von die deitsche Heinheit! Qu'en ditesvous? Ik sagen nixen weiter, als Monsieur Bismarck sein eine grosse Mann in seine Deitschland, aber seine Deitschland sein noch sehr klein!

Stoffelius, Consul.

Die Innsbrucker „Volks- und Schützenzeitung" giebt in einer Jagdgeschichte aus dem Achenthale nachstehendes Jägerlatein zum Besten: „Die Schlauheit eines Fuchses, der am Schlusse der Jagd den nachrückenden Treibern weichen mußte, darf nicht unerwähnt bleiben. Obwohl, aus dem Gehölz hervortretend, von einem Schützen entdeckt, wußte er doch jedes Stäudchen so glücklich zu benützen, daß er unangeschossen in die Linie der Schützen kam, wo er, „wohl bewußt", daß nach dieser Richtung kein Schuß fallen darf, ruhig sitzen blieb und den Augenblick abwartete wo sein Gegner anderwärtig sein Auge beschäftigte und er dabei unbelästigt durchbrennen konnte." Das ist doch einmal ein im Waidwerk erfahrener Fuchs!

Das „Paris" hat für Dramatiker ein probates Mittel gegen die Mißhandlung von Seite der Kritik aus der großen Revolution hervorgesucht. Lobel Treogate, Verfasser des „Gefährlichen Waldes", war ein hitziger Republikaner und als solcher Präsident eines revolutionären Klubs. Am Tage der ersten Aufführung des genannten Stückes stieg er auf die Bühne und redete das Publikum mit folgenden Worten an: „Bürger! der erste Schurke, der mein Melodrama auszischt, wird auf meinen Befehl verhaftet und sein Kopf sitzt nicht lange mehr auf seinen Schultern." Dann rief er den Schauspielern zu: „So, jetzt kann es losgehen!" Das Stück hatte einen ungeheuren Erfolg.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 83. Samstag den 16. Oktober. 1869.

Einsamkeit.

Ich ging hinaus und suchte Einsamkeit,
An deren Busen ich schon oft geflüchtet
Und ausgeweint mein tiefstes Herzeleid,
Bis sie mit stillem Trost mich aufgerichtet.

Auch heute war mir's um das Herz so schwer,
Vergebens hab nach Ruhe ich gerungen;
Das tolle eitle Treiben um mich her
Ist zu begreifen mir noch nie gelungen.

Die Welt, wie Phantasie mir sie gebaut
So schön, belebt von höhern Geistes Weben,
Und über der ein ew'ger Himmel blaut
Der inn'gen Liebe sollte nicht bestehen?

Es sollte nicht auf dieser Erde Rund
Ein treues Herz, das mich verstünde, schlagen?
Es sollte nie der Vielgeliebten Mund,
Daß Wirklichkeit mein Träumen sei, mir sagen?

So sinnend wandelte ich durch den Hain
Und ruhte bald in dessen trautem Schatten;
Und mit mir selbst war ich so recht allein,
Und freien Aufschwung die Gedanken hatten.

Es wogte hin und her ihr wilder Streit;
Unendlich leer ist mir die Welt erschienen,
Als sei das Glück mir unerreichbar weit,
Ich müßt' als Spielball nur dem Unglück dienen.

Da aber hebt mit siegesstolzem Muth
Sich über alle andern Ein Gedanke,
Und mich durchbebt's wie neue Lebensgluth
Und taumelnd fällt der Ungewißheit Schranke:

Gott ist die Lieb'! er herrscht im goldnen Licht;
Ihm sind der Wesen Schaaren untergeben;
Ein leeres Traumbild ist Dein Sehnen nicht,
Durch Liebe hast auch Du hier sel'ges Leben.

Und glauben sollst Du diese Himmelslust,
Willst muthig nach dem höchsten Ziele ringen
Und feiernd sollst im Lied aus freier Brust
Die Göttlichkeit der Liebe Du besingen!

St. L.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

Und abermals begann der Lach-Chor seine schmetternde Melodie. Ein Glück für Lehmann, daß es eben zwölf Uhr schlug, daß für heute nur halber Dienst war, und er also nach Hause gehen, und seinen Kummer und seine Wuth in der Stille seiner gemüthlichen Häuslichkeit verbergen konnte.

Aber ach, für ihn gab es heute keine gemüthliche Häuslichkeit! Das versagte Seidenkleid hing wie ein Trauerflor über Riekens Angesicht, und kein freundlicher Blick aus den schönen, sonst so fröhlichen Augen empfing den heimkehrenden Gatten. Sie fragte auch nicht, weßhalb er die linke Wange hinter dem Taschentuch barg, sie sah ihn an mit dem Ausdruck einer Märtyrerin, die ihrem Peiniger sagt: „siehe, das dulde ich um Deinetwillen! Soll die Tortur noch nicht enden?"

Es war ein unbehagliches, stummes Beisammensein. Er würgte sein Essen mit grollendem Herzen hinunter, sie aß gar nicht und als Lehmann es endlich bemerkte, und als er fragte, warum sie gar nichts genieße? da brach Rieke in Thränen aus, und rief:

„Er fragt noch, der Barbar! Er, der mich so unglücklich macht, Er, der mir selbst meine vernünftigen Wünsche nicht erfüllt. Ach, Lehmann, ich beschwöre Dich, bedenke doch, daß das Glück unserer ganzen Zukunft an dieser Stunde hängt, gieb nach, zeige Dich nicht grausam und trotzig, gieb nach! Wolle nicht, daß die guten Freundinnen und Klatschschwestern mich verachten und verhöhnen. Schenke mir ein Seidenkleid!"

Und Herr Lehmann schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß die Teller klirrten, und schrie:

„Nein, Nein, und zum dritten Mal: Nein! Ich habe nichts als Aerger, Kummer und Schande von den verfluchten Seidenkleidern gehabt, und ich kaufe keins, kaufe keins, damit Basta!"

Er sprang auf, warf seiner Rieke einen Blick zu, und zog sich zurück in das kleine Kämmerlein, welches er stolz seine Studierstube zu nennen pflegte.

Digitized by Google

„Und Du sollst Eins kaufen, und Du sollst Eins kaufen," flüsterte Rieke hinter ihm her. „Wir wollen doch sehen, wer hier das Regiment führt, Du oder ich!"

Sie setzte sich an ihren Nähtisch und während sie damit beschäftigt war, ein Jäckchen zu nähen, das wahrscheinlich für eine Liliputerdame bestimmt war, entwarf sie ihren Schlachtplan:

„Zuerst werde ich's noch Einmal mit Güte und Liebe versuchen. Giebt er dann noch nicht nach, dann muß ich zu den großen Waffen greifen, als da sind Thränen, Seufzer, und vor allen Dingen, ja, das hat mir meine Mutter immer gesagt: Die größte Waffe, welche die Frauen gegen ihre Männer besitzen, ist: „Das Maulen!" Gut denn, wenn mir nichts mehr übrig bleibt, dann werde ich maulen!"

Aber zuerst wollte sie es ja noch Einmal mit Güte und Liebe versuchen. Demzufolge begab sie sich in ihres lieben Gatten „Studierstube".

Er achtete gar nicht auf sie, saß, den Rücken ihr zugekehrt an seinem Tisch und schrieb ruhig weiter. Sie schlich leis auf den Zehen zu ihm heran, stand jetzt hinter ihm und legte ihm leise die hübschen Arme um den Hals. Er schrieb weiter, sah gar nicht nach ihr um, — vielleicht maulte er auch!

Sie neigte sich über ihn, legte ihr Köpfchen so nahe an das seine, daß ihr Athem seine Wange fächelte, und schauete über seine Schultern auf das hin, was er so eilig schrieb!

Es schien sie zu interessiren, ihre hübschen Augen wurden immer größer, immer weiter, lasen mit immer wachsender Aufmerksamkeit die Zeilen von dem Papier herunter.

Dann sprang sie vorwärts und faßte seine Hand. „Ist das wirklich wahr, Mann? Hat die Prinzessin Dir wirklich ein paar" — —

„Ohrfeigen gegeben? Ja, das ist wirklich wahr, Riecke, und" — —

Sie unterbrach ihn mit einem lauten fröhlichen Lachen. „Ach, jetzt sehe ich erst, wie geschwollen Deine Backen sind. Das sind die Ohrfeigen der Prinzessin? Oh das ist himmlisch, das ist reizend! O Prinzessin Elisabeth, ich danke Dir, ich möchte vor Dir niederknien! Du hast mich gerächt! Um ein Seidenkleid habe ich meine ersten Ehethränen vergossen, und Du hast ihm um ein Seidenkleid ein paar Ohrfeigen gegeben! Und was für ein Paar! Oh ich sterbe vor Lachen! Es ist zu komisch!"

„Du bist ein kaltes, herzloses Weib," rief Lehmann zähneknirschend. „Ich habe mich in Dir geirrt! Das Seidenkleid hat mir Unglücklichem die Augen geöffnet!" —

Von diesem Tage an sah es trübe und düster aus in der jungen Häuslichkeit. Rieke hatte die „Liebe und Güte" aufgegeben und zu den „großen Waffen gegriffen, Rieke maulte. Ihre Augen waren immer trüber, kein Lächeln umzog ihre Lippen, sie antwortete einsylbig auf ihres Gatten Worte, und wenn er sie umarmen oder küssen wollte, dann wandte sie sich mit einer hoheitsvollen Bewegung ab, brach dann in lautes Schluchzen aus und schwankte hinaus.

Herr Lehmann verspürte dann zuweilen wohl eine Anwandlung von Wuth, er hätte schreien, fluchen und wettern mögen, aber — aber er verbarg seinen Ingrimm hinter einem milden Lächeln und nur bittende und gute Worte sprachen seine Lippen dann. — Ach Rieke war ein gar so hübsches Weibchen, und er liebte sie so herzlich, und der Doctor hatte ihm gesagt, daß sie wirklich recht schwache Nerven habe, und daß man sehr zart mit dem „jungen Frauchen" umgehen müsse.

Aber trotz ihrer schwachen Nerven wußte doch Rieke ihre starken Nerven sehr gut zu gebrauchen, und so zu rechter Zeit zu weinen und zu seufzen, zu schmollen und zu maulen, daß ihr lieber guter Ehemann nach sechs Tagen schon zu der festen Ueberzeugung gekommen war, daß er vollkommen im Unrecht, daß er ein Barbar gewesen, seiner lieben kleinen Frau ein Seidenkleid zu versagen, daß es ein ganz vernünftiger Wunsch von ihr wäre, gleich ihren Freundinnen ein buntes Seidenkleid zu besitzen und daß das Gold, welches ihm sein Pathe zur Hochzeit geschenkt hatte, durchaus nicht besser angewandt werden könne, als wenn er es zu einem Seidenkleid für seine liebe Rieke anwende.

Just an dem Tage, an welchem Herr Lehmann zu dieser Ueberzeugung gekommen war, und nur noch überlegte, wie er, ohne seiner Würde zu viel zu vergeben, dem theuren hübschen Weibchen seine Sinnesänderung mittheilen solle, just an dem Tage erhielt Herr Lehmann ein großes mit dem Königl. Kabinetssiegel versehenes Schreiben. Die Antwort auf seine Beschwerdeschrift wegen der erhaltenen Ohrfeigen.

Er las das Schreiben mehrmals, fluchte erst ein wenig, aber dann erhellte sich auf Einmal sein Gesicht, denn er hatte jetzt das Mittel gefunden, wie er der lieben Rieke auf passende Art seine Sinnesänderung kund zu thun habe.

Mit dem königl. Schreiben in der Hand trat er in das Wohnzimmer und näherte sich dem hübschen Weibchen, das am Nähtische saß und arbeitete.

Sie blickte gar nicht auf, sondern nähte weiter.

„Riekchen, ich habe Dir etwas mitzutheilen."

„Mir? Ich wüßte nicht, was Du mir könntest mitzutheilen haben."

„Doch, mein Riekchen. Du weißt, daß ich

Digitized by Google

an den König geschrieben und mich beschwert habe."

„Ueber die Ohrfeigen der Prinzessin," sagte sie spitzig, „oh ja, ich weiß."

„Der König hat mir heute geantwortet, und hier ist seine Antwort. Willst Du sie nicht einmal lesen?"

„Danke, ich habe so viel zu nähen, und es interessirt mich so wenig!"

Sie sagte das mit einem schnellen Aufschlag ihrer schönen Augen, welche Lehmann bis in's Herz hinein blitzten.

„So erlaube mir, Rieke, daß ich Dir die Antwort des Königs vorlese. Sie lautet also: „Die Accisegefälle verliere ich. Die Prinzessin behält das Kleid, und die Ohrfeige der, welcher sie bekommen hat. Was die Schande betrifft, so spreche ich den Kläger davon los. Denn die Berührung einer schönen Hand kannn nie das Gesicht eines Accisebeamten entehren." *) Nun, was sagst Du dazu Riekchen."

„Ich? O ich sage gar nichts dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vorurtheil.

(Fortsetzung.)

„Nein, aber gebt acht, ein Mädchen, schön wie der Tag, da sind wir weit von dem Anklageacte."

„Es handelt sich hier um keinen Mord, mein Herr, Sie werden es sehen. Ich liebte Louisen, und wir sollten uns heirathen; den 27. es war ein Sonnabend, hatte ich einiges Geld von Vater Richard zu bekommen. Ich wollte den Abend von Pirrefitte fortgehen, um in St. Denis für Louisen ein hübsches Halsband zu kaufen, das arme Mädchen hatte nicht einmal ein Kreuz. Ich ging also um 9 Uhr fort, und wandelte lustig meinen Weg, als mitten auf der Straße mein Fuß gegen etwas stieß; ich greife darnach, es war die unglückliche Börse ich steckte sie in meine Tasche, indem ich um mich blickte, ob nicht noch mehr da läge, denn ob die Nacht gleich finster war, sah ich doch etwas glänzen, — es war die Uhr, ich hob sie auch auf; kaum hatte ich aber zehn Schritte gethan, als ich angehalten wurde. Die Diebe mußten zerrissene Taschen haben."

„Ein Untersuchungsrichter" fuhr Arthur fort, „würde nicht das erste Wort von dieser Erzählung geglaubt haben, er würde nur die verstellte Einfalt eines Räubers in ihr erkannt haben, der den Vortheil benutzt, nicht auf der That ertappt worden zu sein; dieß war aber nicht meine Rolle, ich war entzückt, mich gegen ein Geständniß wehren zu müssen. „Aber," fragte ich ihn, „was dachtet Ihr mit der Börse und mit der Uhr, die Euch nicht gehörten zu zu machen?"

„Wahrhaftig, Herr," antwortete er; „ich hatte darüber noch gar nicht nachgedacht, als man mich gefangen nahm."

„Es waren sehr schwere Beweise gegen Peter Fournel vorhanden: die Gleichheit seines Fußes mit dem des Mörder, das bei ihm gefundene Messer, dessen Klinge vollkommen mit den Wunden des Gemordeten übereinstimmte. Das Messer, es ist wahr, hatte keine Blutflecken, aber es war erst frisch gereinigt worden, und Peter Fournel läugnete diesen Umstand nicht. Schließlich zog ich über ihn in Pierrefitte Erkundigungen ein; es war richtig, daß er Louisen heirathen wollte, und daß er seit 19 Jahren bei dem Vater Richard arbeitete. Aber alles dieß erklärte nicht seine natürliche Reise nach St. Denis unter dem gesuchten Grunde ein Kleinod, das man nicht von ihm begehrte, und das er nicht versprochen hatte, zu kaufen. Wie Peter Fournel mir ein Mal diese Geschichte erzählt hatte, wich er von derselben nie ab, und fiel in keinen Widerspruch, so daß ich mit einer großen Geistesfreiheit ihn vertheidigte, und dem Prokurator des Königs Beweise, aus meiner eigenen Ueberzeugung gezogen, entgegensetzte."

„Sie waren von seiner Unschuld überzeugt?" fragte eine kleine, blonde Dame, die dem Advocaten mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Ja, Madame," erwiderte er; „ich hatte mir deshab viele Mühe gegeben, und Peter Fournel hatte mich dabei trefflich unterstützt. Ich gewann meine Sache, der Angeklagte wurde für nicht schuldig erklärt."

„Für nicht schuldig!" rief Frau von L***.

„Ja, wegen Mangels an Beweisen; denn Alles, was Peter Fournel sagte, war möglich, ja sogar wahrscheinlich."—

„Ich dachte nicht mehr an diesen Proceß, und es waren schon zwei Wochen verstrichen, als eines Morgens Peter sich bei mir meldete, und in mein Schreibzimmer geführt wurde. Es war nicht mehr derselbe Mensch, den ich im Gefängniß gekannt hatte Er war blaß, traurig, seine Wangen eingefallen, und seine lebhaften Augen waren in ihre Höhlen zurückgetreten."

„Mein Herr," sagte er, „ich bin verloren; ich komme von Pierrefitte, wohin ich in meinem Leben nicht zurückkehren werde. Louise will mich nicht mehr sehen; sie liebt einen Andern und will ihn heirathen, der Vater Richard hat mich von sich gejagt, mich, den er erzogen hat, die andern jungen Leute im Dorfe wollten nicht mehr mit mir arbeiten; Niemand will mich in

*) Histo risch. Siehe Nicolai, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Digitized by Google

seine Dienste nehmen, man würde sich entehrt halten, mir die Hand zu geben."

„Und woher kommt dies?" fragte ich ihn, „Ihr seid ehrenhaft für unschuldig erklärt worden; warum zeigen sich Eure Freunde strenger als die Geschwornen?

Er zögerte einige Augenblicke, mir zu antworten, dann sagte er: „Daran sind Sie schuld, Herr Advokat. Da die Mörder des Pächters und seiner Frau noch nicht entdeckt sind, so bilden sie sich in Pierrfitte ein, daß ich die That begangen habe, die, wie sie sagen, nicht allein hat geschehen können, und Sie haben, wie sie sagen, die Sache so gut gedreht, daß man mich freigesprochen hat. Es ist wahr, Sie haben sehr gut geredet, aber mein Gott, muß ich denn deßhalb meinen Kopf verlieren, oder muß ich vor Schande und Hunger sterben, weil ich den Einfall bekommen, um 9 Uhr nach St. Denis zu gehen, um eine Kette für die undankbare Louise zu kaufen?"

„Was soll ich Ihnen, meine Damen, noch erzählen?" fuhr der Advocat fort, „dieser Mensch interessirte mich, er verdankte meiner Beredsamkeit das Leben, dies schmeichelte meiner Eigenliebe, er war ohne Brod, ohne Wohnort, von Allen zurückgezogen. Was sollte aus ihm werden? Ich nahm ihn in meinen Dienst; es ist mein Bedienter."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Beförderung der Fruchtbarkeit der Reben.) Bekanntlich beruht die Erzielung außerordentlicher Traubenernten auf dem vollkommenen Reifwerden der Reben. Der italienischen Zeitschrift „Ortolano" zufolge soll, auf diesem Grundsatze der Behandlung der Weinreben fußend, der Weinzüchter Cesare Pozzoli in Lano (Lombardei) immer außerordentlich reiche Traubenernten erzielen. Das Verfahren desselben bestehe darin, daß er gleich bei der Weinlese den Weinlesern Männer folgen lasse, welche alle überflüssigen Rebenschosse entfernen und an den Weinstöcken nur so viel Holz lassen, als zum Fruchttragen im nächsten Jahre erforderlich ist. Bei dieser Verrichtung müsse man acht geben, daß die Blätter an den zu lassenden Reben weder abgebrochen, noch beschädigt werden; hierdurch kommen die Pflanzensäfte den ganzen Monat October dem Fruchtholze zu gut und die vollkommen reif gewordenen Augen leiden gar nichts von dem oft zeitigen Eintritt der Fröste, auch nie eine Rebe leidet, selbst nicht an ihren Enden. Die anderweitigen Hantirungen wie das Ausputzen der Stöcke und Reben, können dann im Laufe des Winters oder zeitlich im Frühjahr geschehen.

Eine englische Musik- und Theaterzeitung berichtet, daß ein französischer Balletmeister mit der Zähmung und Abrichtung einer gewaltigen Schlange beschäftigt sei. Dieses Unthier soll in einem Ballete „auftreten", dessen Szene das Paradies sein wird, aus welchem Adam und Eva schließlich mit einem großartigen chassé heraustanzen.

Die „D. Hutm.-Ztg." berichtet über die Fabrikation von Papierhüten, und gibt zugleich ausführlich das Verfahren an, durch welches diese Hüte den Panamahüten so ähnlich hergestellt werden, „daß man sie erst zerreißen müßte, um den Unterschied genau zu erkennen." Ob sie aber auch vor der Sonne gleichen Schutz gewähren und im Regen sich ebenso dauerhaft zeigen werden, wie im Vorbild, möchte doch wohl die Frage sein.

(Das Wahrsagen ist rentabel.) Eine Wahrsagerin hat in Klausenberg ihren Sitz aufgeschlagen. Man ließ es sich 20 fl. kosten, sie hinzubringen, und die Wahrsagerin macht unter dem Weibervolke so gute Geschäfte, daß sie bereits verschmäht, sich eines Fiakers zu bedienen, und in eigener Equipage herumfährt.

Ein Reisender fragte einen Wirth in Mecklenburg, in dessen Stube mehrere neue Haselstöcke an der Wand hingen: „Was für Instrumente sind denn das da?" — „Gnädiger Herr," erwiderte der Wirth, „das sind unsere Landesgesetze!"

Ein Kattundrucker war durch einen unvorhergesehenen Glücksfall plötzlich ein Fabrikant geworden. Seine Frau, welche sich gern als Gattin eines Kaufmanns geltend machen wollte, erzählte einer andern Kaufmannsfrau ganz ernsthaft: Ihr Gemahl habe sich einen doppelten Buchhalter verschrieben, für welchen sie noch heute ein zweischläfriges Bett in das Bedientenzimmer schaffen lassen müsse.

Ein Milchmann wurde in der Nacht von einem Spaßmacher mit der Nachricht aufgeweckt daß seine beste Kuh ersticken wolle. Er sprang gleich aus dem Bette, um dem Thier zu helfen, fand sie aber ganz gesund, dagegen stack aber eine Rübe in der Brunnenröhre.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 84. Mittwoch den 20. Oktober. 1869.

Prolog an das Publikum.

Auf die Ankunft Pius VI. in Wien 1782.

Warum sonst Kaiser zu den Päbsten kamen
Ist sonnenklar; allein warum,
Frägt Jedermann, kehrt jetzt der Fall sich um? —
Man frägt und denkt nicht an die Namen.
Man frage: Wer kömmt? und zu wem?
Und sieh', gelöst ist das Problem!

Ein Pius kömmt, der seine Kronen
Zur Ehre Gottes und der Menschheit trägt,
Der weiß, wie gut das Wohl der Nationen
Sich mit den Rechten seines Stuhls verträgt,
Der weiß, daß Menschenrecht und Recht der Tyrannen
Viel älter sind, als je ein Recht der Kirche war,
Und daß er selbst — den auch ein Weib gebar —
Eh' Mensch und Unterthan, als Glied der Kirche war,
Der weiß, wie scharf Gott selbst — denn wer erkennte
Den Anwalt Gottes sonst an ihm? — sein Reich
Von jenem hier auf Erden trennte;
Ein Pius kömmt, der, seinem Meister gleich,
Den Mammon gern aus Gottes Kirche triebe,
Und wenn sie auch so arm als sie gewesen blieben!
Ein Mann, der das Gesetz der Liebe,
Das Gott der Kirche gab, im Herzen trägt,
Der, wenn er Menschen sieht, sie, eh' er frägt:
Seid ihr getauft und glaubt ihr? — liebet!
Und ihnen Gutes thut, der diese göttlichste
Der Menschentugenden nicht lehrt blos, sondern übet;
Dem Menschenglück das Heiligste
Hienieden ist, kurz der eh' seiner Würde
Entsagte, eh' er sie zur Bürde
Der Menschheit werde ließe. So ein Mann —
So einer — denn auf einen andern kann
Gott niemals seine Kirche bauen —
Noch ihm dazu die Schlüssel anvertrauen —
So einer also kömmt — zu Joseph, der
In einem Jahre seines Reiches mehr
Zum Wohl der Menschheit that, als der Regenten viele,
Die man die Großen hieß, an ihres Lebens Ziele
Wohl kaum gethan, zu Joseph, der die Wand,
Die uns von unsern Brüdern trennte,
Zerriß, und Menschen — Menschenrechte gönnte;
Der eine Anzahl Mönche, weil er fand,
Daß Psalmodiren vond em Land
Nicht, wie man einst geglaubt, den Hunger wende,
Den Feind nicht schlägt, und daß der Mensch die Hände
Nicht bloß zum Essen hat, zur Mitarbeit verband;
Der's ungerecht, unmenschlich fand,
Daß Menschen, in der Sünd empfangen,
Wie wir, dem Fluch: im Schweiß des Angesichts ihr Brod
Zu essen, sich entzieh'n; der junger Mädchen Noth
Beherzigte, die, ach! lebendig todt,
In heil'gen Kerkern mit der Menschheit rangen,
Und ihre Tage da verseufzten und verfangen;
Der sie benützt zum würdigsten Beruf
Zurückführt, weil er weiß daß Gott sie zwar zu Bräuten,
Doch nicht zu Bräuten seines Sohnes schuf;
Zu Joseph, der sein eigen Recht zu deuten
Und handzuhaben weiß; der vorlängst eingeseh'n,
Daß Gottes Kirche nur vom Geist der Gläubigen
Und nicht von ihrem Säckel lebet;
Und dem kein Mißbrauch zu verjährt,
Zu heilig ist, den er nicht habet,
Sobald er nur der Menschheit Recht entehrt.
Kurzum, mit dem, bei dessen Namen
Die ganze Menschheit einst sich neigen wird,
Mit diesem kömmt der Weise Roms zusammen.

Und nun warum? — Vielleicht ihn zu verdammen,
Weil er das nimmt, was ihm gebührt? —
Vielleicht ihm Kirchenzucht und Kanonsrecht zu lehren;
Vielleicht ihn mit dem Schimmer seiner Heiligkeit
Wie einen Sünder zu bekehren,
Und auf der Bahn zur Unsterblichkeit
Ihm drohend in den Weg zu treten? —
Vielleicht wohl gar mit Amuletten
Ihn von dem Weg der Finsterniß zu retten? —
Vielleicht mit einer Rede, die den Geist
An unsichtbaren Fesseln mit sich reißt,
Dem Festentschlossenen das Herz zu brechen
Und ihn mit glatten Worten zu bestechen.
Vielleicht auch, so ihn nichts erweicht,
Ihm dann unväterlich zu fluchen?
Vielleicht auch nur, ihn zu besuchen? —
O nein, von allen Dem Vielleicht
Ist kein's, das einem Mann, wie Pius, gleicht.

Er kömmt, er kömmt, um seinen besten Segen
Auf das, was Joseph für die Menschheit that
Und was er thun noch wird — zu legen!
Er kömmt in uns're Kaiserstadt,
Sich über das, was Joseph that, zu freuen
Und Hand in Hand den heil'gen Bund,
In dem die Kirche stets mit ihren Schützern stund,
Mit Deutschland's Joseph zu erneuen!

Digitized by Google

Er kömmt nicht, um auf Kaisersatzungen
Sein Siegel, das in Rom nur gilt, zu drücken,
Wohl aber segnend dem die Hand zu drücken,
Der sie gemacht, und seine Gläubigen
Durch eig'nes Beispiel zu belehren,
Wie man ein Kaiserwort verehren
Und schätzen soll. Und wenn er ja
Sein Anseh'n geltend macht, so ist's gewiß nur da,
Wo kleine überschwache Seelen
Sich mit Gewissenszweifeln quälen.
Die oft, vor lauter Glauben blind,
Nicht wissen, wem es zukömmt, zu befehlen,
Und wem sie zu gehorchen schuldig sind,
Zu diesen wird er sagen: „Wißt,
Daß eures Fürsten Wort zu ehren,
Verdienstlicher in Gottes Augen ist,
Als wenn ihr hundertmal mir den Pantoffel küßt!"
Der selbst, zu dessen heil'gen Lehren
Ihr euch bekennt, war Unterthan und sprach:
„Ehrt eurer Fürsten Wort und folgt mir nach!" —
Zu diesem edlen Zwecke nur
Wird er Gebrauch von jener Gabe*) machen,
Womit so überreichlich die Natur
Ihn ausgesteu'rt. — Und hat er nun die Schwachen
Gestärkt, die Zweifler überführt,
Daß sein Zweck edel war, o wie zufrieden wird
Er dann — belohnt mit dem Gefühl des Weisen
Nach einer edlen That — nach Rom zurücke reisen.

*) Die Gabe der Beredtsamkeit, weßwegen ihn die Italiener il Persuasore nennen.

Das theure Seidenkleid.

(Fortsetzung.)

„Aber ich," sagte Herr Lehmann energisch, „ich sage etwas dazu. Ich sage, daß wenn der König seinen Accisebeamten nicht schützen will gegen unwürdige Behandlung, dieser sich wenigstens rächen wird. Ja, ich will mich rächen, und das Seidenkleid, welches ich meiner Rieke kaufen will, werde ich nicht aus den inländischen Fabriken nehmen, welche noch sehr schlechte Zeuge fabriciren; nein, ich werde es gerade so machen, wie die Prinzessin Elisabeth von Preußen! Ich werde mir das Seidenkleid aus Frankreich einschmuggeln, das ich meiner lieben Rieke schenken will!" —

Sie sprang auf, und es flog wie ein heller Sonnenstrahl über ihr Gesicht, und ihre Augen glänzten wieder, und auf ihren Lippen stand wieder ein reizendes Lächeln.

„Ist das Dein Ernst? Du willst mir ein französisches Seidenkleid kaufen?"

Mein voller Ernst, Riekchen! Ich will's! Ja, ein französisches Seidenkleid will ich für Dich aus Lyon kommen lassen. Wenn die Prinzessin von Preußen das thun und keine Strafe zahlen darf, na, dann werde ich's auch wohl thun dürfen! und ich will's thun!"

„Oh Du lieber, Du einziger Mann! Laß Dich küssen, laß Dich umarmen!"

Sie küßte ihn, sie schlang ihre vollen runden Arme um seinen Hals und der gute Lehmann fand, daß sein wiederhergestelltes Eheglück nicht zu theuer bezahlt sein würde mit einem theuren französischen Seidenkleid.

III.

Ende gut, Alles gut.

Aber ach, die Tage gleichen sich nicht, und was wir am Morgen als ein Glück begrüßen, kann Abends schon uns in Trauer und Leid versenken! Es waren allerdings glückliche Tage, welche für Lehmann und seine Rieke dem ersten ehelichen Zwist und der ersten Versöhnung folgten.

Diese Versöhnung glänzte wie heller Sonnenschein auf des guten Accisebeamten ehrlichem und treuem Angesicht, und das liebliche Lächeln mit welchem ihn seine Rieke immer empfing, wenn er vom Packhof heimkam, und die innigen Küsse, welche er von ihren rosigen Lippen nehmen durfte, schienen ihm ein köstlicher Lohn für jene Tage der Trübsal und Schmerzen.

Und was sie für Pläne machten für die Zukunft, und wie oft sie von dem reizenden kleinen Feste sprachen, welches sie am Jahrestage ihrer Hochzeit geben wollten, und bei dem Rieke ihr neues Seidenkleid anziehen werde.

Wenn's nur erst da wäre das ersehnte Kleid! Wenn die Zeit nur nicht so langsam hinkröche! Herr Lehmann hatte sich die Adresse des Handelshauses in Lyon von der Rechnung der Prinzessin sehr wohl gemerkt, und an dasselbe Haus hatte er geschrieben, und ein blaues Damast-Seidenkleid bestellt für dreißig Thaler und gebeten auf die Adresse zu schreiben: „Inliegend Spitzen". Er war also ganz sicher, das Packet ungefährdet zu erhalten, denn er hatte ja immer noch den Dienst in der Packhalle, und würde also selbst das Packet in Empfang nehmen.

„Rieke," sagte er, als er heute von ihr Abschied nahm, um auf den Packhof zu gehen, „Rieke, heute paß auf, wenn ich von dem Packhof nach Hause komme."

„Oh Du guter, lieber Mann, Du bringst doch nicht etwa" — —

„Ja, ich bringe das Seidenzeug, Riekchen. Heute kommt die Hamburger Postfracht, und ich habe schon gestern den Brief aus Lyon bekommen, der mir die Absendung annoncirt."

„Herzensmann, und das sagst Du mir erst heute?"

„Ich wollte Dich nicht zu lange schmachten lassen, mein Engel. Aber die paar Stunden

Digitized by Google

wirst Du's schon aushalten, bis ich mit dem Schatz zurückkomme. Also, liebste, einzige Rieke, paß auf!"

Sie umarmte ihn so glühend, wie sie's noch niemals gethan, sie küßte ihn so feurig, wie in den zärtlichsten Tagen ihres jungen Ehestandes und begleitete ihn bis zur Hausthür, und schaute ihm nach, und warf ihm Kußhändchen zu, als er an der Straßenecke sich noch einmal umwandte.

Oh, glücklicher Ehemann, welch ein Zauber liegt doch in einem Seidenkleid, und welch' ein Friedensvermittler ist es!

Als es zwölf Uhr geschlagen hatte, stand Riekchen schon mit glühendem Angesicht auf dem Hausflur und wartete auf ihren lieben Mann, und das Herz klopfte ihr laut vor Erwartung und Hoffnung und Freude. Ach Gott, wie lange er heute blieb, wie furchtbar lange! Sie ging an die Hausthür, sie lugte hochklopfenden Herzens hinaus. Kein Lehmann war zu sehen!

Sie eilte in das Wohnzimmer und schaute nach der Wanduhr. „Schon halb Ein Uhr! Niemals ist er so spät gekommen!"

Aber die Uhr ward Eins, und ward Zwei und Drei, und Rieke lag auf ihren Knieen und weinte bitterlich vor Angst, und — da öffnete sich die Thür und es kam Jemand herein!

Aber nicht ihr Mann! Der Ober-Controleur war's, der kam mit grimmigem Gesicht und einem boshaften Lächeln auf den schmalen Lippen.

„Wo ist mein Mann? Wo ist Lehmann?"

„Im Gefängniß, Madame! Angeklagt und überführt der Steuerdefraudation, des Betrugs in Ausübung seines Amtes. Hat trotz des strengen Verbots französisches Seidenzeug sich kommen lassen, und wollte es einschmuggeln unter dem betrügerischen Vorgeben, es seien Spitzen in dem Packet. Ich witterte aber den Betrug, öffnete selbst das Packet, confiszirte das Seidenzeug und ließ den Betrüger verhaften. Er ist schon auf dem Wege nach Spandau!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Vorurtheil.

(Schluß.)

„Wie!" riefen alle im Salon versammelte Damen, „Ihr Bedienter, der, welchen Sie mitgebracht haben?"

„Ja, Peter Fournel."

„Unglücklicher," sagte die Gräfin zu ihrem jungen Freunde, „Sie haben einen solchen Menschen zu sich genommen! Sie haben ihn zu mir gebracht, einen Mörder, der nur deshalb dem Schaffot entgangen ist, weil man ihn nicht mit blutigen Händen gefunden hat. Aber wollen Sie uns denn Alle erwürgen lassen?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Salons, und ein Bedienter trat mit Lichtern in die Stube, es war Fournel. Der Schrecken malte sich auf allen Gesichtern, die Damen drängten sich eine an die andere, und die jungen Jäger würden vorgezogen haben, sich Angesichts eines Ebers zu befinden, als den Blicken dieses von der Jury freigesprochenen Menschen zu begegnen.

Als er den Salon verlassen hatte, athmete man freier und man fand die Sprache wieder.

„Welches Gesicht!" rief man, „welcher furchtbare Blick! er hat das Lachen der Hyäne."

„Arthur," sagte die Gräfin, „ich will nicht, daß dieser Mensch einen Augenblick länger bei mir bleibe. O Himmel, es fällt mir ein, er hat uns diesen Morgen im Walde begleitet; fünf Frauen ganz allein, während unsere Vertheidiger eine bis zwei Stunden entfernt jagten! wir hätten alle fünf ermordet werden können."

„Der Elende," fügte die kleine blonde Dame hinzu, „macht er nicht meiner Kammerfrau den Hof! und die arme Unschuldige liebt ihn."

„Arthur," sagte die Gräfin, dieser Mensch darf nicht auf dem Schlosse wohnen."

„Erlauben Sie," antwortete Arthur, „ich habe noch nicht meine Geschichte beendigt. Man hat vor drei Monaten in Paris zwei Missethäter im Augenblicke gefangen genommen, als sie einen Mord beginnen, bei der Nachsuchung, die in ihrer Wohnung veranstaltet wurde, fand man eine Frauenuhr mit Kette, einen Ring und eine silberne Schnupftabacksdose, welche für Gegenstände erkannt wurden, die dem ermordeten Gervais und seiner Frau gehört hatten. Man trennte die Mörder, verhörte sie, sie widersprachen sich, warfen das Verbrechen sich gegenseitig zur Last, und endigten damit, den am 27. August verübten Mord auf dem Wege zwischen Pirrefitte und St. Denis einzugestehen. Sie werden bei den nächsten Assisen gerichtet werden. Sobald diese Nachricht bekannt geworden, kam der Pächter Richard mit Louisen zu mir, der eine verlangte den jungen Menschen, den er aufgezogen, die andere den Geliebten, den sie noch zu heirathen hoffte; aber Peter wollte nicht mit Leuten mehr leben, die an ihn keinen Glauben gehabt; er erklärte, daß er mich nicht verlassen würde.

„Ein Brief von Paris," sagte Peter, indem er zum zweiten Mal hereintrat und dem Advokaten einen Brief überreichte.

„In Wahrheit," sagte Ernst v. L***, als Peter hinausgegangen; „wir sind gegen den armen Jungen zu streng gewesen, ich habe ihn aufmerksam betrachtet, er hat wirklich ein hübsches Gesicht."

„Ein sanfte Physiognomie," fiel die blonde

Digitized by Google

Dame ein, ich habe ihn dieses Mal besser betrachtet."

„Seine Augen sind lebhaft," sagte die Gräfin, von ihrem Schrecken erholt, „aber er hat in seinem Blick etwas Gutmüthiges."

„Wahrhaftig fügte einer der Jäger hinzu, ich würde mich an Arthurs Stelle sehr hüten, mich von einem so erkenntlichen Jungen als Peter zu trennen; welcher Stolz in diesem Charakter! Ich liebe diesen edlen Unwillen, mit dem er das Anerbieten des Vater Richard und die Hand Louisens ausgeschlagen hat."

„Der Unglückliche! was hat er leiden müssen! Es freut mich, daß er Julien gefallen hat, man kann sie mit einander verheirathen. Ich gebe 15 Napoleons dem jungen Paare." So sprach die junge blonde Dame.

„Ich sechs." — „Ich acht." — „Ich werde ihm ein Halsband für seine Geliebte geben und das wird ihm kein Unglück bringen."

In einem Augenblick hatte Peter Fournel eine Mitgift zusammen.

„Er wird doch im Schlosse schlafen dürfen?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Da habe ich noch eine Sache gewonnen," sagte der Advokat lächelnd.

„Aber sie haben gegen Niemanden gesprochen."

„Entschuldigen Sie, gegen das Vorurtheil."

Mannigfaltiges.

Ueber die ärzliche Behandlung der Cholera in Indien liegt eine von der Sanitätsbehörde veranlaßter Bericht von Dr. John Murray, dem Generalinspektor der indischen Hospitäler, vor. Der Berichterstatter empfing von 505 Aerzten in Indien Antworten auf ein gedrucktes Schema von Fragen, die im Allgemeinen mit den Ansichten übereinstimmen, zu welchen die europäische Arzneiwissenschaft gekommen ist, daß die Cholera durch einen wirklichen Krankheitsstoff erzeugt werde, ein Gift, das entweder mittels des Wassers durch den Magen in den Körper Eingang finde und durch die Entleerungen des Darmkanals ausgeschieden werde. Manche der berichtenden Aerzte haben auch gefunden, daß Entleerungen im Allgemeinen Erleichterungen verschafften, und mehere fügen hinzu, daß die Krankheit die wenigsten Opfer gefordert habe, wo die Entleerungen am Reichlichsten waren. Allgemein wird ferner die Ansicht getheilt, daß es gefährlich sei, plötzlich diesen Entleerungen Einhalt zu thun. Dr. Murray behauptet, daß auch durch die Leber, die Nieren, die Haut und die Lungen das Gift ausgeschieden werde. Die große Mehrheit der Aerzte erklärt sich gegen die Anwendung von Reizmiteln und Dr. Murray schlägt vor, die Regierung möge gegen den übermäßigen Gebrauch solcher Mittel, der eine bedeutende Zunahme der Todesfälle an vielen Orten im Gefolge gehabt habe, einschreiten. Chloroform und Chlorodyn werden ebenfalls durchgängig wegen der durch die verursachten Reaktion als gefährliche Heilmittel betrachtet. Hinsichtlich des Diarrhöestadiums der Krankheit sind die Meinungen verschieden. Dr. Murray verordnet eine aus einem Theile Opium, zwei Theilen schwarzem Pfeffer und zwei Theilen Asa foetida bestehende Pille, um den Reiz in den Eingeweiden während des Durchganges des Giftes zu lindern." Manche erfahrene Aerzte stimmen dem zu, doch sind nicht wenige gegen diese Behandlung, und ein leichtes Abführmittel wird vielfach empfohlen, um der Natur zu Hülfe zu kommen. Von 350 Aerzten, die sich speciell über die Anwendung von Ricinusöl aussprachen waren mehr als zwei Drittel (236 gegen 114) für dieses Mittel.

(Pariser Gerichtsscene.) Eine Frau erscheint vor dem Richter und klagt ihm, ihr Mann habe sie öffentlich auf die brutalste Weise mißhandelt. „Wie war der Hergang der Sache?" fragte der Richter. „Ich hatte gehört," erzählt die Mißhandelte, „daß mein Mann den Mabille besucht; ich wollte mich davon überzeugen und ersuchte eine meiner Freundinnen mich hinzubegleiten. Ich blieb bei der Eingangspforte stehen. Er erblickte mich, kam heraus und ohrfeigte mich wiederholt und . . ." „Das war kein Ort für eine anständige Frau!" unterbricht sie ihr Gatte. „Ich setze also voraus: Es war ein Ort für einen anständigen Mann?" fragte der Richter. „Alle Orte sind gut für einen Mann." „Sind Sie davon überzeugt?" „Ja, Herr Richter." „Nun gut, in diesem Falle schicke ich Sie auf drei Monate ins Zuchthaus!" Der Mann war verblüfft.

(Eine gesegnete Famile.) „Billets für fünfzehn Personen und neununddreißig Billets für Kinder unter 7 Jahren," sagte neulich ein Reisender, der vom Salzsee kam (dem Lande der Marmonen), zu dem Billeteur einer Eisenbahnstation in Massachusets. — „Wenn es für eine Pension oder sonst eine Anstalt gehört, so darf ich Ihnen einen Rabatt am Preise der Billets bewilligen!" sagte der Beamte zuvorkommend. — „Ach was Pension, was Anstalt! Ich habe die Billets für mich, meine Frauen und meine Kinder verlangt!" rief der entrüstete Jünger Brigham Youngs aus.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 86. Mittwoch den 27. Oktober. 1869.

Herbstfreude.

Freundlich am Weinstock glänzt durch die Sonne geklärt die Traube
Vom rothbackigen Obst dort sind die Bäume beschwert.
Einzug feiert der Herbst, es wechselt die Freude der Ernte,
Und der Winzer kredenzt leckern Most im Pokal.
Morgens hindert zu schau'n zwar ein dichter Nebel die Sonne,
Er muß fliehen jedoch bald vor dem siegenden Strahl.
Ueberall kannst du sehen die fliegenden Wägen und Kuffen,
Singender Mädchendiscand dämpfet der Jün linge Baß.
Höher die Linie steigt der weinbergplündernden Stürmer,
Ihrer flüssigen Beut wie auch des Sieges gewiß.
Schwere Fässer im Thal sieht man in Reihen hinschwanken,
Und in erneuten Zug tritt der Produkte Verkehr.
Tausend Händen erliegt die Milliarde der Beeren,
In die mächtige Butt stampft sie der Stößer hinein.
Dort auf der Ebene sät der Bauer zu hoffende Früchte,
Hier heimst emsig man ein Knollen und Möhren und Kohl.
Dort auf den Bergen es blitzt und es donnern die Büchsen und Böller
Hier an der Hecke der Bock tanzt wie das Lamm auf der Weid.
Dort auf der Straße eilt der freie studirende Jüngling,
Hier vierspännig der Fürst rollt in vergoldeter Kutsch.
Dort bricht köstliches Obst von veredelten Bäumen der Gärtner,
Hier die gefräßige Kuh füllet das Euter mit Milch.
Ueberall Leben! die Huf erschallen der hitzigen Rosse,
Schaffet die menschliche Hand, was sie erreichet, nach Haus;
Sehet indessen schon fliehet Apollo im Westen zum Meere;
Bald ist erloschen der Tag, männiglich eilet zur Ruh.
Nur die Mutter noch wacht und sorget und leuchtet im Haus um,
Ob auch nach dem Gebet alle sich legten zu Bett. —
Nehmet die Gaben mit Dank aus der Hand des himmlischen Vaters,
Der Wohlthaten nur streut, Jedem das Seine verleiht.
Hat die Scheune genug, erfüllt auch der Herbst noch den Keller,
So daß das Menschenkind fürchtet nicht Hunger noch Frost.
Wenn auch im Garten das Laub und des Waldes Grün ist gefallen,
Hält doch die doppelte Ernt' fern von der Hütte die Noth
Fällt auch von uns der Schmuck und naht das schleichende Alter,
Handeln wir recht, daß man unser in Ehren gedenkt.
Das ist der wahre Ruhm, daß der Vater da oben uns aufnimmt,
Wohnen uns alle läßt ewig am himmlischen Hof.

Das theure Seidenkleid.

(Schluß.)

„Und das von Rechts wegen," sagte der nig ernst. „Es ist bei strenger Strafe ver- en, fremdes Seidenzeug einzuführen, und wer wider das Verbot handelt, der muß die Strafe erleiden, welche das Gesetz festsetzt. Aber ein bischen hoch finde ich es freilich, vier Jahre im Zuchthause für ein Seidenkleid. Was ist denn ihr Mann?"

Digitized by Google

„Majestät, er ist Accisebeamter in Berlin, und beim Packhof angestellt.“

„Ja, das ist etwas anderes, da kann ich Ihr nicht helfen. Ein Beamter, der wider das Gesetz sündigt, ist doppelt strafbar. Wenn ein Steuerbeamter Waaren einschmuggelt, da verdient er die härteste Strafe.“

Majestät,“ rief Rieke in Thränen ausbrechend, „und doch bitte und flehe ich um Gnade und Erbarmen. Mein armer lieber Mann ist sonst so brav und gut, und er hätt's ja auch nimmer und nimmer gethan, wenn — ja ich muß es bekennen — wenn Ew. Majestät ihn nicht gereizt hätten!“

„Was? ich hätte den Accisebeamten gereizt?“

„Ja, Majestät, er hatte ja treu und ehrlich seine Pflicht gethan, und hatte das eingeschmuggelte Seidenkleid der Frau Prinzessin confiszirt. Und was hat er davon gehabt? Von der Frau Prinzessin Ohrfeigen und von Ew. Majestät eine lange Nase. Und da ist mein Mann in die Desperation gekommen, und hat gesagt: Wenn der König erlaubt, daß seine Nichte Seidenkleider aus Frankreich einschmuggeln darf, dann darf ich's auch thun, denn was dem Einen Recht ist, das ist dem Andern billig, und wenn ich für meinen Pflichteifer noch obendrein mit Ohrfeigen tractirt werde, dann kann ich auch wohl mal etwas gegen meine Pflicht thun.

„Hm, das hat er gesagt?“ fragte der König, indem er wieder mit den Fingern in die Westentasche fuhr, und eine Prise Spaniol nahm. „Ihr Mann also ist der Accisebeamte Lehmann, der von der Prinzessin die Bezahlung in Ohrfeigen gekriegt hat? Ja, für den Mann müssen wir schon was thun, und ich hatt's mir schon vorgenommen, daß er belohnt werden sollte für seinen Pflichteifer. Na, beruhige Sie sich also; Sie soll Ihren Mann wieder haben. Es soll gleich heute die Ordre nach Spandau ergehen, daß er in Freiheit gesetzt werde. Und das Geld und die Kosten sollen ihm erlassen sein.“

„Ach Majestät,“ rief Rieke mit freudestrahlendem Gesicht, „habe ich's nicht gesagt, daß es besser ist, zu Ihnen zu beten, als zum lieben Herrgott im Himmel. Ich habe Tag und Nacht zu ihm gebetet, und es hat mir nichts geholfen. Aber mein König hilft mir, mein König giebt mir meinen lieben Mann frei! — Aber, Majestät.“ fragte sie schmeichelnd, „bleibt er denn abgesetzt? Ach, lieber Herr König, haben Sie doch Erbarmen! Sehen Sie, was dem Einen Recht ist, das ist dem Andern billig. Die Prinzessin Elisabeth hat sich, obwohl's verboten ist, ein französisches Seidenkleid gekauft und eingeschmuggelt, und ist nicht abgesetzt, und hat keine Strafe erhalten, obwohl sie einen Beamten in seinem Amte beleidigt und maltraitirt hat. Warum soll denn mein lieber Mann abgesetzt werden, da er doch bloß gehandelt hat, wie eine königliche Prinzessin?“

Der König lachte. „Ja, da hat Sie eigentlich nicht ganz Unrecht. Wenn ihr Mann gehandelt hat, wie eine königliche Prinzessin, so kann er eigentlich nicht strafbar sein, und so werden wir den Accisebeamten Lehmann wohl behandeln müssen, wie die Prinzessin von Preußen Das heißt, ihm durch die Finger sehen, ihm vergeben, und ihn in seinem Amte belassen.“

„Und ihm das französische Seidenkleid wieder herausgeben, wie der Prinzessin Elisabeth,“ rief Rieke mit strahlendem Gesicht.

„Na, ja, es mag darum sein! Sie soll Ihren Mann und Ihr Seidenkleid wieden haben, und er soll im Amte bleiben. Von weger der Ohrfeigen der Prinzessin.“

„Oh lieber, oh großmüthiger König, ich muß —“

„Sie muß ihren Mund halten und machen daß Sie fortkommt!“

Und der König, um ihren Dankesworten sich zu entziehen, grüßte sie leicht mit der Hand und wandte sich seinen Generälen zu.

Rieke aber kehrte selig heim, und am andern Tage kehrte ihr Mann heim, und Beide hielten sich lange umfangen, und weinten vor Freude und Schmerz und Lust. Und wie sie sich noch umarmt hielten, da kam ein Steuerofficiant und meldete, daß auf besondern Befehl des Königs der Steuerbeamte Lehmann morgen wieder in sein Amt eintreten solle, und brachte auch auf besondern Befehl des Königs das confiscirte Seidenkleid, und vermeldete, daß der König die Gnade gehabt, zu befehlen, daß das Kleid aus der königlichen Chatoulle bezahlt werden solle, als Schmerzensgeld für die Ohrfeige der Prinzessin. —

„So, meine Herzensrieke,“ jubelte Lehmann, als sie wieder allein waren, „jetzt können wir wieder glücklich sein und froh. In acht Tagen ist unser Hochzeitstag, und dazu muß Dir der Schneider ein Seidenkleid machen, und dazu wollen wir unsere erste Gesellschaft geben.“

„Nein,“ sagte sie ernst, „lassen wir die Gesellschaft. Es ist viel hübscher und gemüthlicher, wenn bloß meine Eltern hier sind, und ich ziehe mein Tuchkleid an, welches ich vor einem Jahr an meinem Ehrentag getragen.“

„Aber Rieke, dann hätten wir ja alle die Noth und Sorge umsonst gehabt, wenn Du jetzt das Seidenkleid nicht einmal anziehen willst!“

„Nicht umsonst, mein lieber Mann. Ich habe viel gelernt von dem Seidenkleid, aber tragen mag ich's nicht. Es ist mir zu theuer!“

Herzensriekchen, es kostet uns ja gar nichts. Der gute und großmüthige König hats ja be-

Digitized by Google

zahlt Es hat uns wirklich gar nichts gekostet.“ — „Es hat uns viel gekostet, Lehmann. Es hat uns viele Thränen und viele Hoffnungen gekostet. Es hat mich aber gelehrt, daß ich ein eitles und thörichtes Geschöpf war, und daß der beste, liebreichste Mann durch eine eitle und thörichte Frau ins Unglück gebracht werden kann. Ich habe mir aber geschwornen, daß ich mich bessern und wieder gut machen will, was ich Böses gethan!“

„Oh mein liebes, mein kluges, mein schönes Weichen, Du machst mich zu glücklich, nnd ich danke Gott für die Geschichte mit dem Seidenkleid, denn nun weiß ich erst, was ich an Dir habe, und wie gut und klug Du bist.“

„Und ich weiß nun erst, wie schlecht und wie dumm ich war, sagte Rieke energisch. „Und darum will ich das Seidenzeug nicht tragen, denn es ist mir zu theuer erkauft. Wir wollen leben einfach und bescheiden, wie's Bürgersleuten geziemt, und das Seidenkleid wollen wir in die Kommode legen und es aufheben zum Andenken an das Leid, welches es über uns gebracht hat.“

„Und Du willst es niemals tragen?„

„Doch,“ flüsterte sie unter Thränen lächelnd, „an dem Hochzeitstage unseres erstgebornen Kindes, da will ich es tragen, das theure Seidenkleid!“

Der Schlafende.

(Schluß.)

Plötzlich vernehme ich einen dumpfen Angstschrei, dann ein Röcheln, welches mehrere Augenblick anhält, und eine halbe Stunde später die Schritte eines Zurückkommenden. Als ich den Schrei hörte, ergriff ich ganz leise das Terzerol, das in meiner Brusttasche steckte, spannte mit der größten Vorsicht den Hahn, und versicherte mich zugleich des Stilets, that aber fortwährend, als ob ich tief und fest schlummerte. Der Wirth kehrte in die Küche zurück und erwartete hier seinen Begleiter. Bis beide kamen, beobachtete er mich unausgesetzt. Seine Geberden deutete ich, als ob er zu jenen sagte: Wenn er nicht schliefe! Verbergt euch, ich will ihn versuchen! worauf er sich mit der Laterne näherte, die Leiter, welche früher weggenommen war, ganz leise vom Boden aufhob, da, wo seine Füße lagen, an den Ofen lehnte, und heraufstieg. Ich gestehe, daß ich in dieser furchtbaren Lage meine ganze Geistesgegenwart und Ruhe aufbieten mußte, mich nicht zu verrathen.

Meinen Staubkittel hatte ich Abends so über mich geworfen, das er meine Arme und Hände bedeckte. man konnte also meine Waffen nicht sehen. Als der Wirth die letzte Sprosse der Leiter erstiegen hatte, richtete er mit einer plötzlichen Wendung den Strahl der Laterne auf mich, neigte sich über meine Füße und biß mich ziemlich schmerzhaft in die linke Fußspitze. Da von diesem entscheidenden Augenblicke alles abhing, so konnte die geringste unnatürliche Bewegung mich verdächtigen; ich that daher, als ob ich durch den Schmerz im Schlummer gestört worden, ahmte das unruhige, langgezogenen Schnarchen eines Halberwachenden nach, wendete meinen Fuß etwas auf die Seite, und sank dann wieder in den vorigen Zustand anscheidener tiefer Ruhe, worauf er befriedigt die Leiter hinabstieg und jenen in die Kammer folgte, aus der man gekommen war.

Ich dankte Gott in einem heißen Gebet für meine Rettung, und sank endlich, trotz meiner fortwährenden Angst, in einen tiefen, obwohl unruhigen Schlaf. Als ich erwachte, schien die Sonne bereits durch die Fenster, und einige Maulthiertreiber frühstückten in der Küche. Mit der größten Behutsamkeit verbarg ich meine Waffen, zog den Kittel über meine Kleider und verließ mein Lager. Nie in meinen Leben hatte ich die Strahlen der Sonne mit solcher begrüßt, und segnete dies wohlthätige Gestirn das die Schrecken der Nacht verscheucht und die Pfade des Wanderers mit seinem goldenen Schimmer beleuchtet.

Und durch eine schleunige Entfernung kein Aufsehen zu erregen, bestellte ich noch Wein Brod und Salami zum Frühstück, zahlte sodann meine Zeche, und verließ die Mördergrube. — Die Wirthin war die einzige Person des Hauses, welche ich an diesem Morgen erblickte.

Daß ein Mord verübt worden, unterlag mir keinen Zweifel, und daß jener spät angekommene Fremde das Opfer gewesen, eben so wenig. Ich beschloß nun, meine fernere Tour durch die Alpen aufzugeben, nach Idria zu eilen und der Polizei die Anzeige dessen zu machen, was sich in dem Wirthshause zugetragen.

Als ich ungefähr eine Stunde lang die Landstraße fortgewandert war, sah ich nach einer Biegung derselben in geringer Entfernung einen mit Büchse und Hirschfänger bewaffneten Reiter vor mir der sein Pferd anhielt, als ob er sich von mir einholen lassen wollte. Er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem, wie ich glaubte, ermordeten Fremden, daß ich Anfangs der Meinung war, er sei es selbst. Als ich mich ihm bis auf wenige Schritte genähert hatte, sah ich zwar, daß ich mich getäuscht hatte, blieb aber in der Ueberzeugung, daß er dessen Kleider trage. Er setzte nun seinen Weg mit mir fort, bot mir einen guten Morgen, und fragte mich unter Anderm, ob ich vielleicht auch in jenem Wirthshause eingekehrt sei. Während ich mich nun gegen ihn wandte, seine Frage zu beant-

Digitized by Google

worten, bemerkte ich zu meinem Erstaunen in seinem Profil die markirten Züge meines Wirthes, der indessen sein Gesicht und seine Stimme so verändert hatte, daß ich ihn gewiß nicht unter dieser Verkleidung herausgefunden, hätte ich ihn nur von vorn und nicht von der Seite gesehen.

Vorsichtig genug, mich zu beherrschen, beantwordete ich seinen Gruß, sagte ihm, daß ich in jenem Hause logirt, zwar einen guten Tisch, aber statt des Bettes nur eine Matraze erhalten habe. „So werdet Ihr also eine schlechte Nacht gehabt haben, mein Herr?" — „Keineswegs," erwiederte ich; „im Gegentheil, ich war so von Müdigkeit überwältigt, daß ich mich nicht erinnere, je besser geschlafen zu haben; zudem fand ich auch die Zeche sehr billig und kann mich also über mein Nachtquartier nicht beklagen." Er that noch einige gleichgültige Fragen, ich desgleichen, worauf er sich als einen Grafen ausgab, der in der Gegend wohne, mir eine gute Reise wünschte, sein Pferd antrieb und einen Seitenweg des Waldes einschlug. Nach wenigen Minuten verschwand ich im Gebüsch.

Es war der Wirth, ich konnte mich nicht getäuscht haben, obwohl er seine Züge und die Sprache so verändert hatte. Daß er es übrigens sehr fein angelegt, mich zu fangen, konnte ich nicht läugnen. Nur riß mich mein Glück und meine Verstellung aus abermaliger Lebensgefahr.

Als ich nach Idria kam, welcher Ort nur noch eine halbe Tagerreise entfernt lag, machte ich der Polizei die sofortige Anzeige. Es wurde sogleich eine Stafette nach Görz beordert, welche noch am selben Tage mit mehreren berittenen Sbirren erschien, worauf ich mir als es dunkel geworden, ein Pferd nahm, mich gehörig waffnete und das Commando zum Wirthshause zurückbegleitete. Wir ritten scharf. Es war schon völlig Nacht, als wir an Ort und Stelle kamen. Sogleich umzingelten fünf bis sechs Sbirren das Haus; wir Uebrigen banden unsere Pferde an und begehrten Einlaß. Endlich öffnete man, vermuthlich in der Voraussetzung, wir seien Reisende. Die Wirthin erblickte uns kaum, als sie einen Schrei ausstieß und ihrem Manne zurief: „Hab ich dir's nicht gesagt, daß dem nicht zu trauen sei?"—„Halt's Maul, du Gans!" antwortete er, „und Sie, meine Herren was befehlen Sie?"

Wir machten wenig Umstände. Der Wirth und seine Frau wurden sogleich zusammengebunden, und das ganze Haus durchsucht. Es war sonst Niemand mehr zu sehen. Man fand die Jagdkleider des Ermordeten, dieselben, welche der Wirth zu seiner Verkleidung getragen, dann eine bedeutende Summe Geldes, und endlich nachdem man dem Weibe die Folter angelegt und ihr das Geständniß erpreßt hatte, den im Garten vergrabenen Leichnam, von Dolchstichen durchbohrt.

Wir ließen eine Wache im Wirthshause und escortirten das Ehepaar nach Görz. Von den Mitschuldigen sah man keine Spur. Unterwegs maß mich der Wirth mit wüthenden Blicken, worauf ich ihm bemerkte: „Herr Wirth und Graf, seid künftig so klug, keinem Reisenden auf dem Backofen zu trauen, und wenn er auch schliefe wie ein Dachs!

Mannigfaltiges.

(Das Wörtchen „Ex.") Der kaiserlich-französische Hof- und Familien-Demokrat Prinz Napoleon liegt in einem Prozesse mit seinem Schuster. Der Prinz hatte mit ihm aus irgend einer Ursache gebrochen und ihm zu befehlen geruht, von seinem Schilde das prinzliche Wappen und den Titel „Hoflieferant" zu entfernen. Der ehrsame Meister kam dem Befehle in der Weise nach, daß er vor der genannten Bezeichnung das Wörtchen „Ex" anbringen ließ und so unter der Firma „Ex-Hoflieferant Sr. Hoheit des Prinzen Napoleon" das Publikum anzulocken suchte. Auf solche schnöde Weise von einem simplen Schuhmacher dupirt zu werden, war dem prinzlichen Gemüthe zu viel, und da in dieser schlimmen Zeit des Umsturzes leider die lettres de cachet abgeschafft sind, muß sich der erlauchte Herr begnügen, auf dem Wege eines gewöhnlichen Civilprozesses sein vermeintliches Recht zu suchen. In den ersten Tagen des November gelangt die cause célèbre zur Verhandlung. Paris zittert vor Erwartung.

Durch die technische Deputation des preußischen Handelsministeriums ist in diesen Tagen ein Mittel gegen die Entzündlichkeit der Kleider geprüft und äußerst zweckmäßig befunden worden. Dasselbe besteht in wolframsauren Natron oder in einem Gemisch dieses Salzes mit phosphorsaurem Natron. Diese Salze haben den Vortheil, daß sie die zartesten Farben der Kleider nicht angreifen und dem Waschen und Bügeln derselben kein Hinderniß entgegenstellen. Die Kleider können mit dem Mittel versehen werden beim Anfertigen oder beim Waschen. Der Preis ist ein mäßiger, da das Mittel im Großen hergestellt werden kann. Durch eine gemeinsame Verfügung der Minister des Innern und des Handels sind die königlichen Regierungen angewiesen worden, dafür zu sorgen, daß das Mittel namenlich auf den Schaubühnen, wo in letzter Zeit so viele Unglücksfälle durch Entzündung der Kleider vorgekommen sind, zur Anwendung gebracht werde.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Francvnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 87. Samstag den 30. Oktober. 1869.

Weinlese.

Musen! schaut vom Himmel herab mit gnädigen Blicken,
Wenn ein Sterblicher wagt die Saiten der Leier zu rühren
Und zu singen in muthigem Liede erhabene Freuden,
Wie nur einmal im Jahre sie hoch und herrlich erscheinen
Und das Göttergeschenk, den Wein uns wiederum bringen
Der zu edelem Thun begeistert die leidende Menschheit. —
Endlich erschien der beglückende Tag, der längst schon ersehnte,
Da am Strande des Mains auf sanft sich erhebenden Hügeln
Fröhliche biedere Menschen begehen die Feier der Weinles'
Und von goldener Last das Rebengewinde befreien.
Zwischen Hoffnung und Furcht, ob der Himmel gütig verleihe
Heiteren Tag und liebliche Sonne zu diesem Beginnen,
Also sind für Jeden die letzten Wochen entschwunden.
Sieh' uns Allen schien er zu zürnen und mächtig die Schleußen
Oeffnete er am Tage zuvor mit gewaltigem Regen.
Still demüthigen Sinnes befiel uns Alle der Schrecken;
Daß zu Wasser die Wonne des nächsten Tages uns werde.
Aber am Morgen darauf erhörte er dennoch die Bitten!
Freilich Wolken umhüllten noch immer drohend sein Antlitz,
Aber die Sonne mitleidigen Sinn's sah manchmal hernieder,
Uns zu versichern, daß er es gewiß so böse nicht meine.
Und so nimmt man den Muth und Hoffnung alle zusammen
Und es geht hinaus in den weithinschimmernden Weinberg.
Dröhnend rasselt dahin auf steinichter Straße der Wagen,
Hochbeladen mit tüchtigen Kufen und jubelnden Winzern,
Die aus kräftigen Lungen den dämmernden Morgen begrüßen
Und mit lustigem Ruf den Schleier des Nebels durchdringen.
An die Arbeit geht es nun; es eilen die Stunden
Unter erquicklichen Reden dahin den emsigen Leuten.
Mittag wird's; allmählich erhebet sich regeres Leben
Und es nahet heran auch manche gefeierte Schöne,
Aber sorgsam schüchternen Schritt's mit spähenden Blicken,
Ob kein tückischer Frosch, mit listiger Weise geschleudert,
Ihr versperre den Weg, und schreiend zetern die Mütter,
Wenn solch' harmlos' Gethier die feurigen Schwingen entfaltet
Und die Lüfte zischend durchkr ist, oder nahe ein Schuß fällt.
Also begrüßt manch sinniger Jüngling die Ankunft der Holden,
Ob vielleicht er so sich die Schönste im Sturme erob're.
Ach! und schaue nur hin! der arme verschossene Jüngling,
Wie mit stotternden Worten und leise flehender Miene
Er der Geliebten sich naht, damit die Waffe des Mordes,
Die bedachtsam, so gut es die innere Gluth ihm erlaubte,
Er geladen, sie selbst ergreifen möge und schießen.
Muthig nimmt sie und schießt und ahnet Niemand zu treffen,
Hat, o Gott, aber doch sein Herz noch tiefer verwundet.
Schrecken zuerst, aber bald Bewunderung ergreifet die Mutter,
Wie so kühn sich gezeigt die unerschrockene Tochter.

Digitized by Google

Und am reichbesetzten Tische die lustigen Alten
Loben die Jugend zugleich auch rückgedenkend der eignen,
Reden in langem Gespräch von allerlei wichtigen Sachen.
Aber schmunzelnd schauet des Weinbergs froher Besitzer
All' dem zu und hofft, der Most soll trefflich gerathen.
Von den Winzern herab tönt laut vielstimmiges Jauchzen;
Ihren Gesang begleitet der Schüsse wackerer Brummbaß.
So sinkt mählich hernieder des Abends trauliches Dunkel.
Zu dem Himmel empor strebt leuchtend gar manche Rakete
Und mit Freude und Lust zieh'n heim die glücklichen Leute
Zu der Stadt, die heute so leer und einsam gewesen.
Lang noch schallt durch die Nacht lebendiges Treiben und Jubeln,
Bis auf Alle hernieder sich senkt ein friedlicher Schlummer.

St. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

»In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.« Schiller.

I.

Es war an einem kalten, finsteren Dezemberabende des Jahres 18 . ., da saß in der kleinen Erdgeschoßwohnung einer elenden Strohhütte eine Frau, die Füße auf das Gesims gestemmt, vor dem niedern halbzerfallenen Kachelofen und sah — es war nicht zu unterscheiden, ob gedankenlos oder nachdenkend — mit stierem Blick in die nur noch glimmenden Reste eines kleinen Holzfeuers.

Sie mochte wohl fünfzig und einige Jahre alt und mochte sehr arm sein, denn ihre abgetragene Kleidung deckte nur nothwendig die vor Frost zitternden Glieder und eine alte Commode, deren ursprüngliche Farbe sich nicht mehr unterscheiden ließ, ein wurmzerfressener Tisch und zwei Stühle von rohem Holze, ein Bett, das kaum diesen Namen verdiente, ein alter Koffer und endlich ein zerbrochener Spiegel bildeten nebst dem nothwendigsten Küchengeräthe und dem vor Zeiten gepolstert gewesenen Lehnsessel, in dem sie eben saß, das ganze Meublement der übrigens in Allem sauber gehaltenen jetzt von einem Talglichte matt beleuchteten Stube.

Die arme Frau, deren Geschichte wir hier kurz erzählen müssen, hatte bessere Zeiten gesehen. Sie stammte aus einem reichen Handelshause Danzig's, das in der kaufmännischen Welt „ein feines Haus" genannt wurde und unbegränztes Vertrauen genoß. Sie hatte ihre Mutter frühzeitig verloren und war der Augapfel ihres ebenso strengen und sonderbaren wie guten Vaters, den wir Römer nennen wollen und bei dem sie s. Z. ihren ganzen Einfluß darauf verwendete, in sich ununterbrochen wiederholenden Fällen zu Gunsten ihres liederlichen Stiefbruders Franz, der Jurisprudenz studirte, zu interveniren.

Zwanzig Jahre alt, entdeckte sie ihrem staunenden Vater, wie sie den in seinem Hause arbeitenden Commis Heinrich Siebel lieben gelernt habe und ihn um Genehmigung dieses Verhältnisses bitten wolle. Der Herr Papa machte Anfangs allerdings Schwierigkeiten, gab aber endlich, wie das nun schon ist, nach und erklärte sich mit dieser Verbindung, da er Siebel als einen tüchtigen Kaufmann und nicht minder guten obgleich ganz mittellosen Menschen kennen gelernt hatte, einverstanden, stellte aber die Bedingung einer zweijährigen Probezeit und wünschte, daß Siebel, um den Binnenhandel näher kennen zu lernen, inzwischen bei einem Freunde in Halle Condition nehme, und dann als Associé und später alleiniger Chef in sein umfangreiches Geschäft eintreten zu können. Halle war nun gerade auch der Ort, wo Franz, Römer's Sohn aus erster Ehe, Jurisprudenz hörte, und dieser wollte von dem ernsten, stillen Siebel, welcher sich um seine Freundschaft bewarb, nichts wissen, verabscheute vielmehr den „patzigen Kerl," der, wie er sich ausdrückte, sich in seine Familie drängen wollte, »um zu Etwas zu kommen," recht gründlich, um so mehr, da er in dessen zufälliger Placirung an seinem Aufenthaltsort nichts weiter sah als „eine systematische Spionirerei," „in unter Aufsichtstellen seiner über solche Gemeinheiten erhabenen Persönlichkeit." Er ignorirte Siebeln also vollständig und ließ ihm gelegentlich nur seine ganze Verachtung fühlen. Ein Jahr später reiste Franz Römer nach Hause, und als zwei Monate darauf Siebel, besorgt, weil er auf mehrere Briefe noch keine Antwort empfangen, ebenfalls nach Danzig kam, da fand er den alten Römer vor einigen Tagen an Herzerweiterung gestorben und seine Braut von einem schleichenden Nervenfieber — Folge der unausgesetzten Krankenpflege — am Tode

Digitized by Google

liegen. Anna, so hieß die Braut, erholte sich unter seiner fürsorglichen Pflege langsam wieder und die Verlobten bereiteten ihre Hochzeit vor, erstaunten aber nicht wenig, als ihnen eröffnet wurde, daß der selige Römer in den letzten Tagen seines Lebens das früher gerichtlich niedergelegte Testament annullirt und letztwillig seinen Sohn Franz zum Universalerben eingesetzt, seiner Tochter Anna dagegen nicht viel mehr als das Pflichttheil ausgesetzt, auch im früheren Testamente zu Gunsten wohlthätiger Anstalten getroffenen Verfügungen zurückgenommen hatte. Die Dienerschaft munkelte von Betrug und einer namhaften Geldsumme, die Dr. Fuchs, der die Zurechnungsfähigkeit des Testators attestirt hatte, bekommen habe. Das Brautpaar, dem verschiedene dunkle Gerüchte zu Ohren kamen und das die letzten Verfügungen des Vaters mit einerseits seiner entschiedenen Vorliebe für Anna, andererseits seinem stets an den Tag gelegten Wohlthätigkeitssinne freilich nicht in Einklang zu bringen vermochte, ließ die Sache aus Pietät für den Verstorbenen auf sich beruhen und überwies der städtischen Armenanstalt auch im Namen desselben aus eigenen Mittel eine entsprechende Summe.

Als Siedel aber Gatte geworden war, die Gerüchte von einer stattgehabten Betrügerei immer lauter wurden und Römer's Anfangs katzenfreundliches Benehmen sich wieder in hochmüthige Brutalität verwandelte, da consultirte der Erstere doch einen befreundeten Rechtsanwalt, und dieser trug auf Nichtigkeitserklärung des letztverfaßten, von Franz Römer geschriebenen und von seinem Vater nur unterzeichneten Testamentes an. Es lagen indeß zur Umwerfung des in aller Form Rechtens abgefaßten und vollzogenen Testamentes keine haltbaren Gründe vor, der Prozeß dauerte mehrere Jahre, und mit der letztinstanzlichen richterlichen Entscheidung, daß Kläger abzuweisen und in die Kosten zu verurtheilen sei. Dr. Fuchs war mittlerweile verstorben, und wohl schien eine von demselben auf dem Sterbebette gethane Aeußerung Grund genug zur Beantragung einer Criminaluntersuchung gegen Römer zu bieten. Siedel konnte sich jedoch hierzu nicht entschließen, einmal und vor Allem, weil er durch einen solchen Proceß, dessen Ausgang übrigens bei dem Mangel nachweisbarer Thatsachen jedenfalls zweifelhaft sein mußte, die Familie Römer, und mit ihr seine eigene, nicht compromittiren mochte, dann aber auch, weil der erste Prozeß bereits einen beträchtlichen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte. Die Sachen blieben also wie sie waren, und der Schleier lüftete sich weiter nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten ändern sich.

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dorfe, einige Meilen von Sevilla, sehr ermüdet in sein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, seine würdige siebenzigjährige Haushälterin, erwartete. Obschon man bei den spanischen Priestern gewohnt ist, Aermlichkeit und Elend zu sehen, so fiel doch die Nacktheit dieser Mauern und der schlechte Zustand dieser Möbel ganz besonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn ein Olla-Potrida, in welchem sich ungeachtet des glänzenden Namens doch nur Ueberbleibsel des Mittagsmahles befanden, welche durch die Kochkunst und eine daran gegebene Sauce so viel als möglich verbessert waren. Der Pfarrer schlürfte den Geruch des Gerichtes in sich und sprach: „Ei, Margarita, das ist einmal ein Olla-Potrida, bei welchem einem das Wasser in dem Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Kamerad, du darfst dem Schicksal danken, das Dich eben heute hierher geführt hat; denn nicht alle Tage hat es Dein Wirth so gut."

Bei dem Worte Kamerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen sie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzstrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederschlug und mit der Furchtsamkeit eines Kindes, welches die Verweise seines Vaters fürchtet, sprach: „Ah, pah! wenn für zwei zu essen da ist, so ist auch für Drei genug. Und Du wirst doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Christ, meinen Bruder verhungern lassen soll, der schon zwei Tage nichts gegessen hat?"

Bruder! murmelte Margarita, schöner Bruder das! ja, ein Räuber! und mit diesen Worten ging sie aus der Stube.

Der Gast blieb während dieses unfreundlichen Gespräches unbeweglich an der Thürschwelle stehen. Es war ein Mann von hohen Wuchse, halb mit Lumpen bedeckt, dessen schwarze struppige Haare, funkelnde Augen, und der Karabiner, den er über die Schultern hängen hatte, wenig geeignet waren, Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

Soll ich wieder gehen? fragte er barsch.

„Nein," antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niederes Dach eingeht, soll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euren Karabiner ab, setzt Euch nieder, und Gott segne es!"

Meinen Karabiner, versetzte der Fremde, lasse ich nie von mir, er ist mein bester Freund,

Digitized by Google

ich will ihn zwischen meinen Knieen halten; denn wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hause behalten wollt, so giebt es doch Andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre. Auf Euer Wohlsein, mein edler Wirth!

Der Pfarrer von San Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er staunte als er den Heißhunger des Fremden sah, welcher das Olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verschlang und dabei von einem Brode von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dessen warf er unruhige Blicke um sich, er zitterte bei dem kleinsten Geräusche, und als der Wind etwas heftig eine Thür zuschlug, sprang er auf und spannte seinen Karabiner, gleichsam als wollte er sein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß ihn keine Gefahr bedrohe, setzte er sich wieder zu Tisch und fuhr fort zu essen.

Jetzt, sprach er endlich mit noch vollem Munde, bitte ich Euch, mein barmherziger Samariter, Eurer Wohlthat die Krone aufzusetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet, und seit acht Tagen ist meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann sollt ihr von mir befreit werden.

„Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunst," erwiederte der Priester, „und will Euch selbst verbinden; kommt, Ihr sollt zufrieden sein und nicht viel Schmerzen haben." Mit diesen Worten nahm er aus einem Schranke ein Kästchen mit einem vollständigen Verbandszeug, und streifte die Aermel auf, und das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde von einer Kugel herrührend, war tief, und man sah wohl, daß es dem Manne übermenschliche Aufregung kosten und große Schmerzen verursachen mußte, zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein unangenehmer Passagier.) Die Berliner Gerichts-Zeitung erzählt folgendes: Der Expedient und die Conducteure des mit dem Personenzuge von Bromberg angekommene Eisenbahn-Postbureaus geriethen kürzlich in nicht geringe Bestürzung. Während ersterer ruhig bei seiner Arbeit saß, stürzte plötzlich ein Conducteur in das Bureau mit dem Rufe: „Eine Schlange, eine Schlange!" Lachend begab sich der Postsecretär in den Packraum, wo er den nicht minder erschreckten 2. Conducteur, hinter Paketen stehend, findet, und vor demselben, hoch aufgerichtet, eine ihm entgegenzüngelnde Schlange. Der Aufforderung, das Thier einzufangen, wollte keiner der Unterbeamten, nachkommen, und so blieb dem Vorgesetzten nichts Anderes übrig, als sich selbst ans Werk zu machen. Er umwickelte seine rechte Hand und dem Arm mit mehreren Briefbeuteln, faßte dann mit glücklichem Griffe das Reptil und beförderte es in eine leere Wasserflasche. Nun war man begierig zu erfahren, auf welche Weise ein Schlange sich einen Eisenbahn-Postwagen zum Aufenthalts- und Tummelplatz erwählt hatte, weßhalb bei der Ankunft in Berlin die sämmtlichen Pakete einer genauen Untersuchung unterworfen wurden. Und siehe da, aus einem Korbe sprang den Beamten lustig eine Maus entgegen, und zwar aus einem Korbe, der an den Director des Aquariums, Dr. Brehm, adressirt war. Es wurde bei dem Adressaten nachgefragt, und es stellte sich denn auch heraus, daß in dem Korbe eine giftige Kreuzotter fehlte.

(Was die Monarchen Europas kosten), darüber gibt die „Pall Mall Gazette" folgende interessante Aufschlüsse. In Rußland kostet die kaiserliche Familie jährlich 1,700,000 Lstrl., in Frankreich 1,400,000 Lstrl. und in der Türkei 1,320,000 Lstrl. Andere europäische Nationen haben ihre Souveräne mit bescheideneren Zivillisten ausgestattet. In dieser weniger kostspieligen Klasse führt Oesterreich den Reigen an, indem es für den Unterhalt der Habsburger jährlich 800,000 Lstrl. aussetzt. Dann kammt Italien mit 640,000 Lstrl., Preußen mit 480,000 Lstrl. während England für seine königliche Familie 470,000 Lstrl. votirt. Unter den „billigen Monarchen ist Bayern die theuerste, indem es für die königliche Landeshoheit etwa 260,000 Lstrl. auf den Staats-Etat setzt. Portugal folgt mit der mäßigen Summe von 133,009 Lstrl. Holland begnügt sich mit der Ausgabe von 100.000 Lstrl. Norwegen und Schweden mit 48,000 Lstrl., Württemberg mit 44,000 Lstrl. und Rom mit 40,000 Lstrl. In runder Zahl kosten die Kaiser und Könige von Europa der europäischen Bevölkerung jährlich etwa 8 Mill. Lstrl.

(Ein neuer Feldkoch-Apparat.) Der schweizerische Schützeninstructor, Major Ribi, hat einen Apparat construirt, mit dem man sich in 7 Minuten einen Schoppen gute Suppe und in 8 Minuten ein sehr schmackhaftes Beefsteak, und zwar in Ermanglung andern Brennmaterials nur mit zwei Bogen Papier bereiten kann. Der Apparat ist so einfach und practisch, daß er von nun an in keiner Feldtasche mehr fehlen sollte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 88. Mittwoch den 3. November. 1869.

Stilles Glück.

Mir tönt es im Busen wieder
Von wunderbarem Klang;
Es rauscht vom Himmel nieder
Wie seliger Engel Sang
Von Liebe und goldenen Stunden,
Doch bald hat leise mich
Wehmüthiges Träumen umwunden
Und immer denk' ich an Dich.

Ein Lied wohl möcht ich ersinnen,
Ich weiß es selbst nicht wie,
Das meinem Herzen da drinnen
Auch glühende Sprache lieh',
Das all' seine Lust, seine Klagen,
Sein Lieben und innerstes Sein
In Worten Dir mag aussagen,
Du, der es gehöret, allein.

St. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Römer trat bald in Staatsdienste, heirathete auf einer Reise in Frankreich die weniger hübsche, aber desto mehr reiche Tochter eines französischen hohen Beamten, in Folge welcher Verbindung er sich einflußreicher Connexionen zu erfreuen hatte, ward zur Belohnung „für seine Verdienste“ erst zum Justiz- dann zum Titular-Regierungsrath ernannt und kaufte sich endlich zu mehrerer Genugthuung seines Ehrgeizes ein „von“ mit der Erlaubniß, es vor seinen Namen setzen zu dürfen. Seine Kinder Arouet und Helene hoffte er, würden den Ruhm seines Namens durch glänzende Geschicke auf den Culminationspunkt seiner Wünsche tragen.

Siebel machte inzwischen eine bescheidenere und äußerlich weniger glückliche Carriére. Er hatte wohl sein Vermögen durch rastlose Thätigkeit ansehnlich vermehrt. Aber es trafen ihn auch bald und vielfach — namentlich durch gutherziges Hülfeleisten herbeigeführte — bedeutende Verluste, und endlich war es der betrügerische Bankrott eines Magdeburger Hauses, der ihn vollständig ruinirte. Siebel überlebte den Fall seines Hauses nicht lange und hinterließ eine trost- und hülflose Gattin und zwei Söhne, wovon der eine, Gustav, der im väterlichen Hause die Handlung erlernt hatte, in Manchester conditionirte, der andere jüngere, Arthur, in Göttingen Medizin studirte. Die Mutter hatte ihre letzte Summe Geld zur Unterstützung ihrer Söhne verwendet und lebte ziemlich kümmerlich von dem Verdienste, den sie sich durch Sticken und Weißnähen verschaffte.

Ihr Bruder, der Herr Regierungsrath, wies seit ihrer Verheirathung jede Annäherung entschieden zurück, und die vielen guten Freunde und Freundinnen, die sie zur Zeit ihres Wohlstandes um sich gesehen, die hatten seit des sie betroffenen doppelten Unglücks der ehemaligen Freundschaft ganz vergessen, wenn ihr auch noch der Eine oder Andere bei Gelegenheit mit weinerlicher Miene „sein aufrichtiges und herzliches Bedauern“ aussprach. Am aufrichtigsten wurde sie jedenfalls von den Armen bedauert, denen ihr Haus immer eine Zufluchtsstätte gewesen war. Die Andern machten nach Usance ihre Commentare nnd wußten sehr klug und weise auszuführen, daß in dem Hause Siebel's „zu viel darauf gegangen sei,“ daß „die Frau nicht ökonomisch genug, der Mann zu wenig Geschäftsmann und beide zu leichtsinnig gut gewesen wären“ u. s. w.

So blieb sie lediglich auf ihrer Hände schlechtlohnende Arbeit angewiesen, bis Gustav, der in Manchester eine „gute Partie“ gemacht hatte, mit seiner jungen Frau nach dem Continente zurückkam, in Stettin ein Geschäft errichtete und seine Mutter zu sich nahm. Aber auch dieß Glück dauerte nicht lange. Gustav von Natur schon kalter verschlossener Charakter, hatte sich im Lande des Handels zum Extrem entwickelt; er hatte den Menschen hinter Manchesters finstern Mauern zurückgelassen und nur den Kaufmann in der weniger günstigen Bedeutung des Wortes — den Englishman mit seinen Fehlern und Sonderbarkeiten, ohne eine Tugend desselben — mit nach Stettin gebracht.

Arthur, das gerade Gegentheil von Gustav, ebenso verschwenderisch, freigebig, leichtsinnig

Digitized by Google

und toll, wie gutmüthig und begabt, brauchte nothwendigerweise Geld; er hatte Niemand, an den er sich wenden konnte, als seine Mutter; diese Niemand, als ihren Sohn Gustav.

Das gab die ersten ernsten Streitigkeiten zwischen den Letzeren. Gustav sprach — wie das diese Sorte Menschen zu thun pflegt — von Grundsätzen, die sein Handeln leiten müßten und leiten würden; er wußte viele Beispiele vorzuführen, daß sich ordentliche Studenten durch Arbeiten, wie Stundegeben, Dienstleistungen für ihre Collegen u. s. w. selbst ihre Subsistenzmittel verschafft hatten, und erklärte ein für allemal, daß er für seinen leichtsinnigen Bruder keinen Pfennig zum Fenster hinauswerfen werde. Gustav tyrannisirte seine Leute und seine Frau, — warum nicht auch seine Mutter, wenn sie ihm unbequem wurde? Die einmal begonnenen Streitigkeiten fanden immer neue Nahrung. Die Mutter mußte sich von ihrem reichgewordenen Sohne, den das Glück übermüthig gemacht hatte und der sich ihr immer schroffer entgegengenstellte, Vorwürfe mancherlei Art, namentlich darüber, daß sie ihr Nesthäkchen Arthur verhätschelt habe, machen lassen, und diese nicht gewillt, sich von ihrem Sohne Demüthigungen auferlegen zu lassen, deren sie von der Welt schon so viel zu ertragen gehabt, zog endlich vor, weit weg in ein einsames Dorf zu ziehen, wo sie und ihre früheren Verhältnisse Niemanden bekannt waren.

Das ist die Frau, deren Bekanntschaft wir am Eingange dieser Erzählung gemacht haben. Fünf Jahre waren es bereits, daß sie diese armselige Hütte bewohnt, und während dieser fünf Jahre mußte sie viel gelitten haben, das sagten ihre kummerdurchfurchten Züge, ihre matten Augen, ihre vor der Zeit verbleichten Haare. Zu feineren Nadelarbeiten, die sie Anfangs nach dem nicht weit entfernten Berlin geliefert hatte, versagten ihr jetzt die schwachgewordenen Augen ihren Dienst, und so mußte sie früh und spät flicken, nur um ein elendes Leben zu fristen. Die Bauern, deren es viel reiche im Dorfe gab, glaubten genug gethan zu haben, wenn sie alte Frau einen oder ein paar Tage zum Flicken zu sich nahmen und ihr dafür das Essen und einen Groschen gaben. Sie hatte Niemanden, die arme Frau, der sich fast um sie bekümmerte, Niemanden, der ihren Kummer theilte. Einen Hund hatte sie gehabt, einen kleinen hübschen Wachtelhund, den einmal der selige Römer bei Rückkehr von einer Reise mitgebracht hatte und der mit der ganzen Treue dieser Thiere an ihr hing. Das war ihr einziger Freund gewesen, und oft hatte sie ihr Elend in glücklicheren Rückerinnerungen vergessen, wenn das Thier sie mit seinen klugen gutmüthigen Augen angesehen hatte, als ob auch es etwas von den Wendungen des Schicksals verstünde und sie darüber mit einer desto beständigeren Anhänglichkeit trösten wolle. Sie hätte sich um keinen Preis von diesem Zeugen besserer und den treuen Gefährten trüber Tage getrennt, wieviel auch im Dorfe davon gesprochen wurde, daß sich eine **solche** Person keinen Hund zu halten brauche. Da fand sie ihn eines Tages heimkehrend von einem Steine erschlagen vor ihrer Thüre liegen; einige böse Dorfbuben hatten sich „einen Spaß gemacht.“ Die alte Frau hatte krank gelegen und Niemand nach ihr gefragt; sie blieb hülflos ihrem Schicksale überlassen. In höchster Noth hatte sie sich einmal an ihren liebenswürdigen Bruder, den reichen Herrn Regierungsrath gewendet; sie war schlechter als eine Bettlerin abgefertigt worden. Trotzdem klagte sie doch niemals. Sie war eine jener Naturen, die sich von Andern nicht bemitleiden lassen wollen, sondern lieber allein leiden und der Welt ein lächelndes Gesicht zeigen, während sie den Schmerz gewaltsam niederkämpfen und die Thränen nach Innen fließen lassen, ob sie dieser Kampf auch mehr aufreibe, als es der losgelassene Schmerz zu thun vermochte. Auch nicht alle diese — ob noch so harten — Leiden allein waren es, die an ihrem Leben nagten. Arthur hatte sich, von der Noth getrieben und vom Leichtsinn geleitet, in der Hoffnung, daß sein Bruder, ihn nicht dem Verderben preisgeben, sondern in den Stand setzen werde, das Papier einlösen zu können, eine Wechselfälschung zu Schulden kommen lassen; außerdem hatte er einen seiner Commilitonen im zwischen ihnen entbrannten heftigen Streite so schwer verwundet, daß Jener nur wie durch ein Wunder dem ihm von den Aerzten prognosticirten Tode entrissen wurde.

Arthur war von der Universiät relegirt und dem Gesetz anheimgefallen — zu einer sechsjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden.

Ein Jahr war seit dieser Verurtheilung vergangen und vielleicht die Erinnerung an diesen Schlag war es, die den Blick der im dumpfen Hinbrüten dasitzenden Frau erstarren machte. Denn sie hatte ihn lieb, diesen Arthur, trotz seiner Fehler, über alle Gränzen lieb, und wenn ihn die ganze Welt verdammt hätte, **sie** hätte ihn doch entschuldigt, **ihr** Herz konnte ihn nicht verurtheilen, und wäre seine Schuld auch noch größer gewesen, als sie es war.

Wohl mehrere Stunden hatte sie schon so dagesessen, da klopfte es an dem locker eingehängten, ausgewitterten Fensterladen. Sie hörte es nicht. Es klopfte wieder und stärker. Endlich schrack sie auf. Sie hörte es leise flüstern: „Ich bin's, Mutter!“ Das war eine bekannte, eine liebe Stimme. Mit zitternder Hand nahm sie den drahtgeflochtenen Leuchter, ging nach

Digitized by Google

der Thür, schob den Riegel zurück und — ihr Sohn Arthur stand — in Züchtlingskleidung vor ihr! Der Flüchtling war ohne Kopfbedeckung, und trotz der Kälte draußen lief dampfender Schweiß an ihm herunter. Seine Augen rollten ängstlich und wild, und nahmen beim Anblicke der Mutter einen milden und unbeschreiblich traurigen Ausdruck an. Er stürzte mit dem Ausrufe: „Meine Mutter!“ in ihre ausgebreiteten Arme, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und fiel mit den Worten: „Ach vergib mir“! vor ihr nieder. — Komm', mein Kind, dieß Herz hier hat sich schon lange nach Dir gesehnt, — komm, sagte sie mit bebender Stimme und seine Hand, die sie fiebrisch an ihre Brust drückte, erfassend, zog sie ihn mit sich fort in die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten ändern sich.

(Fortsetzung.)

„Ihr könnt nicht nicht wieder fort,“ nahm der Pfarrer das Wort, „Ihr müßt die Nacht hier bleiben, und Euch Kräfte sammeln; dadurch wird sich auch die Entzündung vermindern und das wilde Fleisch absondern.

Ich muß noch heute fort und zwar zur Stunde, antwortete der Fremde, und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: Es giebt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühle ich mich erleichtert, und so frisch, als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brod und nehmen Sie mit meinem Dank dies Goldstück. Leben Sie wohl.

Der Pfarrer wies das Goldstück zurück. Der Fremde sprach trocken: Wollen Sie nicht? Gut, so verzeihen Sie und leben Sie wohl!“ Er nahm das Brod, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald sah man die hohe Gestalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben, verschwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer, und der Fremde erschien wieder, in der Brust verwundet, blutend, am Pfarrgebäude. „Nehmt, sprach er, mit matter Stimme, „nehmt dieses Gold — meine Kinder — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache.“

Er fiel ohnmächtig zu Boden. In diesem Augenblicke kamen spanische Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerstand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer, einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen; allein nicht achtend auf dessen Erklärung, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden sei, den schwer Verwundeten weiter zu bringen, legten sie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit sich fort, indem Einer von ihnen grausam lächelnd zu ihm sprach: „Ob er an seinen Wunden oder durch den Strang stirbt, ist ja doch einerlei; wißt, ehrwürdiger Herr, das ist der berüchtigte Räuber Jose.“

Jose dankte dem Pfarrer durch eine schwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Wasser, und als der Pfarrer sich zu ihm hinneigte, um es ihm zu reichen, da er selbst nicht Kraft genug dazu besaß, lispelte er ihm mit sterbender Stimme zu: Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg! und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verstanden.

Als der Zug sich entfernt hatte, ging der Pfarrer von San Pietro, ungeachtet der Bemerkungen Margaritas, daß es gefährlich sei, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte seine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der seine Mutter am Arme zog, um sie zu erwecken, indem er glaubte, sie schlafe.

Man kann sich Margaritas Erstaunen denken, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah. —

„All ihr Heiligen im Himmel!“ rief sie, „was wollt ihr denn mit den beiden kleinen Wesen anfangen? wir haben selbst kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde also wohl von Thür zu Thür betteln müssen, für uns und sie. Und wer sind diese Kinder? Sprößlinge eines Landstreichers eines Räubers.“

Der Säugling fing in diesem Augenblicke erbärmlich zu schreien an. — Margarita fuhr fort: „Und wie wollt ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir könnten ihn freilich auch bei Wasser empor bringen, aber wie viele schlaflose Nächte würde mir das kosten? O, mein Himmel, er scheint ja kaum einige Monate alt zu sein. Glücklicherweise habe ich etwas Milch hier, ich will sie wärmen, damit das Kind doch seinen Durst löscht.“

Und trotz ihres Verdrusses nahm sie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen beschwichtigte es durch Schaukeln und Küsse, kniete mit ihm dann am Feuer nieder und setzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere Knabe gestillt und eingeschläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu essen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein schnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieser erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In der Schilderung einer Fahrt auf der Pazific-Bahn erzählt Karl Schurz Folgendes aus dem Thierleben auf der Prairie: Man sieht häufig den Grasboden von zahllosen kleinen Sandhügeln gefleckt, und auf Hunderten dieser Hügel, die etwas breiter, aber nicht höher, als ein gewöhnlicher Maulwurfshaufen sind, kleine wie graue Eichhörnchen aussehende Thiere, welche sich neugierig auf den Hinterfüßen erheben und Männchen machen. Es ist ein „Dorf der Prairiehunde". Es ist dem Reisenden eine willkommene Erscheinung. Er hat nun die erste Bekanntschaft mit den Ureinwohnern der „Ebenen" gemacht, eine Bekanntschaft, die der schnurrigen Lebhaftigkeit des kleinen Thieres wegen eine Zeit lang unterhaltend ist, an die man sich aber bald gewöhnt, da die Erscheinung der Prairiehundedörfer sich tausendfach wiederholt, ehe man das Thal des Salzsees erreicht hat. Man hätte dem kleinen Thiere einen passenderen Namen geben können. Mit dem Hunde hat es nicht die geringste Aehnlichkeit. Man würde es für den ersten Blick für ein etwas über das gewöhnliche Maß hinausgewachsenes graues Eichhörnchen halten können, wenn ihm nicht der buschige Schwanz fehlte. Seine Gewohnheiten sind äußerst gesellschaftlicher Natur. Man findet nie die Höhle eines Prairiehundes allein. Ich habe „Dörfer" gesehen, die beinahe eine englische Quatratmeile bedeckten. Auch soll ihm die Tugend der Gastfreundschaft nicht fremd sein. Man sagt den Prairiehunden nach, daß sie Eulen und Schlangen in ihren Löchern bei sich beherbergen.

(Nasenbleichung.) Was die Electricität Alles noch leisten kann, hat kürzlich ein Pariser Arzt, Dr. Bernier, wieder bewiesen. Dieser edle Menschenfreund verwendet nämlich den electrischen Funken zur Bleichung der Nasen, welche durch den fortgesetzten Bacchuskultus ihrer Besitzer eine erhöhte Färbung dauernd angenommen haben. Er hat kürzlich einer vornehmen Dame die aristokratische Harmonie des Teints wieder hergestellt, indem er da wieder Lilien hinpflanzte, wo in ganz ungebührlicher Weise ein dichter Rosenstrauch aufgewuchert war. Der Fall erregt nicht allein in den medicinischen, sondern auch in den trinkenden Kreisen ein gerechtes Aufsehen, und der Wunderdoctor wird gut daran thun, für seine electrische Heilmethode in Frankreich wie in den angrenzenden Ländern ein Patent zu lösen.

(Emancipirt!) In Cincinnati, Ohio, wurde unlängst eine junge Dame verhaftet und vor das Polizeigericht gestellt, weil sie, das Beispiel des weiblichen Doktors, Frau Mary Walker, befolgend, in männlicher Tracht in den Straßen einherstolzirte. Der Richter setzte indessen die Angeklagte in Freiheit, da, wie er erklärte, die Gesetze von Ohio oder die Constitution der Vereinigten Staaten nichts enthielten, was Frauen abhalten könne, männliche Kleidung zu tragen. Fräulein Agnes Mathews ist somit nun die Heldin des Tages, und so allgemein ist die Neigung, die von ihr eingeführte neue Mode nachzuahmen, daß sich ein Localblatt zu der Bemerkung veranlaßt sah, daß „die Männer früher als ihre Weiber aufstehen, oder ihre Sonntags-Garderobe tragen müßten und sich nicht wundern dürften, ihre „Unaussprechlichen", die sie am Abend zuvor ausgezogen, bei ihrem Erwachen nicht mehr vorzufinden."

(Der Componist des sogenannten Thüringer Volksliedes.) Die „Weimarer Ztg." theilt die interessante Thatsache mit, daß der dort im Jahre 1861 im 84. Jahre seines Lebens verstorbene Organist Lux der Componist des beliebten Thüringer Volksliedes: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich Dich lassen kann! hab' Dich von Herzen so lieb, das glaube mir ꝛc." ist, das in den Liedersammlungen als „arrangirt von Franz Abt" figurirt. Der verstorbene Böhnert, von Vielen für den Componisten dieses bekannten Liedes gehalten, hat diese Ehre selbst noch bei seinen Lebzeiten, wie Zeugen beweisen können, dem genannten Organisten Lux in Ruhla vindicirt.

(Wird mit Wasser betrieben.) Ein Eisenwerksbesitzer an einem Gebirgsflusse der österreich.-steiermärkischen Grenze, welchem der Einkommensteuerbogen zur Ausfüllung der Rubriken übergeben wurde, schrieb — wie man uns mittheilt — unter der Rubrik: Wird vom Eigenthümer oder von einem Pächter betrieben? „Wird mit Wasser betrieben."

(Die neueste Modefarbe) in Paris ist jene des Nilwassers und eine Robe von Nilwasserfarbe wird beim Beginn der Wintersaison die höchste Eleganz repräsentiren. Der „France" zufolge ist Nilwasser eine wunderbare Mischung von Grau und Grün und Silberreflex und der Faltenwurf eines Kleides dieser Farbe macht diesem Blatte zufolge den Eindruck der bewegten Wasserwellen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 89. Samstag den 6. November. 1869.

Herbstlied.

Saß ein Vöglein auf dem Baume,
Sang mit schwer beklomm'ner Brust
Tiefgerührt des Frühlings Lust,
Die entschwand zu fernem Traume.

Sang des Sommers süße Freude
Die vor Kurzem erst verblich,
Sang so schön, so inniglich
Von des Herbstes trübem Leide.

Wie die Pracht der Blumen schwindet,
Wie das Laub der Bäume fällt,
Wie es welkend aller Welt
Nahen Winter jetzt verkündet.

Laß, o Vöglein, klagend Singen,
Frühling sicher kehrt zurück,
Ob auch Jugendlieb und Glück?
Sag', kannst Du mir Nachricht bringen?

C. H.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Aber, meine gute Mutter," begann Arthur, als sie sich bei einem frisch angezündeten Lichte gegenüber saßen, ihre grauen Haare streichelnd, wehmüthig, wie hast Du dich verändert, seit wir uns nicht mehr sahen." „„Ein ernster Gast, mein Sohn,"" erwiderte diese, „„ist bei mir eingezogen, er nennt sich „das Alter", und ich darf mich ob der Veränderungen, die sein Einzug, wie überall, so auch bei mir im Gefolge hat, nicht beklagen. Aber auch Du Arthur — — Doch sag'," unterbrach sie sich mit ängstlich werdender Stimme. „„Sag', wo kommst Du her, so spät?""

„Ich, Mutter, ich bin — — —"

Arthur sprang auf vom Stuhle, seine Augen leuchteten wieder unheimlich; er ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab, seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen, rauften das kurzgeschorne schöne Haar, und endlich wieder in den Stuhl sinkend, vollendete er mit dem Tone der Verzweiflung, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend:

„Aus dem Zuchthause entsprungen!"

„„Aber, Arthur,"" sagte die erschrockene Mutter nach einigen Minuten traurigen Schweigens; „„aber Arthur, wohin wird Dich Dein Leichtsinn noch führen,"" und mit von Thränen erstickter Stimme fügte sie hinzu: „„Wir haben nichts, aber glücklich könnten wir dennoch sein, wie glücklich! glücklicher als die, die auf ihren Geldsäcken sitzend uns dem Verhungern preisgeben, glücklicher als je — —"

„Lass' das jetzt meine liebe Mutter, ich habe keine Zeit zu verlieren, gib mir von meinen Sachen, daß ich mich umkleiden und fliehen kann, aber schnell Mutter, schnell, denn ehe es tagt, muß ich schon weit von hier sein."

„„Sachen, Arthur? Ach ich habe sie alle und, wie Du siehst, noch vieles Andere verkaufen müssen, als ich mehrere Monate krank darniederlag.""

„Alles verkaufen müssen? Dahin, arme Mutter, ist es mit Dir gekommen? Krank gewesen und ich nicht da, eingesperrt? O, dieses Elend! Aber wandest Du Dich in solcher Bedrängniß an Niemand um Hülfe?"

„„Soll ich das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen, oder soll ich mich vom Bruder mehr als einmal wie eine Bettlerin von der Thüre weisen lassen, oder auf den Knien zu zu dem Undankbaren rutschen, der wie Du mein Sohn war?"

Nein, Mutter, o nein, lieber verhungern! Ha, diese Elenden! — und ich habe keine Blitze, sie zu zerschmettern; nicht einmal ein Messer, sie der Verdammniß zu überliefern. Aber ich will's, beim Teufel, ich werde Dich rächen, komme es, wie es wolle. — — Aber, Mutter hast Du nichts, gar nichts, diese grauen Lappen der Schinken Universität zu bedecken; hast Du nichts, die diese Uniform der Infamirten herunterreißen kann? Soll ich den Häschern wieder in die Hände laufen, die vielleicht schon Jagd auf mich machen?"

Die Mutter holte eine alte Pelzmütze und einen großen blauen Tuchmantel — das einzige Stück, womit Sie sich bis jetzt gegen die Härte

Digitized by Google

des Winters hatte schützen können — hervor, hängte ihm denselben um und sagte ängstlich drängend: „Flieh, Anton, flieh, Deine Mutter kann Dich nicht mehr schützen, flieh! Aber" — setzte sie bittend hinzu — „werde wieder gut. Nicht wahr? Du wirst wieder gut, so gut wie Du früher warst? Komm, daß ich Dir meinen Segen gebe, für Dich bete — — —"

„„Segen? Mutter, ha, ha!"" und er lachte wild und gellend auf, daß es schauerlich durch die düstre Wohnung der Armuth schallte, — „„Segen? Mutter, beten? Ha, ha! man sieht wohl, daß Du die Philosophen nicht studirt hast. Ich bin auf zwei Universitäten gewesen; auf der einen, um Medicin, auf der andern um Gaunerei zu studiren. Ich habe Schurken genug in die Kirche gehen und mit andächtigen Grimassen beten sehen, Schurken, reiche, angesehene Schurken, die aus der Kirche an den Kasten gehen und Geld zusammenscharren, Geld von den blutigen Thränen der Armuth benetzt. Bringt's ihnen weniger Segen, als das, womit ein Anderer Thränen der Armen trocknet? Bringt's weniger oder mehr? Ich kenne Schurken die ihre Schwester, ihre Mutter verhungern, ihren Bruder ehrlos machen lassen. Sind sie weniger glücklich, weniger geehrt? Weniger oder mehr? Segen, beten — ich glaube nicht mehr an diesen Kram der Frömmigkeit, an diesen Kinderfirlefanz. Ich habe den Glauben an Gott und an die Welt, den Glauben an die Menschen, an mich selbst, den Glauben an alles Gute verloren. Sie haben mir ihn aus dem Herzen gerissen, diese Bestien, die sich Menschen nennen, sie haben mich für mein Leben in den Koth des Verbrechens geworfen, — sie haben mich ausgestoßen, haben mich mit Füßen getreten und behandelt schlimmer als einen raudigen Hund. — Auch gut, der raudige Hund wird ein toller werden, wird seine Zähne zeigen und damit — erbarmungslos wie sie — das Gift, das sie auf ihn gespritzt, in ihr sündiges Fleisch graben, daß es faule, wie sie mein Herz haben faulen lassen.""

Arthur, kochend vor Wuth und drohend mit dem Füßen stampfend, sank bei den letzten Worten zusammen.

„Arthur!" — sprach die Mutter ernst und traurig, im Tone des Vorwurfs — „Arthur, bist Du nur gekommen, um mir meine Ruhe, das Einzige, was ich noch habe, mit fortzunehmen? Bist Du nur gekommen, daß ich das Bild eines Gottesvergessenen — und deßhalb auch von Gott Vergessenen — sähe und mit diesem Bilde im zerrissenen Mutterherzen mich ins Grab legen müsse? Willst Du die Fehler der Menschen der Religon zuschreiben, die sie auffordert, diese Fehler abzulegen? Willst Du Härte der Menschen mit Verbrechen entgelten und hast Du vergessen, daß uns unsere Religion gebietet, Haß mit Liebe zu vergelten? — — —"

„„Schöne Religion das,"" höhnte Arthur, sich wieder aufrichtend, „„die Liebespredigt und deren Gläubige schleichend wie feige Hyänen und grimmig wie gierige Tiger den Haß in der Brust tragen! Schöne Religion das, die Liebe und Duldung lehrt und ihre Bahn durch die ganze Weltgeschichte mit Blut bezeichnet hat! Was ich von solchem Köhlerglauben noch mit ins Zuchthaus gebracht, das habe ich dort gelassen. Ich glaube an nichts mehr als an Teufel, und diese Teufel das sind die Menschen. Haß um Haß, Blut um Blut — das ist die Logik der gesunden Vernunft, das ist die Logik der Menschen, die Logik der Gesellschaft und ihrer Gesetze. Warum sollte es auch nicht die meinige sein? — —""

Er hatte kaum den letzten Satz vollendet da traten durch die nur angelegt gewesene Hausthüre zwei Gensd'armen in die Flur und traten mit den Worten: „Im Namen des Königs" vor die Stubenthür.

In demselben Augenblick hatte aber auch Arthur seine Mütze und einen in der Ecke lehnenden Degenstock — ein von seinem Großvater auf ihn gekommenes Erbstück — ergriffen und brach sich, den Stock schwingend, mit dem Ausrufe: „Im Namen des Teufels" wie ein Wahnsinniger Bahn durch die überraschten Gensd'armen, deren einer, am Kopfe verwundet, hinstürzte. Der andere schwang sich in den Sattel eines der draußen angebundenen Pferde und sprengte dem wie ein gehetztes Wild querfeldein über den knisternden Sträfling nach.

Die arme Mutter brach, überwältigt von den ihr Herz zerfleischenden Gefühlen des Jammers, wie vom Schlage getroffen, zusammen.

II.

„Guten Morgen, lieber Papa!" ertönte — vierzehn Tage nach der soeben erzählten Begebenheit — eine klangvoll frische, wunderliebliche Stimme im Bibliothekzimmer des in dem reizenden Tetschen an der böhmischen Grenze wohnenden Generals du Chaumont, und

„Guten Morgen, Tochter!" gab ein wohltönender Alt, dessen Modulation die Herzlichkeit des Gegengrußes zum Ausdruck brachte, zurück.

Die wunderliebliche Stimme gehörte einer nicht minder wunderlieblichen Mädchengestalt von ungefähr achtzehn Jahren an, die mit einem leichten und graciösen Schritte einer Sylphide in das Zimmer schwebte, ein silbernes Service mit dampfendem Mocca vor den alten General stellte, dann den runden, weichen Arm um seinen Hals legte und mit ihren feuerfarbigen

Digitized by Google

Lippen einen herzhaften Kuß auf den vom dichten, weißen Barte versteckten Mund des Vaters drückte.

Der General war eine hohe imponirende Greisengestalt, von wenigstens sechzig Jahren, mit scharf ausgeprägt aristokratischen Zügen und sonngebräuntem Gesichte, dessen hohe, schön gewölbte Stirne noch ziemlich dicht weiße Locken beschatteten, mit denen die schwarzen Braunen über den ausdrucksvollen, lebhaften Augen seltsam contrastirten.

Dieser ehrwürdige Greis, mit dem Silberschnee des Alters, und dieses reizende Kind, mit dem frischen, reinen Doppelkranze der Jugend und der Schönheit auf dem Haupte, diese beiden Gestalten, die eine langsam dem Grabe, die andere dem Leben in der Welt entgegengehend, beide eng verbunden durch die Bande des Blutes und der innigen seelischen Verwandschaft die beiden Gestalten — jede schön, beide edel, — beide ein sich in einander verschmelzender Ausdruck warmer Liebe und menschlicher Hoheit, — diese beiden Gestalten boten ein Bild, werth, von den lebensfrischen Farben eines Guido Reni auf Leinwand gezaubert, werth, von der Feder eines Voß in den Rahmen einer Idylle gezeichnet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten ändern sich.

(Schluß.

„Das ist alles recht gut und schön," sagte Margarita, „aber das Nöthigste ist, zu wissen, wie wir uns und sie ernähren werden."

Der Pfarrer schlug sein Evangeliumbuch auf und las ihr folgende Stelle laut vor:

„Wahrlich, ich sage euch, wer immer dem mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben."

„Amen!" antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und sprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher sonnte sich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt schon siebenzig Jahre alt war, im Freien vor seinem Hause. Es war Winter, und zum ersten Male brachen heute die Sonnenstrahlen durch den kalten Nebel.

An der Seite des Pfarrers saß ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren und las ihm sein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf einen großen, kräftigen Jüngling, von sechszehn Jahren, der in dem angrenzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden, saß daneben und hörte zu.

In diesem Augenblick ließ sich das Gerassel eines Wagens vernehmen, und der Knabe schrie freudig: „Ach sieh! den schönen Wagen, den schönen Wagen!"

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhause. Ein reich gekleideter Diener näherte sich dem Pfarrer und ersuchte denselben um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

„Carlos!" sagte der Pfarrer zu dem jüngern Knaben, „hole ein Glas Wasser für den fremden Herrn und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spute Dich!

Der fremde Herr ließ den Wagenschlag öffnen und stieg heraus. Es war ein Mann bei fünfzig Jahren. „Sind diese Knaben Eure Neffen? fragte er den Pfarrer

„Mehr als das, gnädiger Herr" antwortete der Pfarrer, „meine Kinder sind es, meine lieben Adoptivsöhne."

„Wie das?"

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geschichte, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen solle und wie er ihr Glück begründen könne.

„Brave Offiziere in der Garde des Königs sollt ihr aus ihnen machen", antwortete der Fremde lächelnd, „und damit sie dann ihrem Stande gemäß leben können, geben wir jedem einen Beitrag von 1000 Dukaten."

„Ich habe um einen Rath gebeten, und hoffte keinen Spott."

„Dann", fuhr der Fremde, ohne auf diese Worte zu achten, fort, „dann müßt Ihr Euch Eure Kirche neu und schöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof.

Ein eisernes Gitter soll das alles umschließen. Seht, ich habe den Plan dazu schon in meiner Tasche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshause, meine ich, sollten wir den Namen geben: Kirche zum Glas Wasser."

„Was soll . . . . ? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — diese Züge — diese Stimme — was soll das alles bedeuten?

„Das soll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger Freund, daß Jose de Ribeira vor Euch steht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber Jose genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter, und der Vater meiner Kinder. Ach, kommt in meine Arme, meine Kinder und umarmt Euren Vater!"

Er preßte die beiden Kinder in seine Arme und als er sie zum öfteren betrachtet und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend:

„Nun, Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Wasser nicht an?"

Digitized by Google

Und der Pfarrer wandte sich zu Margarita und sprach bewegt und andächtig:

„Wahrlich, ich sage Euch, wer immer dem mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben.

„Amen!“ sagte die Alte, weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegesöhne; aber bald darauf weinte sie bitter über den Abschied von den Letztern.

Ein Jahr nachher wohnten Jose de Ribeira und seine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro „zum Glas Wasser“, einer der schönsten Kirchen in der Umgegend von Sevilla, bei.

Mannigfaltiges.

(Das einfachste Postbureau der Welt) befindet sich an der Südspitze von Amerika. Seit einem Jahre hängt an dem Felsen des äußersten Vorgebirgs der Magheanlstraße, gegenüber Feuerland, ein Fäßchen, das mit einer eisernen Kette befestigt ist, und welches von jedem durchfahrenden Schiffer geöffnet wird, um entweder Briefe in dasselbe hineinzulegen oder Briefe aus demselben herauszunehmen. Diese Postablage verwaltet sich also von selbst, sie ist dem Schutze der Seefahrer anheimgestellt und man hat kein Beispiel, daß je ein Mißbrauch von dem öffentlichen Vertrauen gemacht worden wäre. Jedes Schiff übernimmt die freiwillige Expedition der Einlagen, deren Bestimmungsort in der Richtung seiner Fahrt liegt.

(Nutzen der Photographie.) Aus Wien wird gemeldet: „Vor einiger Zeit war das Porträt eines Mädchens in dem Ausstellungsrahmen eines Photographen eingereiht. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Wallachei, der vor Kurzem hier verweilte, verliebte sich in das Porträt der Schönen, suchte dieselbe auf und heirathete sie. Beide sind vor wenigen Tagen in die Heimath des Gatten abgereist, wohin auch die Eltern der glücklichen Gattin, die ein kleines Pfaidlergeschäft betreiben, folgen werden.“

(Amerikanische Excentricitäten.) Ein Apotheker von Boston veröffentlicht folgendes Inserat: „Die Person, welche kürzlich ihren Magen zur chemischen Analyse bei mir zurückgelassen hat, kann denselben gleichzeitig mit dem Resultate der von mir angestellten wissenschaftlichen Untersuchung wieder abholen“ — In dem Staate Indiana wurde kürzlich ein gefeierter Dichter arretirt wegen — Schweinediebstahls.

Ein Lehrer wiederholte in einer Lehrstunde, was er seinen Schülern früher über die Temperatur der Atmosphäre und ihren Einfluß auf die Naturerscheinungen vorgetragen hatte. Als er auf die Gewitter zu sprechen kam, fragte er unter Anderm einen Knaben: Mein Sohn, an welchen Orten unseres Vaterlandes kommen wohl die meisten Donnerwetter vor?“ — „Auf den Exercier-Plätzen“, war des Knaben Antwort.

(Viererlei Haare an einem Tage.) Was in Paris jetzt eine wahre Weltdame ist, wechselt des Tages viermal die Haare. Zum Morgen-Negligée wählt sie Blond, Mittags Schwarz, Nachmittags in Wäldchen Roth und Abends Buttersarbe oder Metternich-Grün.

(Was ein Ehemann nicht Alles ersetzt.) Ein zu Chicago in den vereinigten Staaten erscheinendes Journal zeigt an, daß Mistreß X. gesonnen ist, ihren Affen, ihren Hund und Papagei zu verkaufen. Warum? „Mistreß X. hat sich verheirathet und bedarf darum dieses Gethiers nicht mehr.“

(Der Degen der Jungfrau von Orleans) ist aufgefunden worden, er befindet sich mit Belegen der Authenticität in der Sammlung eines Pariser Dandy's. Ein Engländer soll bereits eine fabelhafte Summe dafür geboten haben. (?)

Ein böhmischer Recrut stand zum ersten Male Schildwache. Anfangs ging er ganz ruhig vor seinem Schilderhaus auf und ab. Als ihm aber die Zeit lang wurde, blieb er davor stehen, sah es sich genau an und meinte: „Is e doch a kuriose Geschicht! Was habens denn nur an das alte Bretterkastl gefresse, daß m'r hier stehen und das Dingen bewachen muß?“

Ein Knecht fiel mit seinem Essen zur Thür hinein, da sprach der Herr: „Das kann ich auch.“ — „Ja,“ sagte der Knecht, „weil Ihr's gesehen habt.“

(Gerechter Aerger.) „Herrgott — ah! Das ist doch stark. Die Schuster sind grad' so unchristlich wie die Bäcker. Jetzt ist das Leder so wohlfeil geworden, und doch machen sie die Stiefel noch immer so klein.“

Maurergesell (im Sommer) sich brüstend: „Was kostet die Wurst?
(im Winter) kleinlaut:
„Was kost' denn das Würstche da?

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 90. Mittwoch den 10. November. 1869.

Herbstblätter.

Welk und matt
Fällt das Blatt.
Leise rauscht es durch den Baum:
Sieh, Dein Glück war nur ein Traum!
Was Du Liebes Dir erworben,
Ist verblüht nun und gestorben.
Deine Thräne deckt es zu —
Menschenkind, wie arm bist Du!

Still und leer
Ringsumher.
Durch's Gewölk, auf Berg und Thal,
Bricht der letzte Sonnenstrahl;
Und dann kommt der Sturm, das Wetter,
Und zerstreut die letzten Blätter.
Menschenkind im Trauerkleid,
Ach, Dein Glück ist auch zerstreut.

Alles öd
Und verweht.
Keine Rose mehr am Wege,
Die Dich grüßet durch's Gehege,
Auch der Falter, der gehangen
Fest an ihr, ist hingegangen.
Ach, des Menschen Schmerz und Leid
Trägt sich schwer in dieser Zeit.

Gold und Schein —
Nichts bleibt Dein!
Heut' im Arme noch die Lust,
Morgen schmerzlicher Verlust! —
O, wenn Du ein Herz gefunden,
Lieb es treu zu allen Stunden,
Halt es fest in Lieb und Leid,
Eh' der Sturm Dein Glück zerstreut!

Mannheim, im Herbstmonat.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Herr du Chaumont hatte dem unglücklichen Ludwig, dann der Republik gedient und sich bei Jemappes den Rang eines Brigade Generals erworben. Nachdem bald darauf der Sieg des Jacobinismus das Schicksal Frankreichs entschieden hatte, und du Chaumont dem Wohlfahrtsausschusse verdächtigt war, wegen Befreiung der armen Marie Antoinette mit dem Feinde in Correspondenz zu stehen, nahm er, rechtzeitig gewarnt, noch vor Dumuriz die Flucht und lebte abwechselnd bei Emigranten in England und Deutschland, bis ihn eine liebenswürdige Oesterreicherin, Fräulein von Klinger, die sich gerade zum Besuch einer Tante in Berlin aufhielt, an diesen Ort fesselte. — Sein in Folge einer unglücklichen Jugendliebe gefaßter, bis jetzt gehaltener, Entschluß, im Cölibat zu bleiben, mußte zurücktreten vor der neuen Liebe des zum Manne gereiften Kriegers, und dießmal war er auch noch so unglücklich als das erstemal; denn Fräulein von Klinger, obgleich zwei Decennien jünger als er und ebenso reich und schön, gab dem stattlichen Franzmanne Herz und Hand. Sie verlebten ein Jahr in vollem Genuß ihrer Glückseligkeit, die das Schicksal noch erhöhen zu wollen schien, als er ihnen eine Tochter schenkte. Leider aber forderte er gegen dieses Geschenk bald darauf die Mutter ab und dem unglücklichen Gatten blieb zum Troste für diesen harten Verlust nichts als ein kränkelndes Kind, das nur durch die sorgfältigste Pflege dem Leben zu erhalten war und auf das er nun all' die leidenschaftliche Liebe übertrug, die er zur Mutter desselben gehabt. Das Kind, dem er die sorgfältigste Erziehung hatte angedeihen lassen, war inzwischen zur Jungfrau herangereift und die Freude und Hoffnung seines Alters, wie der Stolz seines Vaterherzens geworden. Und mit Recht konnte er stolz auf sie sein, denn sie war, wie man allgemein zugab, das schönste Mädchen in der Stadt und an Schätzen des Geistes und des Herzens nicht minder reich, als an Reizen des Leibes. Sie war halb Französin, halb Deutsche; das Erstere mehr in ihrer äußeren Erscheinung, das Letztere in ihrem innersten Wesen. Das volle schwarze glänzende Haar, den ziemlich hohen, schlanken Wuchs und die Lebhaftigkeit des Geistes hatte sie vom Vater, die küssigen Lippen und den schalkhaft um dieselben spielenden Zug, wie die Innigkeit des Herzens von der Mutter, und die großen, tiefdunkeln Augen voll glühenden

Digitized by Google

Feuers und träumerischen Verlangens von Beiden geerbt.

Der General, der in Clairisse immer das Bild seiner frühverlornen Gattin erblickte, ließ sein Auge lang mit wohlgefälliger Freude auf ihr ruhen, nahm den brennenden Span, den sie ihm reichte, setzte damit seine Meerschaumpfeife in Brand und begann — von einem plötzlichen Einfall in seinem Ideengange auf den Einfall geführt:

„Daß ich nicht vergesse, was ich dir gestern schon sagen wollte, laß doch das Gastzimmer in Bereitschaft setzen.“

„„Das Gastzimmer? Haben wir den Gäste zu erwarten?““

„Einen Gast, Clairisse, den jungen Römer, auf den Du Dich freilich nicht mehr wirst besinnen können, der aber oft Dein Spielgefährte war, als wir noch in Berlin wohnten. Du warst damals noch klein und Arouet nicht viel größer. Jetzt ist er Offizier der preußischen Armee und aus Paris als Hauptmann zurückgekehrt. Er hat, als leidend, längeren Urlaub und wird wie mir sein Vater, der Regierungsrath schreibt, diesen Urlaub benutzen, sich in den Bergen der sächsisch-böhmischen Schweiz zu erholen. Jedenfalls wird er bald eintreffen und ich möchte ihn gut aufnehmen, denn er ist der Sohn eines Freundes, dem ich verpflichtet bin und der außerdem durch seine Frau ein entfernter Verwandter von uns ist. Wie mir Baron Gutschmidt sagt, soll er auch ein sehr hübscher, junger Mann und ein Offizier von seltener Geistesbildung und trefflichem Herzen sein, dieser Arouet von Römer“, setzte der General mit einem prüfenden Blick auf seine Tochter hinzu.

Diese schien den letzteren Worten eine besondere Aufmerksamkeit nicht zu schenken und wollte sich mit der Versicherung, „daß Alles auf's Beste besorgt werden solle“, entfernen.

„Apropos!“ rief ihr der General nach, „hast Du Dir überlegt, was ich Dir vor einigen Tagen sagte?“

Clairisse kam langsam zurück und ihren Arm sanft um den Hals ihres Vaters legend, erwiderte sie in dem Tone eines festen Entschlusses:

„„Ja, Papa! Ich will bei dir bleiben, so lange Du lebest und so lange Du mich leidest.““

„Das gibt Dir Deine Liebe zu mir ein. Aber es gibt, wie ich Dir schon auseinandersetzte, andere Rücksichten, deren Unabweisbarkeit ich besser kennen muß, als sie Dir bis jetzt Dein nur für mich lebendes Herz kennen gelehrt hat. Ansprüche, die das Leben an Dich und die Du an das Leben zu machen hast. Pflichten, von deren Erfüllung ich Dich nicht abhalten, Rechte, die ich Dir nicht vorenthalten darf. Du mußt heirathen, Clairisse.“

„„Also Du willst mich durchaus los sein?““

„Los sein? O nein, mein Engel. Was könnte ich denn mehr wünschen für meinen Rest von Lebenstagen, als daß Du ihn mir erheitertest, wie Du bisher gethan, daß ich mich nie von Dir trennen dürfte. Aber ich bin alt; ich weiß nicht, wann es der Parze gefallen kann, an den schon morschen Faden meines Lebens die trennende Scheere zu legen, und dann, Clairisse, was dann? Dann ständest Du ohne Schutz, ständest allein in der Welt. Ein allein geführtes und allein beschlossenes Leben aber ist ein unvollständiges, ein verfehltes Leben; denn das Herz bleibt leer dabei, böten sich dem Geiste auch alle Genüsse, die die Welt zu bieten hat. Oder auch — die Perle, die ich so ängstlich bewacht, bliebe dann nicht auf stillem Wege allein liegen, aber sie würde von Einem, der sie aufhöbe, und der — selbst werthlos — ihren Werth nicht zu schätzen vermöchte, als ein nur abgeschliffener Kiesel betrachtet und behandelt, oder sie würde gar in den Schmutz getreten. Das möchte ich nicht, um Alles in der Welt nicht. Ich möchte, meine Tochter, Deine Wahl selbst noch prüfen und mich mit der Gewißheit, daß Dein Lebensglück gesichert ist, schlafen legen können. Ich möchte Dich noch in dem Wirkungskreise sehen, in welchem der Mensch das weiteste Feld zur Pflege der von der Natur in ihn gelegten guten Keime findet, in dem Kreise, in welchem das Weib in der Anlehnung an den Mann ihres Herzens ihre Lebensbestimmung zu erfüllen hat. Daß wir uns trennen, ist deßhalb gerade nicht nothwendig, und kann nichts weniger als mein Wunsch sein“, schloß der General, die von einer dunkleren Röthe überflogenen Wangen seiner Tochter streichend.

„„Aber, ich bin ja noch so jung, Papa.““

„Eben weil Du noch jung bist, mein Kind! Du bleibst nicht immer jung und wann Du, erst alt bist, wenn noch viele Winter gekommen sind und die Blüthen des jungen Rosenbäumchens, eine nach der andern, heruntergeweht haben in den Schnee der alternden Natur, dann mag Dich keiner mehr haben, und hätte sich in diesen Wintern Deine schöne Seele auch noch mehr, hätte sie sich inzwischen auch zur Vollkommenheit geändert.“

„„Ach, Du denkst nur an mich, mein guter Vater, und nicht an Dich; der Du, wenn ich ein Rosenbäumchen bin, sein Gärtner bist, der durch seine liebevolle, sorgsame Pflege wohl verdient hat, daß dieses Bäumchen, die Frucht seiner Liebe und Mühe, nur für ihn lebe und mit ihm eingehe.““

„Und Du, Clairisse, Du denkst nur an mich; mußt aber wissen, daß sich der Gärtner, wenn er alt geworden, seinem Grabe näher geht, nach einem andern, jüngeren, umsieht, der sein liebes


Digitized by Google

Bäumchen wartet und ihm in seinem Garten eine Stelle gibt, für die es geschaffen ist. Du kommst jetzt in die Zeit, wo solch ein Bäumchen, soll es nicht aus Mangel an Wärme und Sonnenschein verdorren, umgesetzt werden muß. Der alte Gärtner gibt, weil er weiß, daß es nicht anders geht, seinen Blüthenschatz hin, ob ihm auch für immer der Gram über diese Trennung bliebe, und bethaut das Rosenbäumchen den Garten, in welchem es großgezogen wurde, auch mit Thränen, indem es aus demselben scheidet, es zieht doch auch mit Lächeln in den neuen Garten ein, in dem es jetzt vom Gesetze der Natur gefordert wird, wo es neue Blüthen treiben kann und wo es erst seine ganze Pracht entfaltet, seinen lieblichsten Duft aushaucht.«

Vater und Tochter saßen sich einige Minuten stumm gegenüber. Die Letztere hatte Thränen in den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

Der reiche Kaufmann Samuel Blount in London hatte eine einzige Tochter, Namens Elisabeth, die er, wie es fast allen einzigen Kindern geschieht, auf das Innigste liebte. Die nächste Folge dieser Zärtlichkeit war natürlich der Wunsch, seiner theuren Beß auch einen Mann zu geben, der sie, nach seiner Meinung, glücklich machen müßte. Aber auch er mußte erfahren, daß die Meinungen der Jungen und Alten in diesem zarten Punkte selten zusammen stimmen. Denn hier heißt es oft geradezu, „was dem Einen Recht ist, ist dem Andern nicht billig.„

Unter den jungen Leuten, welche in den mit Master Blount befreundeten Familien lebten, fand sich zwar Mancher, zu dem der Alte mit Freunden Ja gesagt haben würde. Allein Elisabeth schien in Gesellschaft dieser jungen Kaufleute und Rentiers gar nicht zu wissen, daß sie von Natur doch bestimmt sei, mit einem solchen Herrn der Schöpfung einst Hand in Hand zu gehen.

Soviele sie auch in Versuchung führten — wer hätte das bei der reichen Erbin nicht einmal gethan, wäre sie auch nicht so schön gewesen, als sie war? — und so mannigfaltige Wege sie einschlugen, um die Liebe unserer Elisabeth zu wecken: ihre Brust blieb so still und stumm, daß Jeder vor weiteren Schritten, bei denen er sich selbst nur dem Gespött Preis gegeben haben würde, entschieden abgeschreckt wurde.

Der alte Blount bemerkte die Gefühllosigkeit seiner Tochter mit einigem Verdruß, der um so größer wurde, als er in der letzten Zeit einem jungen Vetter, der sich von Beß besonders ausgezeichnet glaubte, sein Wort der Einwilligung gegeben, und die sonst so gehorsame Tochter den ganzen Handel mit einem Scherz von sich gewiesen hatte.

Dieser Vorfall hätte dem Vater zur Lehre dienen sollen, doch dies war durchaus nicht der Fall. Seine Tochter trat in's neunzehnte Jahr und sollte nun binnen Jahresfrist unter die Haube gebracht werden. Er durchsuchte alles Ernstes das ganze Register seiner Bekannten und probirte sie, wie ein Orgelbauer seine Pfeifen; allein seine Mühe blieb lange vergebens. Endlich glaubte er das unfehlbare Glück seines Kindes entdeckt zu haben. Es bestand in einem Vaterssohne, George Blount, der ein ziemlich bejahrter Junggeselle war und in Greenwich eine Tuchfabrik besaß.

Er hatte viel Geld, aber nicht viel Gefühl, und keinen sonderlichen Respekt vor dem schönen Geschlecht; ein Jeder richtet sich nach seinen Erfahrungen, und Herr Blount hatte die seinigen in einer so niedrigen Sphäre gemacht, daß sie die besten nicht sein konnten. Papa Blount wollte jedoch den sichersten Weg einschlagen, den es für diesen Fall geben konnte und er freute sich im Voraus, wie sein fein verdecktes Spiel den Sieg davon tragen würde. George und Elisabeth sollten mit einander umgehen und sich gegenseitig lieben lernen, ehe sie selbst es wüßten. Da würde sie denn — dachte der alte Herr — die Heirath von selbst machen. Aber im Himmel lebt Einer, der sehr oft anders denkt, als wir Menschen.

Ein reizender Tag im Frühlingsanfang des Jahres 1812 lockte Vater und Tochter hinaus zum Besuch nach Greenwich. Es wurde bei dem Neffen abgestiegen und ihm zugleich eröffnet, wie man von jetzt an öfter zu ihm zu wallfahren gedenke. George Blount bewies sich sehr zuvorkommend gegen seine Verwandten und entzückte den alten Oheim dadurch förmlich, daß er der reizenden Cousine den Hof machte. Er that das aus keiner besonderen Absicht, sondern weil er die Schürzen ansah, wie die Soldaten die Fahnen: und Miß Blount behandelte ihren Vetter, wie er sie behandelt hatte, äußerst höflich.

Die Besuche dauerten bis Anfangs des Sommers, und Papa Blount meinte, nach der brillanten Einleitung müsse die Sache längst in Richtigkeit sein. Da Niemand von den jungen Leuten sprechen zu wollen schien, meinte er, doch ihnen einen Schritt entgegen kommen zu müssen, und wollte diesen Schritt bei seiner Tochter thun.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(In Todesangst.) Durch die Rue du Moulin in Paris kam an einem Morgen ein Privatmann, den Geschäfte vor's Thor riefen. Im Angesichte eines Barbierladens fiel dem Manne ein, daß er sich, ehe er seinen Gang besorgte, rasiren lassen dürfte. Er trat somit zu dem Figaro ein, setzte sich und harrte der Dinge. Der Barbier hatte ein seltsam wildes Aussehen, seine grünlichen Augen leuchteten gar unheimlich unter dem weithervorstehenden Stirnknochen; wirr umwucherte das pergamentfarbene Antlitz ein dichter, krauser Haarwuchs, ein eigenthümlich abstoßender Zug ging durch das ganze Gesicht; der Eingetretene achtete Anfangs wenig darauf: man sieht in einer Stadt wie Paris, eine solche Menge von Typen, daß einem schlichten Menschenkinde daselbst zuletzt das Naturwidrigste als ganz in der Ordnung erscheinen kann. Erst als der Barbier dem Kunden das Barttuch vorgebunden hatte, fiel diesem dessen nicht weniger als Zutrauen einflößende Miene auf. Es sollten ihm noch andere Dinge auffallen. Der Barbier sprach viel und rasch, während er den Kunden einseifte. „Ich erwartete Sie," meinte er unter Andern. „Ich erfahre alles, was es Neues giebt. Wissen Sie schon, daß das Louvre heute Nacht abgebrannt ist?" — „Nicht möglich, versetzte der Kunde erstaunt. — „Was ich Ihnen sage. Man hat des Feuers nicht Herr werden können." — „Es ist unglaublich. Davon habe ich noch kein Sterbenswörtchen gehört." — „Dann ist der Fluß aus seinen Ufern getreten und hat das Pantheon überschwemmt. Das wissen Sie am Ende auch noch nicht." Jetzt wußte Herr B., der Kunde, wie er mit seinem Figaro daran war. Der Mensch redete irre, war geisteskrank! Und da saß der Eingetretene mit eingeseiftem Gesicht und vorgebundenem Tuche, nicht im Stande, sich zu rühren, ohne des Irren Aufmerksamkeit zu erregen und vielleicht einen blutigen Auftritt herbeizuführen. Nun nahm der Fürchterliche ein Rasirmesser, zog es über dem Streichriemen ab und sah dabei den armen Kunden mit einem Seitenblick an, wie ihn ein Kannibale nicht grimmiger und blutdürstiger seinem Schlachtopfer schenken kann. Herr B. fing an, einzusehen, daß seine Lage nicht die tröstlichste sei. Er war allein mit dem Menschen. Es kostete ihm Mühe, seine Angst nicht blicken zu lassen. Schweiß perlte ihm auf der Stirne. Gleichwohl sann er auf schleunige Flucht. Aufstehen, den Sessel über den Haufen werfen, zur Thür hinauseilen, wäre das Werk eines Augenblicks gewesen. Allein konnte den Schrecklichen mit dem Rasirmesser ein Fluchtversuch nicht zum Zorne reizen? Nichts desto weniger wollte Herr B. sich um jeden Preis entfernen. Da, just als er, mehr todt als lebendig, sich anschickte, aufzuspringen und davon zu eilen, sprach der Barbier zu ihm: „Es sind das neue Rasirmesser, die ich soeben von Chatellerault erhalten habe. Die Messer schneiden gut; Sie sollen gleich selber sehen. Ich will sie an mir selber probiren." Damit stellte sich der Unglückliche rücklings an die Wand und schnitt sich mit der haarscharfen Klinge derart in den Hals, daß der Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt ward. Entsetzt sprang der Fremde auf, dem Unglücklichen das Messer zu entreißen. Auf sein Hilferufen eilten Nachbaren herbei. Auch ein Arzt fand sich ein. Allein aller Beistand kam zu spät. Herr B. aber ist um eine Erinnerung reicher geworden, und das ist der angenehmsten keine, denn sie enthält für ihn das Bekanntwerden mit der Todesangst.

Auf einem der kleineren Theater von London wird jetzt ein Drama gegeben unter dem Titel „Trauppmann und der menschliche Tiger." Die Details des Mordes von Pantin werden mit ziemlicher Treue wiedergegeben. Man sieht auf der Bühne, wie Frau Kinck mit ihren Kindern ermordet wird, wie Trauppmann sich, um der Verfolgung zu entgehen, in's Wasser stürzt 2c. Der letzte Act ist der effectvollste. Trauppmann steht vor den Assisen und leugnet mit frecher Stirn alle Schuld. Plötzlich entsteht draußen ein wilder Lärm, die Thüre wird aufgerissen und herein tritt — Kinck, der Vater. Niedergeschmettert vor der unerwarteten Erscheinung bricht der Mörder Trauppmann zusammen und gesteht zur Genugthuung der enthusiasmirten Zuschauer seine Unthat ein.

(Fatal!) Ein Bornheimer Ortsangehöriger, welcher bei der Güterexpedition einer Eisenbahn beschäftigt ist, träumte jüngst, daß er mit dem Verladen von Wollballen beschäftigt sei, während dessen die Maschine in die Güterhalle fahre, um den fertig geladenen Wagen herauszuholen. Der Mann wollte noch rasch einen daliegenden Ballen auf den Wagen werfen und rief: „Halt! der Ballen muß noch mit!" und dabei ergriff er seine sanft neben ihm schlafende Ehehälfte bei den Beinen, welche er für die Zipfel des Wollballens hielt, und schleuderte sie aus dem Bett in den Fußboden. Welchen Dank er dafür von seiner zärtlichen Gattin erhalten hat, ist nicht bekannt geworden.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 91. Samstag den 13. November. 1869.

Fanny!

Wir freuen uns der heitern Himmelswonne,
Der Sterne Pracht, des Mondes goldnem Schein,
Wir staunen und bewundern Gottes Sonne,
In ihrem Feuerglanz so groß und rein!
Doch herrlicher ergötzt der Schönheit Schimmer,
Ein Mädchen hier, wie dieses sah ich nie,
Der Andern Pracht nur Eitelkeit und Flimmer,
Dein schön Gesicht Dir eine Gottheit lieh!

Des Wassers Kraft, die Wald und Feld verjüngen,
Belebt sie kaum, wie uns ein froher Kuß,
Und niemals kann ein Vogel schöner singen,
Als uns ein Mund, den man verehren muß;
O, Fanny sieh, auf Deinen zarten Wangen,
Der Jugend Blüth' in frischen Rosen lacht,
Und Deiner Reize glühendes Verlangen
Dir und nur Dir, so zeitig eigen macht.

Wenn Psyche gleich die Liebe selbst regierte,
Und stets mit Recht des Gottes Göttin hieß;
So glaub' ich doch, daß ihn nicht Schönres rührte,
Als die Natur in Deiner Bildung wies!
Dein Auge spielt, die gold'nen Haare fliegen
Sanft wie die Luft im Strahl der Sonne wallt,
Gefälligkeit und Anmuth und Vergnügen
Sind ungetrennt von Deinem Aufenthalt.

Wie eine Hebe schlank, den Saal hinunter,
Kredenzest Du den braunen Göttersaft,
Des duft'gen Mokkas — würz'gen Burgunder.
Erfrischt den Blick, giebt neuen Worten Kraft.
Dir huldigen mit Leidenschaft so viele,
Dein froher Sinn läßt selbst nicht Alte kalt,
Denn jedes Auge ruht in dem Gewühle,
Auf Deine schlanke reizende Gestalt.

Man schmeichelt Dir, ja Viele Dich beneiden,
Man preiset Dich, denn Jedem bist Du hold,
Selbst Amor schärfte schon den Pfeil bei Zeiten,
Wenn Der und der Dir kaum Verehrung zollt,
Gewähre mir, den Dichter zu beglücken,
Der eben nichts, als Deinen Beifall fand,
Nur edler Kuß von Deinen schönen Lippen,
Nur einen warmen Druck von Deiner Hand!

H—r.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Wie gefällt Dir Graf Eichendorf?" unterbrach der Erstere hastig das Schweigen.

Clairisse zuckte leicht zusammen. Sie hatte nicht geahnt, daß ihr Vater an eine Verbindung mit dem Grafen dachte, der in letzterer Zeit oft zu Besuche kam und große Aufmerksamkeit für Clairisse an den Tag legte, ihr aber im Grunde des Herzens zuwider war. Sie antwortete mit einem Tone, der bezeichnend genug war:

„„Ich fürchte ihn, Vater.""

„Du fürchtest ihn?" fragte dieser lächelnd, „und warum?"

„„Das weiß ich nicht. Ich kann mich aber bei all' seiner Freundlichkeit, die mir zuwider ist, einer unbestimmten Angst nicht erwehren und erschrecke, wenn ich allein bin und er so lauernd auf mich zukommt.""

„Das kenne ich, Clairisse. Du bist noch nicht viel in anderer Gesellschaft gewesen, als in der Deines Vaters und einiger Freundinnen. Du bist noch schüchtern und hältst Deine Schüchternheit für eingeflößte Furcht. Die Furcht verliert sich aber. Der Graf ist nicht mehr so jung und sein Aeußeres mag etwas schroff und für den ersten Augenblick nicht einnehmend sein. Der erste Eindruck, den er auf Dich gemacht, scheint Dir geblieben zu sein. Aber man darf die Menschen nicht so oberflächlich beurtheilen. Wenn man sich nur die Mühe gibt, sie näher kennen zu lernen, muß man gefaßte Vorurtheile gar oft fallen lassen und voreilig gesprochene Urtheile, zur eigenen Beschämung mildern oder ganz zurücknehmen. Ich halte ihn für einen guten Kern in einer etwas stachlichen Schale. Er ist übrigens gebildet und geistvoll. Vielleicht ist es dieß, was Dich ihm fern hält und Dir als ein abstoßender Eindruck erscheint. Der Mann darf aber nie unter, sondern muß an Geisteskraft über der Frau stehen, damit sich dadurch ausgleiche, was diese ihm an Tact, Zartgefühl und Herzensbildung voraus hat. Die Frau muß mit Achtung und mit Stolz zu dem ihr an Geist überlegenen Mann auf-

Digitized by Google

blicken können, wenn sie ihn recht lieben und recht glücklich sein will. Du hast Dir," setzte der General scherzend hinzu, „gewiß einen Helden aus irgend einem recht rührenden Romane — worin ein unwürdiger Graf einem edlen Bauernburschen das Feld räumen muß — herausgesucht und unser Graf ist nun verurtheilt, die Rolle jenes Roman-Ungeheuers zu spielen, bloß weil er auch ein Graf ist und mit Zuthat etwas jugendlicher Phantasie vielleicht auch das gegebene Signalement auf ihn passend zu machen ist. Nicht so?"

Clairisse war verschwunden, ehe ihr Vater sie noch einmal zurückrufen konnte.

„Ein lieber Engel, aber ein sonderbares Mädchen," murmelte er vor sich hin. Er saß lange in Gedanken versunken, die eben nicht angenehm zu sein schienen; dann, als ob er sich die Möglichkeit, einen seinem Stolze abgerungenen Entschluß wieder zurücknehmen zu können, abschneiden wolle, legte er schnell die Pfeife aus dem Munde, nahm die Feder und schrieb:

„Mein Herr Graf,

ich nehme Ihr freundliches Erbieten: mir diesen aufdringlichen Juden Schmiedel vom Halse zu schaffen, an und erlaube mir, denselben zur Empfangnahme der 3000 Gulden an Sie zu verweisen. Ich behändige Ihnen dagegen ein auf die gleiche Summe lautendes Accept pr. 3 Monat Dato, deren s. Z. prompter Einlösung Sie sich versichert halten dürfen. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Dankbarkeit, wie die meiner besonderen Hochachtung, mit der ich bin,

Herr Graf,
Ihr ergebenster
du Chaumont."

Der General faltete den Bogen, klingelte und übergab das Billet dem eintretenden Diener mit den Worten: „Sofort an den Grafen Eichendorf!"

III.

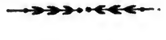
Wenn man von der königlichen Sommerresidenz Pillnitz über Oberpoyritz, Klein- und Groß-Graupa den von Obstbäumen beschatteten Weg nach Vorder-Jessen geht, so kommt man an der sogen. Grundmühle vobei in den Liebethaler Grund, in dessen schroffen, zu beiden Seiten des milden Wesenitzbaches hochaufstrebenden Felsenwänden seit vielleicht 600 Jahren das Losbrechen der gelblich grauen, massiven Sandsteinblöcke noch nie aufgehört hat. Geht man dann am rechten Wesenitzufer immer im Thale fort, so kommt man bald zu einer der wildromantischsten Scenerien des Meißner Hochlands: der zwischen den steilen Felsenwänden förmlich eingekeilten, zum Amte Hohnstein gehörigen, Lochmühle. Die wilde Wesenitz springt hier — im grellen Gegensatze zur düstern Farbe der Gebirgsformationen, die malerisch von Moosen und Flechten bekleidet sind — weißschäumend von einem Felsenvorsprunge zum andern, stürzt vor der Mühlenbrücke über ein mehrere Ellen hohes Wehr und zwängt sich brausend durch die, die Schlucht schließende, Rabenteufe.

Vor fünfzig Jahren war diese Schlucht schwerer zugänglich als jetzt, wo angelegte Wege den Zugang erleichtert haben. Auch die nach einem Brande 1828 neuerbaute Mühle hatte damals ein noch düsteres Aussehen und zu der Zeit, in die unsere Erzählung fällt, lag hoher Schnee in der Schlucht wie auf den Felsenwänden, und die eigensinnige Wesenitz hatte ihren Nacken unter dem strengen Gebote des Winters beugen müssen.

Obgleich erst wenig Stunden nach Mittag, war es in der Schlucht schon ziemlich dunkel und in der kleinen, düstern Schenkstube der Mühle brannte bereits ein Oellämpchen, jedenfalls zu Ehren des — zu dieser Jahreszeit seltenen — Gastes, der in einen schwarzen Mantel gehüllt, die Pelzmütze tief in das Gesicht gezogen, in der Ecke lehnte. Vor ihm auf dem Tische stand ein halbgeleertes Glas und ein Glas Branntwein, wie der noch unberührte Mühlenimbiß, aus Schwarzbrod und Butter bestehend. Neben ihm lag ein mit Bindfaden umwickeltes Päckchen, anscheinend Kleidungsstücke enthaltend. Ein großer brauner Jagdhund, mit einer Leine an das Tischbein gebunden, lag zu seinen Füßen ausgestreckt. Der Mann ist Niemand anders als Arthur Siedel. Wir kennen ihn, obgleich jetzt ein langer Bart den untern Theil seines Gesichtes verhüllt und obgleich er unter dem Mantel nicht mehr die graue Zuchthauskleidung trägt. Mantel, Mütze und Stock sind dieselben Stücke, mit denen wir ihn aus der Wohnung seiner Mutter fliehen sahen und die erkennbaren, wenn auch verstörten, Gesichtszüge, die lebhaften, ausdrucksvollen Augen und die griechisch geschnittene Nase können nur ihm gehören.

Er war sichtlich niedergeschlagen und blieb schweigsam, obgleich die am Branntweinschranke sitzende Magd des Hauses immer ein Gespräch anzuknüpfen suchte und à tout prix erfahren zu wollen schien, woher er denn eigentlich komme und welches der Zweck seiner Winterpartie sei. Sie hatte einen reichen Schatz von Mord- und haarsträubenden Schmugglergeschichten zu ihrer Verfügung, schilderte ihm die Ungeheuerlichkeit dieser wenig besuchten Gegenden in den schrecklichsten Farben und warnte ihn vor Räubern, die oft da hauseten und denen schon viele Reisende zum Opfer gefallen seien.

(Fortsetzung folgt.)



Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Eines Abends kehrte Master Blount besonders vergnügt mit seiner Tochter heim, denn heute hatte der Neffe ihm selbst die Cour gemacht; warum? das läßt sich schwer sagen. Ob er nun wirklich anfing, Absichten zu haben oder nicht, weiß ich nicht; kurz! die beiden Reisenden kamen sehr maiwonnig nach Hause zurück.

Sie befanden sich kaum auf ihrem Zimmer, so führte der Alte seinen Plan aus, den er den ganzen Weg über mit sich berathen. Er wurde höchst freundlich, ergriff seine Tochter am Kinn und fragte:

„Nicht wahr, es hat Dir recht bei unserem Vetter gefallen?"

„Ah lieber Vater, es ist recht schön in Greenwich und ich möchte immer dort sein."

„Wirklich, Beß?"

„Ja, Papachen; aber eins muß ich ihnen gestehen; einen unausstehlicheren Menschen, als meinen Vetter, habe ich im Leben noch nicht gesehen. In welcher Gesellschaft muß der seine Jugend verbracht haben! Auswendig hat er sich etwas polirt, aber inwendig hat er eine Rohheit . . . aber, lieber Vater, was fehlt ihnen denn.

Der Alte war vor Schreck und Verwirrung in einen Lehnsessel gesunken und blickte matt zu seiner Tochter auf, die soeben den Himmel seiner Hoffnungen in viele tausend Trümmer geworfen.

„Und doch hat Dirs in Greenwich gefallen? fragte nach einiger Erholung der Alte und sah sie mißtrauisch an.

„Recht sehr, lieber Vater, versetzte Elisabeth.

„Dann werden wir für's Erste nicht wieder den Vetter besuchen," schloß Blount."

Er war mißtrauisch geworden, und sein Groll darüber, daß sein eigen Kind ihn solange an der Nase herumgeführt, machte ihn taub gegen Elisabeths Bitten, die Sache nicht so ernst zu nehmen. Sie verstand nun erst die Absicht ihres Vaters und seufzte.

Er mußte indeß doch nach den ersten acht Tagen gegen seinen Vorsatz handeln, da ein Invalide seiner Bekanntschaft im Hospital zu Greenwich aufgenommen werden sollte, und sich Herrn Blount's Begleitung erbat. Anstands halber durfte dieser auch seiner Tochter die Mitfahrt nicht verweigern, obgleich er den ganzen Weg über verstimmt war.

Nachdem der Invalide installirt, und das Hospital besehen worden war, konnte man es freilich nicht vermeiden, dem Vetter George einen Besuch zu machen; doch war dieser Besuch Fabrikarbeit. Je mehr Elisabeth sich mühte, ihren Vater aufzuheitern, je freundlicher und zuvorkommender sie sich um die Gunst des Vetters bewarb, um so bissiger wurde der Alte, bestanden seine Zähne auch nur aus Redensarten, man weiß, daß diese sehr scharf sein können.

Er eilte, wieder nach London zu gelangen, doch diesmal schlug Wasser seine Beharrlichkeit zu Boden, ich meine nicht Thränen, sondern ganz gemeines Regenwasser, welches dem Alten seinen Entschluß leid werden und ihn bei dem Vetter um ein Nachtlager bitten ließ. Der Vetter blieb höflich und glatt, wie früher, aber ein Mann, wie Master Blount war nicht mehr zu blenden.

Da der Himmel gegen Abend sich wieder auf's Herrlichste aufgeklärt, eilte er mit seiner Tochter nach der königlichen Sternwarte, um, wie früher schon einigemale geschehen, von da den Himmel zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die baumwollenen und die leinenen Hemden.

„Was soll ich für Leibwäsche tragen? Soll ich der Baumwolle oder der Leinwand den Vorzug geben?" So hat sich wohl gar Mancher schon gefragt, und endlich hat er, ohne sich genaue Rechenschaft geben zu können, warum, bald für diese, bald für jene sich entschieden.

„Baumwollenstoffe kosten weniger", sagt manche sparsame Hausfrau. „Leinwandhemden halten viel länger und sind von weit blendenderem Weiß," mußte sie dann wohl als Gegenrede hören. Im Allgemeinen haben die Bewohner der kälteren Länder stets besondere Vorliebe für Leinwand gezeigt, während die Südländer fast bloß sich der Baumwolle zuwenden. Wie meistentheils bei solchen Fragen, hat ein ganz richtiges instinctives Gefühl auch hier die Völker ganz richtig geleitet, wie die folgenden Bemerkungen ergeben werden, welche die Sache vom sanitätischen Standtpunkte aus beleuchten sollen. Wir haben hier J. Hoppe's längere Abhandlung zu Grunde gelegt, welche in den Heilbronner Memorabilien (1869 Lief. 4) zu finden ist.

Das baumwollene Hemd ist ein schlechter Wärmeleiter und entzieht der Haut nur wenig Wärme; deshalb fühlt jeder gleich beim Anziehen desselben kein Kältegefühl, und merkt alsdann, daß es überhaupt weit wärmer auf der Haut liegt, als ein leinenes. Das lockere Gewebe läßt zugleich die Haut-Ausdünstungen weit leichter nach Außen gehen, als die glatte

Digitized by Google

viel dichtere Leinwand. Wenn daher das baumwollene Hemd bei größerer Wärmehaltung eine freiere Hautausdünstung gewährt, so fördert es doch letztere nicht, sondern macht die Haut trockener weil es luftiger ist. Da es auch im feuchten Zustand noch ein schlechter Wärmeleiter bleibt, da es ferner weit weniger zum Schweiß geneigt macht und diesen viel besser aufsaugt, als Leinwand, so ist die Gefahr der Erkältung durch ein durchgeschwitztes Baumwollen-Hemd viel geringer, als durch ein durchgeschwitztes leinenes. Ueberdieß hat man noch die Annehmlichkeit, daß ersteres weit schneller wieder trocken wird. Dagegen aber lieben gar manche Menschen das wollige Gefühl auf der Haut, das die Baumwolle hervorbringt, so wenig, als die geringe Steife des Gewebes.

Wer im Sommer ein neugewaschenes Leinwandhemd anzieht, empfindet alsbald die Abfrischung und Kühlung, die es der Haut gewährt, und gerne verschafft man sich dieses behagliche Gefühl recht häufig. Während das leinene Hemd viel glatter und dichter ist, als das baumwollene, schmiegt es sich doch weit weniger an, und durch sein fortwährendes Abstehen und wieder Näherkommen an die Haut, gewährt es dieser immer wieder frische Kühlung. Weit langsamer erwärmt es sich, als Wollenstoff. Der dichte Stoff läßt auch die Hautsdünstung viel weniger durchpassiren; er hält vielmehr den schwitzenden Körper in einer dichten Dunstmasse Da er den Schweiß weniger annimmt, schlägt sich mehr von diesem auf der Haut selbst nieder. Durchnäßt aber vom Schweiß, trocknet die Leinwand sehr langsam. Auch nach der Wäsche behält sie noch sehr lange einen Theil der Feuchtigkeit in sich aufgenommen. Wenn sie nun auf der einen Seite die Schweißabsonderungen beförbert, auf der andern Seite aber der von Schweiß nassen Haut nur wenig Wärme gewähren kann, giebt sie nur zuleicht Anlaß zu recht tüchtigen Verkältungen.

Aus dem Gesagten läßt es sich leicht erklären, daß man ein baumwollenes Hemd allen den Personen empfehlen muß, welche zu starken Schweißen geneigt sind, da dadurch die Verkältung leichter vermieden und sogar den übermäßige Schweißabsonderung beschränkt werden kann. Schwitzende Schwindsüchtige haben dieß besonders zu beachten Bei Neigung zu Rheumatismen wirkt baumwollene Hemd höchst wohlthätig, da es die Hautcongestion vermindert, und ebenso die Reizbarkeit der Hautnerven. Wie daher die Gelegenheit zur Erzeugung von Rheumatismen dadurch oft das benommen wird, so wird auch der Körper dadurch weniger geneigt zu Rheumatismen gemacht. Auch bei manchen Hautkrankheiten, z. B. bei der manchem so lästigen Neignng zu Furunkeln ist das baumwollene Hemd zu empfehlen. Unentbehrlich ist dieses Leuten, welche in heißen Climaten wohnen, und solchen, die schwere Arbeit im Freien zu verrichten haben.

Das leinene Hemd dagegen empfiehlt sich in unserem gemäßigten Clima für ganz gesunde, kräftige Leute, deren Körper an sich viel Wärme entwickelt, dann für Arbeiter, welche in geschlossenen Räumen wirkend beim Schwitzen der Erkältung weniger ausgesetzt sind. Da unser Clima die Hautausscheidung wenig begünstigt, so ist das Leinwandhemd auch allen nützlich, welche an sich eine spröde, trockene Haut besitzen, daher besonders auch Greisen, deren Haut geringen Turpor zeigt, ebenso Krankheiten, welche sich durch die Haut entscheiden sollen, oder wo die Haut zu verstärkter Thätigkeit gebracht werden muß. Bei Krankheiten mit hochgesteigerter Körperwärme, daher bei Typhen und Entzündungen, kühlt die Leinwand und fördert doch die Hautkrise.

Wie demnach die Baumwollen-Industrie höchst wohlthätig für die Menschheit geworden ist, so wird doch dadurch keineswegs unsere deutsche Leinwand-Industrie überflüssig gemacht. — Auch diese hat ihre vollste Berechtigung. Das Schlechteste aber ist eine Mischung von Baumwolle und Leinwand in einem Hemd, wie sie leider von Betrügern so häufig hergestellt wird. Ein solches halbleinenes halb baumwollenes Hemd verliert die meisten Vorzüge, welche jeder Stoff für sich allein gewährt. **f.**

Mannigfaltiges.

Der vor einigen Tagen verstorbene Marquis von Westminster stand in dem Rufe, der reichste Mann Englands zu sein, sein jährliches Einkommen wurde auf 6 — 7 Millionen Gulden veranschlagt. Der Grundbesitz der ganzen Umgegend Belgravia wurde von seinem Großvater um die Mitte des vorigen Jahrhunderts angekauft. Damals bestand die ganze Fläche aus einem Sumpfe, aus dem sich in der zweiten Hälfte des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts nach und nach das elegante London erhob. Binnen wenigen Jahren werden die langen Pachtverträge für diesen Grundbesitz erlöschen und mit ihm fallen dann die sämmtlichen darauf erbauten Häusern an den jetzigen Marquis zurück, dessen Vermögen sich dadurch, bedeutend vermehren, vielleicht sogar verdoppeln wird. Mit dem fabelhaften Reichthum verband der verstorbene Marquis auch eine fabelhafte Knauserei, so daß er oft genug mit dem Reisesack in der Hand von dem Bahnhofe zu Fuß nach Hause zurückkehrte, um die 36 kr. für eine Droschke zu ersparen.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 92. Mittwoch den 17. November. 1869.

Deutscher Rath.

Vor Allem Eins, mein Kind! Sei treu und wahr!
Läß nie die Lüge Deinen Mund entweih'n!
Vor Alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke d'ran.
Noch bist Du jung; noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh' und deutle nicht;
Was Du berichtest, sage kurz und schlicht;
Was Du gelobest, sei Dir höchste Pflicht;
Dein Wort sei heilig, d'rum verschwend es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich an's Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
Doch Dein Gewissen zeigt den Feind Dir an,
Und eine Stimme ruft in Dir: „Sei wach!“

Dann wach' und kämpf'; es ist ein Feind bereit:
Die Lüg' in Dir, sie drohet Dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Arthur schien der redseligen Erzählerin endlich überdrüssig. Er legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf hinein, als ob er schlafen wolle. Das Mädchen schien die Gleichgültigkeit des Gastes für ihr Erzählertalent durchaus nicht in Ordnung zu finden. Mit der Miene eines beleidigten Dichters, dem der Verleger sagt, daß seine Gedichte noch nicht reif zum Drucke seien, legte sie den Kopf zurück und schränkte — einen Blick stillschweigender Verachtung auf den Indifferenten werfend — die Arme in einander. Bald aber sprang sie auf und ihr Gesicht nahm den Ausdruck freudiger Ueberraschung an. Es war ein Mann am Fenster vorübergegangen.

„Guten Abend, Jettel“, sagte er eintretend.

„Guten Abend, Fritz“, erwiderte diese, ihm um den Hals fallend. „Wie lange hab' ich Dich nicht gesehen, bist Du endlich wieder einmal da?“

„Wie Du siehst, ja. Aber vor Allem einen Rum; ich bin erfroren. Was ist das für ein Mensch da?“

„Ich weiß es nicht, jedenfalls ein Fremder.“

„Es wird dann ein Bekannter kommen, mit dem ich ein Geschäft in Schandau abmachen soll. Ich habe mit ihm zu sprechen, Du wirst Dich also gefälligst hinausbemühen, wenn er kommt.“

Jettel erwiderte nichts, füllte ein großes Glas mit Rum und setzte sich zu Fritz, der sich an einem Tische, der neben dem Arthurs stand, niedergelassen hatte, und seiner Gesellschafterin die wieder ihr ganzes Talent entfaltete, und vergeblich zu erfahren suchte, wer der zu Erwartende und welcher Art das abzumachende Geschäft sei, nur sehr wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Endlich öffnete sich die Thür und der Eintretende war der Erwartete. Er grüßte kurz und setzte sich mit den Worten: Gute Nachricht“, neben Fritz, der seinerseits Jetteln mit dem Ellbogen „einen Gedankenstrich beibrachte.“ Diese „stellte sich dumm“ und setzte sich, der Dinge, die kommen sollten wartend, an den Branntweinschrank.

Einer nochmaligen Aufforderung, die jedenfalls deutlicher gewesen war, gelang es indessen, sie zum Hinausgehen zu bewegen.

„Nun, Wolf, welches sind Deine guten Nachrichten?“

Der so angeredete, in einen weißen, schmutzigen Pelz ohne Ueberzug eingehüllte Mann von ungefähr vierzig Jahren sah sich rings im Zimmer um und zeigte auf Arthur.

Fritz, eine hohe, weniger unheimliche Gestalt von ungefähr dreißig Jahren, stand auf, klopfte Arthur — während dessen Hund ein grimmiges Knurren vernehmen ließ — leicht auf die Schulter und kam, nachdem er noch einige Minuten vor ihm stehen geblieben war, mit den Worten: „Der Kerl schnarcht schon seit ein paar Stunden!“ zu Wolf zurück.

„Du hast also Max getroffen?“

„„Ja, in Pillnitz.““

„Und es bleibt beim Alten?“

Digitized by Google

„Nicht ganz, aber es wird uns noch bequemer gemacht, Sie kommen noch heute hier vorbei, um in Lohenen zu übernachten. Der Hauptmann hat 500 Reichsthaler in Silber und 3000 Gulden in Anweisungen auf ein Prager Haus bei sich. Max verlangt aber das ganze Silbergeld und die Reisetasche für seinen Antheil. Wahrscheinlich sind noch Werthsachen darin. Uebrigens will er mit der Sache weiter nichts zu thun haben. Das geht nicht. Wenn er nicht so schlecht wäre, würde er nicht seinen Herrn verrathen. Er muß also selbverständlich expedirt werden.

Fritz sah den Sprecher mißtrauisch an.

„Wenn nun aber Max uns verriethe?

„Das fällt ihm jetzt nicht ein. Hauptsächlich ist es ihm darum zu thun, sich an dem übermüthigen Hauptmanne zu rächen, nebenbei sich Geld zur Flucht zu verschaffen. Er allein wagt nichts, braucht also uns. Das ist das Ganze. Wir schlagen dem Hauptmanne seine verrückten Ideen von Winternachtpartieen aus dem Kopfe und sorgen für seine Seeligkeit. Was will der mehr. Wir theilen beide halb part. Außerdem Du wolltest ein altes Weib und nicht von der Partie sein. Jetzt hast Du noch freie Wahl, willst Du?"

Er reichte Fritz die Hand hin und dieser schlug ein.

„Abgemacht!" sagte Wolf, „das Weitere wird von den Umständen abhängen. Laß mir nur die Direktion. Jetzt auf den Posten."

Er ging hinaus und Fritz folgte ihm.

Jettel hatte natürlich nicht absolut, sondern nur conditionell auf die Erforschung des Geheimnisses verzichtet und hinter einem in das Gastzimmer gehenden Fenster soviel gehört, daß ihr Argwohn rege gemacht war.

Sie eilte Fritz, der mitlerweile das Haus bereits verlassen hatte, nach und legte, als ob sie ihn abhalten wollte, weiter zu gehen, mit den Worten:

„Um Gotteswillen, Fritz, was willst Du thun," ihre Hände in die seinigen.

„Es ist nichts," erwiderte dieser barsch, „aber," setzte er leise hinzu, „ein Wort, das dem da Dein neugieriges Lauschen verräth, und wir sind beide des Todes. Jetzt geh."

Jettel ging weinend in die Gaststube zurück. — Arthur war mit seinem Hunde verschwunden. Er hatte nicht geschlafen, sondern Alles gehört und ging jetzt in angemessener Entfernung den Räubern nach, die die aus der Schlucht führende Steintreppe hinaufgestiegen waren, und in der dichten Laub- und Nadelholzwaldung weiter gingen.

Der Mond schien schon hell durch die schneebehangenen Aeste und Arthur, der leise hinter den Bäumen vorwärts schlich, konnte seine Leute fest im Auge behalten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Als Arthur in der Schenkstube dem Gespräche zugehört, da hatte er sich gedacht, daß es hier jedenfalls etwas und vielleicht für seine Lage etwas Nützliches zu thun geben werde. Es werde „ein Geschäft zu machen" sein. Das war der erste Gedanke.

Dann hatte sich unwillkürlich eine Regung von Mitleid für den von seinem Diener verrathenen Unbekannten seiner bemächtigt. Er sagte sich, daß es unmenschlich sein würde, denselben seinem Schicksale zu überlassen. Er nahm sich vor, ihn zu warnen, und wenn dieß nicht gehen sollte, ihm beizustehen.

In dieser Absicht schlich er jetzt den Banditen nach, und bei dieser Absicht hatte — wir dürfen es zur Ehre Arthurs sagen — der Egoismus nur einen geringen Antheil, so gering, daß er sich durch die traurige Lage, in der sich Arthur gegenwärtig befand, wohl entschuldigen ließ.

Die Räuber mochten ohngefähr zwei Stunden recognoszirend herumgelaufen sein, bis sie endlich Stand vor der von Pillnitz nach Lohmen führenden Straße nahmen.

Arthur ging vorsichtig näher, durfte aber nicht wagen, an die Straße vorzugehen, da er vermuthlich unschädlich gemacht worden wäre.

Er hatte auch nicht lange zu überlegen, denn bald fielen zweimal zwei Schüsse und die Banditen sprangen über die Grabenböschung.

Arthur stürzte nach und sah zwei Reiter, deren Einer sich mit dem Säbel gegen den herkulischen Wolf vertheidigte, während der Andere — wie es schien, bereits unfähig zur Vertheidigung — durch Fritz vom Pferde gerissen wurde.

Wolf war dem Pferde des ersten Reiters in die Zügel gefallen und hieb mit einem langen knotigen Prügel auf den Reiter ein. Die Pistole hatte er weggeworfen.

Arthur besann sich nicht lange. Er führte vermittelst seines Degenstockes einige kräftige Hiebe gegen den Kopf Wolfs und dieser stürzte zusammen. In demselben Augenblicke fiel auch der Reiter rücklings auf sein Pferd zurück. Arthur stieß Wolf noch den Degen in die Brust und band, als er sah, wie Fritz mit einer Reisetasche beladen, so schnell als es eben gehen wollte, waldeinwärts flüchtete, seinen Hund los, der der empfangenen Weisung gemäß in langen Sätzen und mit lautem Geheule dem Flüchtigen nachsprang. Das Pferd, an dem Fritz beschäftigt gewesen, jagte scheugeworden, über die Felder hin und schleifte seinen mit einem Fuße im Steigbügel hängen gebliebenen Reiter eine Strecke mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wie früher, fanden sie auch diesmal dort einen feinen jungen Mann, den sein höchst einnehmendes, einschmeichelndes Betragen dem alten Blount schon empfohlen, und der diesen Abend darauf auszugehen schien, ihm ganz das Herz zu stehlen. Er war unermüdlich im Erklären der Instrumente und Einrichtungen, deren Wie und Warum Papa Blount immer nur so lange begriff, als jener sprach; dann bezauberte er den Alten völlig dadurch, daß er ihn einige Sterne erster Größe am Himmel aufsuchen ließ. Obgleich er von ihrer Ascension und dem gelben, weißen röthlichen Licht wenig begriff, so erfreute ihn doch das höchlich, daß er bereits Sterne suchen und teleskopisch betrachten gelernt. Als er sich sehr spät verabschiedete, lud er den jungen Mann nach London ein, und als dieser erwiderte, daß er sehr oft dort, und Herr Blount gar nicht vor ihm sicher sei, stand der Alte auf dem Gipfel seines Entzückens. Auf diesem Gipfel verabschiedete er sich auch.

Kaum war Miß Blount mit ihrem Vater am andern Morgen in ihrer Wohnung in London angekommen, als sie sich von diesen scharf zur Rede gestellt sah, warum er sich durch ihr Betragen gegen George habe Sand in die Augen streuen wollen. Sie leugnete zwar, aber ihr Vater glaubte bei der Untersuchung den Sand zu finden, und ließ ihn sich nicht mehr aus den Augen streiten. Elisabeth klagte ihrem Mädchen Peggy ihre Noth und weinte, daß der Vater sie gescholten, weil sie ihm habe zu Willen sein wollen. Peggy war bis dahin stets mit Strenge von Miß Blount behandelt worden, und freute er sich daher sehr, in die Rolle einer Vertrauten einzurücken. Sie spendete Trost nach Kräften, und da dies keinen rechten Erfolg haben wollte, so schlug sie der Herrin vor, die alte Mordaunt eine ihr bekannte Wahrsagerin, um Rath zu erfragen. Das geschah noch denselben Abend.

Beide Mädchen schlichen mit einigen Aengsten zu der Alten, welche in einem halbzerfallenen klosterähnlichen Gebäude wohnte, und in ihrer schauerlichen Umgebung eben nicht merken ließ, daß ihr Gewerbe ihr viel eingetragen. Dieser Umstand klärte sich indeß bald auf in folgendem Gespräch.

Ich wünschte meine Zukunft zu wissen, begann Miß Blount.

— Die Zukunft sieht bei einer jungen Dame immer wie ein Mann aus, entgegnete die Alte.

Die Fragerin wurde roth vor ihren eigenen Gedanken und schwieg verlegen, nach Peggy sich umblickend.

— Ich weiß nichts von der Zukunft, aber...

Mutter Mordaunt! rief Peggy, und hielt ihr rothseidenes Beutelchen hin, um den Vorhang vor der Zukunft mit diesem Gewicht aufzuziehen; aber die Alte wies Alles zurück und sagte: „Ich weiß nichts von der Zukunft, doch würdigt mich Gott bisweilen eines hellern Blicks als ihn andere Leute haben . . . meine theure Miß, wandeln Sie auf Gottes Wegen?"

Miß Blount erröthete abermals, und machte Miene wegzugehen, doch Mutter Mordaunt ergriff sie bei der Hand und bat, ihr einen Blick in selbige zu erlauben.

Die Alte starrte lange in die sammetweiche, schöngeformte Hand, murmelte etwas von einer herrlichen Lebenslinie, einer niegesehenen Saturnlinie und anderem Schnickschnack; endlich schloß sie:

„Liebes Kind, Sie kennen Ihren künftigen Mann schon . . . er ist ein Gelehrter . . . die Sache wird bald richtig werden, aber für Ihren Geliebten liegt etwas Seltsames in Ihrer Hand, ein Nebel, eine dunkle Nacht, die ich nicht verstehe . . . Gott wird helfen, Miß! Dahinter aber liegt für Sie ein langes, süßes Glück . . ."

Beide Mädchen wollten sich entfernen, als die Alte sie um ein kleines Almosen bat. Miß Blount wollte sie mit einer Guinee bezahlen aber sie nahm nur einen Schilling und versprach die schöne junge Dame in ihr Gebet einzuschließen.

Die Astronomen scheinen in der That auch nach andern Sternen zu sehen, als die am Himmel wachsen, und sie thun wohl daran.

Vier Tage später trat jene Dämmerungs-Bekanntschaft von der Greenwicher Sternwarte zu Master Blount als Gast ein. Wenn Miß bei dem Anblick des jungen Mannes heftig erschrak und das Zimmer verließ, so hat das ohne Zweifel seine Gründe; Uhren heben aus, ehe sie schlagen, und Mädchen laufen vor denen, welche sie gerne sehen. Fangen sie vollends an, die Farbe zu wechseln, dann wechseln sie auch gern noch mehr, ich meine Ringe. Master Blount war hoch erfreut über den Besuch des Astronomen; er ließ auftischen, was in seinen Kräften stand, und diese Kräfte waren nicht gering. Er dankte dem Gaste nochmals für das Vergnügen, das er ihm auf der Sternwarte gemacht und meinte, die Sternkunde sei doch eine sehr anziehende Wissenschaft.

Ich bin noch ein Anfänger, Famulus oder Beigeordneter des Königlichen Astronomen, versetzte Richard Lonsdale.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Weibliche Taschendiebe.) Man schreibt aus Weimar: Am letztvergangenen Sonnabend nach Schluß des zweiten Actes des Trauerspieles Rosamunde, verließ ein anständig gekleideter älterer Herr das hiesige Hoftheater, um sich in seine Behausung zurückzubegeben: Beim Hinausgehen aus demselben wurde er plötzlich von einer jungen Dame mit den Worten angeredet: „Ach, Papachen, Sie wollen schon nach Haus?" „Gewiß, meine Dame," versetzte der Herr, indem er derselben näher trat; aber sagen Sie mir, kennen Sie mich, meine Dame?" „Na, ob", entgegnete die Letztere, „wie würde ich Sie auch hier anhalten." Die Bitte des Herrn, den Namen ihm zu nennen, verweigerte das Fräulein, und so trennten sich beide. Recht unangenehm überrascht war der Herr freilich beim Nachhausekommen: seine goldene Cylinderuhr nebst goldener Kette fehlte ihm. Er glaubte dieselbe verloren zu haben. Da erinnerte er sich seiner Begegnung mit der jungen Dame am Abend vorher. Sollte dieselbe Uhr nebst Kette ihm aus der Tasche gespielt haben? Nein, das ist ja nicht möglich, dazu fehlte ihr Bosko's Zauberstab, und doch, tragen wir den Fall der Polizei vor. Gesagt, gethan! Die Polizei legte das Verschwinden der Uhr Niemand Anderem als der Dame zur Last und mit Hülfe ihres Zauberstabes brachte dieselbe die Flüchtigen, goldene Uhr nebst goldene Kette, wieder zurück, die junge Taschenspielerin oder Taschendiebin aber — in sicheren Gewahrsam.

(Heirathslustige Damen) seien auf einen Antrag in der „Chicago-Tribüne" hingewiesen, den der Indianer-Häuptling Ka-beeh-coba-way auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege veröffentlicht. Der große Häuptling hat gegenwärtig nur drei Weiber und wünscht seine besseren Hälften durch eine weiße Schönheit zu vermehren. Auf Häuslichkeit und angenehmen Charakter wird mehr gesehen, als auf großes Vermögen. Der große Vater hat ihr ein großes warmes Haus erbaut. Ka-beeh-co-ba-way will sein Eigenthum mit ihr theilen und sie auf den Händen tragen. Seine drei gegenwärtigen Frauen hat er stets gut behandelt und sie niemals geschlagen. Zur vollständigen Beruhigung liebebedürftiger Gemüther theilt der civilisirte Häuptling mit, er und seine andern Frauen würden der Auserwählten stets das Schönste und Beste zu essen geben, überhaupt Alles thun, um sie in ihrem Wigwam glücklich und zufrieden zu machen.

(Weiblicher Schönheitssinn.) Ein australisches Blatt äußert sich über die Aesthetik weiblichen Putzes folgendermaßen: Was für sonderbare Begriffe von Schönheit muß ein Frauenzimmer wohl haben, welches einen großen Chignon anlegen und sich dabei einbilden kann, daß das Ding ein Ornament sei! Sie könnte eben so gut einen falschen Höcker auf dem Rücken tragen und sich dann der Illusion hingeben, daß dadurch die Grazie ihrer Figur erhöht werde. Eine Dame, mit einem Bau von falschen Haaren auf dem Kopfe, erscheint eben so verunstaltet, als ob sie an einer skrophulösen Knochenauftreibung litte. Ihr Kopf ist außer allem Verhältniß zu ihrem Körper, was zweifelsohne eben so in entgegengesetzter Richtung mit ihrem Gehirn der Fall ist, denn im Allgemeinen darf man als Regel annehmen: Je größer der Chignon, je kleiner das Gehirn, welches halb schlafend darunter liegt.

(Der Geiz auf der höchsten Stufe.) In Wien wurde dieser Tage ein Mann Namens Franz Wondra, der ein Vermögen von nahezu einer Viertel-Million besitzt, von der Karlskirche ohnmächtig weggetragen und in das Spital überbracht, woselbst von dem aufnehmenden Arzte constatirt wurde, daß Wondra wegen Mangel an zureichender Nahrung gänzlich entkräftet sei. Grenzenloser Geiz verhinderte den Mann, das Nöthigste zu sich zu nehmen.

Ein Witzblatt bringt folgende Mittheilung: Aus Kasernapolis wird gemeldet: Der Kriegsminister erhielt heute ein Packet mit folgender Zuschrift: „Ew. Excellenz übersende ich in beifolgendem Packet das Modell einer Büchse, die so gut wie nichts kostet, und durch welche keine Menschen verwundet oder getödtet, sondern nur Millionen glücklich gemacht werden. Dr. Ernst Heiter." Das Packet enthielt eine Sparbüchse.

(Ehelicher Dialog.) „O Lucy, Lucy! Schämst Du Dich denn gar nicht, die Haare einer andern Frau auf dem Kopfe zu tragen?" — „O Tom, Tom! Schämst Du dich denn gar nicht das Fell eines andern Kalbes auf der Hand zu tragen?!"

Ein reicher Kaufmann starb. Sein Leichnam ward seziret;
Nachdem man überall dem Uebel nachgespüret,
Da kam man auf das Herz, und sieh! er hatte keins:
Da, wo das Herz sonst sitzt, fand man — das Einmaleins.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Francovia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 93. Samstag den 20. November. 1869.

Dichter-Worte

am Grabe der

Frau Marianna Kirchner

gesprochen von Herrn

C. Scholl,

freirel. Sprecher aus Nuenberg

I. Vor der Rede.

Wenn Einer starb, den Du geliebt hienieden,
Dann trag hinaus zur Einsamkeit Dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit Dir ergehe.
Im Wald, am Meer, auf Steigen, längst gemieden.

Da fühlst Du bald, daß Jener, der geschieden,
Lebendig Dir im Herzen auferstehe,
In Licht und Schatten spürst Du seine Nähe,
Und aus den Thränen quillt ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte Dich begleiten,
Ums Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer, denn Du hast ihn alle Zeiten.
Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub einst weihten,
Und was Du ewig liebst, ist ewig Dein.

E. Geibel.

II. Nach der Rede.

Nicht über's Grab hinaus soll sich erheben
Mein Blick zu einer Welt, die Niemand kennt,
Der schönen Erdenheimath gilt mein Streben,
Ob auch der Wahn ein Jammerthal sie nennt.
In ihr solls heller, schöner, besser werden,
Soll jeder Mensch sich seines Lebens freu'n,
D'rum will ich mildern helfen die Beschwerden,
Und freudig mich dem Wohl der Menschheit weih'n.

Des Geistes Licht soll immer mehr verscheuchen
Des Glaubens Zwietracht und des Irrthums Nacht,
Und vor der Wahrheit Fackel soll erbleichen
Des finstern Wahnes tausendjähr'ge Macht.
Nicht blindlings glauben, sondern selbst erkennen,
Und thätig sein für Wahrheit, Recht und Licht,
Die Wirklichkeit vom Wunderbaren trennen,
Das ist des freien Menschen heilge Pflicht.

Der Liebe Macht soll in der Freiheit walten,
Der Mensch empfinden lernen seinen Werth,
Und immer herrlicher wird sich gestalten
Des reinen Menschenthumes heil'ger Heerd.
So wirkt der Geist durch die gestreuten Saaten
Noch segensreich bis in die fernste Zeit,
So lebt er fort in Worten und in Thaten,
Die liebend mir der Menschheit Wohl geweiht.

So laßt uns drum am Himmelreich auf Erden
Gemeinsam und mit allen Kräften bau'n,
Wie auch die finstern Mächte sich geberden,
Die ihrer eignen Sache nicht vertrau'n!
Die Macht der Wahrheit kann nicht unterliegen
Im Kampfe gegen Selbstsucht, Trug und Schein,
Drum laßt uns muthig kämpfen, edel siegen,
Und uns der schönen Erdenheimath freu'n!

Castel.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Arthur nahm schnell den von ihm Vertheidigten, der unter dem Mantel die Uniform eines preußischen Hauptmannes von der Linie trug, vom Pferde herunter und lehnte ihn an einen Baumstamm.

Der Hauptmann gab kein Lebenszeichen von sich. Arthur entkleidete ihn und fand, daß eine jedenfalls dem Herzen zugedacht gewesene Kugel die linke Seite zwischen den Rippen gestreift und daß diese Verwundung einen bedeutenden Blutverlust zur Folge gehabt hatte; außerdem schienen einige Contusionen an Kopf und Brust von Belang.

Arthur bediente sich einer dicken Pferdedecke zum Einhüllen des Verwundeten, stillte durch Auflegen von Schnee die Blutung der Brustwunde und bemühte sich, durch gleiche Behandlung des Kopfes und Frottiren des ganzen Körpers seinen Patienten zum Bewußtsein zu bringen, was nach längerem Bemühen auch gelang. —

Der Hauptmann schlug die Augen auf, nahm die Hand Arthur's in die seinige und sagte mit schwacher aber herzlicher Stimme:

„Mein Vater, der Regierungsrath v. Römer in Danzig wird Ihnen ihren Liebesdienst zu

Digitized by Google

vergelten suchen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen . . ."

Er wollte weiter sprechen, aber er fiel nach diesen, mit vieler Anstrengung hervorgebrachten Worten wieder in seine frühere Bewußtlosigkeit zurück.

Arthur — in dessen Gesicht der hell darauffallende Schein des Mondes bei Nennung des Namens „von Römer" ein flüchtiges Zucken der Muskeln bemerken ließ — setzte seine Bemühungen zur Wiederbelebung des Verwundeten fort, aber sie blieben erfolglos.

Der Mangel jeden sicht- und fühlbaren Lebenszeichens, die fortdauernde Kälte des Körpers trotz der ununterbrochenen Frottirungen mit Schnee und das immer hippocratischer werdende Gesicht deuteten auf Erloschensein aller organischen Thätigkeit hin.

Arthur wickelte seinen Vetter fest ein und ging — der im Schnee zurückgebliebenen Spur folgend — in der von Fritz eingeschlagenen Richtung waldeinwärts. Die von einem lauen Westwind bewegten Aeste schüttelten ihren weißen Winterschmuck herab, — sonst unterbrach kein Geräusch die rings umher lagernde Todtenstille. Arthur hatte nicht weit zu gehen, um erst die Reisetasche und einige hundert Schritte weiter auch Fritz zu finden, der blutig und entstellt — den Hund auf der Brust — mit zerfleischter Kehle im Schnee lag.

Hund und Bandit waren todt und der Zustand beider ließ keinen Zweifel darüber, daß hier ein langer und harter Kampf stattgefunden hatte. Arthur ließ die Leiche in ihrer Lage und kehrte mit der Reisetasche zum Hauptmann zurück. Er fand ihn noch in demselben Zustande, in welchem er ihn verlassen hatte und der ihn mit aller Evidenz die Diagnose auf „Todt" stellen ließ.

Er stand mit sich selbst im Streite vor Arouet. Der in ihm aufgestiegene Gedanke, den scheinbar Todten auf das Pferd zu setzen, und mit sich nach dem nächsten Dorfe zu nehmen, wurde so schnell als gefaßt, wieder verworfen. Er erinnerte sich der mitleidslosen Härte, mit der sein Oheim ihn und seine Mutter behandelt und überlegte, daß er diesem dadurch einen Freundschaftsdienst erweisen und — abgesehen davon, daß er gewärtig sein mußte, als Mitschuldiger der Banditen betrachtet zu werden — sich selbst dem kaum entronnenen Schicksale der Einsperrung überliefern würde. Dem aber wollte er um jeden Preis und wo möglich durch Flucht in ein sicheres Asyl entgehen. Warum sollte er sich hierzu nicht des Namens, des Geldes und der Uniform und des Geldes seines todten Vetters — dessen Vater er ohnehin Rache geschworen hatte — bedienen? Sein Entschluß war fest.

Er wickelte, nachdem er sich Gewißheit verschafft hatte, daß Wolf und der verrätherische Diener Arouet's todt seien, das mit sich geführte Paquet auf und zog die darin enthaltene Zuchthauskleidung, dieselbe, in welcher er vor einigen Wochen zu seiner Mutter kam, so schnell als möglich seinem Vetter an, hüllte ihn in den von seiner Mutter empfangenen Mantel ein, setzte ihm seine Pelzmütze auf und bediente sich eines im Leibgurte Wolfs vorgefundenen Messers, um Arouet seines Schnurrbartes und seiner lang über die Stirn liegenden Haare zu berauben. —

Die von einer dichten Wolke halb verdeckt gewesene Scheibe des Mondes warf, gerade nachdem diese Metamorphose vollendet, ihren vollen Glanz auf die Gesichter der beiden Vettern und wer dieselben in diesem Augenblicke vergleichend betrachtet hätte, der wäre sicher im Zweifel gewesen, ob er beide für Brüder, oder ob er Einen für den Doppelgänger des Andern halten solle.

Die Aehnlichkeit Arouets mit Arthur, welcher Letztere den langen falschen Bart, den er in der Lochmühle trug, beim Angriffe auf Wolf verloren hatte, war eine im Familien-Typus begründete und so frappante, daß es in diesem Augenblicke vielleicht nur der Mutter eines der jungen Leute gelungen sein würde, ihren Sohn herauszufinden.

Arthur lächelte zufrieden und — wir müssen es sagen — diabolisch, als er sah, daß ihm der Zufall so zuvorkommend zur Ausführung seines Flucht-Plans zu Hülfe kam. Er packte die Sachen seines Vetters bis auf Hemd und Socken zusammen, warf sich dessen Mantel um und jagte, die Reisetasche und einen Mantelsack auf's Pferd packend, dem nicht weit entfernten Lohmen zu, wo er am Gasthof, wo bereits alles schlief, Halt machte.

Arthur ließ sich, nachdem er die Leute geweckt, ein Zimmer geben, auf dem er eiligst Toilette als Hauptmann machte, und überlegte, was nun zu thun sei, d. h. ob er in seiner Weise Anzeige von dem Vorfalle machen, oder ohne eine solche weiter reisen.

Er entschied sich nach Erwägung aller pro und contra sprechenden Gründe für das erstere, als das ihm jedenfalls die meiste Sicherheit bietende Verhalten, ging also noch in derselben Nacht zum Ortsrichter und zeigte diesem an, daß er, der Hauptmann Arouet von Römer, mit seinem Diener die Straße von Pillnitz kommend, angefallen worden und nur mit Mühe und Hilfe eines hinzugekommenen Dritten dem Tode durch Räuberhand entkommen sei.

Er fügte hinzu, daß vermuthlich sein Diener, wie auch sein Vetter und wenigstens einer der beiden Räuber todt sein würden und bat um

Digitized by Google

amtliche Untersuchung an Ort und Stelle, indem er sein Bedauern ausdrückte, an dieser Expedition nicht Theil nehmen zu können.

Der Richter hatte keine Veranlassung Zweifel in die Aussagen Arthur's zu setzen und begab sich noch in derselben Nacht, begleitet von seinen Schöppen und bewaffneten Bauern, an den bezeichneten Ort des Verbrechens, während Arthur in das Gasthaus zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Woran erkennt man denn einen Meister so zu sagen? fragte Master Blount mit aller Bescheidenheit.

Daß er neue Sterne endeckt . . . Andere pflegen dann diesen Sternen seinen Namen zu geben, und dann ist sein Name unsterblich.

Also Sie, Herr Lonsdale, haben noch nichts entdeckt?

Um Verzeihung . . . zwei der schönsten Sterne, die es überhaupt geben mag, und ich wünschte wohl, daß Sie diesen Sternen meinen Namen geben . . .

Ich . . . wie versteh' ich das?

Herr Blount, ich bitte Sie um die Hand ihrer Tochter . . .

Ah! sagte Papa Blount und fuhr mit gerunzelter Stirne vom Stuhl auf. Ei, ei, Herr, wie kommen Sie darauf, frag' ich!

Ich liebe Ihre Tochter und werde, wie ich mir schmeichle, wiedergeliebt . . .

Ah! sagte Master Blount, und sein Gesicht wurde sehr lang. Nun trat ein Schweigen ein, welches beiden Männern etwas lästig fiel; die Weingläser standen halbgefüllt da, aber die Brust war beiden voll, und sie wußten nicht wo sie einander oder sich selbst anzapfen sollten. Endlich entschloß sich der Wirth kurz und fragte seinen Gast:

„Haben Sie Vermögen, Herr Lonsdale?“

— Nein, aber einen jährlichen Gehalt von sechshundert Pfund.

„Hm!“ brummte der Alte, indeß schien ihm der angehende Astronom durch diese Zulage an Gewicht zuzunehmen, auch erwachte der Respekt vor der Wissenschaft wieder, den ihm der junge Mann gleich Anfangs eingeflößt.

„Ist das Ihr ganzes Einkommen?“ fragte er lauernd.

— Meine Feder bringt mir jährlich noch zweihundert Pfund, bisweilen noch mehr . . .

Papa Blount spitzte die Ohren; denn mit dieser einen Feder erflog Richard Lonsdale eine Höhe in den Augen des Kaufmanns, daß er den Antrag desselben bereits als eine große Ehre zu betrachten anfing. Er hatte noch mehr Respekt vor dem Schriftsteller, als vor dem Gelehrten.

„Gedenken Sie von Ihrem Einkommen Ihre künftige Frau zu unterhalten?“

— Mit 700 Pfund schon läßt sich's in Greenwich ganz bequem leben.

„Kennen Sie meine Vermögens-Umstände Herr Lonsdale?“

— Herr Blount, ich habe Sie nur um die Hand Ihrer Tochter gebeten; dem Weitern habe ich nie nachgefragt.

Der werbende Schwiegerpapa stutzte, denn bis jetzt hatten Alle, welche seine Tochter gern genommen hätten, nach dem edlen Metall eher gefragt als nach der edlen Seele. Der Werth, den Lonsdale auf sein Kind als solches legte, schlug alle frühere Pläne des Alten nieder; aber er gab sich noch nicht ganz gefangen.

„Es könnte wohl möglich sein“, meinte er seufzend, „daß auch ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme.“

— Ich rechne darauf, Herr Blount, daß Sie mit uns nach Greenwich ziehen und mit mir Sternkunde studiren.

„Und Sie sind der Liebe meiner Elisabeth gewiß?“

— Ja.

„Sie sollen meine Tochter haben, theurer Lonsdale, und ich heiße Sie jetzt als Sohn willkommen!“ Damit umarmte und küßte er den jungen Mann sehr warm, und rief seine Tochter herein. Sie erschien.

„Meine liebe Tochter, Herr Lonsdale hat um Dich bei mir angehalten, was sagst Du dazu?“

Sie schwieg, aber ihr jubelndes Herz warf sein Herz empor, daß es purpurn durch die Wangen leuchtete. Sie verbarg ihr brennendes Gesicht an des Vaters Brust und überließ dem glücklichen Bräutigam ihre Hand, die natürlich mit Küssen bedeckt wurde. Es war ein himmlischer Augenblick, in welchem drei Seelen in einer Flamme selig von der Erde aufschlugen; Papa Blount war so weich geworden, daß er in den Augen schon zu schmelzen begann.

Eine Woche später wurde die Verlobung gefeiert, und Herr Samuel Blount äußerte bei der Gelegenheit, wie er nie geglaubt hätte, daß die Sterne so viel Einfluß auf das menschliche Leben haben könnten; jetzt sei die Sache klar. Zugleich überraschte er seinen Tochtermann mit der Eröffnung, daß er auf eine Mitgift von 140,000 Pfund zu rechnen habe. Das hätte freilich Niemand dem schlichten Kaufmanne angesehen.

Digitized by Google

Die Hochzeit sollte in zwei Monaten stattfinden, und es schien sich, wie man sieht, dem nichts entgegenzustellen, und doch kam die Sache gräßlich anders. Es scheint wirklich im Leben oft, daß man selbst auf den Bissen nicht rechnen dürfe, den man schon zwischen den Zähnen hat. Es sind schon Menschen gestorben, die nur noch zwei wichtige Worte aussprechen wollten, und ihr Unternehmen nach dem ersten Worte, sammt dem Geiste aufgeben mußten. Und hatte die alte Mordaunt nicht eine gewisse Finsterniß verheißen?

Elisabeth sah ihren höchsten Wunsch erfüllt wer hätte ihr die Freude verderben sollen? Gleichwohl dauerte diese in ihrer ungetrübten Reinheit nicht lange. Richard besuchte sie und ihren Vater fast einen Tag um den andern in London, und der Alte ließ es sich auch nicht nehmen, öfters einen Ausflug mit Beß nach Greenwich zu machen, ohne den Vetter zu besuchen. Der Stand der Verlobten war voll unendlicher Seligkeit und auf dem Gesicht Master Blounts, als dem nächsten Zuschauer, sah man unausgesetzt den Widerschein dieser herrlichen Flamme spielen. Gleichwohl begann die glücklichste Braut schon nach den ersten vierzehn Tagen eine seltsame Unruhe zu empfinden, als läge die Gewitterschwüle eines entsetzlichen Unglücks auf ihr. Gegen die quälende Empfindung, und ihrem Richard wagte sie nichts davon zu sagen; er würde sie so gut mit ihrer „Kinderei" verhöhnt haben, wie der Papa.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Abenteuer in Rustschuck) Am Abende vor der Ankunft des Kaisers von Oesterreich in Rustschuk spazirte Graf K......e an der Seite seiner Gemahlin außerhalb der Stadt und war in den Anblick der untergehenden Sonne und einiger sich selbst zerfleischender Hunde vertieft, da näherte sich ihm mehr kriechend als gehend ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen und bot Beiden Blumen-Bouquets an. Gräfin K. nahm beide Sträuße von dem Kinde und beschenkte es auch. Den Rosen entströmte außergewöhnlich balsamischer Duft, der entzückte und berauschte.

Gräfin K. hing sich immer mehr an den Arm des Gemahls, und endlich sank ihr Kopf auf seine Schulter. Die heilige Ruhe des Abends, die Einsamkeit um sie her, Alles das wirkte selbst mächtig auf den Grafen, und er glaubte, seine Begleiterin lehnte, in den Anblick der schönen Natur versunken ihr Haupt an seine Schulter; doch als ihr Gang unregelmäßig wurde, blieb er stehen und sah zu seinem Entsetzen das todtenbleiche Antlitz seiner Gattin, deren Hände schlaf herabhingen.

Er blickte rings umher, keine Menschenseele war um ihn. Die Mauern der Stadt lagen in einer Entfernung, daß der Schall seiner Stimme sie nicht erreichen konnte.

Gräfin K. sank zusammen und blieb todtenähnlich auf einem Rasen liegen. Graf K. mußte sich entschließen, die ohnmächtige Dame nach der Stadt zurückzutragen; eine kleine Strecke that er es auch, mußte aber seinen Entschluß aufgeben, da die Finsterniß zu rasch hereinbrach.

Er rief einige Male laut um Hülfe und wollte eben nach der Stadt selbst laufen, um Leute herbeizurufen, da hörte er Schritte. Freudig rief er die Kommenden an, zu helfen, die auch alsbald erschienen und den Herrn Grafen baten, Uhr, Kette, Börse, Ringe, von ihm, wie von seiner Frau Gemahlin, ihnen einzuhändigen. Dafür gaben sie ihm den Trost, daß seine Frau in einer Stunde wieder ganz wohl sein dürfte, sobald der Rosenduft verhaucht sein würde. Sie theilten ihm auch noch mit, daß auch er hätte in demselben Zustand sein sollen, wie seine Frau Gemahlin. Doch da er das Bouquet nicht angenommen, er sich wachend seine Effecten müsse nehmen lassen.

Fünf nicht zu beschreibend wild aussehende Kerle, mit Messern und Pistolen bewaffnet, traten näher, nahmen die Effekten, das Gilet und den Rock obendrein. Gräfin K. trugen sie jedoch bis auf Schußweite zur Stadt, von dem Herrn Grafen in einer Entfernung begleitet, der an jeder Seite einen Banditen als Wache hatte.

Als man die Frau Gräfin niedergelassen, feuerte einer der Räuber sein Pistol gegen die Stadt zu ab und war sammt seinen Gesellen in der nächsten Minute verschwunden.

Nun kamen eine Menge Personen aus Rustschuk, darunter viele Oesterreicher. Ein Ueberzieher bedeckte die gräflichen Blößen und so langte man in dem Gasthofe an, wo Graf K. abgestiegen war.

Die Räuber kannten genau die Wirkung ihres Rosenduftes. In einer Stunde war die Frau Gräfin wieder wach und war untröstlich darüber, daß man ihr sowohl, wie ihrem Gemahl selbst die Eheringe vom Finger gezogen hatte.

Unter den vielen Fremden in Rustschuk machte die Geschichte ungeheures Aufsehen und man getraut sich nicht mehr eine Rose zu berühren.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 94. Mittwoch den 24. November. 1869.

Sprache des Sternenhimmels.

Erhebt der Mensch zu unbegriffner Ferne
Das Angesicht,
Strahlt ihm das Leuchten diamantner Sterne
Im reinsten Licht,
Dann fühlt man in der Brust ein heilges Beben,
Man ahnt ein unnennbares Geistesleben,
Das rings in der erhabenen Natur
Zeigt seine Spur.

Millionen Körper, die, in sich'ren Bahnen
Mit Majestät
Sich kreisend, an die große Liebe mahnen,
Die 's All durchweht,
Sie sind das Buch mit ungefälschten Zeichen,
Durch das den Weg zur Wahrheit wir erreichen,
Das Buch, das Jedem, sei er Heide, Christ,
Geschrieben ist.

Laßt oft in diesem wahren Buch uns lesen,
So heilig, hehr.
Nicht, als der großen Allmacht größte Wesen,
Uns hassen mehr!
Auf daß nicht länger noch ein blinder Glaube
Das höchste Gut, die Liebe, hier uns raube!
Les't, was so schön der Sternenhimmel spricht:
Durch Nacht zum Licht.

Gg. Ph. Wolpert.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Wir folgen ihm nun in das Gasthaus und sehen ihn, auf sein Zimmer gekommen, die Reisetasche Arouets nehmen und sorgfältig durchsuchen. Nachdem er das darin enthaltene Geld gezählt, packte er eine Partie Briefschaften aus und las. Er las mit gieriger Hast und seine Aufmerksamkeit wurde sichtlich immer gespannter bis er endlich aufsprang und, einen der Briefe in der Hand zerknitternd, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Er hob die geballte Faust drohend empor und ließ sie, sich wieder setzend, mit solcher Gewalt auf den Tisch niederfallen, daß das darauf stehende Theegeschirr zu Boden fiel und in Stücke zersprang. — Ein Blick in die Briefe wird uns den Commentar hiezu liefern. Es waren Schreiben hauptsächlich aus dem väterlichen Hause, wovon die aus früheren Jahren stammenden zum größten Theile von der Mutter Arouets geschrieben waren. Sie trugen das Gepräge einer still-ergebenen duldenden Frau und ohne Sentimentalität liebenden Mutter und waren für Arthur ohne specielles Interesse. Die Mehrzahl der späteren Schreiben waren von der Hand des Regierungsrathes und aus ihnen war zu entnehmen, daß namentlich in letzterer Zeit zwischen Arouet und seinem Vater ein gespanntes Verhältniß obgewaltet hatte, wegen dessen der Erstere vor seiner so unglücklich unterbrochenen Reise nicht nach Hause gekommen, sondern direkt aus seiner Garnison der böhmischen Gränze zugeritten war, in der Hauptsache wohl nur, um den General du Chaumont in Teschen zu besuchen, dessen Tochter — wie weiter aus der Correspondenz hervorging, sein Vater ihm empfohlen hatte, bei der Wahl einer Gattin doch ja zu berücksichtigen.

Die Spannung zwischen Vater und Sohn schien deshalb zum Grade des Zerwürfnisses gediehen, weil der Letztere auf Fürbitten eines alten Dieners im väterlichen Hause, von dem unlängst ausgezahlt erhaltenen mütterlichen Erbtheile die Summe von 500 Reichsthaler an seine Tante (die Mutter Arthur's) überwiesen und weil er ferner die Ueberlassung dieses Dieners — der Arouet bei Beginn seiner militärischen Carriere schon einige Jahre begleitet hatte — gewünscht und wiederholt erbeten hatte, und hierauf bestand. Der Vater tadelte das erstere und verweigerte die erbetene Ueberlassung unter mancherlei Vorwänden.

Sein Brief vom jüngsten Datum — derselbe, welcher Arthur in so leidenschaftliche Aufregung versetzt hatte — lautete:

Mein Sohn!

Du scheinst von Deiner kaum angetretenen Majorennität den möglichst umfänglichen Gebrauch zu machen und mir in jeder Weise beweisen zu wollen, daß Du meiner nicht mehr nöthig habest. Auch gut, wenn Du das glaubst. Du bist, nachdem wir uns fünf Jahre, nicht

Digitized by Google

gesehen, auf Urlaub gegangen, ohne vorher dem väterlichen Hause einen Besuch abzustatten. — Mündlich konnten wir uns freilich über Manches verständigen, und das — lag nicht in Deinem freiherrlichen Willen.

Die Siebel ist nicht meine Schwester. Sie ist die Tochter eines bettelarmen Frauenzimmers aus dem Pöbel, das mein Vater — unsinnig genug — nach dem Tode meiner Mutter heirathete. Was es für eine Sorte ist, kannst Du an ihrem Früchtchen von Sohn sehen, der jetzt seine Humaniora auf dem Zuchthause fortsetzt. Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß dieses Lumpengesindel unterstützen, ein moralisches Verbrechen begehen heißt.

Wenn Du in der begonnenen Weise fortwirthschaftest, so wirst Du der Anlegung Deines mütterlichen Erbtheils allerdings bald überhoben sein.

Wie Du zu der geisteskranken Idee kommst, den alten Joseph mit auf Reisen zu nehmen, ist mir unbegreiflich. Ich kann diesen alten Esel von Bedienten im Hause zu nichts mehr gebrauchen, aber Du noch weniger, — und so will ich ihn behalten. Damit abgemacht.

Du mußt mich hinreichend kennen, um zu wissen, daß meine Güte nie in Schwachheit ausarten kann und daß ich mich in keinem Falle und von Niemanden — am allerwenigsten aber von meinem Sohne — mißbrauchen lasse. Soviel wegen des Uebrigen.

v. Römer.

Vom alten Joseph waren mehrere an Arouet gerichtete Briefe bei dem Paquet. Es ging aus ihnen eine zärtliche und vertrauliche Liebe zu seinem Herrn hervor, den der Alte bat, ihn doch aus dem väterlichen Hause und zu sich zu nehmen. Der letzte davon hielt folgende Stelle: Seit, daß die gnädige Frau Räthin todt ist, ist es ganz anders geworden im Hause. Der Rath trinkt sehr stark, viel mehr als sonst, und dann geht es allen schlecht, mir am meisten, auch vom gnädigen Fräulein, die mich gar nicht leiden kann. Ich möchte gar zu gern wieder bei Ihnen sein, mein gnädiger Herr Arouet, aber der Herr Rath wills nicht, ich halt's aber nicht länger hier aus und will, so wie es geht mich heimlich fortmachen und zu Ihnen nach Teschen kommen, nicht wahr sie nehmen den alten Joseph auf?

In einem angefangenen Briefe Arouet's an seinen Vater hieß es:

Mein Herr Vater!

Aus Ihrem letzten Schreiben habe ich mit aufrichtigem Bedauern ersehen, daß jede meiner Handlungen — Mißbilligung, jede meiner Bitten — Zurückweisung ihrerseits erfährt.

Es liegt mir, wie sie, hoffe ich, nicht zweifeln werden, fern, Ihren väterlichen Rath mißachten zu wollen, der ja natürlich die Erfahrungen eines längeren und inhaltreicheren Lebens, als es das meinige ist, auf seiner Seite haben muß. Andererseits aber bin ich allerdings nicht mehr ein Kind, sondern Mann geworden und wenn, wie sie mich selbst gelehrt, „Selbstständigkeit des Mannes erste Tugend“ ist, dann wird es wohl Zeit, daß ich diese Tugend allgemein übe, und es kann dies kein Vergehen sein, sondern nur ihren Beifall finden, wenn es in den Gränzen der Tugend überhaupt und unbeschadet der Achtung geschieht, welche ich Ihnen schuldig bin und die ich — meines Wissens — auch noch nie aus den Augen gesetzt habe“.

Weiter ging das, um einige Tage früher datirte, Schreiben nicht. Arouet hatte es vermuthlich zurückgelegt, um es bei Gelegenheit zu Ende zu führen.

Arthur packte, nach längerem Sinnen, die Briefschaften wieder zusammen und legte sie, (mit Ausnahme des eben mitgetheilten Bruchstückes) in die Reisetasche zurück. Diese enthielt außer verschiedenen Reise-Utensilien 500 Reichsthaler in Silber und ein Accreditiv für 3000 fl. von einem Berliner auf ein Prager Haus ausgestellt. Dasselbe Berliner Haus hatte — wie Arthur aus den Papieren ersah — noch 5000 Thlr. für Arouet v. Römer in Deposito.

Der Mantelsack enthielt ganz neue Uniform und verschiedene Leibwäsche.

Arthur's nächste Sorge war, sich in den Besitz des ganzen disponibeln Capitals zu setzen. Er nahm Dinte und Feder, die er in der Reisetasche vorfand, und nachdem er sich in Nachahmung der ihm in dem angefangenen Schreiben Arouets vorliegenden Schriftzüge seines Vetters so lange geübt, bis ihm dieselbe in bewundernswerth täuschender Aehnlichkeit gelang, nahm er einen Bogen des gleichfalls vorhandenen Briefpapiers und ersuchte das Berliner Haus mit kurzen Worten, „ihm das noch in Verwahrung habende Capital bei seinem Prager Correspondenten zur Verfügung stellen zu lassen, da er, (der Deponent) dasselbe in Folge unerwarteter Vorkommnisse und deshalb nöthig gewordener anderweitiger Disposition vielleicht bald selbst bedürfen werde.

Nachdem er den Brief mit Arouets Siegelring verschlossen und zur Absendung fertig gemacht hatte, warf er sich, beim milden Gott des Schlafes Stärkung suchend, erschöpft auf's Bett.

Während dem hatte die amtliche Inspection an Ort und Stelle stattgefunden, und die aufgehobenen vier Männer waren mit Bericht an das Amt Hohenstein abgeliefert worden.

Die uns unter den Namen Wolf und Fritz bekannten zwei Personen waren Leichen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Eines Abends wußte Elisabeth sich gar nicht zu retten vor Angst. Richard sollte kommen, er kam nicht; statt dessen schrieb er ein kleines Billet, daß er sich unwohl fühle. Die Arme klagte der vertrauten Peggy ihre Noth, und diese, das hätte sie ohne Frage wissen können, verschrieb ihr wieder, als untrügliches Mittel gegen das Herzklopfen, die alte Trude Mordaunt. Beide begaben sich zu ihr, um sich die Karte legen zu lassen. Die Alte meinte erst, mit den leichtfertigen, sündhaften Bildern habe sie nicht gern etwas zu schaffen; dann ließ sie sich doch von Peggy erbitten.

Elisabeth mußte die Karten in drei Häufchen legen, und die Alte machte stumm aus den drei Häufchen drei Reihen. Nach einem langen tiefen Betrachten, dem die Mädchen ängstlich zusahen, öffnete endlich das Orakel den Mund:

„Mein liebes Kind, es thut mir leid, aber ich muß Ihnen verkünden, daß Ihnen ein Unglück, etwas Entsetzliches im Hause liegt. Aber so schlimm das Gewitter aussieht, so scheint es doch ganz ohne Schaden vorbeigehen zu wollen. Auf die Nacht folgt ein heller, reizend schöner Tag . . . die Lage der Bilder ist so seltsam, wie es mir noch nie vorgekommen . . .“

— Sage Sie es nur heraus, Mutter Mordaunt, nicht wahr; er stirbt?“

„Wer, mein Kind?“

Elisabeth erröthete über das, was ihrer Angst entschlüpft war, und schwieg, als Peggy der Alten etwas in's Ohr sagte.

„Nein, meine theure Miß, so wahr jetzt die Uhr der St. Paulskirche sieben schlägt — Kirche ist Kirche, und Sieben ist eine heilige Zahl — so wahr wird Ihr Bräutigam Ihr angetrauter Mann werden und Sie glücklich machen. Ist er krank, so kann er nicht sterben, mag es mit ihm noch so gefährlich stehen.“

Die unglückliche Braut schien etwas ruhiger von dannen zu gehen, als sie gekommen, obwohl sie wieder durch das sonderbare, unklare Benehmen der Alten sich innerlich sehr beengt fühlte. Selbst Peggy, der die Zunge sonst immer gern durchging, schien befangen und wußte nicht, was sie sagen sollte. Das Licht, was die Alte diesmal angezündet hatte, sah ihr wie Dämmerung, ja wie Finsterniß aus.

Papa Blount sah sehr wohl, was in seiner Tochter vorging, wie hätte sie auch ihre verweinten Augen verleugnen können? Er tröstete so viel er konnte, aber seine Arbeit hatte keinen sonderlichen Erfolg. Er versprach ihr, am andern Tage nach Greenwich zu fahren und zu sehen wie es mit dem Kranken stände; er hoffe, daß bei dem gesunden kräftigen Manne keine Gefahr vorhanden sei.

Am andern Morgen reiste Herr Blount ab, und Elisabeth verbrachte den ganzen Tag mit der größten Bekümmerniß; es schien, als habe sie den Glauben ganz verloren. Der alte Herr kehrte erst in später Nacht zurück und schien den Fragen der Tochter ausweichen zu wollen. Allein damit machte er das Uebel nur schlimmer. Jetzt fragte sie ihn fest und entschieden. Er solle ihr sagen, wie es mit Richard stände.

„Mein Kind, vertraue auf Gott . . . es steht nicht zum Besten mit Lonsdale, und sein Arzt zuckt die Achseln auf meine Frage . . . wenn ihm etwa etwas Menschliches begegnen sollte, gieb Dich drein und bedenke, daß ich Dich allein nur noch habe . . .“

Seine Stimme brach unter der Last dessen, was sie verkünden sollte, und Elisabeth war leichenbleich in einen Armsessel gesunken. Er nach Wasser, denn sie war ohnmächtig. Nur langsam kam sie wieder zu sich, und nun erfolgte ein Thränenguß, als wollte sie ihre ganze Seele weg weinen.

Die Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, und der nächste Tag war der traurigste, dessen sich Herr Blount in seinem Leben zu erinnern wußte.

Am dritten Tag wurde ein schwarz gesiegelter Brief gebracht. Richard Lonsdale war denselben Morgen, früh halb drei Uhr, an einem hitzigen Fieber verstorben.

Der Jammer im Blount'schen Hause war unbeschreiblich, und selbst der leidende Zustand Elisabeths schien gefährlich zu werden. Der Alte war in Verzweiflung.

Herr Blount, den dieses Mißgeschick selbst an den innersten Nerven ergriffen, wußte nicht, wie er seine jammernde Tochter trösten sollte. Sie war hierin so bedürftig, und er, der geben sollte, zu arm. Peggy verdarb es mit ihrem plumpen Humor, indem sie meinte, es gebe noch viele glatte Gesichter in London, die nicht des Nachts hinter Fernröhren lägen. Der Schlag war zu schnell gefallen und zu heftig gewesen, um ihn wie eine gewöhnliche Unverdaulichkeit zu überwinden. Wer liebte, mag ihn nachempfinden!

Lonsdale's Verwandte hatten die Leiche desselben nach London gebracht, um ihn dort, wo er geboren, zu beerdigen. Dies geschah, und Herr Samuel Blount, dessen Verhältniß zu dem Seligen den Verwandten zur Genüge bekannt war, wurde mit eingeladen, der Leiche zu folgen. Unter den Thränengüssen seiner Tochter erfüllte er diesen Wunsch, als er jedoch von der Feierlichkeit heimkehrte und auf Befragen Elisabeths — ohne dies würde er eine solche

Digitized by Google

Unvorsichtigkeit nicht begangen haben — dieser davon Bericht erstattete, da sank sie in eine so tiefe Ohnmacht, daß sie über eine halbe Stunde leblos da lag, und der alte Mann an ihrer Erweckung verzweifelte.

Nachdem sie wieder zu sich gekommen, mußte sie den ganzen Tag das Bett hüten, um sich einigermaßen wieder zu erholen. Gleichwohl äußerte sie den Wunsch, am folgenden Tag Abends auszugehen. Der Vater hatte allerlei Bedenken, und der Arzt hatte einen solchen Ausgang aufs Streugste untersagt. Allein sie versicherte hoch und theuer, daß sie sterben müßte, wenn sie nicht ginge.

Was sollte der alte Herr thun? Der Gedanke, sein einziges Kind einzubüßen, war dem alten Herrn so unnatürlich und furchtbar, daß er ihn noch nie zu Ende gedacht — er fühlte, daß ihr Ende auch das seinige herbeiführen müsse — allein, was wollte er ihrem erklärten festen Willen entgegen setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Kampf mit einem Meerteufel.) Victor Hugo hat in seinen „Travailleurs de la mer" den Kampf eines Tauchers mit einem furchtbaren Seeungeheuer geschildert, so phantastisch freilich, daß er mehr Lachen als Entsetzen erregt. Bei der Insel Man ist jetzt ein ähnlicher unterseeischer Kampf in etwas kleinerem Maßstabe vorgekommen. Ein Taucher, welcher an den Hafenbauten bei Douglas an der Legung des Grundsteins beschäftigt war erblickte plötzlich ein fischartiges Ungethüm, das mit aufgesperrtem Rachen ihn scharf ins Auge faßte. Da er aus der Miene des ungebetenen Zuschauers schloß, daß derselbe seine Arbeit mißbilligte und feindselige Absichten hegte, so hielt er es für gerathen, die Offensive zu ergreifen und stieß dem Thiere eine Axt in den Rachen. Eine heftige Fehde entspann sich. Des Tauchers Gewandtheit aber besiegte das Unthier, und er gab das Zeichen, ihn an die Oberfläche zu ziehen, wobei er seinen erschöpften Gegner mit heraufschleppte. Der Unterlegene wies sich bei näherer Betrachtung als ein Krötenfisch oder Meerteufel (lophius piscatorius) aus; er maß von der Schnauze bis zum Schwanz 4½ Fuß, über der Schulter von Finne zu Finne 3 Fuß, das Maul aufgesperrt umfaßte 120 bis 140 Quadratzoll. Schade um seine Größe; sonst sah er scheußlich und widerwärtig genug aus, um eine angenehme Bereicherung für ein Privataquarium abzugeben.

Bei der Vieh-Ausstellung in Petersburg wurden, wie die „Petersb. Ztg." berichtet, am 22. October interessante Versuche mit der Zugkraft verschiedener Ochsen gemacht. Man spannte nach einander sechs Paar Ochsen vor einem kolossalen, 300 Pud (à 40 Pfd.) oder 120 Ztr. schweren Wagen, der mit 14pfündigen Kugeln beschwert wurde. Das erste Paar Ochsen machte unter zweimaligem Ausruhen 214 Schritt mit 231 Paar Kugeln; das nächste Paar legte 192 Schritt mit 262 Paar Kugeln zurück; das dritte schleppte nur 241 Paar Kugeln 192 Schritt fort, das vierte aber, der Race vom Schwarzen Meere angehörig und im Besitze des Herrn Maglionowski befindlich, zog 373 Paar Kugeln ohne Ruhepause 300 Schritte weit und hätte vielleicht eine noch größere Kraft entfaltet, wenn nicht das Joch gebrochen wäre und die weiteren Versuche hätten aufhören müssen.

(Scherz oder Ernst.) In einem französischen Blatte stand kürzlich zu lesen: „Ein gänzlich entmuthigter Mensch, welcher entschlossen ist, seinem Leben bald ein Ende zu machen, wünscht sich einem englischen oder einem andern Gentlemann zu verkaufen. Gegen eine lebenslängliche Rente von 10,000 Frcs. jährlich für seine Kinder verspricht er, sich ganz dem gedachten Gentlemann, der sein Gebieter würde, zur Verfügung zu stellen. Dieser könnte ihn veranlassen, sich im Duell mit wem immer zu schlagen, auf den Gipfel eines Eisberges zu steigen oder in die Tiefe des Vesuv sich zu werfen, oder noch besser, sich aus einem Ballon 2000 Meter hoch zu stürzen und auf diese Weise Beobachtungen über den Widerstand der athmosphärischen Schichten anzustellen. Zuschriften bitte ich poste restante Paris zu adressiren." Noch ist nicht bekannt, ob sich für dieses Anerbieten ein Liebhaber gefunden.

Ein Eckensteher lag total betrunken in einem gefüllten Rinnstein. Einer seiner Collegen bat die Umstehenden um eine Kleinigkeit für einen Fiacre, um den Betrunkenen nach Hause zu fahren. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, zu betteln?" redete ihn ein Gensdarm an. „O bitte," antwortete der Eckensteher, „nischt vom Betteln, ich sammle hier für einen Ueberschwemmten.

(Wie lange eine theatralische Laufbahn dauern müßte.) Ein richtiger Schauspieler, meint „Figaro", muß dreißig Jahre dem Theater angehören: zehn Jahre um Schulden zu machen, zehn Jahre um sie zu bezahlen und zehn Jahre, um sich Etwas zu ersparen.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 95. Samstag den 27. November. 1869.

Entsagung.

Du hast's mit leichtem Sinn gesagt
Das Wort, das mir den Frieden raubt,
Und ich — dem Himmel sei's geklagt —
Der Alles Deinem Blick geglaubt,
Jetzt fühl' ich, daß Du spottest mein
Und lachend läßt Du mich allein
In meinem Schmerz und meinem Leid,
Du unbarmherzig stolze Maid.

War's unrecht, daß ich liebte Dich
Mit innig treuer Liebesgluth?
Ist's wirklich gar so lächerlich,
Wenn Dich mein Herz als höchstes Gut
Umschloß und wenn in Liedes Klang
Ich Dich, die Einzige, besang,
Und all mein Denken gab dahin
An Dich, die mächt'ge Zauberin?

Und hätt' ich niemals Dich erreicht,
Die ich so heiß und fromm geminnt,
So eisern hätt' mich's nicht gebeugt:
Spott aber hab' ich nicht verdient.
Doch zürnen kann ich nimmer Dir;
Sei glücklich Du! Ernst bleibet mir
Schwermüth'ges Trauern stets zurück
Um das entschwundene Traumesglück

St. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Bei Arouet — wir nennen ihn so fort, obgleich jetzt Arthur seinen Namen trägt — wurden bald Zeichen von noch glimmendem, wenn auch nur animalem Leben wahrgenommen und derselbe der Behandlung des Gerichtsarztes übergeben.

Der Kranke lag in einem Zustande höchster Erschöpfung und nur auf Minuten unterbrochener Betäubung mehr einer Leiche, als einem noch Lebenden gleichend. Nur mit Mühe gelang es ihm, zuweilen die Augen aufzuschlagen und dann versuchte er zu sprechen, aber dieß gelang ihm nie, denn schon nach wenigen Secunden solcher Anstrengung fiel er regelmäßig in Bewußtlosigkeit zurück.

Der Arzt, gegen welchen Arthur Theilnahme an seinem Retter simulirte — prognosticirte beruhigender Weise die baldige Auflösung des Kranken, oder im Falle deren Verzögerung für die nächsten Tage einen Mundkrampf, der dieselbe unausbleiblich zur Folge haben werde.

Arthur war früh am Morgen von Allem unterrichtet gewesen und befand sich gegen Mittag bereits im Gasthofe zu Hohenstein.

Der immer launische, diesmal gerechte Schlafgott hatte noch keinen Tropfen Mohn auf seine müden Glieder geträufelt und Arthur hatte die Stunden bis jetzt in höchster, seine Kräfte vollends erschöpfender Aufregung zugebracht. Sein Gemüth hatte alle Phasen derselben durchlaufen, bis sie nach und nach einer Ruhe wich, die in ihrer kalten Besonnenheit entsetzlicher war, als der vorhergegangene Zustand, und die keine sichtliche Erschütterung erlitt, auch als er vor dem Lager seines kranken Vetters stand und denselben als seinen „ihm übrigens unbekannten Retter" bezeichnete, die eine entschiedene blieb, auch als er die Hand erhob, um für seine zu Protokoll gegebenen Aussagen über die Ereignisse der vorigen Nacht den Eid der Wahrheit zu leisten.

Er hatte den Vetter aus den vorhandenen Briefen und aus dem durchgelesen Tagebuche desselben als einen guten — wenn nicht edlen — Menschen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die traurige, hülflose Lage desselben hatte auf Stunden sein Mitleid, der an ihm verübte und noch zu verübende Betrug sein Gewissen erweckt. Aber diese Stimme, so laut und so ernst sie auch an sein inneres Ohr schlug — sie mußte verstummen vor einer anderen, die sie übertönte, die ihr in allen Variationen antwortete: Alle Menschen sind schlecht, Alle sind egoistisch und mitleidlos; warum sollte gerade dieser Arouet anders gewesen sein? Und wenn er wirklich auch anders, wenn er nicht ganz so schlecht als alle Andern wäre, ist das dann etwas Anderem zuzuschreiben als seiner Jugend? Würden die Jahre nicht auch sein Herz immer mehr und mehr mit einer Eisrinde überzogen haben? Und ist nicht sein Vater schlecht?

Digitized by Google

Handelt er nicht als Schurke an seiner Schwester, Deiner Mutter? Warum nicht bei dieser Gelegenheit Rache an ihm nehmen, ein Rache, die dem nun einmal todtgeweihten Arouet doch nicht schaden kann und die Dir die Mittel bietet, Dich dem nach Dir ausgestreckten Arme menschlicher Justiz zu entziehen, in die Gesellschaft die Dich ausgestoßen, zurückzukehren und auch an ihr Dich zu rächen? Ist die Rache nicht süßer, labender Balsam für eine zerrissene Menschenbrust und ist es nicht vernunftmäßiger, in dieser Welt des Hasses und des Betrugs das Göttliche des Vergebens „den Göttlichen" zu überlassen, die nicht auf der Erde — vielleicht nirgends — zu suchen sind?

Warum nicht das Leben — mit dessen Aufhören ja ohnehin Alles abgethan ist, bis zum Ekel genießen?

Es wäre schwer, ja unmöglich, zu sagen, was Alles seit vorigem Abend in der Seele Arthurs vorgegangen. Er selbst hätte sich davon nicht Rechenschaft zu geben vermocht, wenn er überhaupt darüber nachgedacht hätte.

Gewiß ist, daß es eine vollständige Revolution gewesen, die aus dem Leichtsinnigen einen Verworfenen gemacht, die den noch glimmenden letzten Funken seines religiös-menschlichen Gefühls ausgelöscht, die Dämmerung seiner Seele in Nacht gewandelt hatte. Er sah sich auf die Bahn des Verbrechens geworfen und er war entschlossen, dieselbe zu gehen, komme es nun wie es wolle. Er war wieder — oder noch — derselbe Mensch, als welchen wir ihn von seiner Mutter gehen sahen, aber kalte besonnene, entsetzliche Ruhe war jetzt an die Stelle der Aufgeregtheit getreten. Die noch der Großmuth fähige Wildheit des Löwen hatte der schleichendtückischen Bestialität einer rachedürstigen Hyäne Platz gemacht.

Er wollte nicht mehr fliehen. Mit den Waffen zur Rache versehen, wollte er jetzt in denselben Kreis zurückkehren, der ihn ausgestoßen und seiner Meinung nach in den Sumpf des Verbrechens getreten hatte. „Und soll ich mich", fragte er, „von dieser Rückkehr durch die Furcht vor einem falschen Eid zurückhalten lassen? Wäre diese Furcht nicht eben so lächerlich, wie der Glaube an das Wesen, dem damit „ein Compliment gemacht wird und dessen Existenz so unerwiesen ist, wie die Utopiens?" Und Arthur leistetete den Eid, ohne daß seine Hand zitterte, ohne daß ihm sein zum Schweigen gebrachtes, mit Sophismen abgespeistes Gewissen Vorwürfe machte. Aber seine schönen, dunklen Augen hatten einen stechenden Blick, ein unheimliches Leuchten, seine weichen Züge hatten einen harten, entschlossenen Ausdruck angenommen. Er schien in einer Nacht um zehn Jahre gealtert. Seine Mutter, wenn sie ihn an diesem Tage gesehen, hätte in ihm ihren Sohn vielleicht nicht erkannt. Seine Mutter? er dachte jetzt nicht an sie. Während sie vielleicht um ihn weinte und für ihn betete, hatte er Verbrechen um Verbrechen an die Kette seines jungen Lebens gereiht; während sie vielleicht Hunger und Kälte litt, stand er im Begriff, gestohlenes Geld zu Haufen im Schmutze des Lasters zu verschwelgen; während sich der Menschen Haß und Härte wohl Liebe entgegensetzte, dürstete sein verderbtes, verbittertes Gemüth nach Rache. Seiner Mutter gedachte er nicht; er wollte und durfte ihrer nicht gedenken, denn er wollte — genießen, und mußte er die eingeschlagene Bahn nicht gehen, ohne sich umzusehen, wenn er ungestört genießen wollte?

Alles ging gut. In Prag angekommen, befand er sich bald im Besitze von Arouets ganzem Vermögen, und der Zustand des Kranken, der bald als der entsprungene Züchtling Arthur Siebel recognoscirt worden war, ließ, wie ihm der Arzt schrieb, keiner Hoffnung auf Besserung Raum geben. Nach Arouets hiernach also unzweifelhaft baldigem Tode existirte kein Ankläger, kein Zeuge seiner Schuld mehr. Arthur konnte getrost die übernommene Rolle spielen, und wenn er sie geschickt spielte — was sollte den Betrug verrathen? Durfte er nicht darauf rechnen, daß ihn seine Gewandtheit dieselbe glücklich durchführen helfen werde?

Er hielt es zunächst für vortheilhaft, gutes Einvernehmen mit Herrn v. Römer, seinem Adoptivvater, herzustellen und, als von der Vorsicht geboten, seine, beziehentlich Arouets, Entlassung aus dem Remeedienst zu nehmen.

In einem, im Tone eines pater peccavi gehaltenen — Schreiben erzählte er Herrn v. Römer den Raubanfall und seine Rettung durch Vetter Arthur in seiner Weise und theilte ihm mit, wie er sehr leidend und deßhalb Willens sei, zunächst zu seiner Erholung nach Wien zu gehen und sich dort einige Monate aufzuhalten, um später wenn es sein Zustand erlaube, dem Rath seiner Aerzte gemäß nach Italien zu reisen. Seines leidenden Zustandes wegen müsse er ihn bitten, ihm Entlassung aus den Diensten des Königs zu erwirken, schloß er sein Schreiben.

Nun vor Allem genießen, sagte er dann zu sich. Und er reiste nach Wien.

Hier stürzte er sich in den Strudel aller der Vergnügungen, die die alte Kaiserstadt einem übermüthigen, jungen Manne bot. Es hatte sich bald eine Clique von Gesinnungsgenossen um den nie um Geld verlegenen Fremden geschaart, der sie gentil bewirthete und sich dafür von ihnen in die Mysterien der Stadt einweihen ließ.

(Fortsetzung folgt.)


Digitized by Google

Ist es möglich!

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Elisabeth erhob sich so kräftig, wie in ihren gesündesten Tagen und fragte, ehe sie das Haus verließ, ihren Vater, ob sie dem Todten kein Denkmal aus Marmor nach ihrer eigenen Idee setzen lassen dürfe. Auf die Erklärung des Alten, daß sie in dieser Hinsicht ganz über seine Kasse disponiren könne, wenn es ihr nur Trost schaffe, küßte sie ihn, und begab sich mit Peggy, der Herr Blount die größte Aufmerksamkeit auf den Zustand seiner Tochter anbefohlen, nach dem Friedhofe, wo Richard beerdigt worden. Sie sprach mit dem Todtengräber über die Verschönerung des Grabes mit vieler Ruhe, und ging dann zu einem Bildhauer, bei dem sie ein Denkmal für den Todten bestellte.

Nach diesem Geschäft eilten beide Mädchen zu der alten Mordaunt, und nachdem sie dieser gemeldet, was geschehen, machte sie ihr die heftigsten Vorwürfe.

— Das ist nicht möglich! schrie die Wahrsagerin.

„Was?“ fragten die beiden Mädchen.

— Daß der junge Mann gestorben ist.

„Jesus!“ ereiferte sich Peggy, „wir kommen von seinem Grabe.“

Die alte Mordaunt starrte das Mädchen mit so geisterhaft großen Augen an, daß sie verstummte. Aber Elisabeth fuhr fort, wo Peggy aufgehört. Die Alte wurde eine Betrügerin, Heuchlerin, Zigeunerin u. s. w. gescholten und wußte nicht, was sie zu dem seltsamen Vorgange sagen sollte.

— Es wäre das erste Mal, daß durchaus das Entgegengesetzte geschehen wäre von dem was ich mit Gott vorher gesagt . . . ich kann es nicht glauben, Miß, eine fünfzigjährige Erfahrung spricht dagegen.

Wollen Sie mir noch einmal ihre schöne Hand erlauben, ob nicht vielleicht ein Irrthum vorgegangen? Nur mit Widerstreben erfüllte Elisabeth ihren Wunsch.

— Dieser Hand nach . . . die Lineamente sind nicht anders . . . müssen Sie Ihrem ersten Geliebten angehören und mit ihm glücklich sein.

„Er war meine erste Liebe und ist gestorben, Mutter Mordaunt!“

— Irren ist menschlich, meine Tochter, also könnte auch ich hierin irren; allein eine fünfzigjährige Erfahrung spricht dagegen.

Beide Mädchen gingen schmollend und sehr unbefriedigt hinweg. „Eigentlich hätte ihn die Alte wieder lebendig machen sollen!“ meinte Peggy und Elisabeth verwies ihr den schlechten Scherz.

Nur zwei Tage später saß Abends Elisabeth allein im Zimmer und harrte der Rückkunft ihres Vaters, da wurde der Klopfer an der Thür mit ungewöhnlicher Heftigkeit gerührt. Sie schrak auf und rief ihr Mädchen, daß sie die Thür öffnen solle. Diese ging mit dem Lichte hinaus, und bald darauf hörte Elisabeth einen Schrei. Ehe sie Peggy zur Rede setzen konnte, schallten feste Tritte über den Hausflur, die Thüre flog auf, und herein trat — Richard Lonsdale.

Elisabeth war in Ohnmacht gesunken.

Bist Du's, mein theurer Richard, oder nicht? lispelte sie, unter seinen Bemühungen erwachend. Ich wußte es wohl, daß Du noch einmal wiederkommen würdest, meine Liebe folgt Dir selbst in jene Welt . . .

— Meine Elisabeth, ich bin keine Erscheinung, sondern Fleisch und Bein; ich bin dem Leben und Dir wiedergegeben.

Sich matt aufrichtend, ergriff sie seine Hände und küßte sie, dann schaute sie ihm in die Augen und sprach: Ach ja, das sind ja die Augen, die mich gefangen haben, solltest Du es nicht sein?

Plötzlich sich besinnend schrie sie laut auf: Aber man hat mir gesagt, Du wärst gestorben. Hat Gott um meines Willen ein Wunder gethan?

— Ein Wunder ist mit mir geschehen, Elisabeth, ein Wunder Gottes; aber überzeuge Dich, daß ich wahrhaftig lebendig wieder bei Dir bin und Dich liebe, wie ich je Dich geliebt.

Er umarmte und küßte sie, was sie mit Inbrunst erwiderte. Sie war so selig, den Mann ihrer Liebe wieder zu besitzen, daß sie alle weitere Fragen vergaß, und fast verging im Genusse des Wiedersehens.

Doch jetzt trat Master Blount herein und blieb mit weit aufgerissenem Munde und hervor quellenden Augen auf der Schwelle stehen.

Wer sind Sie, mein Herr? fragte er barsch, als er seiner Zunge wieder mächtig geworden. Als sich nun Richard gegen ihm umwendete, wäre der alte Mann fast wie ein Knabe davon gelaufen, so prallte er zurück. Indeß erholte er sich bald und wiederholte seine Frage: Wer sind Sie?

„Richard Lonsdale, mein Vater . . . erschrecken Sie nicht vor mir, ich bin es selbst . . .

— Was? Herr, ich habe Richard's Leiche zu ihrer ewigen Ruhe begleitet . . .

„Dafür danke ich Ihnen; aber dessenungeachtet bin ich lebendig wieder da.“

— Das ist unmöglich, Herr, Sie sind ein Betrüger, der seine Aehnlichkeit benutzt . . .

„Ich werde mir einen Zeugen holen.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Behandlung des Typhus mit Bädern.

Ein Wort an Väter und Mütter.

Bekanntlich hat keine Wissenschaft so große Umwälzungen erfahren, wie die Arzneikunde, und uns ist vielfältig Das jetzt schwarz, was unsere Vorältern für weiß hielten, und umgekehrt, d. h. wir befolgen sehr häufig in Behandlung der Krankheiten das vollständige Gegentheil von dem, was unsere Voreltern als das einzige Richtige und Erfolgreiche hielten.

Was würde man noch in den Vierziger Jahren zu einer Behandlung des Typhus gesagt haben, wie man sie jetzt als die einzig naturgemäße erkennt und wie sie sich fort mehr und mehr Bahn bricht, nicht nur in den Spitälern, sondern Gott sei Dank auch in den Familien. Wie würde man über Menschenmord geschrieen haben, wenn damals ein Arzt verlangt hätte, man solle im Krankenzimmer auch im Winter Tag und Nacht die Fenster offen halten und den fieberglühenden Patienten mit eiskaltem Wasser übergießen, ihn auch dann unabgetrocknet ins Bett legen.

Wir glauben, daß es gewiß manchem sorglichem Familienvater, mancher, ihre Kinder ängstlich hütenden Mutter nicht unwillkommen sein möchte, auch die Erfahrungen eines Laien über diese Behandlung der schrecklichen Krankheit zu hören und darans vorkommenden Falls nicht nur Trost und Beruhigung, sondern — und das ist die Hauptsache — Glauben an die neue Lehre zu schöpfen, denn gerade der Typhus ist die gefährliche Krankheit, die sich in allen Städten unseres gemäßigten Klimas fort und fort zeigt und früher durch ihren mörderischen Character die gefürchtetste war. Ich schreite ohne weitere Einleitung zur Erzählung meiner Erlebnisse in dieser Hinsicht.

Es war im Februar vorigen Jahres, mein einziger Sohn, damals im Alter von 10 Jahren stehend, hatte, nachdem er von der Schule Mittags heimgekehrt war, sich mit der Anfertigung eines größeren Schneemanns beschäftigt, war natürlich durchnäßt und erfroren zu Tisch gekommen, hatte aber nichtsdestoweniger mit vollem Appetit gegessen. Nachmittags kehrte er aus der Schule mit starkem Kopfweh und offenbarem Fieber heim. Meine Frau, schon seit Jahren eine eifrige Anhängerin der Wasserkur, hat sich längst eine tüchtige Routine erworben und behandelt alle Fälle von leichterem Unwohlsein im ganzen Hause zumeist sehr resolut mit sofortiger Wickelung, durch welche die meisten Erkältungen gleich im Keime erstickt werden und der zerstörte Organismus gewöhnlich sehr schnell wieder in Ordnung gebracht wird. So erhielt auch der Junge sofort eine ganze Wickelung und wurde in's Bett spedirt. Er lag aber fast drei Stunden in der Wickelung, ohne Schweiß zu bekommen, und das Fieber nahm zusehends zu. Schon in derselben Nacht trat ein leichtes Phantasiren ein und am andern Morgen in aller Frühe wurde zum Arzt geschickt.

Dieser, der damals noch lebende, in den weitesten Kreisen bekannte und beliebte Hofrath Dr. Steinbacher, der immer meine Frau scherzweise seine gelehrigste und glücklichste Schülerin nannte, untersuchte den Patienten sehr eingehend nahm mich dann bei Seite und erklärte mir, der Junge habe den ausgesprochenen Typhus die Auftreibung der Milz sei deutlich wahrnehmbar.

Er richtete jetzt an uns die Frage, ob wir auch in diesem ernsteren Falle die nach seiner Ansicht einzig richtige Behandlung der Krankheit mit kaltem Wasser, die von unserer Seite viel persönliche Aufopferung erfordere, durchführen wollten, in diesem Falle würde er uns nach wie vor treu zur Seite stehen, wo nicht, so bitte er einen Allopathen zu rufen, von denen aber auch schon mehrere und darunter die hervorragendsten medizinischen Autoritäten hier diese Behandlungsweise des Typhus acceptirt hätten. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ungleiche Partie.) Während seiner Glanzperiode zu Paris erhielt Pater Hyacinthe täglich einen ganzen Haufen Briefe von Bewunderinnen, Autographensammlern u. s. w. „Lesen Sie denn das Alles? fragte man ihn eines Tages. — „O nein, die Partie würde zu ungleich sein. Ich zwinge das Publikum nur, mir eine Stunde zuzuhören und dafür sollte ich gehalten sein, eine ganze Woche lang zu lesen. —

(Eine Dankbarkeitscigarre.) Auf Cuba ist es Sitte, wenn man auf der Straße sich von Jemanden Feuer für die Cigarre erbeten hat, ihm nachher eine Cigarre aus dem eignen Etuis anzubieten, als Dankbarkeit für die Belästigung. Die Dankbarkeitscigarre dürfte indeß der beliebten heimischen „Freundschafts-Cigarre ähnlich sehen.

Ein Handelsjude kam dieser Tage in eine Apotheke und verlangte für 6 kr. Löwenstein (statt Höllenstein). Auf die Frage wozu? Um ein Pferd schwarz zu färben.

Redaktion Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße Nro. 383.)

Digitized by Google

Francnia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

99. Samstag den 11. December. 1869.

Eispracht.

Singt der Perser von der Sonne
Die Arabien versengt:
Sing ich von der Eiskolonne,
Die den Fels in Trümmer sprengt;

Singe von des Nordlichts Helle,
Das die Bergesgipfel krönt;
Von der wilden Sturmeswelle,
Die an eis'ger Küste dröhnt.

Wenn mit tiefgebeugtem Nacken
In die Ebne stürzt der Strom,
Ueber ungeheure Zacken
Ragend bis zum Himmelsdom.

Wenn in Islands Schneereviere
Neben Felsen kahl und nackt,
Als des Winters Siegspaniere,
Eis gethürmt der Katarakt:

Wem vergleich ich diese Farben,
Diesen zauberischen Glast?
Eisessäulen, dicht wie Garben
Bau'n sich auf zum Feenpalast.

Kaum vermag der Sinn zu fassen
Die phantastisch wilde Pracht!
Südens Sonne muß erblassen
Vor dem Glanze dieser Nacht!

Diese Giebel, diese Dächer,
Perlenblitzend fern und nah!
Diamantne Riesenfächer,
Glaskolosse liegen da!

Goldorangen für Titanen,
Tulpenkränze aus Krystall,
Schneestandarten, eis'ge Fahnen,
Ein erstarrter Wasserfall!

Glänzende Rubinagraffen
Bilden ein Medusenhaupt,
Nord'sche Palmen sind erschaffen
Aus den Pfeilern eis elaubt.

Wie es glitzert, blitzt und schimmert
Flammen, die ein Zauber facht!
Vor den Augen flirrt und flimmert
Das ist eine Nordlichtnacht!

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Ist Graf Eichendorf der Sieger, so zahlt A. v. Römer Demselben 1000 Gulden, als verlornen Betrag der Wette, im umgekehrten Falle hat Graf Eichendorf 3000 fl. an Arouet von Römer zu zahlen.

Die Zahlung ist in Wiener Währung und an demselben Tage zu leisten, wo von dem Einen oder Andern das schriftliche Beweisstück präsentirt worden ist.

Graf Eichendorf giebt seinem Rivalen acht Tage vor und wird während dieser Zeit das Haus des Generals nicht betreten.

Alle Mittel, die zum Zwecke dienen können — mit Ausnahme der Entführung — sind erlaubt. Sonst soll über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit der Besitznahme nicht gestritten werden und — das Einverständniß der Fräulein du Chaumont vorausgesetzt — jede Art derselben gelten.

Wegen dieser Wette sichern sich Contrahenten und Zeugen auf Ehrenwort strengste Discretion zu.

„So! das wird ein Hauptspaß," lachte Arthur, die Papiere faltend und eins dem Grafen übergebend. „Ein kostbarer Witz," fuhr er mit stammelnder Zunge fort. „So etwas brauchte ich. Aber nun, Graf, nehmen Sie sich zusammen; es gilt meine beleidigte Ehre zu retten und 3000 Gulden zu verdienen. Sie sollen ihren Gegner in mir finden. Tod und Teufel, alle Register sollen gezogen werden. Meine Herren!" wandte er sich an die beiden Lieutenants, die sich den Sect des Wirthes vortrefflich schmecken ließen, „Sie sollen Zeugen sein von meiner Niederlage und ihres Cameraden Triumph in . . .

„Wer zuletzt lacht, mein lieber Hauptmann," unterbrach ihn der Graf im Tone verächtlichen Spottes, „der lacht immer am Besten und wer von uns zuletzt lachen wird, das wird sich erst finden müssen!"

Damit war für diesmal das Gespräch über diesen Gegenstand geschlossen. — Denn

„Die Damen kommen," meldete der Diener

Digitized by Google

Man vergaß die Genüsse, welche die Zukunft versprach, indem man sich denen hingab, welche die Stunde bot.

Am andern Tage saßen Arthur und der Graf um die gewöhnliche Stunde des Frühstücks — d. h. Nachmittags — wieder beisammen.

„Sonderbares Zusammentreffen!“ sagte Arthur, „vor einer Stunde habe ich den Besuch des Barons von Gutschmidt und durch diesen eine Einladung des Generals du Chaumont in Tetschen erhalten, der, wie ich zu meiner Verwunderung höre, ein weitläufiger Verwandter von mir ist.

„Indeß,“ fuhr er, das finster werdende Gesicht seines Genossen betrachtend, fort, „das ändert durchaus nichts an unserer Uebereinkunft.“

„Das ändert allerdings,“ unterbrach ihn der Graf mürrisch, „denn das ist doch natürlich eine Chance für Sie, die dabei nicht in Anschlag gebracht ist.

„Wenn das, erwiderte Arthur, „eine Chance für mich ist, so wird dieselbe wenigstens aufgewogen durch die Vortheile, welche Sie bereits über mich haben. Einmal sind Sie der Familie bereits längst und intim bekannt, während ich ihr noch fremd bin; dann haben Sie — wie Sie mir erzählten — den sich in Geldverlegenheiten befindlichen General wegen des gemachten Darlehens in Händen. Außerdem sind Sie Graf, ich einfach ein pensionirter Hauptmann, Sie Mann, ich, wie Sie sagen Kind. Ich dächte denn doch, das wären Vortheile, gegen die der meinige als ein sehr zweifelhafter erscheinen muß.

„Sie müssen mir wenigstens versprechen, nicht im Hause des Generals zu wohnen.“

„Wenn mir der General Wohnung anbietet, so muß ich sein Erbieten natürlich annehmen.“

„Wir sprechen weiter hierüber. Jetzt geh ich, um Einiges zu besorgen“, warf der Graf verdrießlich hin.

„Du sollst mir sobald nicht nach Tetschen kommen. Dafür will ich bei Deinen Gläubigern sorgen,“ dachte er bei sich.

„Dich alten Geizhals will ich schon aus dem Sattel werfen“, sagte Arthur lachend, als er allein war. „Die 3000 Gulden sollst Du mir bezahlen, da Du sonst nichts hergeben, und Dich von Deinen Freunden immer nur füttern lassen willst. 3000 Gulden und einen superben Spaß extra! Gewiß, ein gutes Geschäft! Dem General geschieht dabei sein Recht. Er muß ein Lump sein, schon weil er den Regierungsrath und diesen Eichendorf zu Freunden hat. Ein Lump, wie diese Beide, ein Lump wie Alle. Hier beginnt die Rache. Arthur, oder vielmehr Arouet von Römer, in's Gewehr! gegen dieses Gesindel, philantropisch: Menschengeschlecht benannt. Alles geht gut. Denn: Audaci favet fortuna!

An demselben Tage und fast zu derselben Zeit, in der Arthur diesen Monolog hielt, saß seine Mutter in derselben Stube, in welcher wir sie am Eingange dieser Erzählung fanden, weinend am Rande ihres armseligen Bettes. In der Stube schien es inzwischen noch leerer geworden, wenigstens aber war an die Stelle der sorgfältigen Accuratesse und Sauberheit, die sich damals in der, wenn auch sehr armseligen Haushaltung auf den ersten Blick in dieselbe erkennen ließ, eine Unordnung getreten, die man mit Lüderlichkeit zu bezeichnen pflegt. Ein Blick in das Gesicht der zerlumpten Frau, die die bemitleidenswerthe Bewohnerin dieser Stube ist, ist genügend, um die Erklärung dieser Veränderung zu geben.

Jeder Tag, den sie seit jener betrübenden Zusammenkunft mit ihrem Sohne verlebt hat, hat die Furchen ihres abgezehrten Gesichts tiefer gegraben. Ihre Züge sind hart, ihre Augen noch matter, ihre Glieder immer kraftloser geworden. Jeder Tag hat ihr immer neue herbere Erfahrungen gemacht, sie fühlt unter dem Einflusse derselben, unter dem Elende zu dem sie sich ohne bewußte Schuld verurtheilt sieht, ihr Vertrauen zu der Menschlichkeit der Menschen mehr und mehr dem Mißtrauen weichen, während sie sich mit der letzten Kraft, die ihr der Glaube an eine allwaltende Vorsehung giebt, die Liebe ihres Herzens zu erhalten sucht und sich mit dem Muthe, den die Verzweiflung giebt, an den Silberschein der Hoffnung klammert, den ihr das Gottvertrauen vom Altare niederleuchten sehen läßt.

Die peinlichen Sorgen um die Mittel zu einer Existenz, die mehr war, als ein Leben und doch weniger, als ein Vegetiren, die Angst um ihren Sohn, von dem sie gehört hatte, da er als ein Räuber eingefangen worden und schwer verwundet sei, der fortdauernde Gram wegen der beispiellosen Undankbarkeit und Härte, die sie von ihrem andern, reichen Sohne erfahren hatte, — das Alles hatte ihre Gesundheit naturgemäß untergraben müssen. Ihr Leben seit dem Tode ihres Mannes war, im vollen Sinne des Wortes, ein fortdauernder Schmerz den kein Moment der Freude unterbrach und dessen Intensität immer die gleiche blieb. Gemüthsbewegungen der deprimirendsten Art hatten ihr Lebensmark verzehrt, ihre Kräfte aufgerieben. Seit Wochen hatte sie das Nothwendigste entbehren müssen. Heute hatte sie kein Brod, um ihren Hunger stillen, kein Holz, um sich am Feuer erwärmen zu können. Und doch war ihr Körper arm geworden an Lebenswärme; sie zitterte vor Frost. Es war kalt in der Stube, — nicht weniger kalt wie draußen, wo ein

Digitized by Google

schneidender Nordwind um die beeisten Gibel heulte. Die arme Frau litt Mangel an Allem und doch durfte sie die öffentliche Wohlthätigkeit nicht um Unterstützungen anrufen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, in den Ort ihrer Heimathangehörigkeit verwiesen zu werden. Dahin aber, wo sie vordem eine Stellung in der Gesellschaft gehabt, wo sie Almosen gespendet hatte, wollte sie nicht als Almosenempfängerin zurückkehren. Sie war entschlossen, lieber Hungers zu sterben.

„O Gott! Das war ein schrecklicher Traum!" sagte sie, sich plötzlich erschreckt in die Höhe richtend.

Sie erschrack aufblickend ein zweites Mal zusammen.

Ein alter Mann, in einen langen Pelz gehüllt, stand an der Thüre.

Das durch sein Eintreten verursachte Geräusch hatte sie wahrscheinlich aus ihrem bewegungslosen Starren erweckt.

„Erschreckt nicht gute Frau, sagte der Mann in beruhigendem Tone. „Es soll eine Frau Siedel in dem Hause wohnen; Ihr könnt mir vielleicht Auskunft geben."

„Frau Siedel", erwiderte sie langsam, „ja das bin ich!"

„Sie?" stotterte der Fremde, Sie?"

Er näherte sich dem Bette, blickte der Frau in's Gesicht, nahm dann rasch ihre erstarrte Hand und drückte einen Kuß darauf, während Thränen über seine Backen rollten, und der schmerzliche Ausruf: Ach mein Gott!" seinen Lippen entschlüpfte.

„Mein alter, guter Seph!" schrie die Frau auf, indem sie ihre Arme zitternd um den Hals des Alten legte. Auch sie weinte. Aber es waren Thränen freudiger Ueberraschung, die wohl seit langer Zeit ihre Augen füllten.

Es war Joseph, der alte Diener ihres väterlichen Hauses, der Zeuge besserer Tage, welcher vor ihr stand. Er erzählte ihr kurz, daß er dem Regierungsrathe davongelaufen sei, um seinen jungen Herrn aufzusuchen und bei dieser Gelegenheit „seinem lieben gütigen Fräulein von ehedem" einen Besuch zu machen.

Diese hatte ihm bald einen Abriß ihrer Lebensgeschichte gegeben, der ihm ihren gegenwärtigen Zustand erklärte und bei dessen Erzählung der alte Diener manche Thräne im treuen Auge zerdrückte.

Er hatte nach Abgabe und Anhörung der nothwendigsten Erklärungen nichts Eiligeres zu thun, als Holz und Lebensmittel herbeizuschaffen und bald knisterte die helle Flamme im Ofen auf und verbreitete eine wohlthuende Wärme in der Stube, während ein erquickendes Mahl — wie es diese Räume vielleicht noch nicht gesehen — Herrin und Diener an einem Tische vereinte.

Die arme, kranke Frau lebte wieder auf in der Erinnerung an jene glücklichen Zeiten im Vaterhause, die jetzt wieder einmal mit all ihrem Zauber an ihrem Geiste vorüberzogen. Sie zehrte von Rückerinnerungen und diese wären hinreichend gewesen, um auch ihre jetzigen trüben Tage in die Farben des Glückes, wenigstens in die der Zufriedenheit zu kleiden, um für sie selbst noch immer das Glück auszumachen. Die Leiden ihrer materiell so bedrängten Lage, Mangel und Entbehrung, Hunger und Kälte, Härte und Verachtung der Menschen, wenn sie nur sie selbst trafen — das Alles hätte den Frieden ihrer Seele, in der Schule der Leiden gestählt, nicht zu stören vermocht.

Aber ein Leid, eine Sorge war es, die unabweisbar immer neu an ihre Seele trat, die ihre Ruhe und ihren Schlaf, ihren Frieden und ihr Gebet störte und finster zwischen die Erinnerung an eine selige Vergangenheit und die Befürchtung einer unglückseligen Zukunft trat.

„Ach, mein unglücklicher Arthur", unterbrach sie ängstlich das heitere Gespräch. „Sag' mir guter Seph, bitte sag' mir Alles, was Du von ihm weißt."

Joseph, der das Gespräch absichtlich immer von diesem Thema weggeleitet hatte, sah die Arme mitleidvoll an. Er hätte sie gern auf einige Stunden vergessen lassen, welch' unglückglückliche Mutter sie war.

Glauben Sie nicht, Madame," sagte er, was gehässige Menschen darüber schwatzen. Mein junger Herr selbst hat es ja geschrieben, daß Arthur sein Retter gewesen sei. Er kann also nicht Genosse jener Raubmörder gewesen sein und wenn er wieder gesund ist und sprechen kann, dann wird gewiß die Wahrheit an den Tag und Arthur vielleicht wieder frei kommen. Jetzt freilich liegt er noch krank in Spandau, wohin man ihn vorläufig gebracht hat.

Er hatte ihr damit nicht die ganze Wahrheit gesagt, denn er hatte von Herrn v. Römer sagen hören, daß Arthur geisteskrank geworden und daß dieß wohl sein Glück sei, da er außerdem als Genosse von Raubmördern Schlimmeres zu erwarten gehabt hätte.

Die unglückliche Mutter nahm gern alles als Hoffnung auf, was nur entfernt als solche erscheinen konnte.

Sie verwarf den Gedanken, daß ihr Sohn, dem sie sich doch bewußt war, eine strenge und sorgfältige Erziehung gegeben zu haben und der sie jung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, ein Räuber geworden sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Petroleumfälschung.) Das Petroleum wird vielfach mit dem viel billigeren Naphta gefälscht. (Petroleum kostet 8¼ Thlr. ab Seehafen und Naphta 2—3 Thlr.) Die Fälschung bewirkt, daß man viel mehr Oel gebraucht, als wenn man ungefälschtes Petroleum brennt; das Publikum wird daher in colossalem Maße betrogen. Außerdem wird aber auch das Petroleum sehr gefährlich gemacht, wenn die Fälschung stark geschieht, so daß durch Lampenexplosionen leicht Unglücke entstehen können. Ein gutes Petroleum soll sich erst entzünden, wenn es auf 140° Fahrenheit erwärmt wird; alles Petroleum, welches sich bei einer niederen Temperatur entzündet, ist gefälscht und sehr gefährlich. Um die Güte des Petroleums zu prüfen, hat man neuerdings einen Petroleumprüfer erfunden. Der Apparat ist sehr einfach und leicht zu behandeln und es wäre zu empfehlen, wenn mit diesem Apparat in jeder Stadt und in jedem Kreis die verschiedenen im Handel vorkommenden Petroleum etwa alle Monat geprüft und die Resultate mit dem Namen der Verkäufer öffentlich bekannt gemacht würden. In Amerika besteht darüber schon lange ein Gesetz, nach welchem alles als Brennöl in den Handel gebrachte Petroleum, das sich bei einer niedrigeren Temperatur als 140° Fahrenheit entzündet, confiscirt wird.

Cairo hat Ueberfluß an Eseln, an wirklichen grauen mit langen Ohren, und man kann sich ihrer und der Eselbuben kaum erwehren. Kaum betritt man die Straße, so stürzt ein Heer solcher Jungen, die Thiere am Zügel führend auf den Fremden los, um ihn zum Miethen eines Esels, den er über alle Maßen anpreist, zu bewegen. Die Eselbuben haben dabei ein eigenes Talent, die Nationalität der Reisenden sofort zu errathen, und die wenigen deutschen, französischen oder englischen Worte, die sie sich im Umgange mit Europäern anzueignen wußten. werden hier so gut als möglich verwerthet. Ein Deutscher ist natürlich nicht wenig erstaunt, von einem solchen Eselbuben mit den deutschen Worten begrüßt zu werden: „Guten Morgen guter Esel, schöner Esel, Consul-Esel!“ Anfangs könnte man glauben, daß es sich hier um schnöde Verhöhnung eines Vertreters irgend einer europäischen Großmacht handle. Die Sache klärt sich aber später folgendermaßen auf: Ein Consul, der früher hier residirte, hatte eine eigene Vorliebe für diese Reiterei, und selten zeigte er sich dem Volke anders, als auf dem Rücken eines jener bei uns so arg verleumdeten Thiere. Seitdem ist mehr als ein Decennium vergangen, aber der — Consul-Esel hat sich im Munde der Eselbubenwelt erhalten.

(Falsche Indianer.) Im Staate San Luis (Mexico) hat man fünf Individuen verhaftet, welche, als wilde Indianer verkleidet, alle Personen, denen sie begegneten, ermordeten oder wenigstens bestahlen. Diese elenden Wichte sind auf Befehl des Gouverneurs von Coahuila, dem Staate, wo sie die meisten ihrer Verbrechen begangen, erschossen worden. Bevor es zum Tode ging, hat einer von ihnen eingestanden, daß er in seinem ganzen Leben 98, sage achtundneunzig Personen das Leben genommen. Man darf wohl sagen, daß die wirklichen Indianer solchem Scheusal keine Concurrenz machen können.

(Das Alter englischer Aerzte.) Wenn die englischen Aerzte ihre Kunden so zu erhalten wüßten wie sich selbst, dann müßte es mit dem Gesundheitszustande des Landes wohl bestellt sein. Dem Almanach des „College Royal of Surgery“ entnehmen wir folgende Angabe: Es existiren zehn englische Aerzte, deren Alter zusammen neunhundert sechs und vierzig Jahre beträgt, also im Mittel ein Alter von 92 Jahren sieben Monaten. Der jüngste von ihnen ist zweiundneunzig der älteste neunundneunzig Jahre alt.

(Pariser Wahlanekdote.) In einer Pariser Wahlversammlung trat ein Redner auf, die Hände in den Taschen Diese ungenirte Haltung entsprach nicht der Würde des Volkes. „Man spricht nicht mit den Händen in den Taschen!“ erschallt ein drohendes Murren. — „Laßt ihn nur ruhig so sprechen“, meinte der Präsident, „es ist besser, er hat die Hände in seinen eigenen Taschen, als in denen seiner Nachbarn.“

Die Duelle werden auch jetzt unter den Damen in Paris Mode. Zwei Damen der hohen Welt, wie wenigstens der Gaulois berichtet, haben sich vergangene Woche in dem Garten eines Hotels der Rue Montaigne auf Pistolen duellirt. Beiden Kämpferinnen ging die Kugel durch die Röcke. Veranlassung des Duells war Eifersucht, welche ein sehr schöner ungarischrr Cavalier in dem Herzen der beiden Schönen entzündet hatte.

(Ausgezeichnet.) In einem Pariser Blatte befindet sich folgende Anzeige: „Ein junger Mann, der im Begriffen steht, sich zu verheirathen, sucht einen verständigen erfahrenen Herrn, der es ihm ausreden kann!“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Francônia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 100. Mittwoch den 15. December. **1869.**

Trost.

Und was sie Dir auch nehmen mögen,
Mein Herz verliere nicht den Muth!
Die unvergänglich schöne Hoffnung,
Sie sei Dein bestes, höchstes Gut.
Die Nacht, die schwarz und kalt sich lagert,
Entflieht vor ihrem Sonnenschein
Und Deine bittern Wehmuthsthränen
Verwandelt sie in goldnen Wein.
Mit vielgeliebtem Immergrüne
Schmückt sie das ärmste, kleinste Haus,
Auf öde Felder, schneeberieselt,
Gießt sie die Pracht des Sommers aus.
Auch Deine Seele, die sich seufzend,
Ein schwankend Rohr im Sturmwind biegt
Erhebt ihr Strahl zu einem Baume,
Der stolz sein Haupt in Lüften wiegt;
Drum was sie Dir auch nehmen mögen,
Mein Herz verliere nicht den Muth
Der ew'ge Hoffnungsstrahl — die Liebe,
Sie sei Dein bestes, höchstes Gut.

C. B . . . . r.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Sie nahm mit Zuversichtlichkeit den nicht unwahrscheinlichen Fall, daß er zufällig zu dem Raubanfalle auf den jungen Römer gekommen und daß er sein Leben daran gesetzt habe, Jemand in Gefahr beizustehen, als gewiß an. In diesem Zuge glaubte sie ihren Sohn wieder zu erkennen und der alte Joseph that das Seinige, ihr die Schuldlosigkeit Arthurs und eine baldige Wendung seines Schicksals plausibel zu machen.

Sie saßen und sprachen bis tief in die Nacht hinein, ohne daß damit der reiche Stoff, den beide zur Unterhaltung hatten, erschöpft worden wäre.

Am andern Morgen nahm Joseph Abschied. Er konnte nicht erwarten, seinen jungen Herrn wiederzusehen, den er in Tetschen zu treffen hoffte.

Seiner ehemaligen Gebieterin ließ er eine Geldsumme zurück, die sie für Wochen gegen jeden Mangel schützte.

Er gab vor, hierzu von dem Herrn Hauptmann beauftragt zu sein, denn er wollte ihr Zartgefühl in keiner Weise verletzen und setzte den Respect, den er seiner vormaligen Herrin, der Tochter seiner alten und verehrten Dienstherrschaft, schuldig zu sein glaubte, trotz der gewaltig veränderten Umstände auch in der eigenthümlichen Situation, in welcher er sich augenblicklich zu ihr befand, keinen Augenblick aus den Augen. Er bewies ihr dieselbe zuvorkommende Achtung, wie vordem im Elternhause, eine Achtung, die durch den patriarchalischen Charakter, welchen sie trug, nur eine, wenn auch vertrautere, doch auch innigere und größere wurde.

Der alte Diener war nicht wenig erstaunt gewesen, Frau Sidel in so bedrängter Lage zu finden. Arouet hatte ihm doch geschrieben, daß er ihr 500 Thaler überwiesen habe, und in die Angabe Arouet's konnte er keinen Zweifel setzen. Hier mußte der Regierungsrath im Spiele sein.

Joseph hatte ihr unter den obwaltenden Umständen von jener Verfügung Arouet's nichts gesagt. Er hätte bei seiner scrupulösen Treue dadurch seine Dienstpflicht zu verletzen geglaubt, und außerdem wollte er die Trostbedürftige nicht betrüben. Aber er nahm sich vor, dem jungen Römer Alles zu berichten, und er hielt sich versichert, daß dieser seiner unglücklichen Tante die ihr einmal zugedachte Unterstützung auch nicht werde vorenthalten wissen wollen. Vor der Hand hatte er ihr von seiner Baarschaft, soviel er entbehren konnte, zurückgelassen; für das Weitere, dachte er, wird Arouet sorgen.

Daß dieser, das Opfer eines leichtsinnigen Betrugs, währenddem als Wahnsinniger behandelt wurde, das ahnte der gute Alte nicht. Er wanderte guten Muthes nach Tetschen zu.

Wir eilen dem alten Joseph nach Tetschen voraus und finden Arthur bereits bei dem General angekommen. Er war von diesem unerwartet kühl aufgenommen worden, denn der Baron Gutschmidt, auf den selbst schon er nicht den vortheilhaftesten Eindruck gemacht, hatte dem General bereits ein Bild von ihm entworfen, wie es ihm von einigen Freunden in Wien ge-

Digitized by Google

zeichnet worden war und das, ohne an Uebertreibungen zu leiden, den Erwarteten eben nicht im günstigsten Lichte darstellen konnte.

Der General hatte ihm Haus und Dienste zur Verfügung gestellt und behandelte ihn höflich, sehr höflich sogar; aber diese Höflichkeit war kalt, oft fast beleidigend kalt. Arthur hätte lieber gehabt der General wäre grob gewesen.

Seine Augen hatten natürlich sofort die Tochter vom Hause, das designirte Opfer gesucht.

Meine Tochter, hatte ihm der General gesagt, ist mit dem Baron Gutschmidt auf einigen Tagen nach Priesnitz gegangen; Madame la Baronne, ihre Freundin, ist plötzlich schwer erkrankt.

Ich habe Zeit, dachte Arthur. Sehen wir, was es mittlerweile hier für uns zu thun gibt. Und er ging, um in der Stadt herumzuschlendern.

Er hatte kaum das Haus verlassen, als Graf Eichendorf dasselbe betrat. Dieser meldete dem General seine Rückkehr aus Wien und gab vor, der Art beschäftigt gewesen zu sein, daß er seinen Aufenthalt daselbst um fast vierzehn Tage habe verlängern müssen.

„Haben Sie in Wien vielleicht Etwas über den Hauptmann von Römer gehört?" fragte du Chaumont.

„„Ach gewiß. Spricht doch ganz Wien von diesem neuen Duc d'Orleans, der in der Kaiserstadt zu einer — freilich traurigen — Berühmtheit gelangt ist. Ein bodenlos lüderliches Subject, dieser Hauptmann, der seiner Verwandtschaft — und dazu gehören wohl auch Sie, Herr General? — eben keine Ehre macht."

Die Verwandtschaft mit mir ist nur eine sehr entfernte, wohl aber bin ich mit seinem Vater, dem Regierungsrath in Danzig, auf freundschaftlichem Fuße und konnte deßhalb nicht umgehen, ihm für den Fall seiner Nachhierkunft gastfreundliche Aufnahme zuzusichern."

„Mein Interesse wurde eben, weil ich hörte daß es ein Verwandter von Ihnen sei, auf den jungen Taugenichts gelenkt. Um ihn näher kennen zu lernen, ließ ich mich sogar bei ihm einführen und bin so nolens volens einige Mal Theilnehmer seiner ebenso frivolen, wie splendiden Gastmahle gewesen. Nach Teschen wird er sobald nicht kommen, da wie ich hörte, seine Gläubiger ihm für längere Zeit freie Station im Arresthause verschaffen werden.""

„Sie sehen mich erstaunt, mein Herr Graf, denn der Hauptmann ist heute bereits hier eingetroffen."

„„Sie scherzen! Herr General.""

„Wenn Sie sich in den Stall bemühen wollen, können Sie seine zwei Pferde und im Lakaienzimmer seinen Diener sehen. — Uebrigens da kommt er selbst."

Der Graf war verblüfft. Ehe er sich von seinem Schrecke erholen konnte, war Arthur bereits in's Zimmer getreten.

„Ei, sieh' da, der Graf. Guten Morgen, amico!" warf er nachlässig und das letzte Wort ironisch betonend hin.

„Guten Tag, Herr Hauptmann!" erwiderte der Graf, dem Arthur's vertrauliche Nonchalance hier durchaus nicht zu konveniren schien, in einem Tone, der frostig sein sollte aber verlegen ausfiel. „Sie auch schon in Teschen?" fügte er fragend hinzu.

Arthur hatte in hohem Grade das Talent, Situationen, in die er kam, mit einem Blicke zu durchschauen und zu begreifen. Er errieth aus allem, daß er der Gegenstand der Berathung gewesen war, und dem General sah er an, daß sich der Graf nichts weniger als lobend über ihn ausgesprochen haben mochte.

„Wie Sie sehen, ja! — obgleich das mit ihrer Calculation nicht recht übereinstimmen mag," antwortete er dem Grafen.

„Wie meinen Sie das?" fuhr dieser auf.

„Ich meine, daß Sie mir aus besonderer Erkenntlichkeit für meine Ihnen in Wien erzeigte Gastfreundschaft meine Gläubiger auf den Hals gehetzt haben."

„Ich müßte sehr wenig zu thun haben, wenn ich mich um ihre Schulden bekümmern wollte. Ich kenne übrigens ihre Gläubiger nicht und hätte auch keinen Grund gehabt, anzunehmen, daß Sie beabsichtigten, ihnen aus dem Wege zu gehen, ohne sie befriedigt zu haben."

„Wenn ich diese Absicht gehabt hätte," erwiderte Arthur, durch den verächtlichen Ton, in welchem der Graf diese Worte hinwarf, gereizt, „so wäre dies jedenfalls weniger unanständig gewesen, als wenn ich sie ausgeführt hätte; und wäre ich durchgegangen, so wäre dieß wieder weniger unanständig gewesen, als wenn ich, wie andere Leute, mit Spielschulden durchgegangen wäre."

„Schulden sind Schulden."

„Ein Edelmann, der gemeine Schulden unbezahlt läßt, bleibt doch ein Edelmann; aber einer, der mit Spielschulden durchgeht, ist ein gemeiner Lump! Das sollten Sie wissen Graf."

„Sie wollen damit doch nicht sagen, daß ich . . ." stotterte der Graf, roth werdend.

„Ich habe nichts gesagt," unterbrach ihn Arthur, scheinbar gleichgültig mit den Fingern auf dem Tische trommelnd

„Der Graf ist mein Freund, Herr Hauptmann; ich bitte also, ihn nicht, wenigstens in meinem Hause nicht, beleidigen zu wollen", bat der General.

„Ich beleidige Niemanden gern, Excellenz aber ich mag mich auch von Niemanden be-

Digitized by Google

leidigen lassen. Merken Sie das, Graf! sagte Arthur einem durchbohrenden Blick auf den Grafen werfend.

„Lassen Sie uns eine Partie machen," meine Herren!" intervenirte der General, ein Spiel französischer Karten auf den Tisch legend.

Man spielte, trank und sprach, ohne daß das gute Einvernehmen einmal gestört worden wäre.

Arthur und der Graf versöhnten sich schließlich sogar in bester Form, natürlich aber auch nur pro forma, denn Jeder fühlte dabei, daß es dem Andern nicht ernst um diese Versöhnung und daß es mit der Freundschaft, soweit von einer solchen die Rede war, nunmehr aus sei. Sie schienen Freunde — und es war in ihrem gemeinschaftlichen Interesse, zu scheinen, in der That aber waren es Feinde, die sich gegenseitig mit Mißtrauen betrachteten. Und wie hätten sie sich auch anders als mit Mißtrauen betrachten sollen, sie, die sich zu gut kannten, als daß sie Vertrauen zu einander haben sollen, sie, die Alles mit Mißtrauen betrachteten.

„Bellum omnium contra omnes" — das war die auf verschiedenem Wege erworbene Ansicht Beider vom gesellschaftlichen Standpunkte und die Consequenzen dieser Anschauung auf ihr ganzes Denken und Thun liegen nahe. Beide glaubten sie an nichts, als an die Wahrheit der Epikurischen Kanonik, und dabei nichts weniger als Stoiker, mußte die Aufgabe ihres Lebens im Genießen bestehen, ihr ganzes Denken und Streben sich in das Motto: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt" zusammenfassen lassen.

Bei Arthur war es freilich noch nicht lange so. Bei dem Grafen hatten Jahrzehnte diese Grundsätze consequente Anwendung auf das Leben erfahren und festwurzeln lassen. Der Erstere war Jüngling, der Letztere Mann; der erstere begehrte, der Letztere dachte. Das war der Unterschied.

Das Beispiel dieses Grafen, in welchem der Egoismus und die Heuchelei verkörpert schien, der seine Charakterlosigkeit, oder vielmehr sein Princip des Bösen, mit virtuosem Geschick hinter dem Scheine des Gegentheils zu verbergen wußte und der, ein moderner Proteus, alle Gestalten anzunehmen verstand, dieses Beispiel konnte nicht geeignet sein, die von Arthur angenommenen Grundsätze zu erschüttern; er konnte dieselben nur befestigen, denn gab es ihm nicht ein eclatantes Beispiel mehr von der egoistischen Schlechtigkeit der Menschen alle, von einer Schlechtigkeit, die sich vermeintlich nur mehr oder weniger hinter den abgerissenen Fetzen des sogenannten „guten Tones" versteckte, um dahinter von desto sicherer das Gift des Hasses um sich her zu spritzen. War der Graf etwas anders, als Einer von jenen Millionen, die nicht dumm oder nicht schwach genug waren, anders zu sein.

Der General hatte seinem Gaste zwei comfortabel eingerichtete Zimmer der ersten Etage eingeräumt und ließ es ihm an nichts fehlen, kam ihm mit der Zeit auch etwas freundlicher als Anfangs entgegen, spielte, rauchte, trank und unterhielt sich mit ihm, aber für Arthur wurde diese Lebensweise nachgerade doch etwas langweilig und hätte er Geld genug gehabt, er hätte vielleicht seine Wette im Stich gelassen. Aber er hatte kein Geld und seine Schulden konnte er dazu nicht verwenden.

Es blieb ihm also nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Erfolg seiner neuen Budget-Vorlage, die er dem Regierungsrathe gemacht, abzuwarten. Er hatte dieselbe so gut motivirt, und hoffte, daß sie von dieser Kammer mit nur einer Stimme nicht abgeworfen werden würde. Freilich war diese Stimme gerade eine oppositionelle, wenigstens eine äußerst konservative, die ihm außerdem ein absolutes Veto nicht zugestand und eben so wenig geneigt war, ihr Mandat niederzulegen.

Wir werden ja sehen. Bluten muß dieser Onkel auf jeden Fall noch! dachte Arthur. Wie diese Transfusion aus dem Beutel seines Pseudovaters in den seinigen zu bewerkstelligen sein werde, das wußte Arthur freilich noch nicht. Aber er tröstete sich damit, daß sich das wohl finden werde.

Arthur sehnte sich lebhaft in das bewegtere und ungebundene Treiben einer Großstadt. Im Hause seines ehrwürdigen, ernsten Wirthes mußte er seiner cynischen Ungebundenheit, wie er sie in Wien exerzirt, nothwendig Zwang auferlegen, da er sich dem Einflusse des Ehrfurcht gebietenden Greises nicht zu entziehen vermochte, wie sehr auch immer er sich einzureden suchte, daß dies eine Albernheit von ihm und daß das Wesen des Generals nur ein zur Schau Tragen nicht wirklich vorhandener Eigenschaften sei.

Er sollte demselben immer von den erlebten Kriegsabenteuern erzählen, aber er hatte sich auch über die Ereignisse auf den verschiedenen Schauplätzen und in den verschiedenen Stadien des mit der Verbannung Napoleons beendeten Krieges, wie über Militaria durch Aushorchung verschiedener Fachleute und durch Lesen der einschlagenden Literatur bestmöglich informirt, so war es doch nichts weniger als interessant und noch weniger bequem für ihn, einen ziemlich gut unterrichteten Mann vom Fach, wie der General es war, mit Erzählungen aufwarten zu müssen, die zum großen Theile nur Fiktionen sein konnten und mit Vorsicht und

Anstrengung der Phantasie verbunden waren.

„Seine einzige Ausflucht in difficilen Lagen war, daß er sich mit seinem Wirthe in polemisirende Abhandlungen über Napoleon und das Kaiserreich einließ.

Der General, obgleich grundsätzlich Legitimist, hatte sich nach längerem Bestand des Kaiserreichs doch jener, namentlich bei den Franzosen immer siegreichen, öffentlichen Meinung angeschlossen, die auf dem Prinzip, vollendete Thatsachen anzuerkennen, beruht. Das Kaiserreich war eine solche Thatsache und hatte außerdem sein Vaterland mit den einer halben Welt abgerungenen Lorberen überschüttet.

Kein Wunder, daß der alte Soldat aufhörte, etwas anderes zu sein, als ein Franzose und daß er die Siegeszüge seiner Landsleute und ihren kaiserlichen Feldherrn, obgleich der stolze Thron desselben unter der Wucht der Ereignisse zusammengebrochen war, um so mehr glorificirte und um so wärmer vertheidigte, je mehr und je rücksichtsloser Arthur — immer Opponent — die Glorie des Kaiserreichs in den Staub zu ziehen suchte.

Das gab Stoff zu Controversen, die oft ziemlich lebhaft wurden und nicht selten zu Reibungen führten. Der General sagte sich im Stillen, daß er von dem preußischen Soldaten eine andere Anschauung der Dinge nicht wohl verlangen könne, ja vom Gesichtspunkte dieser Nationalverschiedenheit dessen Verurtheilung des eroberungssüchtigen Despoten billigen müsse.

Aber die schroffe Weise, in welcher der Hauptmann ihm überall entgegentrat, frappirte ihn nichts desto weniger und so kam er immer wieder auf dieses Thema zurück. Beide gingen bis zum Extreme der Beweisführung und Arthur trieb die Vertheidigung seines Standpunktes bis zur äußersten Spitze der Möglichkeit, weniger aus Patriotismus, denn er glaubte selbst nicht die Hälfte von dem, was er für seine Ueberzeugung ausgab, als vielmehr weil ihm die Opposition Vergnügen machte und deßhalb noch am meisten geeignet war, ihm die Langweile erträglicher zu machen.

Endlich aber hielt er's nicht länger aus. Er ließ eines Morgens sein Pferd satteln und sagte dem General, daß er dem Baron Gutschmidt einen Besuch machen wolle. Die Wahrwar, daß er Clairisse sehen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanischer Trinkspruch auf die Damen.) Ein sehr witziger Trinkspruch wurde bei dem Festessen der Zeitungsberichterstatter in Washington von einem Herrn Mark Turner auf die Damen ausgebracht. Für Diejenigen, welche je in eine ähnliche Lage kommen, sei ein Auszug als Muster mitgetheilt: „Herr Präsident, weßhalb Sie mir diese Ehre erweisen, weiß ich nicht, aber Sie könnten nicht leicht Jemanden gewählt haben, der mehr als ich den guten Willen hat, dem Thema Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn, Herr Präsident, ich liebe das zarte Geschlecht, ich liebe alle Damen, und das, Herr Präsident, ohne Rücksicht auf Alter oder Hautfarbe (Gelächter). Philisterseelen wissen es nicht zu würdigen, was wir Alles der Frau zu danken haben. Sie näht uns unsere Knöpfe an, flickt unsere Kleider, sie vertraut auf uns und erzählt uns Alles, was sie nur über die Privatverhältnisse unserer Nachbarn heraustüfteln kann (Gelächter). Wo immer Sie das Weib hinstellen, sie ist ein Zierrath des Platzes, den sie einnimmt, und ein Schatz für die Welt (Redner macht eine Pause und sieht die Zuhörer fragend an); hier sollte der Applaus kommen (Großes Gelächter). Blicken Sie auf Cleopatra, blicken Sie auf Desdemona, blicken Sie auf Florence Nightingale, blicken Sie auf Lucretia Borgia (Stimmen: Nein! Nein! der Redner pausirt als wie im Zweifel); nun gesetzt wir lassen Lucretia fallen (Großes Gelächter). Blicken Sie auf Mutter Eva (Oh, oh! und Gelächter); Sie brauchen nicht mehr auf sie zu blicken, wenn Sie nicht wollen, aber ich sage, Eva war ein Zierrath, und ganz besonders, ehe die Mode sich veränderte (Erneutes Gelächter). Blicken Sie auf alle unsere berühmten Vorkämpferinnen für Frauen-Emancipation, den Herrn Francis Train mit eingeschlossen (Großes Gelächter). Ich wiederhole es, Herr Präsident, welche Stellung Sie einer Frau anweisen mögen, sie ist ein Zierrath der Gesellschaft und ein Schatz für die Welt. Als Feinsliebchen kommen ihr Wenige gleich und Niemand übertrifft sie (Gelächter); als Cousine kommt sie gelegen, als wohlhabende Großmutter mit unheilbarer schlechter Laune ist sie unaussprechlich kostbar. Was wären die Menschen auf Erden ohne Weib? Sie wären sehr rar, Herr Präsident, geradezu eine Rarität (Erneutes Gelächter). Schätzen wir sie deßhalb, beschützen wir sie, geben wir ihnen unsere Hülfe und — wenn sich die Gelegenheit bietet — unsere Hand (Gelächter). Scherz bei Seite, das Weib ist liebenswerth, herzensgut, gutmüthig, schön, aller Achtung und aller Ergebung werth. Niemand unter den Anwesenden wird sich weigern, auf ihr Wohl einen herzhaften Zug aus diesem Becher zu thun, denn ein Jeder von uns kannte, liebte und ehrte die beste von ihnen Allen, seine eigene Mutter (Lebhafter Beifall).“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 101. Samstag den 18. December. 1869.

I.

Ich bitte Euch, so lasset mich in Ruh
Mit Euern klugen, kaltvernünft'gen Gründen
Zu trösten mich; ich kann mich doch in Euch
Und Euer schmeichelnd Höflichthun nicht finden.

Wenn treu und heiß ein junges Herz geliebt
Und wird in jähe Wahrheit aufgerüttelt
Aus seinem sel'gen glückdurchsonnten Traum,
Bald wilde Fiebergluth die Glieder schüttelt,

Bald überall dem Aug' entgegengrinst
Die ekle Leere liebelosen Lebens,
Wenn höhnisch neckend jede Hoffnung flieht,
Da kommt mit weisen Sprüchen ihr vergebens.

Viel besser tröstet die Erinnerung,
Wie Liebe mir gelacht an vielen Tagen,
Und ohne Euch will lieber ich allein
Wie einst mein Glück, nun auch die Trauer tragen.

R. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Der General, welcher gehofft hatte, seinen Gast los zu werden, ehe seine Tochter zurückkehre, war durch diese Neuigkeit nicht angenehm überrascht.

Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, dem Hauptmann, welchen er für einen sehr leichten Burschen halten mußte, der unter Umständen wohl gar gefährlich werden konnte, Gelegenheit zu einer näheren Bekanntschaft mit seiner Tochter zu geben, die er immer so sorgsam gegen jeden schädlichen Einfluß bewahrt hatte und deren Glück ihm mehr als Alles auf der Welt am Herzen lag. Er machte deßhalb allerhand Einwendungen.

„Aber Herr Hauptmann," sagte er, „sehen Sie doch nur einmal dieses Schneewetter und bedenken Sie, daß wir heute 20 Grad unter Null haben."

„So etwas liebe ich, Excellenz!"

„Aber es ist ein guter Ritt bis Priesnitz."

„Ich denke, daß mir derselbe gerade zuträglich sein werde."

„Daß Madame la Barone noch krank ist, wissen Sie wohl."

„Ja, ich bin aber dem Baron diese Visite schuldig und möchte sie nicht gern zu lange hinausschieben."

„So reiten Sie in Gottes Namen," sagte der General resignirt.

Und fort gings, daß die Funken stoben. Der Bediente hintendrein.

Nach ungefähr zwei Stunden war er in Priesnitz und hielt vor dem Gute des Barons. Er stieg ab. Eine alte Frau in schwarzer Kleidung empfing ihn

„Sind der Herr Baron zu Hause?" fragte Arthur.

„Ja. Seine Gnaden sind aber nicht zu sprechen."

„Sagen Sie ihm, daß der Hauptmann v. Römer ihn um einige Minuten bittet."

„Die Frau Baronin ist gestern gestorben und der gnädige Herr hat sich eingeschossen, und Auftrag gegeben, Niemanden vorzulassen, wer es auch sei."

„Dann bitte, melden Sie mich dem Fräulein du Chaumont, der ich Nachrichten vom General zu bringen habe."

„Das gnädige Fräulein ist bereits nach Tetschen zurück.

„Heute Morgen und allein?"

„Sie ist mit einer Freundin der Baronesse, die gerade im Schlitten nach Tetschen fuhr, gereist."

„Teufel! und verpaßt!" knirschte Arthur mit den Zähnen. „Das ist fatal!" sagte er laut. „Dann bitte legen Sie ihm doch diese Karte vor."

Er gab der Alten seine Karte, an der er die Ecke, in welche auf der Rückseite „condoler" lithograpirt war, umbrach, setzte sich wieder auf's Pferd und jagte im gestreckten Galopp nach Tetschen zu.

Clairisse kam früh am Morgen wohlbehalten in Tetschen an und wurde vom General herzlich empfangen, wegen des Hauptmanns von Römer auch mit den nöthigen Instruktionen versehen.

Arthur dagegen kam erst gegen Abend und

Digitized by Google

zwar per pedes apostolorum mit seinem Diener zurück.

Er sagte dem General, daß er seine Pferde, da sie hier doch nur Unbequemlichkeiten verursachten, verkauft habe.

Johann dagegen erzählte Barbara, der hübschen Köchin des Generals, mit der er bereits ein mehr als freundschaftliches Verhältniß eingegangen war, im Vertrauen und auf Schürzen-Discretion, daß seinem Herrn die Pferde in einem Gasthofe von einem zu passender Stunde erschienenen Gläubiger abgenommen worden seien.

Wir müssen von unserem unparteiischen Standpunkte aus die Auffassungsweise Johanns als die richtigere bestätigen.

Parole d'honneur! ein hübsches Kind! Na, desto besser; sonst wäre ja der Spaß kein Spaß. Ist engagirt und wird diesem Hapar von einem Grafen abgejagt," dachte Arthur für sich, als ihm der General seine Tochter vorstellte.

Es war indeß mit dieser Vorstellung abgethan Clairisse blieb dem schlecht beleumundeten Gaste nach Erfüllung dieser Höflichkeitsform entzogen.

Zwei Tage waren vergangen, Cleirisse blieb noch immer unsichtbar.

„Der plötzliche Tod der Baron Gutschmidt," sagte der General seinem Gaste, als dieser sich nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins erkundigte, „hat meine Tochter, die sich dadurch ihrer besten Freundin beraubt sieht, sehr angegriffen, sie hält sich aus diesem Grunde zurückgezogen."

Das mußte sich Arthur freilich gefallen lassen.

Am dritten Tage begegnete er ihr auf der Treppe. Er machte ihr grüßend eine Verbeugung und fragte nach ihrem Befinden.

„Dank Ihnen, Herr Hauptmann, ich befinde mich ganz wohl", lautete die mit einer leichten Neigung des schönen Köpfchens gegebene Antwort Clairissens.

Arthur wußte, auf sein Zimmer gekommen, nicht wie ihm geschehen war. Er hatte mehr mit ihr sprechen wollen und es doch nicht gekonnt.

Ich bin ein Tölpel! murmelte er, den Hut unwillig auf den Tisch werfend. Ein Orginaltölpel Nr. 1, Patent. Aber der Graf hat doch das Recht gehabt; das Mädchen ist nicht mehr als leidlich hübsch und dabei inpertinent. Der muß der Kopf zurecht gesetzt werden. Sie scheint nicht wenig stolz und weiß doch eigentlich nicht warum. Hat ja nicht einmal Geld, das närrische Ding. Parole d'honneur! zu lächerlich.

Er nahm sich vor, sich das nächste Mal nicht wieder so leichten Kaufs wegkommen zu lassen. Leider aber bot ihm auch der vierte Tag keine Gelegenheit zu Fortschritten auf dem Wege der Eroberung; denn er bekam Clairisse nicht zu sehen.

Der fünfte Tag war ein Sonntag. Clairisse war frühzeitig nach der Kirche gegangen, das hatte Arthur von seinem Fenster aus bemerkt. Er beschloß Streifzüge zu machen, bei denen ihm Clairisse auf dem Nachhausewege in die Hände fallen mußte. Und so geschah es auch.

Arthur trug die preußische Armee-Uniform und hatte heute besondere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet. Und er war, obgleich noch außerordentlich blaß, wirklich hübsch, um nicht zu sagen schön in dieser mit einem Kreuz gezierten Uniform. Seine gut proportionirte Gestalt, wie sein ausdrucksvolles Gesicht mit den angenehmen Zügen und dem wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart waren männlich schön zu nennen, seine Manieren konnten aristokratisch sein, den Säbel wußte er mit Geschick zu tragen.

Sein erster Gedanke, als er sie stolzen Schrittes daherkommen sah, war der, daß sie doch etwas mehr als hübsch und wohl wissen könne, worauf sie stolz sei.

Er blieb stehen und grüßte mit militärischem Anstande.

Der Gruß wurde der Etiquette gemäß nicht mehr und nicht weniger freundlich als nothwendig war, erwidert.

„Das gnädige Fräulein sind in der Kirche gewesen" fragte Arthur, sich schnell als Begleiter attachirend.

„In der Kirche, Herr Hauptmann,"

„Sie pflegen wohl oft dahin zu gehen."

„Oft? Nein! Nur Sonn- und Feiertags."

„Und das nennen Sie nicht oft."

„Das ist Vorschrift meiner Kirche, die ja auch die Ihrige ist."

„So, ich weiß wahrhaftig nicht, daß das Vorschrift ist; halte übrigens dafür, daß diese Vorschrift nur für den bindend sein kann, der sie überhaupt als Vorschrift betrachten und sich binden lassen will."

„„Dann sind Sie ein schlechter Katholik!""

„Im engern Sinne — vielleicht — ja! im weiteren: nein! Denn Katholicismus, das heißt der Allgemein-, der Gemeinglaube, und dem gehöre ich an, im einzig vernünftigen Sinne des Wortes. In einer Kirche suche ich den Altar meines Glaubens allerdings nicht!"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Römer."

„Ich bitte Sie, Ihnen dieß näher erklären zu dürfen."

Clairisse nickte zustimmend.

„Heute, meine Gnädige?"

„„Das weiß ich noch nicht.""

Sie waren unterdeß am Hause angekommen und Clairisse hatte sich empfohlen, ehe es Arthur möglich geworden war, weitere Fragen zu stellen.

Wieder so abgeplatzt, sagte Arthur aufge-

Digitized by Google

bracht gegen sich selbst. Ich bin auch zu ungeschickt, so ungeschickt, daß es eine Schande für mich ist. Ich hätte irgend etwas Verbindliches sagen sollen, statt eine Vernunftpredigt anzufangen. Gewiß, ich muß es anders anfangen, wenn ich mich bei ihr insinuiren will. Und das will und muß ich. Denn — Parole d'honneur — sie ist hübsch, hübscher wie ich dachte, hübscher als was mir bis jetzt in meiner Praxis vorgekommen ist. Sie ist ein schönes Weib, ein wahres Kind — und „ein Kind ist stets eine reizende Neuigkeit."

Clairisse ging mittlerweile, ihren Vater zu begrüßen.

„Ich traf den Hauptman hier auf der Straße er hat mich bis ins Haus begleitet", erzählte sie ihm.

„So? Was sprach er denn?"

Clairisse berichtete dem General den Inhalt ihres Gesprächs, soweit er ihr den Wortlaut nach erinnerlich war, mit gewissenhafter Treue.

„Das sind Sophismen, meine Tochter, Windbeuteleien, mit denen der Leichtsinnige Dich da bethören zu können denkt."

„Aber er ist ein hübscher Mann, Papa."

„Ein lüderlicher, grundsatz- und glaubensloser Mensch ist es, Clairisse. Du verstehst das nicht und kannst und sollst das auch nicht verstehen. Du nimmst die gefällige Schale für den bittern Kern. D'rum ist's auch besser, es bleibt wie bisher, damit Du nicht weiter mit ihm in Berührung kommst. Zu lange wird er ja so nicht mehr dableiben. Ich kenne ihn; es ist ein verdorbenes Subject."

Aber Papachen, sehen recht gut aus, fast so gut wie Deine, und seine Stimme ist so sanft, so aufrichtig. Vielleicht ist er doch nicht so schlecht, vielleicht verläumdet man ihn blos."

„Ach sieh' einmal, an. Also gefällt er Dir," unterbrach der General ironisch die Vertheidigungsrede.

„O ja, Papa, er gefällt mir doch besser als der Graf Eichendorf." erwiderte diese mit einem Anfluge von Heiterkeit.

„Na, jetzt geh nur, Schatz, ich sehe schon Du verstehst Dich schlechter auf Menschen, wie ich.

Aber Vater, hast Du mir nicht gesagt, daß man, solange man nicht ganz gewiß überzeugt sei, von Jedem das Bessere denken solle, als daß man Jemanden ungeprüft etwas Böses nachredet."

„Das ist ganz richtig. Aber weil ich ganz bestimmt weiß, daß dieser Hauptmann ein in der Schule des Lasters verderbtes Subjekt ist, halte ich ihn einer weiteren Freundschaft, als sie hier durch die Rücksichten für seinen Vater und durch die Pflichten der Convenienz bedingt ist, für unwerth.

„Sein Wesen ist trotz seines eigenthümlichen Widerspruchsgeistes, vielleicht einnehmend, aber dieses Wesen ist doch nur lichte Staffage, die das dunkle Bild im Hintergrunde nicht verbergen kann. Uebrigens wenn Du Dich auf meine Lehre berufst, warum befolgst Du sie denn nicht beim Grafen, gegen Den Du bei Deiner im Voraus und ohne Grund gefaßten Anthipathie bleibst, währenddem er, ich will Dir's nicht länger verschweigen, Dich herzlich liebt?"

„Ich möchte ihm wohl gern Vertrauen schenken, aber ich kann es nicht. Noch Niemanden habe ich gesehen, bei dessen Anblick sich mein Herz so vor Furcht beengt, wie bei dem seinigen. Bitte, Vater, zwinge mich nicht, ihn zu sehen, nicht, ihn zu sprechen."

„Das ist eine Schwachheit von Dir, Clairisse, auf die ich Dich aufmerksam machen muß. — Der Graf ist religiös, ernst, gesetzt, hat Rang und Reichthum. Du bist zu verständig, als daß Du einem kindischen Vorurtheile folgen solltest. Vielleicht bringt Dich dieser Brief auf andere Gedanken."

Der General reichte mit diesen Worten seiner Tochter ein Schreiben Graf Eichendorfs in welchem dieser in bester Form um die Hand Clairissens antrug.

Uebertriebene Schmeicheleien. — Feste Versicherung innigster Zuneigung. — Glänzende Versprechungen. — Einige verdeckte aber scharfe Seitenhiebe auf Arthur, augenscheinlich nur geführt, um seinen Antrag mit der Warnung auf einen Nebenbuhler zu unterstützen.

Er wollte, schloß der Graf sein nicht an lakonischer Kürze leidendes Schreiben, um die Entscheidung des Generals nicht weiter zu beeinflussen, ihn innerhalb der nächsten acht Tage nicht besuchen.

Clairisse ließ, als ihre Augen die ersten Zeilen ängstlich durchlaufen hatten, den Brief fallen. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Bestürzung an, vor dem der General selbst erschrack. Sie sah ihren Vater bittend an, als wenn er ein Unglück von ihr abwenden solle, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen.

Die Situation war für Vater und Tochter gleich peinlich.

„Aber Clairisse!" brach der Letztere nach einigen Minuten das Schweigen. Diese Worte waren ernst gesprochen und klangen halb wie Bitte, halb wie Vorwurf.

„„Ach mein Vater!"" rief diese mit nicht zu beschreibender Betonung, während sie ihre zitternden Hände wie bittend erhob und ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Geh' jetzt, mein Kind, geh' hinauf. Du bist zu sehr überrascht, obgleich ich Dich längst auf diesen Augenblick vorbereitet hatte." Er legte

Digitized by Google

ihr den Brief wieder in die Hand, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und Clairisse ging.

Clairisse weinte sich auf ihrem Zimmer aus; dann wurde sie wieder ruhiger. Sie kannte ihren Vater, dessen stark hervortretende Charaktereigenschaft ein unbeugsamer Wille, ein hartnäckiges Festhalten jedes einmal gefaßten, als gut erkannten Entschlusses war, sie wußte, daß ein solcher Entschluß bei ihm nur noch unabänderlicher wurde, wenn er auf Widerstand stieß und daß seine Strenge unter Umständen zur Härte werden konnte; das Alles wußte sie; aber sie wußte auch, daß seine Liebe zu ihr eine unbegränzte war, daß seiner Strenge durch ein sanftes Gemüth von fast weiblicher Tiefe und Innigkeit die Waage gehalten wurde, sie wußte, daß ihr Glück das seinige sei.

In den strengsten Grundsätzen kindlichen Gehorsams erzogen, kamen diese Grundsätze jetzt zum ersten Male in Conflikt mit ihrem Herzen. Gewohnt, jeden Wunsch ihres Vaters als Befehl hinzunehmen, jeden Ausspruch seines Mundes gleich wie einen solchen des Evangeliums als wahr und weise zu betrachten, kam sie zum ersten Male in den Fall, anderer Meinung als er zu sein, und daß diese Meinungsverschiedenheit gerade in einer so wichtigen Angelegenheit wie es die in Frage kommende für sie sein mußte, statthatte, das nur konnte sie vermögen ihre Meinung oder vielmehr ihre Gefühle nicht so ohne Weiteres der Meinung ihres Vaters unterzuordnen.

Ihre kleine, aber gewählte Bibliothek enthielt keine Romane und das Lesen solcher, ohne die specielle Genehmigung ihres väterlichen Censors, war ihr durch Cabinetsordre untersagt, das wußte sie nicht anders. Sie war nie unbeschäftigt, hatte keine sie belehrenden Freundinnen und in der großen Welt war sie noch eine Unbekannte.

Der Erziehungsplan des Generals beruhte auf dem Grundsatze, seine Tochter an eine objective Anschauung der Lebensverhältnisse zu gewöhnen, die guten Eigenschaften ihres Herzens zu pflegen, ohne die Ausbildung ihres Verstandes zu vernachlässigen, zu vermeiden, daß sie sich in eine künstlich geschraubte Psychocität hineinleben könne, sie zum Weibe in der vollsten und schönsten Bedeutung des Wortes heranzubilden, ohne sie den Gefahren einer „excessiven Weiblichkeit“ auszusetzen. Inconsequenz war nicht National-Fehler des Hrn. du Chaumont und seine Tochter war eine gelehrige Schülerin. Aber vor Allem war sie Weib und als solche mußte das Gefühl bei ihr die Oberhand behalten. Er konnte ihr nicht lernen, mit dem Verstande zu sichten und zu trennen; sie wußte auf die Natur im Gefühle zurückgeben und Getrenntes mit dem Herzen zu verbinden suchen. Andrerseits war durch diese Erziehungsmethode ihre Einbildungskraft keine mehr als aufnehmende, sie war eine in den gegebenen Gränzen schaffende geworden. Sie wußte noch nichts Positives von der Liebe, als solcher der Geschlechter, aber sie liebte es, diesen Gegenstand, ohne gerade beständig in den „höheren Regionen“ zu schweben von der idealen Seite aufzufassen, ihn mit den zauberhaften Farbentönen jener Lebenspoesie zu schmücken, deren lieblicher Hauch die reale und oft düstere Wirklichkeit verschönt, den Genießenden seelisch erhebt und beglückt.

Sie ahnte, daß die Ehe das größte Glück und auch das größte Unglück des Menschen und insbesondere des Weibes sein könne, daß die zugebrachte Neigung das kostbarste Heirathsgut, daß die gegenseitige Liebe der Grundpfeiler des Tempels sei, der ohne jene zusammenstürzen und in seinem Falle das Glück eines Lebens mit sich begraben müsse.

Von der Idee einer Verbindung mit dem Grafen schrack sie unwillkührlich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Testament eines Geizhalses.) In Irland starb jüngst ein Geizhals, der folgendes seltsame Testament hinterließ: „Ich schenke und vermache meiner Schwägerin Mary Dunnis vier alte wollene Strümpfe, welche sich unter meinem Bette befinden; meinem Neffen Carl Macarntuey zwei andere Strümpfe, die in meinem Leinenschrank liegen; dem Lieutenant Johnson im fünften Füsilier-Regiment mein einziges Paar baumwollener Strümpfe und meinen rothen Schlafrock, und der Anna Burke, meiner Dienerin zur Belohnung für ihre langjährigen und treuen Dienste meinen alten irdenen Wasserkrug.“ Anna, außer sich vor Zorn, erklärte ihren Miterben sie wolle nichts von der Erbschaft wissen. Karl stieß den Krug verdrießlich mit dem Fuße, daß er in Stücken flog — aber siehe da, eine Masse Guineen rollten daraus hervor. Dieser Fund veranlaßte die anderen Erben, die bezeichneten Strümpfe näher anzusehen, und zu ihrer großen Ueberraschung waren alle mit Guineen und Sovereigns gefüllt.

In Petersburg ging die Grisi, die bekanntlich mit dem Sänger Mario verheirathet ist, in Begleitung ihrer Enkelinnen spazieren. Der Czar begegnete ihr und fragte nach einigen verbindlichen Worten: Sind das Ihre kleinen Grisetten?“ — „Verzeihung, Majestät, es sind meine kleinen Marionetten.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger".

№ 102. Mittwoch den 22. December. 1869.

II.

Verklungen ist der Lieder Tönen
Mit einem Mal in meiner Brust,
Die ich gesungen meiner Schönen
In Liebesweh und Liebeslust.

Ein ödes Trauern, trostlos Wähnen,
Und dürftrer Zweifel wilder Streit,
Ob Sie mich hätte lieben können,
Sie wandeln jeden Tag in Leid

Oft will ich selbst mich glauben machen,
Daß Alles nur erlogen sei;
Kann gellend wohl dann wieder lachen,
Doch glücklich bin ich nicht dabei.

Dann seh' ich wieder sich erheben
Im Geist das längst entschwundne Glück.
Wer kann es so mir wieder geben?
Es kehret nimmermehr zurück.

R. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

War es aber doch vielleicht ein unbegründetes Vorurtheil, welches ihr Gefühl beherrschte. Mußte das Urtheil ihres Vaters nicht richtiger, weil freier und reifer sein? Und wenn er diese Verbindung vielleicht schon beschlossen hatte, konnte er damit etwas anderes wollen, als das Glück einer Tochter. Und wenn er auf seinem Willen bestand, konnte sie etwas anderes thun, als gehorchen?

Wenn der Graf sie so liebte, wie es seine Worte glauben ließen, war es denn unmöglich, daß sie durch ihn auch glücklich werde, konnte sie ihn vielleicht noch lieben lernen, wenigstens aus Dankbarkeit ihn lieben? Beruht das Glück der Liebe mehr in ihrer Subjektivität, oder beruht es mehr in ihrer Objectivität?

Welche Frage für ein achtzehnjähriges Mädchenherz. Und Clairisse war zu wenig objectiv, als daß nicht auch ihre Liebe die subjectivste egoistische aller Leidenschaft hätte sein sollen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß wir nicht fertig würden, wenn wir alle die sich widerstrebenden Gedanken, all die Gefühle, welche zu dunkel waren, um zu klaren Gedanken werden zu können, zu verfolgen suchen wollten.

Gewiß ist, daß Clairisse zu keinem Entschluß kam, und daß ihre Abneigung gegen den Grafen eine zu tief in ihrem Gemüthe wurzelnde war, als daß dieselbe so ohne Weiteres durch Vernunftgründe zu besiegen gewesen wäre.

Sie legte den Werbungsbrief heimlich wieder auf den Schreibtisch ihres Vaters und zwar so, daß er diesem sofort in die Augen fallen mußte. Der General nahm die stillschweigend gegebene Antwort entgegen, ohne durch ein Wort anzudeuten, daß er davon Notiz genommen habe. Keines von Beiden wollte die Initiative ergreifen, Jedes es darauf ankommen lassen.

Man sprach über andere Gegenstände, der wichtigste blieb vermieden.

Der General war liebevoll und gütig wie zuvor, d. h. nur gegen seine Tochter, denn Arthur gegenüber war er seit jenem Sonntage einsilbig bis zur Unfreundlichkeit geworden. Am Abend jenes Tages noch hatte er ihm im ernsten Tone gesagt:

„Herr Hauptmann, Sie haben zu meiner Tochter von Sachen der Religion in einer Weise gesprochen, die ich mißbilligen muß. Die Ansichten über religiöse Dinge können verschieden sein und ich mag ihnen das Recht, von den Lehren Ihrer Kirche abweichende Ansichten zu haben, nicht bestreiten; aber was meine Tochter betrifft, so ist dieselbe in den Dogmen und Uebungen einer strengen Religion erzogen und ich wünsche nicht, daß sie je lernen möge, dieselben für unnöthig zu halten. Sie soll eine Frau werden, kein Philosoph. Sie werden begreifen, was ich damit sagen will und daß ich Ihnen dieß sagen mußte."

Arthur nahm diese Lektion hin, wie ein verdorbenes Kind eine ernste Strafpredigt des Vaters hinnimmt. Er suchte sich zu vertheidigen, aber diese Versuche wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Schließlich versprach er, mit Fräulein Clairisse nicht wieder über Religion zu sprechen. Und er hielt sein Wort; obgleich es ihm einigemale glückte, für längere Zeit in die Gesellschaft Clairissens zu kommen und diese auf das unterbrochene Gespräch zurückzukommen zu wollen schien, vermied er darauf einzugehen, vielleicht

Digitized by Google

schon, weil ihm dieser Gegenstand der Unterhaltung nicht geeignet erschien, ihn der Erfüllung seiner Absichten näher zu bringen.

Zwei Tage waren seit jenem Sonntage vergangen. Arthur saß am späten Nachmittage auf seinem Zimmer. Seine Augen waren starr an den Boden geheftet, sein bleiches Gesicht zeigte die Züge des Schreckens. Seine rechte Hand stützte die Stirn, während die linke, krampfhaft geballt, einen eben gelesenen Brief vom Regierungsrathe hielt. Er las wieder und immer wieder blos die eine Stelle. Diese lautete:

„Arthur Siedel, dieser Erzvagabond, der ohne Zweifel ein Genosse jener Räuber war, die bei Lahmen Dein Leben bedrohten und dessen in der fixen Idee, daß er Arouet von Römer sei bestehende Narrheit sehr bald in Tobsucht überging, hat sein miserables Dasein seines ganzen Lebens würdig geendet: Er hat ausgetobt. Seine fromme Mutter wird nicht ermangeln, das ganze Buch Hiobs abzusingen. Schade nur, daß der Schelm mit Hobsiaden und Jeremiaden nicht wieder lebendig zu machen ist.

Meine Mutter! Arouet! . . . Entsetzlich! Weiter sagte Arthur nichts, aber der herzzerreißende Ton, in welchem er diese Worte sprach, ließ errathen, welch ein Sturm in seinem Innern vorging, wie mit gewaltiger Hand das mahnende Gewissen, dieser nie und nimmer zum Schweigen zu bringende Richter, in die verrosteten Saiten seines Herzens griff.

Von seinen nächsten Blutsverwandten mit Verachtung von der Schwelle gewiesen, von der Gesellschaft aus ihrem Verbande gestoßen, vom Zufall im Verbrechen begünstigt, vom Leichtsinn, von der Genußsucht, dem Verlangen nach Rache immer weiter auf dieser Bahn vorwärts gedrängt, war er — ein steuer- und mastenloses Schiff — nur der wilden Strömung folgend, ohne vor- oder rückwärts zu schauen, auf dem klippenlosen Ocean des Lebens getrieben.

Da plötzlich ein gewaltiger Stoß, ein greller Blitzstrahl — und schaudernd sieht er sich in dem unheilvollen Strudel einer Charybdis, aus deren schauervollem Abgrunde die schlangenhaarigen Eumeniden emporsteigen und aus ihren im Sturme flatternden Grabgewändern die grausigen Hände nach ihm ausstrecken. Rings tiefe Nacht auf den Wellen, diese Nacht nur erhellt durch die Fackeln und durch die glühenden Augen der Furien.

Er sieht sich um, mit dem Blicke voll Verzweiflung. Kein Ausweg? Keine Hand, ausgestreckt, ihn zu retten? Keine! — Und doch vielleicht noch Eine. Aber nein, hat er die Eine nicht von sich gestoßen, als sie sich segnend auf sein Haupt legen wollte?

„Meine Mutter! Armer Vetter! zu spät!" Arthur geberdete sich wie ein Wahnsinniger. Er nahm den Brief zerknitterte ihn, warf ihn weit weg von sich, holte ihn wieder, zerriß ihn in tausend Stücke, stand auf und legte seine Stirn an die kühlende Wand, warf sich dann wieder in die Ecke des Sophas und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, knirschte mit den Zähnen und schluchzte dann wieder überlaut. So trieb er's bis zum späten Abend. Erschöpft warf er sich aufs Bett.

In der Stube war's finster geworden, undurchdringliche Nacht, wie draußen. Der Gesang des Windes tönte sanft und traurig, wie die letzten Seufzer eines Sterbenden. Arthur konnte kein Auge schließen. Der Schlaf:

„Das Bad"
„Der wunden Müh', der Balsam kranker Seelen"

brachte ihm nicht Vergessenheit. Die Phantasie wurde ihm eine Furie, die ihm mit finsterem Hohne Bilder des Entsetzens an sein Lager führte. Er sah seinen Vetter Arouet in jener Nacht im Walde, das schöne, leidende Gesicht, vom Mondschein übergossen, an dem Baumstamme lehnen, er hörte seine warmen Dankesworte, er sah ihn, einen Irrsinnigen, die kahle Zelle messen, sah ihn mit verzerrten Zügen, mit geballten Fäusten, mit stieren, unheimlich glänzenden Augen sich die Haare raufen, den Kopf den abgeschornen gen die Wände schlagen; er sah ihn mit Stricken binden, mit kaltem Wasser bestürzen, in die enge Jacke pressen, er hörte sein schreckliches Zähneknirschen, sein wahnwitziges Gelächter, das grausig durch die Räume des jammervollsten Menschenelends hinschallte; — genug, um selbst wahnsinnig zu werden. — Dann hörte er nichts mehr, es wurde wieder still, aber eine blasse, abgemagerte Gestalt lag — noch immer schön — im weißen Hemd vor ihm, es war eine Leiche und zu ihren Füßen stand eine andere Gestalt, nicht todt, voll zürnenden Lebens, hoch, finster und drohend, im schwarzen Faltenwurfe, die sagte mit grausenerregender Stimme: Das ist Dein Opfer, Elender!

Und so wechselte Bild mit Bild, eines schreckender als das andere.

Arthur sprang auf; er suchte Licht, es war keines da, wenigstens fand er keines. Er erfaßte den Griff der Klingelschnur und läutete. Es kam Niemand. Er riß hinein, daß der Draht zersprang und die Glocke klirrend auf den Steinboden fiel.

„Was befehlen Eure Gnaden?" fragte Johann eilig eintretend.

„„Licht!!"" herrschte ihm Arthur entgegen. Der Diener schien den Befehl nicht verstanden zu haben, oder ihn sonderbar zu finden.

„Tod und Teufel! Licht! brüllte Arthur, sich wuthschnaubend auf den Diener stürzend, und ihn mit kräftiger Hand gegen die Wand schleudernd.

Digitized by Google

„Geh', Johann bringe mir Licht!“ wiederholte er im andern Augenblicke, wie um Verzeihung bittend.

Dieser raffte sich auf und ging hinab.

„Mein Herr ist vollends verrückt geworden“, sagte er unten zu Barbara, „halb ist er's schon lange.“

Er trug einen Armleuchter mit zwei Lichtern hinauf und stellte ihn vor Arthur hin, der stierblickend im Sopha lehnte. Als er rückwärts schreitend die Thüre erreicht hatte, blieb er neugierig oder weitere Befehle gewärtig stehen.

Arthur schien weder sein Eintreten bemerkt zu haben, noch sein Stehenbleiben zu bemerken.

„Befehlen Eure Gnaden das Nachtmahl auf ihr Zimmer?“ fragte Johann nach einigen Minuten laut.

Arthur fuhr mit der Hand nach der Stirn stand langsam auf, warf einen durchbohrenden Blick auf den Diener und fragte hastig:

„Was willst Du hier?“

Johann wiederholte seine Frage, während der sich mit noch einigen Schritten rückwärts dem Ausgang näher brachte.

„Nichts! Geh'!“ lautete die barsche Antwort Arthurs und der Diener, welcher gern nicht auf eine Wiederholung dieser Erlaubniß wartete, ging.

Wenn der nicht verrückt ist, lasse ich mich hängen, murmelte er, die Treppe hinabeilend.

Arthur ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Das Blut kochte in seinen Adern, sein Herz drohte die Wandungen zu zersprengen, dann schien es wieder stillzustehen.

Tod und Teufel! Soll dieses Ding, was man Gewissen nennt, auch mich zum Feigling machen? Und was ist's denn eigentlich, dieses Gewissen? Was ist's denn anders, als ein Hirngespinnst, die Ausgeburt eines andern Hirngespinnstes?

„O schwache Willenskraft!
. . . Der Kindheit Aug' allein
Scheut den gemalten Teufel.“

Und was that ich denn, daß ich Gespenster fürchte? That ich denn Schlimmeres, als andere, die Rang und Ehre und Ruhe genießen. Schief ist ja einmal Alles in der Welt,

„nichts grad in unsrer fluchbeladenen Menschheit.“

Hinweg, Gesichter einer kranken Phantasie; hinweg jetzt, wo ich erst genießen will. Was kann denn ich dafür, daß Arouet verrückt geworden, was kann denn ich dafür, daß er gestorben ist? Wäre er nicht schon früher gestorben, gestorben durch Räuberhand, wenn ich ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre? Habe ich ihn nicht wieder zu beleben versucht? Hätte ich denn ruhig weg gehen und ihn liegen, oder hätte ich mich vielleicht hängen lassen sollen. Ist es nicht gerade gut, daß es so gekommen? Geht nicht Alles nach Wunsch, kann ich jetzt nicht noch sicherer meine Rolle spielen? — Bravo, Göttin Schicksal, Bravissimo! Du hast Deine Sache gut gemacht. Kannst jetzt gehen!

Arthur schlug die Hände schallend zum Applaus zusammen und verzerrte den Mund zu einem lauten Gelächter, das — ähnlich dem eines Wahnwitzigen — einen schneidenden Contrast zu dem erzwungenen Scheine der Heiterkeit gab, aber seltsam mit dem Zustande seiner Seele harmonirte.

Ich will heute schlafen; morgen ist Alles vorbei! Er ging und warf sich nieder, den Kopf in die Betten wühlend. Aber

„Stets rief es: Schlaf nicht mehr.“

und wieder kamen die blassen Gestalten des Vorwurfs. Seine Mutter, eine in Thränen aufgelöste schmerzliche Niobe, die zitternde Hand zum Fluch erhoben, sein Vetter — eine wahnsinnige Leiche, die Hände ausgestreckt, ihn zu erfassen; ein Heer dämonischer Geister, ihn mit dem Jubel des Hohns angrinzend.

Mörder! Meineidiger! kreischten tausend Stimmen, die ihm zuriefen:

„Schlaf nicht mehr! Morde den Schlaf!“

Arthur warf sich ruhelos umher, kalter Angstschweiß rann von seiner glühenden Stirne. Schauer des Entsetzens rieselten durch seine Adern, ihr Blut jagte siedend auf und nieder.

Er sprang vom Bett und riß das Fenster auf. Die Luft war schneidend kalt. Noch immer klagte der Sturm. Vor dem Fenster lag hochaufgeschichtet diamantglitzernder Schnee. Er drückte die Stirn tief in die erstarrten Thränen des Himmels. Sie blieb heiß, glühend heiß, während seine Hände starr wurden. Er schlug die Fenster wieder zu, daß die Lichter im scharfen Luftzuge wieder auslöschten.

Finstere Nacht um, finstere Nacht in ihm. Eine namenlose Angst schnürte sich um seine fliegende Brust. Sein Athem stockte, auf seinen Lippen stand ein leichter Schaum.

Fort von hier! fort! — und er eilte hinaus und tappt auf dem langen Corridor zur Treppe hin, er erfaßt eine Klinke, dreht sie hastig um, reißt die Thüre auf und ist in einem dunkeln Zimmer; daran stößt noch eins, das ist erhellt. Und nirgends ein menschliches Wesen? Doch ja. — Aber nein, kein menschliches Wesen: Ein Engel in seinem Heiligthume.

Im Hintergrunde des mit rothen, silberdurchwirkten Tapeten geschmückten Gemachs: ein Bett, durch die Spalte sichtbar, welche die von einen blausammtnen Baldachin herabwallenden Damast-Gardinen offen lassen; an der andern Seite ein kleiner marmorner Haushalter von dem ein rothsammtnes Tuch mit weißen Quasten herabhängt! darüber, an der Wand

Digitized by Google

ein Madonnenbild und unter diesem das Porträt einer schönen Frau.

Auf dem Altar, zwischen zwei auf silbernen Leuchtern brennenden Kerzen, steht ein goldenes Cruzifix und vor ihm, auf dem gleichfalls mit rothen Sammt belegten Schemel, kniet, zauberhaft hingegossen, eine weibliche Gestalt im langen Nachtgewande, die Hände im Gebet gefaltet, das Haupt, von dem lange Locken — wie Schatten der Mitternacht auf blendend weißen Schnee — lose herabfallen, in die Hände gelegt.

Ein betender Engel, fleckenlos wie sein Gewand, im verklärenden Scheine des durch eine rothe Glasampel vom silberbesternten Plafond geheimnißvoll niedergestreuten Lichtes. Eine bezaubernde Gestalt aus den Traumbildern hellenischen Meistersangs, ein Bild des vollendeten Schönen und des verkörperten Guten, an der Stätte unschuldvollen Friedens.

Es war Clairisse du Chaumont, die da kniete, so verloren im laut und mit der weichen Stimme voll kindlicher Innigkeit gesprochenen Gebete, daß sie durch dicke Velour-Teppiche gedämpfte Tritte Arthurs nicht hörte. Dieser taumelte zurück vor der Erscheinung, bei deren Anblick — wie ein leichter Sonnenstrahl durch die dunkle Wetternacht — ein elektrischer Strom sein Herz durchzuckte.

Die Zeit seiner Kindheit, wo ihn seine Mutter beten gelehrt, wo auch er die Hände gefaltet und so gebetet, die glückliche Zeit, wo noch keine Schuld ihren unauslöschlichen Stempel auf seine Stirne gedrückt, die selige Zeit mit dem Bilde einer Mutter, die ihn, und die er so geliebt hatte, sie trat — ein versunkenes Paradis — mit glühenden Farben vor das Auge Arthurs und ließ ihn schaudern vor sich selbst. Von unwiderstehlicher Gewalt niedergedrückt, sank er an der Schwelle des keuschen Heiligthums auf die Kniee, seine Hände krampften sich zum Gebete zusammen und als Clairisse die letzten Worte des „Ave-Maria": Bitte für uns jetzt und in der Stunde des Absterbens." gesprochen, da stotterten seine Lippen ihr das „Amen" langsam nach und er sank vorwärts mit dem Gesichte auf den Boden hin.

Clairisse sprang erschreckt auf. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen, als sie einen Mann auf dem Boden liegen sah.

Arthur, hierdurch wieder zum Bewußtsein der Situation zurückgerufen, richtete sich auf und ging mit den Worten: Entschuldigung! gnädiges Fräulein, ich kam hieher ohne es zu wollen," einige Schritte vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein haarsträubender Vorfall ereignete sich am 9. d. in einer Musikhalle zu Leeds. Dort producirte sich ein Akrobat, welcher sich der „afrikanische Blondin" nennt, auf einem nur wenige Fuß von der Decke der Halle befestigten Trapez. Während er mit nur einer Hand und einem Beine an dem Seile hängend, in mächtigen Schwingungen sich hin und her bewegt, riß plötzlich das Seil und der Mann stürzte in das Paterre, eine Distance von 25 bis 30 Fuß, hinab. Glücklicherweise verletzte er sich nur unerheblich, brach aber mit seiner Balancirstange einem Zuschauer die Nase, fügte mehreren anderen leichte Beschädigungen zu und veranlaßte durch seinen jähen Fall, daß fast alle anwesenden Frauen in Ohnmacht fielen.

(Ein vorsichtiger Richter.) Bei einem Schwurgerichte in Irland kam neulich ein seltener Fall vor. Zwei notorische Banditen waren des Straßenraubs mit bewaffneter Hand angeklagt. Zum Erstaunen des Richters und der Angeklagten selbst gab die Jury ein Verdict auf „Nichschuldig" ab. — Als der Schließer sich bereit machte, die gefesselten Freigesprochenen los zu machen und aus dem Saale zu entlassen hinderte der Richter den Schließer daran und sagte zu ihm: „Mr. Murphy, Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis 7 oder $7^1/_2$ Uhr Abends hier zurückhalten wollten, ich muß um 5 Uhr nach Dublin fahren und möchte doch gerne 2 Stunden Vorsprung vor Ihnen haben!"

Nach der Mobilmachung der preußischen Armee 1866 verging längere Zeit unter Hin- und Her-Märschen, ohne daß es zu einem Angriffe kam. Ein Jude befand sich um diese Zeit in der Gesellschaft mehrerer Officiere, welche mit der nur zu bekannten Prahlerei, auf das Wohl der unvergleichlichen preußischen Armee tranken.

„Unvergleichlich?" sagte der Jude, „Ei meine Herren, wenn sie es nicht Uebel nehmen wollten, so könnte ich wohl einen Vergleich machen."

„Nun lassen Sie hören!" riefen die Officiere.

„Das Heer gleicht meiner Uhr, meine Herren: die geht auch — und schlägt nicht."

(Die Gasbeleuchtung in Erie), im Staate Pennsylvanien, muß sehr im Argen liegen; denn wie der Newyork Herald versichert, gebraucht der Junge, der die Lampen des Morgens früh auslöscht, eine Handlaterne um die Laternenpfosten zu finden.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 103. Samstag den 25. December. 1869.

I.

Ruhloser Geist, was soll Dein ängstlich Ringen
Nach Lieb' und Minne und nach innerm Frieden?
Willst Du noch immer glauben, daß beschieden
Dir's sei, geträumten Himmel zu ersingen?

Des Unglücks Arme klammernd Dich umschlingen;
Was kann das Leben Dir noch Freude bieten,
Seit die Geliebte lieblos Dich gemieden?
Willst Du im Lügenwahne selbst Dich zwingen

Zu glauben an die Seligkeit der Liebe?
Erkenn', daß Lieb' und Treu' nur Schemen seien
Und einem leeren Hirngespinnst entflammen.

Du siehst ja, wie im polternden Getriebe
In Nichts zersinken Deine Träumereien;
Hohnknirschend sink' auch Du in Nichts zusammen.

St. L.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

„Aber Herr von Römer! betonte Clairisse, sich stolz emporrichtend, vorwurfsvoll.

„Clairisse! Ach Sie sind der Einzige, der schönste und beste Engel auf dieser Welt voll Teufel,“ rief Arthur, convulsivisch bewegt, zu ihr betend aus, während er mit der Schnelligkeit des Gedankens zu ihr geeilt, sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und, ohne, daß sie es hindern konnte, einen glühenden Kuß auf ihre weiche Hand gedrückt hatte.

Er blickte flehend zu ihr auf und der ernste strenge Blick Clairissens, die ihm ihre Hand schnell enzog und einige Schritte schnell zurücktrat, wurde milder, als sie sein bleiches Gesicht mit den großen, thränennassen Augen sah, auf das sein schönes schwarzes Haar verwirrt herabfiel und das so unverkennbar die Spuren eines erschöpfenden Kampfes, den Ausdruck einer geängstigten Seele trug.

Das Mitleid war stärker, als alle andern Gefühle, das konnte das Schweigen Clairissens nicht verbergen.

„Verzeihung, Gnädige! ich bin so unglücklich,“ stammelte er. Dann stürzte er hinaus, den Corridor hin, auf sein Zimmer, wo er wie leblos in das Sopha sank.

Als er erwachte, war es heller Tag, der Kopf ihm wüst und voll. Er wußte nicht, ob er geschlafen hatte, und doch war es ihm, als ob er lange geschlafen hätte, und doch war es ihm, als ob er viel und schwer geträumt hätte.

Daß es doch nichts als ein Traum gewesen wäre! Aber nein, es war Erlebtes, was sich wirr vor seiner Erinnerung schaukelte. Und hätte er das Letzterlebte gegen einen Traum tauschen mögen? Ach, nein; er war doppelt unglücklich gewesen, aber in diesem Unglücke lag soviel neuen Glücks, daß die Erinnerung daran seine Sinne schwinden machte.

Die Ereignisse des gestrigen Abends wurden ihm immer deutlicher. Der Brief vom Regierungsrath, dessen Stücke noch am Boden lagen, seine Aufregung, sein Leiden, seine Verzweiflung und in diesem Nachtstücke: Clairisse, wunderbar schön, eine Betende. Ihr weißes Faltengewand, ihr langes schwarzes Haar,

„und erst ihr Antlitz“

so schön und so lieblich, so ernst und so mild, so ausdrucksvoll und so weich und zart, so zauberreich mit den Augen voll sanften Feuers, voll Geist und Herz, mit der schönen alabasternen Stirn, mit den purpurschwellenden Lippen, mit der süßen, klangvollen Stimme. Ein Engel — betend. Ach, und wie sie beten können, das hieße nicht mehr unglücklich sein.

Aber habe ich denn nicht mit ihr gebetet? Vielleicht, ja — doch

„Doch warum
Konnt' ich nicht Amen sprechen?
Stockte Amen
Mir in der Kehle.“

Arthur blieb den ganzen Tag auf seinem Zimmer. Niemand hörte etwas von ihm. Sein Diener erzählte nur Barbara und diese ihrer jungen Herrin, daß der Hauptmann tiefsinnig auf seinem Zimmer sitze und daß er ihn weinen gesehen habe.

Clairisse sagte Niemanden etwas von dem Vorfalle der gestrigen Nacht, auch ihrem Vater

Digitized by Google

nicht, obgleich sie diesem sonst Nichts zu verschweigen pflegte. Sie schwieg zum erstenmale in ihrem Leben über einen Vorfall, den sie sonst wohl der Erwähnung werth gehalten haben würde, und das war vielleicht ein bedenkliches Symptom. Oder wollte sie nur discret sein?

Dem General fiel es wohl auf, daß sie an diesem Tage nicht so sorglos heiter, sondern stiller und ernster als gewöhnlich war, indeß er hielt das für eine natürliche Folge der mit ihr wegen des Grafen gehabten Unterredung.

Der Graf — welchem Herr du Chaumont in Antwort seines Antrags geschrieben hatte, daß er sich prinzipiell nicht dictatorisch in eine Angelegenheit mischen wolle, die lediglich die seiner Tochter sei — hatte sich am Nachmittag des von Arthur auf seinem Zimmer zugebrachten Tages seit acht Tagen zum erstenmale wieder zum Besuch beim General eingestellt und kam den trostlos Zurückgewiesenen spielend, gelegentlich auf seinen Antrag zurück.

„Wie ich Ihnen schon geschrieben habe," erwiderte Herr du Chaumont ihm auf seine deßfallsige Bemerkung, „habe ich allen Grund, für die von Ihnen gewünschte Verbindung zu sein und würde die Zukunft meiner Tochter mit dem vollsten Vertrauen in ihre Hände legen. Ich werde Ihren, mich und meine Tochter beehrenden Antrag s. Z. natürlich gern bei dieser bevorworten, mehr aber vermag ich für die Erfüllung Ihres Wunsches, der auch der meinige ist, nicht zu thun und muß es nun Ihnen überlassen, dafür zu sorgen, daß dieser Wunsch auch der meiner Tochter werde."

„Ich darf also auf Ihren Beistand rechnen, Herr General?"

„Innerhalb der Ihnen bezeichneten Gränzen — gewiß!"

„Und darf ich bitten, mir gleich einen Beweis zu geben, daß Sie meine Absicht unterstützen wollen?"

„Bitte sprechen Sie."

„Die Unterstützung soll nur eine indirekte sein und nicht nur meinen Plan, sondern gleichzeitig Frl. Clairisse vor Gefahren schützen. Ich bin weit entfernt, in die strengen Grundsätze des Fräuleins Zweifel setzen zu wollen; aber dieser Römer ist ein Römer aus der Zeit Otto's, dessen Art zu denken und zu leben Sie aus meinen Beschreibungen kennen gelernt haben. Wäre es nicht räthlich, ihn aus ihrem Hause zu entfernen?"

„Das kann ich leider nicht so ohne Weiteres thun."

„Aber es ist fast Nothwendigkeit, wenn Sie sich nicht noch compromittiren lassen wollen."

„Ich habe, besonders da ich gehört, daß er zuweilen den Wahnsinnigen zu spielen pflegt, schon beschlossen, mein Benehmen gegen ihn so einzurichten, daß er sich veranlaßt fühlen dürfte, seinen Aufenthalt hier freiwillig abzukürzen, aber ihm geradezu die Gastfreundschaft aufzukündigen, das kann ich seines Vaters wegen nicht thun. Clairisse übrigens kommt vom Anfang an nur selten und dann nur flüchtig mit ihm in Berührung."

Der Graf wollte erwidern, als gerade Clairisse in's Zimmer trat. Sie machte dem Grafen, der sie mit einer gewinnend sein sollenden Ueberfreundlichkeit empfing, eine kurze stolze Verbeugung und ging — irgend etwas zu suchen.

„Aber nicht wahr," nahm der General das Wort, „ist es nicht recht garstig vom Herrn Grafen, daß er uns so lange die Ehre seines Besuches entzogen hat?"

„Gewiß, wir haben das sehr bedauert", bestätigte Clairisse, sich zum Grafen wendend, indem sie das „sehr" in einer Weise accentuirte, die den Sinn dieser Versicherung sehr zweifelhaft ließ.

„Ich habe" beeilte sich der Graf zu sagen, „damit allerdings ein Opfer gebracht, das mir viel gekostet hat. — Länger aber hielt ich's nicht aus. Die Sehnsucht, die schönste der Blumen von Böhmen, vielleicht von ganz Oesterreich, wiederzusehen, trieb mich heute mit Gewalt wieder in das Haus meines verehrten Freundes."

„Sie belieben zu scherzen?" erwiderte Clairisse trocken.

„Ueber einen Gegenstand, wie den in Frage stehenden, meine Gnädige, würde ich mir nie erlauben zu scherzen. Mein Urtheil über ihre Schönheit ist das der ganzen Stadt, deren Zierde Sie sind, das eines Jeden, dem das Glück zu Theil, Sie zu sehen."

Der Sprecher wartete siegesgewiß des Eindrucks, den diese pathetisch gesprochenen Worte auf Diejenige, welcher sie galten, nach seiner Berechnung ausüben mußten.

„Ich habe gehört, Herr Graf, daß die Herren junge Mädchen nur dann mit Schmeicheleien zu unterhalten pflegen, entweder, wenn sie denselben nicht Verstand genug zutrauen, um ernste Dinge mit ihnen zu reden, oder wenn sie selbst nicht Verstand genug haben," sagte Clairisse mit schalkhafter Betonung ihrer Worte.

Sie verbeugte sich ceremoniell und — fort war sie.

Dem Grafen war's ungefähr zu Muthe, wie einem zum Erstenmale Dampfbadenden, der im halb kochenden Zustande unerwartet die Bekanntschaft des kalten Sturzes macht.

Wart' nur, ich will Dir Deine Impertinenz schon noch austreiben! murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

Digitized by Google

„Ein reizendes Wesen, diese Clairisse!“ sagte er, wie entzückt von solcher Liebenswürdigkeit, zum General.

„Sie ist gut,“ bemerkte dieser entschuldigend. „Ich bitte Sie nur, die Naivetät zu entschuldigen.

Der Graf fand die Bezeichnung „Naivetät“ gerade nicht recht am Platze; Ungezogenheit schien ihm richtiger. Er ließ sich aber nicht irre machen.

„Gerade diese Naivetät, oder wenn Sie wollen, diese allerliebste capriciöse Laune entzückt mich, und machte mir die Besitzerin doppelt interessant.“

Währenddem ging Clairisse auf ihr Zimmer. Unterwegs begegnete sie dem Diener Arthurs, bei dem sie sich mit Theilnahme nach dem Befinden seines Herrn erkundigte.

„Der ist immer noch entweder betrunken oder geistesschwach, Ihre Gnaden; wenigstens sitzt er schon den ganzen Tag so da und spricht und rührt sich nicht.“

„Ei, ei, Johann! spricht man so von seinem Herrn?“ verwies Clairisse, über diese Rücksichtslosigkeit sichtlich aufgebracht, mit dem Finger drohend.“

Sie ließ den theilnahmslosen Diener einigermassen bestürzt stehen.

„Schon wieder was Anderes!“ brummte er unwillig, als er dem durch die Glocke gegebenen Befehle seines Herrn gemäß die Treppe wieder hinaufsteigen mußte.

Arthur hatte Visiten-Toilette gemacht und erwartete Johann mit Ungeduld.

„Weißt Du, wo sich das Fräulein vom Hause in diesem Augenblicke befindet?“ fragte er ihn.

„Sie ist soeben auf ihr Zimmer gegangen“, berichtete dieser.

„Dann geh' und sage ihr, daß ich einige Worte mit ihr sprechen müsse und sie bitten lasse, mir dazu fünf Minuten zu erlauben.“

„Clairisse schien lange zu überlegen. Endlich kam der Diener zurück:

„Das gnädige Fräulein erwartet Eure Gnaden“, meldend.

Fräulein du Chaumont saß am Stickrahmen als Arthur zu ihr hereintrat. Sie erwiderte den Gruß des Letzteren schweigend und zeigte einladend auf seinen Stuhl, der ihr gegenüber am Tische stand. Arthur nahm Platz.

„Ich bin Ihnen, gnädiges Fräulein, sehr verbunden, daß Sie mir erlaubt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Was ich Ihnen vorzutragen habe, hat für Sie keine, für mich viel Wichtigkeit; es ist lediglich die Bitte um gütige Entschuldigung des Vorfalls von gestern Abend. Ich möchte gern noch heute aus Ihrem Munde die Beruhigung haben, daß Sie Gnade für Recht ergehen lassen und mir die Indiscretion, welcher ich mich schuldig gemacht, verzeihen wollen. Ich war in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit und wußte überhaupt nicht, daß diese Thür zu einem Tempel führt.“

„Wenn Sie mir sagen, daß dieser Fehler unabsichtlich geschehen ist, dann muß ich es wohl glauben und dann kann ich es auch nicht anders thun, als Ihnen verzeihen, umsomehr, da Ihr Zustand, wie sie selbst sagen, ein außergewöhnlicher, vielleicht ein bedauerlicher war.“

Ach wohl ein bedauerlicher, gnädiges Fräulein. Ich war sehr unglücklich und bin es noch.“

„Seit gestern Abend, Herr Hauptmann?“

„Seit gestern Abend vielleicht um Vieles weniger, vielleicht um Vieles mehr, als ich es seit Jahren gewesen bin.“

„Aber nach Allem, was ich über Sie und von Ihnen selbst gehört habe, sind Sie doch vom Glück begünstigt worden und scheinen Sie sich bis jetzt auch nicht eben unglücklich gefühlt zu haben.“

„Scheinbar, meine Gnädige, aber auch nur scheinbar. Ich war immer unglücklich, wenn ich es auch äußerlich nicht schien, wenn ich mich auch selbst zu täuschen suchte. An meiner Wiege hat mir das Glück gelächelt; ich habe mich später seiner unwerth gemacht und es hat mich verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Einmal schien es mich dann wieder zu begünstigen; aber das war ein falsches Glück, dessen Hand ich hätte zurückstoßen sollen. Es war das Unglück oder Schlimmeres als das Unglück in der Gestalt des Glückes, das mir die Hand bot, um mich zum Unglücklichsten der Menschen zu machen. Ich habe eingeschlagen und ich bin's geworden.

Sie lächeln ungläubig? Es ist so, wie ich Ihnen sage, schlimmer noch, als ich Ihnen sagen kann.“

„Ihre Worte sind dunkel . . .“

„Dunkel nur, wie mein Schicksal, meine Leiden und meine Gedanken, wie ich mir selbst.“

Die Augen Clairissens ruhten einen Augenblick mit inniger Theilnahme auf dem bleichverstörten Gesichte Arthur's dem Bilde der gefolterten Seele.

„Die Einsamkeit, die Langweile, die Sie vielleicht hier empfinden, scheint Sie melancholisch zu stimmen. Sie müssen sich zu zerstreuen suchen, Herr von Römer!“ sagte sie dann besänftigend.

Arthur schien es nicht zu hören. Er spielte zerstreut mit einem Buche, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Matthisson?“ rief er überrascht, als er es aufschlug.

„Lieben Sie Matthisson?“

„Seit gestern Abend, ja!“

„Sie haben ihn gestern Abend erst kennen gelernt?“

„Ich habe ihn gestern Abend erst verstehen, ihm nachfühlen, ihn lieben gelernt. Seit gestern Abend kommt mir eins seiner schönsten Lieder, zu dem mir ein Engel das Verständniß verschafft, nicht aus dem Sinn. Hier ist's — Erlauben Sie mir, es Ihnen vorzulesen?

„Und Arthur las:

„Laura betet! Engelharfen hallen
Frieden Gottes in ihr krankes Herz
Und wie Abels Opferdüfte, wallen
Ihre Seufzer himmelwärts.

Wie sie kniet, in Andacht hingegossen,
Schön, wie Raphael die Unschuld malt!
Vom Verklärungsglanze schon umflossen,
Der um Himmelswohner strahlt.

O sie fühlt, in leisen, linden Wehen,
Froh des Hocherhab'nen Gegenwart;
Sieht im Geiste schon die Palmenhöhen,
Wo der Lichtkranz ihrer harrt.

So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen
Ist ein Blick in jene Welt!“

Er las langsam und ausdrucksvoll, mit immer steigender Begeisterung. Seine Augen erglühten in einem eigenthümlichen Feuer, seine Lippen, die ein Lächeln des Glückes umspielte bebten, eine flüchtige Röthe übergoß sein blasses Gesicht; bei den letzten Versen drängte sich eine Thräne aus seinem Auge und nach den letzten Worten drückte er seine Lippen, mit dem Ausruf: „Diesen Kuß dem betenden Engel!“ auf das Blatt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine theure Stadt.) Der Aufenhalt in Meriko gilt mit vollem Recht für den kostspieligsten auf der ganzen Erde. Ein Rock von mittelfeinem Tuche wird mit 45, ein Frack mit 55 bis 60, ein Paar Stiefeln mit 8 bis 12 Thalern bezahlt. Die Preise der Tapezierer, Sattler, Buchbinder rc. sind außerordentlich hoch aber vor allem fast unerschwinglich die Rechnungen für ärztliche Behandlung. Die Forderungen der Aerzte in Meriko grenzen an das Unglaubliche. Ein Besuch zur Nachtzeit in der Umgegend der Stadt wird zu hundert und mehr Thalern berechnet. Ein Arzt, der vor 10 Jahren in der Stadt ankam ohne einen Heller Vermögen, besitzt bereits über 100,000 Thaler, die er blos durch seine Praxis erworben hat. Uebrigens ist auch der Mexicaner leichtsinnig, verschwenderisch und kennt den Werth des Goldes nicht, das ihm weniger Bedürfniß zum Leben als zum Prunke ist. Tausende die ein großes Vermögen verloren haben, gehen mit lässiger Gleichgültigkeit und mit der trefflichsten Laune in schlechtem Anzuge einher und leben von der einfachsten Speise, während sie früher das Geld mit vollen Händen ausstreuten. Sie verspielen auch mit fast unbegreiflicher Gemüthsruhe große Geldsummen, und Beispiele von Selbstmord nach gänzlichem Verluste des Vermögens sind vollkommen unbekannt.

(Neues Schießpulver.) Eine der großen militärischen Aufgaben, der Ersatz des gegenwärtigen Schießpulvers durch einen den neuerdings an die Geschütz- und Geschoßwirkung gerichteten Anforderungen mehr entsprechenden Stoff, scheint jetzt erfüllt zu sein. Wenigstens stimmen alle Angaben darin überein, daß dem von der französischen Regierung bereits in Gebrauch genommenen Designolle'schen Schießpulver die für die Erfüllung dieser Aufgabe geforderten Eigenschaften innewohnen. Das pikrinsaure Kali bildet bei dem neuen Stoff die Basis, und kann derselbe je nach dem beabsichtigten Zweck in zehn verschiedenen Pulversorten hergestellt werden. Die Kraft wird als mehrfach und für eine Pulversorte sogar zehnfach der des gewöhnlichen Schießpulvers überlegen angegeben. Die Anfertigung bietet weder Gefahr, noch unterliegt dieselbe irgend welchen Schwierigkeiten. Vor Allem aber fällt bei dem neuen Pulver die Dampfentwicklung beinahe ganz fort und ist auch der Knall weit schwächer, welche Eigenschaft bekanntlich für die Verwendung der neuen Monstre-Geschütze in den Batterien und Thürmen der Panzerschiffe wie in den kasemattirten Geschützständen so sehr in's Gewicht fallen. Endlich sollen durch das Designolle'sche Pulver auch die Rohrwandungen weit weniger als durch das bisherige Schießpulver angegriffen werden. Die mit diesem neuen Pulver in Frankreich angestellten Versuche werden als vollkommen abgeschlossen und gelungen bezeichnet.

Wer thut den Armen am meisten Gutes? Die Geizigen, denn bei Ihnen wird jeder Bettler „abgespeist.“

Die thätigsten Augen sind die Hühneraugen, denn sie sind beständig „auf den Füßen.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 383.)

Digitized by Google

Franconia.

Unterhaltungsblatt zum „Schweinfurter Anzeiger“.

№ 104. Mittwoch den 29. December. 1869.

II.

So sprach ich jüngst in Nachtumhülltem Wähnen
Aufschreiend in der Seele höchsten Qualen,
Und nirgends sah ich Trost und Licht mir strahlen,
Und überall nur öde Leere gähnen.

Doch als der Sturm genug getobt, die Thränen
In's brennend heiße Auge leis sich stahlen;
Und als sie strömten, zog nach Idealen,
Wie sonst sie glänzten, wieder ein das Sehnen.

Hab', guter Engel, Dank, daß Du erhalten
Mich oben auf dem Meer der Leidenschaften
Und alle Hoffnung ließest nicht verstieben

Und alle Liebe nicht in mir erkalten.
Bleibt auch gewalt'ges Weh' im Busen haften,
Ist ruhigmild der Glaube doch geblieben.

R. f.

Ein verlorner Sohn.

Lebensbild von Jean Robert.

(Fortsetzung.)

Er warf einen Blick begeisterungsvoller Verehrung auf Clairisse. Aber das Lesen des Liedes — so warm durchweht vom Glauben an einen allgegenwärtigen Gott und eine unsterbliche Seele, und von einer auf diesem Glauben ruhenden reinen Liebe — hatte ihn zu gewaltig erregt, alle Fibern seines Herzens erzittern lassen eine neue Gemüthskrise herbeigeführt. Er fühlte seine Augen sich mit Thränen füllen und, sein Gesicht abwendend, verließ er, „Gute Nacht“ wünschend, das Zimmer.

Clairisse sah ihm erstaunt nach. Was hatte ihn so gewaltig aufgeregt, diesen sonderbaren Mann? Das Lied allein? Doch gewiß nicht!

Worin konnte sein Unglück bestehen? Sagte er nicht, seit gestern Abend sei er um Vieles mehr und auch weniger unglücklich? seit gestern Abend liebte er Matthisson? Brachte er nicht „die Betende“ Matthisson's mit dem überraschten Betenden von gestern Abend in Verbindung? Stand nicht augenscheinlich das Ganze in Beziehung zu ihr selbst? Und das „diesen Kuß der Betenden,“ sollte es nicht ihr, wenigstens ihr mit gelten? Und dann: — liebte er sie, oder liebte er vielleicht unglücklich eine Andere? Das Letztere ließ sich fast aus seinen räthselhaften Klagen vermuthen; aber war aus Allem nicht viel wahrscheinlicher, fast gewiß, das erstere zu folgern? Ließ sich nicht annehmen, daß er sich nur unglücklich nannte, eben jener leichtsinnigen Thorheit wegen, die Graf Eichendorf so ausschweifend geschildert, und daß er jetzt zur Einsicht gekommen, vielleicht gar — Triumph! — durch sie zur Einsicht gekommen, seinen Leichtsinn beklagt und bereue . . . . .

Ob Clairisse diese Liebe fürchtete? — Wohl eben nicht. Noch kein Mann hatte einen so eigenthümlichen, sonderbaren Eindruck auf sie geübt, als Arthur seit dem ersten Augenblick, wo sie ihn nur flüchtig gesehen, so keiner hatte ihre Gedanken so angenehm beschäftigt, wie er. Die Vergleiche, welche sie insgeheim zwischen dem Grafen und dem Hauptmanne anstellte, fielen in jeder Beziehung und ganz entschieden zum Vortheile des Letzteren aus. Seine Worte sprachen zu ihrem Herzen, die des Grafen indignirten oder ließen sie ihm besten Falle gleichgültig; seine Art zu schmeicheln gefiel ihr ungleich besser, als die des Grafen. Seine Augen waren schön und blickten einmal schalkhaft, dann wieder schwermüthig-gut, die lauernden des Grafen lugten boshaft gierig. Die ganze äußere Erscheinung Beider waren diametrale Gegensätze.

Was Wunder! — sie gab dem Hauptmanne den Vorzug. Ob ihr Interesse an ihm wirklich schon Liebe oder ob es nur Theilnahme, Mitleid war — wer weiß es? — Jedenfalls aber war es auf dem besten Wege, Liebe zu werden.

Und wenn Arthur sie liebte, wenn seine Leidenschaftlichkeit Ausbrüche dieser Liebe waren, mußte sie durch solche Leidenschaften nicht mit fortgerissen werden, mußte sie andererseits nicht die furchtsame Abneigung gegen den Grafen dorthin drängen, wo sie lieben konnte und wo sie vielleicht zart und innig geliebt wurde.

Das arme Kind, das noch nichts von Liebe und noch nichts von Schuld wußte, das gern alle Menschen durch den nur reinen Reflex gebenden Spiegel ihres eigenen Herzens beurtheilte, — was hatte es gethan, daß es das

Digitized by Google

Schicksal zwischen zwei Wege stellte, die vielleicht beide zu Abgründen führten. Oder konnte der Weg, auf welchem Sie sich durch ihr Herz vorwärts gezogen fühlte, während sie vor dem andern zurückbebte, zu keinem Abgrunde führen. Kann das Herz des reinen Weibes, in welches der Schöpfer, gleich wie in die des geweihten Dichters, neben die Liebe so tief und mächtig die Ahnung gelegt hat, nicht auch irre gehen? Kann die Unschuld nicht betrogen, kann ihr Liliengewand nicht von unreinen Händen beschmutzt und zerknittert werden. Ist's denn so selten, daß

„Eine Blume liegt am Weg' zertreten
Und mit ihr ein ganzes Heiligthum."

Oder müssen wir öfter an solch' zertretenen Blumen vorüber, deren geschändet Heiligthum unsere Seele mit Mitleid und Trauer erfüllt?"

Doch „So theuer," spricht ja der Sänger des verlornen Paradieses,

So theuer ist dem Himmel heil'ge Keuschheit
Daß, wird ein Herz aufrichtig so befunden,
Wohl tausend Engel schützend es geleiten
Um Schuld und Sünde fern von ihm zu halten."

Arthur war auf sein Zimmer gegangen, um sich auszuweinen. Konnte er seine Schuld verweinen? Es wäre ihm seine Last leichter geworden, hätte er nur weinen gekonnt. Aber der Thränenquell versiechte im Auge und füllte, sich nach Innen ergießend, sein Herz.

Konnten Thränen sein Herz rein waschen? Sie zogen als dunkle, wetterschwangere Wolken an seinem Himmel auf, an seinem neueroberten Himmel, von dem ihm ein Stern niederglänzte, so hell und schön und rein, wie er noch nie geahnt hatte, daß es einen gebe, ein Stern zu dem er im Bewußtsein seiner Schuld nicht aufzublicken wagte, und zu dem es ihn so gewaltig hinzog; ein sonneleuchtender Stern, der seinen finstern Weg wieder aufhellen, in dessen Anschauen er besser und besser, vielleicht noch gut werden konnte.

Aber zwischen ihm und diesen seinen Stern trat immer und immer wieder das finstere Gewölk seines Schuldbewußtseins und immer von Neuem durchtobte das Gewitter der Leidenschaft seine vom Selbsthaß erfüllte Brust. Wäre noch dieser Selbsthaß Verzweiflung gewesen, die Verzweiflung hätte sich leichter getragen, hätte vielleicht zu einer letzten, heilenden Krise geführt.

Aber der Haß kämpfte mit der Liebe, die Zweifel mit dem Glauben, die Verzweiflung mit der Hoffnung, und diese Kämpfe rieben ihn mehr auf, als es die Verzweiflung zu thun vermocht hätte; der gewaltsamen Abspannung des Nervensystems folgte rückwirkend eine um so größere Verwirrung desselben, die seine Willenskraft fast paralysirte.

Als Johann am andern Morgen in das Zimmer seines Herrn trat, lag dieser noch im Bett und sah mehr einem Todten als Lebendigen ähnlich. Er hatte Fieber und sagte, daß er heute nicht aufstehen werde.

„Es ist ein alter Mann unten, der Eure Gnaden zu sprechen wünscht."

„Später, jetzt nicht."

„Das habe ich ihm auch schon gesagt; er spricht aber, es müsse gleich sein; ich solle Ihnen nur sagen: der alte Joseph wäre da."

„Joseph?" Arthur überlegte einen Augenblick. „Laß ihn herauf kommen," sagte er dann.

Bald darauf trat ein alter, aber noch rüstiger Mann mit grauen Haaren und gutmüthig blickenden, jetzt in Erwartung einer Freude erglänzenden Augen ein. Wir haben ihn schon bei Arthurs Mutter gesehen.

„Du? Joseph!" rief ihm Arthur aus dem Bette entgegen.

„Ihr alter Seph!" antwortete der Alte freudig bewegt, indem er so schnell, als es ihm seine Füße erlaubten, aus Bett hineilte und seinem vermeintlichen jungen Herrn die Hand küßte. „Sind Sie krank? gnädiger Herr, und ich war nicht da, um Sie zu pflegen, und sehr krank, sehr krank müssen Sie sein, fast erkenne ich Sie nicht wieder!

„Es ist nichts weiter, alter, guter Joseph; ein vorübergehendes Unwohlsein, wie ich es jetzt oft gehabt. Doch, erzähle mir vom Hause von dir, von deiner Reise."

„Joseph erzählte, ziemlich weit ausholend und immer wieder auf seine vor Jahren mit seinem jungen Herrn verlebte glückliche Zeit abschweifend, die Ereignisse im Hause des treubrüchig gewordenen Regierungsraths, die Einzelheiten seiner Flucht aus demselben und schließlich seinen Besuch bei Frau Siebel, deren Elend er mit den lebhaftesten Farben schilderte.

„Was, meine — Tante in solcher Noth?" fuhr Arthur, den Erzähler unterbrechend, auf.

„Es ist so wie ich Ihnen sage, gnädiger Herr; sie hatte als sie krank war, Niemanden der sie pflegte, kein Holz, kein Brod . . . ."

„Tod und . . . . .! Also die 500 Thlr?"

„Hat sie nicht bekommen, keinen Pfennig."

„Ha, dieser Niederträchtige, der . . ."

„Ist der Herr Regierungsrath, Ihr Vater!"

„Es ist ein Elender!" sagte Arthur mit dumpfer Stimme. „Aber ich noch mehr," fügte er leise hinzu. „Doch sprich," fuhr er laut fort, „was sagtest Du da von Betrug; was meinst Du damit, daß meine Tante ohnehin betrogen?"

„Was ich Ihnen früher schon einmal ge-

Digitized by Google

sagt, daß Ihr Vater sie um ihr Erbe betrogen hat!" —

„Mein Kopf ist schwach geworden, seit der Verwundung; ich erinnere mich nicht mehr deutlich. Wiederhole mir, was Du weißt."

„Ihr Vater benutzte die Krankheit seiner Schwester, um seinen Vater durch Ueberredung zu gewinnen. Er versicherte ihm, daß Anna nicht krank sei, sondern sich nur krank stelle, um ihn nicht pflegen zu müssen. Der Doctor Fuchs, der beide behandelte, bestätigte dies. Ich hatte Ihre Tante lieb, fast so lieb, wie ich Sie habe, denn Sie war so gut gegen alle Menschen, daß sie Jeder lieb haben mußte. Wenn ich einmal allein mit ihrem Großvater war, dann sagte ich ihm, wie krank sie sei und daß sie durch die langen, erschöpfenden Nachtwachen krank geworden und wie ängstlich sie noch um ihn besorgt sei.

Dr. Fuchs gab ihm auch immer Pulver, nach denen er sehr aufgeregt, dann wie dumm im Kopf wurde. Ehe der Notar und die Zeugen kamen, vor denen ihr Vater das zweite Testament unterschrieb, hat er ihm mehrere solche Pulver gegeben, das habe ich gesehen. Aber ich konnte nichts sagen. Ihr Vater, glaube ich, hätte mich aus dem Weg geschafft. Den Großvater hatte er ganz in seiner Gewalt. Durch das Testament wurde Ihre Tante, ich glaube um mehr als 100,000 Thaler verkürzt, die ihr schon zugeschrieben waren. Ihr Vater hatte schon viel auf der Universität durchgebracht und Ihr Großvater hielt vor seiner Krankheit auch nicht viel auf ihn; er sagte immer: aus dem Schlingel wird nichts!

Der bringt wieder durch, was ich mir verdiente. Wenn Ihre Tante nicht gewesen, er hätte sich vielleicht noch von ihm losgesagt. Die bat aber immer noch für ihren Stiefbruder und sagte: Später ändert sich das; er würde schon noch gut werden.

Als ihr Vater zu Haus kam, und Vater und Schwester krank fand, da schien er auch gut geworden zu sein; er ging nicht viel vom Bette Ihres Großvaters weg und that Alles was er verlangte. Aber das war nur Schein; er wollte, daß Niemand weiter mit dem Kranken spreche; um seine Mutter bekümmerte er sich nicht. Unsereiner durfte freilich nichts sagen, denn alle Menschen, die von ihm abhingen, das waren Hunde in seinen Augen, die durften nicht bellen. So ist's immer gewesen und so ist's heute noch. Nehmen Sie's nicht übel, gnädiger Herr, aber es ist so. Sie sind so gut, wie ihre selige Mutter; ich muß es Ihnen sagen, daß Sie an ihrer armen Tante wieder gut machen können, was der Herr Rath an ihr verbrochen hat."

Arthur hatte gespannt jeden Wortes gelauscht.

„Aber Beweise! Joseph! Hast Du keine Thatsachen, die beweisen?"

„Glauben Sie ihrem alten Seph nicht mehr?"

„Du kannst schwarz, statt grau gesehen, kannst Dich getäuscht haben. Ich will klare Beweise."

„Hier ist einer."

Joseph nahm aus seiner Brieftasche ein angehängtes Papier und überreichte es Arthur. Dieser las:

„Ich gebe Ihnen hiermit die 1000 Thaler in denselben Scheinen, welche ich von Ihnen empfangen, zurück. Ich bereue im Angesichte des Todes die Ihnen geleistete verbrecherische Hülfe und will meine Familie lieber arm, als ihr Geld hinterlassen, an dem Schmutz des Verbrechens klebt und das ihr keinen Segen bringen könnte. Verrath haben Sie von mir nicht zu fürchten, aber bereuen auch Sie und machen Sie wieder gut, was noch gut zu machen ist. Das ist der Rath eines Menschen, der kein Interesse mehr am Leben hat, als das seines Andenkens.

Dr. Fuchs."

„Wie kam der Brief in Deine Hände, Joseph?"

„Durch Zufall" — antwortete der alte Joseph auf die Frage Arthurs, wie er zu dem Brief gekommen sei; — der Herr Rath hatte viele Schriften in den Ofen gesteckt, als ich zufällig dazu kam. Das war das einzige Blatt, welches das Feuer noch nicht verzehrt hatte; ich nahm es und hob es für Sie auf."

Arthur's Augen funkelten, ein garstiges Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Das ist Alles, was Du weißt?" fragte er mit einem Blicke, der in das Herz des Gefragten einzudringen schien.

Joseph sah seinen Herrn unschlüssig an und nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Alles, Joseph?" inquirirte Arthur in erhabenem Tone.

Der alte Diener wurde verlegen. „Alles, was ich sagen darf."

„Alles will ich wissen. Hörst Du, Joseph? Alles, was Du weißt."

„Ich darf nicht Alles sagen."

„Du mußt es, Joseph, ich befehle es Dir! was es auch sei, ich werde es ruhig anhören. Ich muß alles wissen, was Du weißt, wenn Du willst, daß ich wieder gut machen soll, was mein verblendeter Vater verbrochen."

„Ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich sagen durfte."

„Du hast also Geheimnisse vor mir? Geh' Joseph, geh', Du hast kein Vertrauen und keine Liebe mehr zu mir. Geh' ich mag nichts mehr von Dir wissen."

Digitized by Google

„Ob ich Sie liebe, gnädiger Herr? ob ich Vertrauen zu Ihnen habe? Ich, der ich Sie als Kind auf den Armen gewiegt, der ich Niemand mehr habe als Sie.

Der Alte brach in Thränen aus.

„Ich meine das nicht so, Joseph, Du bist eine treue Seele; aber warum auch willst Du mir etwas verschweigen, was mich jedenfalls so nahe angeht?"

„Ich muß, gnädiger Herr."

„Offen, mein lieber Seph, warum mußt Du?"

„Ich hab' dem Herrn Rath schwören müssen, bei Gott und meiner Seligkeit nie ein Wort davon über meine Lippen zu bringen, wie es auch komme."

„Das muß etwas Böses gewesen sein und das mußt Du mir auch sagen, trotz Deines Schwurs."

„Ich werde es nie!"

„Weißt Du nicht, daß ein Eid, zur Begünstigung oder zur Verheimlichung einer bösen That geleistet, nie binden kann? Weißt Du nicht, daß Du Dich durch diesen Eid dem Teufel verschworen hast?

Joseph zitterte. Er blickte Arthur flehend an, als er die letzten in fast drohendem Tone gesprochenen Worte hörte.

„Du kannst", fuhr dieser fort, „Deine absichtslose Betheiligung an einem Verbrechen, das hier im Spiele ist, nur dadurch wieder gut machen, daß Du mir als dem Sohne, auf den auch der Fluch des Verbrechens forterben würde, Alles gestehst."

„Nun denn, so mag Gott mir verzeihen, wenn ich Unrecht thue."

„Sprich, Joseph!"

„Sie sollen Alles erfahren. Am letzten Tage, es war an einem Sonntag, als Ihr Großvater starb, da mochte es ihm viel Sorge machen, daß er sein erstes Testament widerrufen und ein anderes gemacht hatte. Den ganzen Tag verlangte er, ohne sich besänftigen zu lassen, seine Tochter zu sehen. Vergeblich suchte man ihn zu überreden, daß das nicht gehe.

Man sagte ihm nun, daß sie wirklich sehr krank geworden sei und jetzt phantasirend im letzten Stadio des Fiebers liege.

„Tod oder lebendig," hörte ich ihn sagen, „bringt sie mir, ich muß sie noch einmal sehen." Der Doktor gab ihm Pulver, darauf schlief er wieder eine Weile. Dann rief er immer und immer wieder: „Anna, bringt mir meine Anna!" Ich mußte ihn immer wieder mit aus dem Bette heben, da hörte ich es mehreremale und sein Rufen schnitt mir durch die Seele. Aber Ihr Vater wich keinen Augenblick mehr vom Bett und Niemand sonst durfte in's Zimmer, auch ich sollte mich nicht darin aufhalten, wenn ich nicht mehr gebraucht wurde. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Nationalcostüm der Fürstin von Rumänien.) Ueber das Diadem und Nationalcostüm, welches die Stadt Bukarest der Fürstin bei ihrer Ankunft als Ehrengabe hat überreichen lassen, schreibt man der „Magdeb. Ztg." aus Bukarest: Das Diadem ist aus der Werkstatt des Herrn Beaugrand in Paris hervorgegangen und für den Preis von 107,000 Francs gekauft worden. Den oberen Rand des Diadems bilden 17 birnenförmige Perlen, der Größe nach auf- und absteigend, derart, daß die mittlere die größere ist. In der zweiten Reihe befinden sich 17 à jour gefaßte Solitaire von der schönsten Reinheit, von denen der mittlere in Größe einer Kirsche noch besonders durch 25 kleinere Brillanten gehoben ist. In der dritten Reihe stehen wiederum 17 feine Perlen von runder Form, darunter noch eine Reihe kleiner Diamanten, und den äußersten Rand bilden 64 Perlen, alle von der Größe einer Erbse. Die Metallfassung des Diadems ist außerdem an der vorderen Seite überall mit Diamantensplittern verziert, so daß das Ganze bei strahlendem Lichte einen wahrhaft zauberischen Effect macht. Das Nationalcostüm, welches hier verfertigt worden ist, besteht aus einem Unterkleide von weißer indischer Seide. Die Taille bildet eine Art von Tunica von Goldbrocat, reich mit blau und rothen Besätzen verziert, so daß in den Farben des Oberkleides die Nationalfarben blau, roth und gelb vertreten sind. Eine Schürze von schwarzem Stoffe mit Goldstickerei und eine Kette, gebildet aus goldenen Münzen, vervollständigt den nationalen Anzug.

(Untersee'scher Kirchhof.) Seit einiger Zeit bietet sich zur Ebbezeit in dem Canal zwischen Diel und Bath, bei der kleinen Insel Saftingen in der Schelbemündung ein grauenhafter Anblick, indem dort eine große Menge verfaulter Särge ohne Deckel sichtbar werden, deren jeder ein Geripp oder Theile eines solchen enthält. Der alte Begräbnißplatz, den man hier offenbar vor sich hat, ist ohne Zweifel bei der furchtbaren Ueberschwemmung im Jahre 1830 von den Fluthen verschlungen worden, und hat sich hier in neuester Zeit der Wasserspiegel wieder gesenkt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. J. Reichardt in Schweinfurt (Rückertsstraße No. 333.)

Bayerische Staatsbibliothek München

